

böhlau

Ernst Hanisch

Der große Illusionist

Otto Bauer (1881–1938)

Gedruckt mit Unterstützung durch:

B M W _ F ^a

Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien



MA 7, Kulturabteilung der Stadt Wien

-
Stiftungs- und Förderungsgesellschaft der Paris-Lodron-Universität Salzburg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-205-78601-6

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der Wiedergabe im Internet und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2011 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H. und Co. KG, Wien · Köln · Weimar
<http://www.boehlau-verlag.com>

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Druck: CPI Moravia

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Keine Entschuldigung	9
--	---

Erster Teil Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte

I. Das familiäre Umfeld	19
1. Ein jüdisch-bürgerlicher Aufstieg: die Eltern	19
2. Das Sorgenkind: Ida Bauer, verheiratete Adler	26
3. Die Majestät des begabten Erstgeborenen: das Kind Otto Bauer	29
4. Das lose Ehegefüge der Akademiker: Dr. Helene Bauer (geborene Gumplowicz, geschiedene Landau)	32
II. Judesein im Zeitalter des politischen Antisemitismus	40
1. Der Liberalismus als Rahmenideologie für den sozialen Aufstieg der Juden	41
2. Das Scheitern des Liberalismus	44
3. Sozialdemokratie und Antisemitismus	47
4. Welche jüdische Identität hatte Otto Bauer?	50
III. Der große Raum der multiethnischen Habsburgermonarchie	58
1. Autoritarismus und Demokratie	59
2. Reichspatriotismus und Schulen	62
3. Die Universität: Rechtswissenschaft und Politische Ökonomie	66
4. Loyalität und Männlichkeit: das Militär	75
4.1 Leutnant der Reserve Dr. jur. Otto Bauer	77
4.2 Übergröße Schneidigkeit im Krieg	80
4.3 In Sibirien und nachher	86
5. Nation als Kulturgemeinschaft	92
5.1 Nationalismus als Integrationsideologie	92
5.2 Ein steiler Start. „Nationalitätenfrage und Sozialdemokratie“ (1907)	96
5.3 Ein Programm für Österreich	101

IV. Sehnsucht nach Erlösung: Sozialdemokratie als Heimat und Utopie	105
1. Der Intellektuelle und der Sozialismus	105
1.1 Vision Sozialismus	108
1.2 Wissenschaft und Marxismus: der Austromarxismus	112
1.3 Die selbstverständliche Verbindung von Theorie und Praxis	116
2. Die Partei	119
2.1 Beginn der politischen Karriere	122
2.2 Der Zerfall der „österreichischen Internationale“	126
2.3 Der Weg der Geschichte führt über Leichen: die Teuerung	128
2.4 Der Linke aus St. Petersburg	132
V. Der junge Herr Marxist	136

Zweiter Teil

Leidenschaft der Politik

I. Die österreichische Revolution 1918–1920	143
1. Plebisitz und Schiedsgericht als Modell: Staatssekretär des Äußeren	148
1.1 Das Palais auf dem Ballhausplatz	148
1.2 Grundzüge der Außenpolitik	152
1.3 Die drei Plagen: Hunger, Kälte, soziales Chaos	155
1.4 Flucht aus Österreich: der Anschluss an Deutschland	157
1.5 Neutral gegenüber Räteungarn?	162
1.6 Der Weg nach Saint-Germain	163
2. Demokratie oder Rätediktatur? Der Parteipolitiker	166
2.1 Koalition der Not	166
2.2 Der Kampf gegen die Linksradikalen in den Soldaten- und Arbeiterräten	172
2.3 Die Wiener Internationale. Ein „ehrlicher Makler“ zwischen Bolschewismus und Reformismus	179
3. Enttäuschte Hoffnungen: Präsident der Staatskommission für Sozialisierung	182
4. Geschichte als Klassenkampf: der Historiker	188
4.1 Die Theorie des Gleichgewichts der Klassenkräfte	195
II. Fragile Stabilität	201
1. Sozialdemokratie in der Opposition	201

1.1 Das „Rote Wien“ als Vorbild	205
1.2 Die Koalitionsfrage und die Strategie der Machtergreifung	211
2. Ein weiterer großer politischer Fehler: die maßlose Agitation gegen die Genfer Protokolle (1922)	214
3. In die Dörfer gehen: Wirtschaftsgeschichte und Agrarprogramm	219
3.1 Ein kleiner Disput über Religion	225
3.2 Welchen Erfolg hatte die differenzierte Einstellung zur Religion und das Agrarprogramm auf dem Land?	227
4. Vor dem Ziel: das Linzer Programm 1926	230
4.1 Die Regeln des Textes	234
5. Feuer – Gewalt – Massen: 15. Juli 1927	240
5.1 Folgen für die Politik	247
5.2 Die „Massen“	252
 III. Die größte Krise, welche die Welt jemals durchgemacht hat	256
1. Der tiefste Strukturbruch in der Geschichte des westlichen Industriekapitalismus (H.-U. Wehler)	257
1.1 Signaturen der ökonomischen Krise	259
1.2 Neue Sachlichkeit des Denkens	262
1.3 Die katastrophale Verschlechterung der Wirtschaftslage in Österreich	267
1.4 Ein ganzes Volk ist in Gefahr, körperlich und seelisch zugrunde zu gehen: die Massenarbeitslosigkeit	270
2. Politik des Einerseits/Anderseits	273
2.1 Kann Österreich eine Insel der Demokratie bleiben?	277
2.2 Die Dollfußstraße in die Diktatur und die Polarisierungen in der Sozialdemokratie	284
2.3 Annäherungen an die berufsständische Ordnung	291
3. Hat der Kapitän als Erster das Schiff verlassen? Verzweiflung und Panik im Februar 1934	293
3.1 Darstellungen der Flucht Bauers	303
4. Arbeit am Februarmythos	307
 Dritter Teil	
Die Bitternis der Niederlage und des Exils	
 I. Leben, Schreiben, Kämpfen in Brünn	313

II. Die Revolutionären Sozialisten (RS) in der österreichischen Diktatur	324
1. Theorie der Illegalität	324
2. Kurze und lange Perspektive: Brünn und die österreichischen Sozialisten	328
2.1 Stimmen aus der alten Partei	334
2.2 Die Verengung der politischen Handlungsmöglichkeiten des Exils in der ČSR	336
2.3 Die Gewerkschaftsfrage	340
III. Für und wider den Kommunismus: international und national	344
1. Der integrale Sozialismus	344
2. Die Wende 1935/36: Demokratisierung der Sowjetunion?	350
3. Der „Große Terror“	353
4. Revolutionäre Sozialisten und Kommunisten in Österreich: die Einheitsfront in der Praxis	357
IV. Wird Hitler Europa beherrschen?	361
1. Faschismus statt Nationalsozialismus	361
2. Der österreichische Nationalsozialismus	364
3. Die letzten Monate	369
3.1 Nach dem „Anschluss“: nicht reaktionär, sondern revolutionär . .	369
3.2 Der Tod in Paris	372
Vierter Teil	
Das ambivalente Erbe	
I. Selektive Erinnerungspolitik	379
II. Eine Welle der Bauer-Rezeption	387
Anmerkungen	395
Quellen und Literatur	455
Bildnachweis	473
Register	474

Einleitung : Keine Entschuldigung

Denn dies scheint die Hauptaufgabe
der Biographie zu sein, den Menschen
in seinen Zeitverhältnissen darzustellen
und zu zeigen, inwiefern ihm das
Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn
begünstigt, wie er sich eine Welt- und
Menschenansicht daraus gebildet und wie
er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schrift-
steller ist, wieder nach außen abspiegelt.
(Johann W. Goethe: Dichtung und Wahrheit)

Die Menschen machen ihre eigene Geschichte,
aber sie machen sie nicht aus freien
Stücken unter selbstgewählten, sondern
unter unmittelbar vorhandenen, gegebenen
und überlieferten Umständen.
(Karl Marx: Der achtzehnte
Brumaire des Louis Bonaparte)

1. Viele wissenschaftliche Biografien beginnen die Einleitung mit einer Entschuldigung.¹ Und tatsächlich: Als ich in den Sechzigerjahren wissenschaftlich zu arbeiten anfing, zählte die Biografie zum alten Plunder, ein Restposten des scheinbar überwundenen Historismus. Natürlich wurden auch damals Biografien geschrieben. Das Publikum liebte seine „Sisi“. Wer aber jung und modern war, suchte in der Geschichte Strukturen zu analysieren, große Massenbewegungen, ökonomische Konjunkturen; bestenfalls statistisch erhobene Kollektivbiografien galten etwas. Mit der Kritik an der menschenleeren Strukturgeschichte in den Achtzigerjahren, die von der Alltagsgeschichte, später von der Historischen Anthropologie herkam, trat das Leben der „kleinen Leute“ ins Visier der Forschung – nicht als Selbstzweck, sondern verwoben mit den feinen oder groben Gespinsten der Zeit, in der sie lebten.² Gleichzeitig jedoch formulierte das postmoderne Denken eine noch radikalere Kritik des biografischen Modells. Der proklamierte „Tod des Subjekts“ (Michel

Foucault) löste das Individuum in Diskurse auf, in ein „Babel of voices“ (Lois W. Banner). Es gäbe kein „Ich“ und so zerplatzte auch die Einheit der Person. Alle diese Tendenzen führten zwar zu einer Pluralisierung der historischen Forschungsfelder, doch das robuste Genre der wissenschaftlichen Biografie überlebte alles.³ Plötzlich, am Ende des 20. Jahrhunderts, war die Rede vom „biographical turn“, davon, dass die Biografie wieder in Mode sei, von einer neuen „vogue“ der wissenschaftlichen Biografie,⁴ ja vom „biografischen Verlangen“.⁵ Was sich zu präsentieren begann, in der Theorie und der Praxis der Darstellung, war im Selbstverständnis der Autoren (darunter viele Frauen) eine neue Form der Biografie, die jene Skepsis gegen das Genre aufgenommen und produktiv zu verarbeiten suchte.⁶

2. Ein Topos der Einleitung von Biografien, der häufig vorkommt, stammte von Pierre Bourdieu: die Warnung vor der „biografischen Illusion“. Gemeint ist die Illusion, dass sich eine einfache Identität eines biologischen Individuums in allen möglichen Feldern gewährleisten lässt; dass sich ein Leben als einzigartig und für sich selbst ausreichend aus einer Abfolge aufeinanderfolgender Ereignisse begreifen lässt.⁷ Hinzu kam der Konstruktivismus, der die Selbstinterpretation des Individuums sowie die Arbeit des Biografen nur als zwei von verschiedenen Möglichkeiten der „Konstruktion“ verstand.⁸ Gewiss muss der Biograf der analysierten Person verschiedene Identitäten und Rollen zugestehen, die immer auch auf konstruktiven Elementen basieren. Konkret bei Otto Bauer: Kind, Sohn und Bruder – der liberale Historiker Richard Charmatz hatte allerdings 1947 die Frage gestellt: ob dieser Mann, der stets in Probleme vertieft war, „jemals rechtschaffen jung gewesen sei“⁹ –, später Schüler, Student, Schriftsteller, Lehrer in der Arbeiterschule, Sekretär der sozialdemokratischen Parlamentsfraktion, daneben Reserveoffizier, 1914 Kriegsteilnehmer, kurze Zeit darauf Kriegsgefangener in Sibirien; 1917 Vordenker der Linken in der Partei; 1918 Parteiführer und „Minister“, Parlamentarier, Journalist und Theoretiker, führendes Mitglied der „Internationale“; 1934 zunächst politischer, dann 1938 jüdischer Emigrant; privat: Ehemann, Stiefvater, Geliebter usw. Kurz, wir treffen in einer Person viele Identitäten und Rollen. Dennoch lässt sich zeigen, dass Bauer eine Rolle, die er in der Herkunftsfamilie gelernt hatte, die Rolle des „Vermittlers“ – Vermittler zwischen Vater und Mutter, Eltern und Schwester –, dass er diese Rolle auch als erwachsener Mann in der großen Familie des Sozialismus ausgeübt hatte. Ebenso war seine Entscheidung für den marxistischen Sozialismus und der Eintritt in die Arbeiterbewegung eine Wahl, die er bereits als Schüler und Student getroffen hatte, eine Konstante in seinem

Leben bis zum Tod 1938. Genauso war seine Rolle als Soldat, obgleich er leidenschaftlich für den Frieden kämpfte, etwas, dass seinen Habitus prägte, dann ins Klassenkämpferische transformiert, etwas, dass die militärische Metaphorik seiner Sprache als reifer Politiker zutiefst formte.

3. Dass Strukturanalysen in eine Biografie einbezogen werden müssen, ist nicht besonders neu. So unterschiedliche Denker wie Goethe und Marx wussten das bereits (siehe die Zitate am Beginn der Einleitung). Doch Strukturen sind kein Gefängnis, in dem die Menschen eingesperrt sind; als Akteure haben sie immer auch einen mehr oder minder großen Handlungsspielraum. Bei einem führenden Politiker sind diese Handlungsspielräume größer als bei einem Hilfsarbeiter. Er kann allerdings auch größere Fehler machen. Eine Biografie in den Kontext stellen, heißt daher: Handlungsspielräume, Handlungsbedingungen, aber auch Handlungsfolgen und Nebenfolgen eines Politikers abzuschätzen. Obendrein bleiben Strukturen nur bestehen, weil sie von verschiedenen Akteuren mitproduziert und erhalten, von Politikern an den Schaltstellen allerdings auch verändert werden. Sie können sich auch verselbstständigen, sodass nicht mehr so klar ist, wer wirklich die Verantwortung trägt, etwa bei revolutionären Brüchen. Für eine Biografie jedenfalls gilt: dass „objektive“ Strukturen und subjektive Erfahrungen, beziehungsweise individuelles Handeln in einer dialektischen Beziehung stehen. Erklärungsbedürftig ist das politische Handeln deshalb, weil es zwar von Strukturbedingungen abhängig ist, aber von ihnen nicht vollständig determiniert wird.¹⁰

Es gibt daher in einer Biografie keine lückenlose Sinngebung, keine eindeutige Kohärenz. Auch in einem Politikerleben gibt es Zufälle, den Zweifel, die Unsicherheit vor Entscheidungen. Strukturen sind auch als Konfigurationen zu verstehen, als ein bewegliches System gesellschaftlicher Beziehungen. Dabei kommt immer die Sprache mit ins Spiel. Einerseits das normative Vokabular einer bestimmten Gesellschaft in einer bestimmten Zeit, andererseits die Sprache einer bestimmten Denkschule – konkret im Falle von Otto Bauer das Vokabular des Marxismus. Als Marxist lehnte Bauer den Kult der „großen Männer“ entschieden ab. Strukturen, in erster Linie Klassenverhältnisse, waren für seine Analyse der entscheidende Faktor. Die marxistische Sprache gab seinen Analysen die intellektuelle Schärfe. Aber sie diente auch zu einer allzeit bereiten Rechtfertigung der eigenen Praxis. Das Spiel mit der Dialektik erlaubte, sein politisches Handeln jederzeit als historisch notwendig einzurunden. Das war ihre Gefahr und auch – manchmal – ihre Unredlichkeit.

Jede individuelle Biografie befindet sich in verschiedenen Zeitebenen. Jede Gegenwart trägt den Zeithorizont der Vergangenheit und der Zukunft in sich. Jede individuelle Biografie aktualisiert sich in der kurzen Zeit des eigenen Lebens und der langen Zeit der historischen Epoche. Bauer hat fast jeden seiner Texte mit einer Darstellung der Vergangenheit begonnen. Sein marxistisches Koordinatensystem verführte ihn jedoch, die offene Zukunft immer auch mit Prognosen zu füllen, die kurzfristig oft falsch waren. Diese kurzfristigen falschen Prognosen versuchte er durch die langfristige Perspektive des angeblichen „naturgesetzlichen“ Verlaufes der Geschichte auszugleichen. Letztlich werde sich das eherne Gesetz der Geschichte durchsetzen – auf dem notwendigen Weg vom Kapitalismus zum Sozialismus. Hier nun verschoben sich die Analysen häufig von der Ebene der Wissenschaft auf die Ebene des Glaubens. Die Verwissenschaftlichung des Denkens im 20. Jahrhunderts entzauberte die Welt (Max Weber) auf der einen Seite, doch der Gestus der Wissenschaftlichkeit konnte auf der anderen Seite auch eine neue Verzauberung produzieren. Die großen ideologischen Systeme wie Marxismus und Faschismus belegen das.¹¹

4. Der Sozialismus also: Dieser Glaube an den Sozialismus ist heute, nach den Verbrechen des Stalinismus, nach dem Zusammenbruch des „Realsozialismus“, schwer zu verstehen. Aber der Historiker muss immer auch die vergangene Zukunft einer vergangenen Gegenwart beachten. Als Bauer in den 1890er-Jahren die Glaubensentscheidung für den Sozialismus traf, besaß die Vision noch den Charme der Unschuld. Und dieser Glaube war ernst und ernsthaft: ein Zustand der Ergriffenheit, ein „heiliges“, letztgültiges Ziel, das sein ganzes Leben prägte. Der Biograf muss daher diesen hartgehämmerten Glauben an den Sozialismus ebenfalls ernst nehmen. Er muss jedoch zu erklären versuchen, aus welchen Lebens- und Zeitumständen dieser Glaube entsprang und wie er auch durch die Realität der Verwirklichung in den Zwanziger- und Dreißigerjahren, in Wien und in der Sowjetunion, nicht irritiert werden konnte. Die tiefste emotionale Grundlage für diesen Glauben findet sich in der Sehnsucht nach Gerechtigkeit: einer ehrenhaften, noblen Sehnsucht. Dass sich dieser Glaube im Laufe des 20. Jahrhunderts als Illusion herausstellte, war die Tragik des Lebens von Otto Bauer. Was bleibt, ist sein Werk, die scharfsinnige Analyse der Gesellschaft seiner Zeit, der Intellektuelle als Person, ein Kraftwerk intellektueller Energien, die den provinziellen Horizont der meisten österreichischen Politiker weit überstiegen. Aus meiner Sicht – der größte Politiker-Intellektuelle in Österreich im 20. Jahrhundert. Der Holocaust in

Europa und in Österreich, die blutige Realität des verwirklichten Sozialismus in der Sowjetunion hatten das optimistische Menschenbild der Arbeiterbewegung zerstört. Hyperions Schicksalslied (von Friedrich Hölderlin) hat bereits der „glänzenden Götterluft“ die Welt der Menschen entgegengesetzt:¹²

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahr lang ins Ungewisse hinab.

Dennoch: Die Vision des Sozialismus hatte wesentliche Schritte in Richtung Sozialstaat ausgelöst, die ebenfalls nicht vergessen werden dürfen.

5. Hinter dem Werk verschwindet der Mensch Otto Bauer. Er ist nur mühsam aufzuspüren: in einigen Briefen, in manchen Reden, in schwachen Hinweisen in seinen Büchern und Broschüren, der einsame, zur Depression neigende, in die Arbeit vergrabene Mensch. Ein Mann fast ohne Privatleben. Ein Politiker von überragender Intelligenz, in vielen wissenschaftlichen Fächern bewandert, mit reichen Gaben ausgestattet (aber nicht mit Humor), der seine Überlegenheit gegenüber dem politischen Gegner mit einer gewissen intellektuellen Arroganz ausspielen konnte und so dessen blanken Hass auslöste, der aber gleichzeitig dem einfachen Arbeiter, dem einfachen Bauern mit Respekt begegnete. Er verachtete die „Verhaberung“ der österreichischen Politik und erschien so seinen weltanschaulichen Konkurrenten oft als reiner Ideologe. Für viele Arbeiter hingegen war er „unser Otto Bauer“.

Das zentrale Problem der Politik von Otto Bauer war weniger der Widerspruch von Theorie und Praxis, der Widerspruch von pragmatischer Politik und radikaler Phrase (Norbert Leser), sondern eine Politik des Einerseits/Anderseits (Ludwig Leser), anders gesagt: die Differenz zwischen dem scharfblickenden Analytiker und dem oft handlungsunfähigen Praktiker der Politik. Der Zweifel des Intellektuellen ebenso wie die Bedenken des Moralisten, die Verantwortung vor den „Müttern des Landes“, standen dem zupackenden Politiker im Wege. Diese Zwiespältigkeit, dieses Dilemma überspielte Bauer mit

dem Entwerfen der „großen Theorie“, mit dem Glauben an den letztlichen Sieg des Sozialismus. Für den Intellektuellen seines Typus war die Opposition der natürliche Ort; daher begegnete er jeder Koalition weltanschaulich verschiedener Parteien mit großem Misstrauen.

Dann das Quellenproblem: Der Knappheit der privaten Quellen steht ein Übermaß an Bauers öffentlichen Texten gegenüber. Mehr als zehntausend Druckseiten. Diese Äußerungen sind keine heiligen Texte. Der Biograf muss auswählen, Relevantes von weniger Relevantem unterscheiden. Bei dieser Auswahl werden notwendigerweise subjektive Gesichtspunkte sichtbar.

Jede Biografie ist auch mit der Biografie des Autors verwoben. Keine Geschichte ohne Autobiografie. Ein Biograf, der das Ziel hat, eine reflektierte Biografie zu schreiben, muss daher auch seinen eigenen Zugang mitreflektieren. Ich war nie Sozialist. Ich komme herkunftsmäßig aus einem „liberalen Katholizismus“, mit einem stark sozialen Anspruch. Am Anfang stand der Entschluss, eine Biografie zu schreiben. Nach einigen gesellschaftsgeschichtlich angelegten Büchern lockte mich das Genre Biografie, um über ein individuelles Leben Einblicke in die sozialen, politischen, kulturellen Verhältnisse einer bestimmten Zeit zu gewinnen. Dafür war niemand besser geeignet als Otto Bauer – zumindest in Österreich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der große Jacques Le Goff kam in seiner monumentalen Darstellung Ludwigs des Heiligen „zu der einschüchternden Überzeugung [...], daß die historische Biographie zu den schwierigsten Arten der Geschichtsschreibung gehört“.¹³ Das war die intellektuelle Herausforderung.

Ich hatte bereits drei Aufsätze über Otto Bauer geschrieben und dafür die neunbändige Werkausgabe durchgearbeitet.¹⁴ Ich kannte sein Werk und seine Zeit. Und es gab keine wissenschaftliche Biografie dieses Mannes. Die einzige Biografie stammte von einem Schüler und Mitstreiter, von Otto Leichter.¹⁵ Dieser hatte zwar den Vorteil, Bauer persönlich gut gekannt zu haben, aber er war kein Historiker und ihm fehlte die notwendige wissenschaftliche Distanz. Ich gehöre einer anderen Generation an, mit anderen historischen Erfahrungen. Dabei geht es nicht um eine ohnedies nie erreichbare „Objektivität“, sondern um die Unabhängigkeit des Urteils. Das fällt meiner Generation leichter als der Generation der Mitlebenden. Ein weiterer Antrieb für die Bauer-Biografie bestand in der Tatsache, dass es für seinen großen Gegenspieler Ignaz Seipel bereits zwei wissenschaftliche Biografien gibt, für Otto Bauer hingegen keine.¹⁶

Was das Werk Otto Bauers so reizvoll macht, ist nicht nur der große historische Bogen, der es stützt, sondern auch die sinnlichen Schilderungen der

Gesellschaft, die scharfen sozialgeschichtlichen Skizzen, die „Fleisch und Blut der Geschichte“ wiedergeben. Skeptischer stehe ich dem Politiker Bauer gegenüber. Er hatte, getragen von seiner weltanschaulichen Position, als Interessenpolitiker der Arbeiterbewegung, eine Reihe von gravierenden falschen Entscheidungen getroffen, wie wir heute aus der Distanz leichter erkennen können.

Wer sich fünf Jahre intensiv mit einem Menschen beschäftigt, dem rückt dieser auch emotional nahe. Dann besteht die Gefahr, in die Fährte der Verherrlichung oder in die Fährte der Verachtung zu gelangen. Ich habe versucht, beide Fährten zu vermeiden. Manchmal bei der Niederschrift tauchte die Frage auf, wie würde Bauer, wäre er noch am Leben, die Darstellung seiner Biografie beurteilen? Sicherlich würde er Lücken feststellen, vielleicht auch falsche Motive, die ich ihm unterlegt habe. Doch ich hoffe, er würde zumindest das ehrliche Bemühen anerkennen, ihn fair behandelt zu haben. Eines kann ich zu meiner Verteidigung sagen: Am Anfang der Arbeit an dieser Biografie stand die Faszination, die von den intellektuellen Energien dieses Mannes ausging, sie hielt durch während des Studiums der Quellen in den Archiven, während der oft mühseligen Niederschrift, und sie wirkt auch noch nach Fertigstellung dieser Biografie.

Zu danken habe ich: Wolfgang Maderthaner, Albert Lichtblau und Gerald Sprengnagel, die Teile des Manuskriptes lasen, Ingrid Bauer, die den ganzen Text kritisch kommentiert hat, meiner Frau Christa Hanisch, die, wie stets, jede Zeile überprüft hat, und meinem Sohn Christof Hanisch, der den handschriebenen Text in den Computer tippte und mir auch sonst technisch zur Seite stand.

Erster Teil

Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte

I. Das familiäre Umfeld

Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, überzeugt sich, daß die Sterblichen kein Geheimnis verbergen können. Wessen Lippen schweigen, der schwätzt mit den Fingerspitzen; aus allen Poren dringt ihm der Verrat.

(Sigmund Freud: Bruchstück einer Hysterie-Analyse)

Es ist paradox: Wir wissen sehr wenig von dem Menschen Otto Bauer. Der Nachlass besteht aus Bruchstücken. Es gibt kein Tagebuch, keine Erinnerungen, nur wenige persönliche Briefe. Der Mensch wird überdeckt vom Politiker und Theoretiker. Gleichzeitig wissen wir vom inneren Drama der Herkunftsfamilie mehr als über jede andere vergleichbare Familie dieser Zeit. Die Ursache? Otto Bauers eine Jahr jüngere Schwester Ida war wegen neurotischer Störungen in Behandlung bei Sigmund Freud. Er nannte sie in dem 1901 geschriebenen, aber erst 1905 veröffentlichten Text „Bruchstück einer Hysterie-Analyse“ Dora. Der Vater, Philipp Bauer, hatte bereits 1894 Freud konsultiert, Ida kam 1898 als 16-jähriges Mädchen zu Freud. Von Oktober bis Ende Dezember 1900 ging sie sechsmal in der Woche zur Therapie in seine Ordination. Dann brach sie die Analyse – zur hellen Empörung von Freud – ab.¹ Die psychoanalytische Methode, die der Arzt bei dem jungen Mädchen damals anwandte, und die später von Psychohistorikern heftig kritisiert wurde, braucht uns für eine Biografie Otto Bauers nicht zu interessieren;² doch die Fakten der inneren Familiengeschichte, die Freud in seinem Text enthüllte, sind höchst wertvoll.

1. Ein jüdisch-bürgerlicher Aufstieg: die Eltern

Die Matrikeln der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien melden mit Nummer 1494 die Geburt Otto Bauers am 5. September 1881. Drei Jahre nach dem Tod Otto Bauers ließen die Nationalsozialisten (am 10. September 1941) in das Matrikelblatt den Satz stempeln: „Hat den Vornamen Israel zusätzlich zu führen.“ Absurd nicht nur in Bezug auf einen Toten, sondern auch auf die Person, die ihre jüdische Herkunft nie geleugnet hat. Als Vater wird der Kaufmann Philipp Bauer, als Mutter Katharina Bauer, geb. Gerber angegeben.

Beide wohnten im Judenviertel, in der Leopoldstadt, in der Leopoldgasse 8.³ Die Beschneidung des Kindes erfolgte am 12. September 1881. Zeugen waren Ludwig und Karl Bauer, die Brüder des Vaters. Obwohl in Wien geboren, war der Knabe wie sein Vater heimatzuständig in Pollerskirchen (Úsobi in der Nähe von Humpolec) in Böhmen. Erst am 24. November 1918 wird Otto Bauer, nunmehr bereits Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (faktisch Außenminister), das Wiener Heimatrecht erhalten. Nach dem Bürgerkrieg im Februar 1934 wird er ausgebürgert und verliert am 3. April 1934 mit der Wiener Landesbürgerschaft auch die Staatsbürgerschaft.⁴ Philipp Bauer – zunächst noch tschechisch Filip –, am 15. August 1853 geboren, war ein jüdischer, sozialer Aufsteiger. In den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts begann das „Wirtschaftswunder der böhmischen Juden“.⁵ Es setzte eine Binnenwanderung in den industrialisierten Norden ein. Der Weg führte vom Dorf in die Stadt – und für die Erfolgreichen nach Wien. Die Fabriken lagen auf dem Land, aber Verkauf und Verwaltung wurden von Wien aus betrieben. Sozial erfolgte der Aufstieg vom Hausierer (Dorfgeher) zum Inhaber eines kleinen Ladens, dann zum Großhändler und schließlich zum Fabrikanten. Die nächste Generation wechselte häufig in intellektuelle Berufe. Sigmund Freud beschrieb Philipp Bauer als die dominierende Person in der Familie, „sowohl durch seine Intelligenz und Charaktereigenschaften wie durch seine Lebensumstände“, er nannte ihn „von nicht ganz gewöhnlicher Rührigkeit und Begabung, Großindustrieller in sehr behäbiger materieller Situation“.⁶

Wie der ökonomische Aufstieg genau verlief, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Sicher ist, dass Philipp Bauer um 1900 Mitinhaber mehrerer Textilfirmen in Nordböhmen war. Der Industrie-Compass von 1911 gibt an: Die protokolierte Firma „Bauer und Gerber“ wurde 1879 gegründet – ein Hinweis darauf, dass die Heirat mit Katharina Gerber auch einer ökonomischen Strategie folgte. Die Hauptfabrik lag in Warnsdorf, nahe der sächsischen Grenze. Webereien in Warnsdorf und Nieder-Prausnitz beschäftigten 800 Arbeiter. Auf 240 mechanischen Webstühlen (in der Fabrik) und auf 300 Handwebstühlen (in Heimarbeit) wurden Anzugstoffe, Hosenzeug, Flaneldecken und Umhängtücher erzeugt. Neben der Weberei existierte eine Färberei und Appretur. Exportiert wurde nach ganz Europa und in den Vorderen Orient. Der Firmensitz befand sich in Wien, I. Bezirk, Börsenplatz 5. Eigentümer der Firma waren 1906 Philipp Bauer und sein Schwager Leo Gerber. Als Prokurist wird Ernst Adler, der Ehemann von Ida Bauer, angegeben. 1911 war Philipp Bauer krankheitsbedingt ausgeschieden, hinzu kam Leopold Oppenheimer als neuer Gesellschafter. Die Prokura behielt Ernst Adler in Wien, in Warnsdorf erhielt sie Rudolf Appelt.⁷

Die Textilindustrie in der zweiten Hälfte des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war der Industriezweig mit der größten Beschäftigungszahl. Der Handelskammerbezirk Reichenberg, in dem die Fabriken von Bauer und Gerber lagen, verfügte 1890 über mehr Spindeln zur Garnherstellung als der ganze Raum der späteren Republik Österreich. Der jüdische Anteil an der Textilindustrie war überdurchschnittlich hoch.⁸ Warnsdorf selbst, ein bedeutender Textil-Ort, hatte um 1900 circa 20 000 deutschsprachige Einwohner, darunter 124 Juden.⁹ 1912 soll Otto Bauer, damals Klubsekretär der sozialdemokratischen Fraktion im Abgeordnetenhaus und Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“, den angehenden Journalisten Julius Braunthal nach Warnsdorf geschickt haben, um die Redaktion der sozialdemokratischen „Volksstimme“ zu übernehmen. Dort existierte bereits eine gut organisierte Arbeiterbewegung. Julius Braunthal berichtet: „Die Warnsdorfer Weber waren der Idee des Sozialismus fast wie einem religiösen Glauben verhaftet ...“¹⁰ Otto Bauer erlebte so den Konflikt zwischen Kapitel und Arbeit in der eigenen Familie, den Konflikt, dem Wirtschaftsbürgertum anzugehören und den Kapitalismus zu hassen.

Wie der Verlassenschaftsakt von Philipp Bauer belegt, war Otto Bauer zu diesem Zeitpunkt bereits an der Firma beteiligt.¹¹ Die Wiener Polizeidirektion meldete 1918, dass er 1912 ein Einkommen von mehr als 4 000 Kronen besaß, 1914, nach dem Tod des Vaters, eines von circa 25 000 Kronen. Aufgrund der Rentensteuer schloss die Polizei auf ein Vermögen von 308.900 Kronen (ca. 1 288 494 €).¹² Ein verheirateter Bibliotheks-Adjunkt mit Kind wie Dr. Karl Renner verdiente etwa 4.800 Kronen jährlich.¹³ In seiner Antwort auf Engelbert Dollfuß nach der berühmten Auseinandersetzung im Parlament im Jahr 1932, als Dollfuß Bauer wütend entgegenschleuderte: „Sie sind ein Bolschewik! Sie haben sich nie ehrlich zur Demokratie bekannt!“, bekannte Bauer seinen „unauslöschlichen Hass gegen den Kapitalismus“.¹⁴ Hasste er seinen Vater, hasste er sich selbst? Ein wenig davon mag in der Psyche Bauers latent vorhanden gewesen sein. Aber das Problem ist komplexer.

Es gibt nur wenige Hinweise auf einen ausgeprägten Vater-Sohn-Konflikt, noch weniger auf einen Ödipuskomplex, eine dauernde Rebellion gegen den Vater. Gewiss mag Philipp Bauer enttäuscht gewesen sein, dass der einzige Sohn nicht in seine Fußstapfen trat, dass er das Intellektuelle dem Kommerziellen vorzog. Gleichzeitig war er jedoch stolz auf die intellektuelle Brillanz des Sohnes. Obendrein war es nicht ungewöhnlich, dass der Sohn reicher Juden sich dem Sozialismus zuwandte. Der Mentor und Lehrer in der Politik des jungen Bauer, der Parteigründer Victor Adler, war dafür ein herausragendes Beispiel.¹⁵ Und selbst in der eigenen Familie galt der Onkel Karl Bauer,

der nach schwerer Erkrankung von Philipp die Firmenleitung übernahm, als Gentleman-Sozialist, von Sigmund Freud freilich als „hypochondrischer Junggeselle“ eingestuft.¹⁶

Philipp Bauer war ein Kapitalist reinsten Wassers, politisch ein Liberaler und Freimaurer (er gehörte der Wiener Loge Friedrich Schiller an). Dem Liberalismus verdankte er die staatsbürgerliche Gleichstellung und die ökonomische Entwicklungsmöglichkeit, die er zu nutzen verstand. Für die marxistische Theorie stand der Kapitalismus als System im Zentrum der Kritik, weniger der Kapitalist als Person, der eben nur systemgemäß funktionierte. Für die marxistische Geschichtstheorie war der Kapitalismus eine gesetzmäßig notwendige Periode, die durchschriften werden musste, um das Reich des Sozialismus zu erreichen.

In der sibirischen Kriegsgefangenschaft (1914–1917), die für einen Offizier wie Otto Bauer relativ privilegiert verlief – es gab Ordonnanzen, kein Offizier musste arbeiten, Geld, Nahrung, Bücher konnten ins Lager geschickt werden, ja, es existierte eine eigene Lagerbibliothek –, in dieser relativ ruhigen Zeit seines Lebens entwarf er das „Weltbild des Kapitalismus“.¹⁷ Ein Teil des Textes wurde 1924 in der Festgabe zum 70. Geburtstag von Karl Kautsky veröffentlicht.¹⁸ Die Arbeit zeugt von einer imponierenden Gedächtnisleistung, von breiten Kenntnissen der Philosophiegeschichte, methodisch jedoch ist der Text reduktionistisch. Das philosophische Denken ist mechanistisch auf die sozio-ökonomischen Zustände zurückgeführt. Der berühmte Gegenentwurf zur marxistischen Erklärung, Max Webers „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“, immerhin schon 1905 erschienen, blieb unerwähnt. Das erklärt sich aus der Niederschrift in Sibirien, wo Webers Arbeit kaum zugänglich gewesen sein dürfte, es ist jedoch schwer verständlich für den Zeitpunkt der Publikation 1924. Denn 1918 hatte Max Weber den Lehrstuhl für Ökonomie in Wien inne. Bauers engste Mitarbeiterin in der Sozialisierungskommission, Käthe Leichter, hatte in Heidelberg beim Nachfolger von Max Weber, Eberhard Gotthein, studiert und promoviert.¹⁹

Wie Otto Bauer dann die Zeit nach 1848 beschreibt, die Zeit des vollkommensten Triumphes des individualistischen Kapitalismus, als sich mit dem politischen Liberalismus das Manchesterum und die freihändlerische Vulgärökonomie durchsetzte, als der Materialismus zur Weltanschauung der liberalen Bourgeoisie wurde, als das Schicksal des Unternehmers nicht mehr durch seine Geburt bestimmt wurde, sondern durch seine eigene Tüchtigkeit und Arbeit, als das Individuum, ungehemmt durch ständische Organisationen, nach eigenem Willen Arbeitsort und Beruf wählen konnte, nur mehr im

Wettbewerb gegeneinander stehend, allein verknüpft durch „gefühllosebare Zahlung“²⁰ hier kann, bewusst oder unbewusst, das Bild des Vaters Modell gestanden sein. Bauer fährt fort: Kaum hatte der Liberalismus die Staatsgewalt erobert, gab er den Wettbewerb frei – „er lässt jedes Individuum ungestört im Kampf um seine eigenen Interessen, aber er tut das in der Meinung, daß dadurch sein Interesse, das kollektive Interesse der Gesamtheit am zweckmäßigsten gefördert werde: daß der freie Wettbewerb am zweckmäßigsten die Produktivkräfte entwickle ...“²¹

Otto Bauer lernte als Kind seinen Vater nicht als müßiggängerischen Rentier, sondern als hart und pausenlos arbeitenden (oder kranken) Unternehmer kennen. Wann die Familie Bauer nach Wien zog, ist ungewiss. Die erste Erwähnung von Philipp Bauer (Manufakturhandel, Wien II, Leopoldgasse 8, Geschäft: Zelinkagasse 10) im Wiener Adressbuch findet sich erst 1880, ein Jahr vor Ottos Geburt.²² Wenn die Angaben von Freud stimmen, dass sich die am 18. Oktober 1861 geborene Katharina Gerber, aus Königinhof stammend, 17-jährig mit Philipp Bauer verlobt und ihn zwei Jahre später geheiratet hatte, dürfte die Erwähnung im Adressbuch mit der eigenen Haushaltsgründung zusammenhängen.²³

Die weiteren Wohnadressen in Wien zeugen von sozialem Aufstieg:

- 1880 Wien II, Leopoldgasse 6/8
- 1882 Wien IX, Berggasse 32
- 1905 Wien IX, Liechtensteinstrasse 32
- 1912 Wien IX, Porzellangasse 8 (bis 1914 wohnte Otto Bauer dort)
- 1913 Wien XVIII, Hasenauerstrasse 43 (nahe dem Türkenschanzpark)²⁴

Von der jüdischen „Mazzesinsel“ zog die Familie in den bürgerlich-akademischen neunten Bezirk.²⁵ Nach dem Tod der Mutter (1912) übersiedelte der Vater in den ruhigeren 18. Bezirk, wo er 1913 starb. Der rasche ökonomische und soziale Aufstieg in einer unfreundlichen Gesellschaft forderte seinen Preis. Hermann Broch spottete: „Der Adel hat eine Familiengeschichte, der jüdische Bourgeois eine Neurosengeschichte.“²⁶ Das mag auch die Kehrseite der Kreativität gewesen sein. Belege dafür finden sich in der Familie von Victor Adler, in anderen großbürgerlichen Familien und eben auch in der Familie von Otto Bauer. Bei Philipps Schwester, die Sigmund Freud in Wien kennengelernt hatte, diagnostizierte er „eine schwere Form von Psychoneurose ohne charakteristisch-hysterische Symptome. Diese Frau starb nach einem von einer unglücklichen Ehe erfüllten Leben unter den eigentlich nicht voll

aufgeklärten Erscheinungen eines rapid fortschreitenden Marasmus“.²⁷ Und Ähnliches trifft auch auf Ottos Schwester, Ida, zu.

Die Krankheitsgeschichte von Philipp Bauer selbst ist weniger psychischer als physischer Natur. 1888 erkrankte er an Tuberkulose, der gefürchteten „Wiener Krankheit“.²⁸ Die Familie übersiedelte für zehn Jahre nach Meran. Durch seine klimatisch geschützte Lage – auch die Winter waren mild – galt Meran als „Kurort von Weltrang“ für wohlhabende Familien, als „Metropole der Südalpen“. 1893 wählten 9500 Kurgäste dort ihren Aufenthalt.²⁹ Auch als sich das Lungenleiden besserte, blieb die Familie zur Schonung des Vaters dort. Wenn es Philipp Bauer besser ging, reiste er zu den Fabriken in Böhmen. Doch 1892 stellte sich eine neue Krankheit ein, eine Netzhautablösung. Über den Verlauf der Krankheit – die für das Kind Otto eine „böse Zeit“ brachte – wissen wir Genaueres aus einem Brief von Otto Bauer an die Familie von Karl Kautsky, der zu der Zeit ebenfalls an einer Augenkrankheit litt (20. Juni 1922).³⁰ Otto Bauer schrieb, wie der Vater wochenlang im verdunkelten Zimmer lag, monatelang nicht lesen konnte. „Bei ihm war der Fall dadurch kompliziert, daß er bis dahin nur ein sehfähiges Auge hatte und gerade dieses von Netzhautablösung betroffen wurde; das andere Auge war von Geburt an minderwertig gewesen und hatte bis dahin überhaupt nicht funktioniert, so daß es als blind galt.“ Dann aber – so Bauer – erfuhr er das wundervollste Erlebnis seiner Kindheit. „Als das bis dahin funktionierende Auge an der Netzhautablösung erkrankte, stellte sich das andere, bis dahin fast blind angesehene Auge auf den von ihm geforderten Dienst ein, nach etwa einem Vierteljahr konnte er lesen und schreiben und mein Vater blieb dann noch 20 Jahre lang vollkommen arbeitsfähig bis an sein Lebensende!“³¹ Das „Augenwunder“ deutet ebenfalls auf intakte Beziehungen zwischen Vater und Sohn hin.

1894 folgte ein weiterer Krankheitsschub: Anfall von Verwirrtheit, Lähmungerscheinungen, leichte psychische Störungen. Auf Anraten eines Meraner Freundes begab sich Philipp Bauer zu Sigmund Freud nach Wien. Der erfuhr, dass sich Philipp vor seiner Ehe geholt hatte, was Freud diskret eine „spezifische Infektion“ nannte: Syphilis.³² Die Krankheitserscheinungen gehörten zur tertiären Phase der Syphilis.³³ Nach einer „energischen antiluetischen Kur“ hatten sich die vorhandenen Störungen zurückgebildet. Die Angst vor Geschlechtskrankheiten zählte zu den großen Ängsten, welche die Sexualität umgab. Die Kinder wussten von der Krankheit des Vaters und er hatte obendrein die in jungen Jahren ahnungslose Mutter angesteckt.³⁴ Die reagierte später darauf mit sexueller Verweigerung und Flucht in den Putzwahn, mit dem sie die Familie jahrelang tyrannisierte. Katharina Bauer wird bei

Freud – allein aus den Informationen von Philipp und Ida – ziemlich negativ beschrieben. Eine wenig gebildete, vor allem unkluge Frau, ohne Verständnis für die regen geistigen Interessen ihrer Kinder, die nach der Entfremdung von ihrem Ehemann „den ganzen Tag mit Reinemachen und Reinhalten der Wohnung, Möbeln und Gerätschaften“ verbrachte.³⁵ Die Geschlechtskrankheit des Vaters war das dunkle Geheimnis der Familie Bauer. Dass dieses Geheimnis Auswirkungen auf die neurotischen Störungen von Ida Bauer hatte, die sich stark mit dem Vater identifizierte, kann Freud nachweisen. Welche Folgen es für Otto Bauer hatte, der unendliche Geduld der Mutter gegenüber zeigte, ist unbekannt. Es ist jedoch anzunehmen, dass Otto auf den damals für junge Männer üblichen Bordellbesuch verzichtet hatte.

Doch es existierte noch ein anderes Familiengeheimnis, das Peter Gay in seiner Freud-Biografie so beschrieb: „Zwei Familien führten ein Ballett von versteckter sinnlicher Hemmungslosigkeit unter dem Mantel der strengsten Schicklichkeit auf.“³⁶ Jener Meraner Freund, der Philipp Bauer zu Freud führte, von diesem K. genannt, hieß Hans Zelenka, ein in Meran geborener Jude. Er arbeitete als Handelsagent und war viel auf Reisen. Seine schöne Ehefrau, selbst nervenleidend und zeitweise in einem Sanatorium, soll Philipp Bauer während seiner Krankheit gepflegt haben.³⁷ Die beiden begannen ein Liebesverhältnis, dass sich über Jahre hinzog. Hans Zelenka wiederum versuchte Ida Bauer zu verführen. Diese Konstellation scheint eine Ursache der Neurose von Ida gewesen zu sein. Gegenüber Freud bestritt Philipp das Liebesverhältnis, er sei durch „ehrliche Freundschaft“ an Frau Zelenka gebunden. „Wir sind zwei arme Menschen, die einander, so gut es geht, durch freundschaftliche Teilnahme trösten.“³⁸ Otto Bauer hatte dieses „Ballett sinnlicher Hemmungslosigkeit“, nach Aussage der Schwester, mit Gelassenheit hingenommen. Kinder haben kein Recht, solche Handlungen des Vaters zu kritisieren. Sie sollen das ignorieren und sich vielleicht sogar freuen, „dass er eine Frau gefunden hat, an die er sein Herz hängen kann, da ihn die Mama doch so wenig versteht“.³⁹ Als junger Sozialist stand er jenseits spießbürgerlicher Moralvorstellungen, und als reifer Mann wird er selbst neben seiner Ehe ein Liebesverhältnis beginnen.

Am 2. Februar 1913 schrieb Otto Bauer an Karl Kautsky entschuldigend, dass er wenig zur Arbeit komme, weil er von „Unglücksfällen“ in seiner Familie geradezu verfolgt werde.⁴⁰ Kurz vorher hatte er bereits an Kautsky berichtet, dass es ihm persönlich schlecht gehe, da der Vater seit dem Tode der Mutter (gestorben 1912) mehr als früher auf ihn angewiesen sei und seit Monaten schwer krank sei.⁴¹ Otto nahm an der Pflege seines kranken Vaters teil,

schrieb aber neben dem Krankenbett an seinen Aufsätzen für die Zeitschrift des Austromarxismus „Der Kampf“.

Der Vater starb am 3. Juli 1913 im 59. Lebensjahr. Der Verlassenschafts-akt bewertete den Vermögensstand 1912 mit 437 471 Kronen (ca. 1,82 Millionen €). Im Anhang zum Testament drückte Philipp Bauer den Wunsch aus, der das Sekuritätsgefühl festschrieb: „Euch beide, meine lieben Kinder, für alle Zeiten von Nahrungssorgen zu schützen und euch für die alten Tage für alle Fälle eine Reserve zu erhalten.“⁴² Beide Kinder erbten, aber die Verwaltung des Vermögens von Ida verblieb bei ihrem Bruder Otto, nur die Zinsen vom Kapital sollten an sie fließen. Der Erblasser misstraute seiner Tochter in Geldfragen, aber noch mehr seinem Schwiegersohn Ernst Adler, einer Künstlernatur, dessen Geschäfte „Schiffbruch erleiden könnten“.⁴³ Das Vermögen bestand aus Wertpapieren von 60 000 Kronen beim Bankhaus Nagel-Wortmann und unversicherte Forderungen von 370 000 Kronen bei der Firma Bauer und Gerber. Vermutlich wurde das reale Vermögen aus Steuergründen eher niedrig bewertet. Das Testament verfügte dann verschiedene Legate:

- eine Bettstiftung für mittellose Juden in Meran;
- eine Unterstützung des Waisenfonds der Freimaurerloge Schiller;
- ein Beitrag für Volksbildungszwecke zu Handen der sozialdemokratischen Parteileitung.

Das letztere Legat legt die Ansicht nahe, dass sich der Vater mit dem sozialdemokratischen Engagement des Sohnes abgefunden hatte.

Wie hoch das Vermögen von Otto und Ida nach 1918 war, ist unsicher. Gewiss gab es Verluste, aber da die Fabriken von Bauer und Gerber in der Tschechoslowakei lagen und die tschechoslowakische Republik weniger von Kriegsfolgen und Inflation betroffen war, muss es noch ansehnlich gewesen sein. Einen Hinweis gibt die dem Verlassenschaftsakt beigefügte Substitutions-sache Philipp Bauers vom 10. Dezember 1929, die verfügte, dass ein Depot bei der Postsparkasse mit Zustimmung von Otto Bauer nun seiner Schwester zu freier Verfügung stand.⁴⁴

2. Das Sorgenkind: Ida Bauer, verheiratete Adler

Die Familie Bauer repräsentierte mit nur zwei Kindern, einem Buben und einem Mädchen, den modernen Familientypus. Die intensive Sorge um die



Abb. 1: Otto und Ida Bauer als Kinder.

Kinder zählte dazu, auch wenn die Mittel dafür recht traditionell waren, etwa eine Amme oder eine Hauslehrerin. Ida (geb. am 1. November 1882) und Otto hatten in der Kindheit eine enge Beziehung. Die Schwester bewunderte den älteren Bruder, den Star der Familie. Aus den wenigen Hinweisen bei Freud gewinnt man den Eindruck, dass Otto der ruhige, ausgleichende, kompromissbereite Typ, Ida hingegen die Rebellin war. Wenn man genauer hinsieht, wird Otto auch als Politiker diese Eigenschaften in vielen Situationen zeigen. Beide erhielten die beste zeittypische Bildung. Otto besuchte das Gymnasium, Ida das Kloster der Englischen Fräulein, eine katholische Privatschule für Mädchen.⁴⁵ Dass ein, wenn auch akkulturiertes, jüdisches Mädchen eine katholische Schule besucht, ist nur auf den ersten Blick überraschend, es gab aber in Meran keine andere höhere Mädchenbildunganstalt.

Beide machten die üblichen Kinderkrankheiten durch. Mit sieben Jahren jedoch begann Ida auffällig zu werden, Bettässen, gesteigerte Atemnot, mit zwölf Jahren migräneartige Kopfschmerzen, nervöses Husten, mit 18 Jahren dann Stimmlosigkeit, Streitsucht, Ohnmachtsanfälle, Selbstmorddrohungen.⁴⁶ Freud diagnostizierte „Hysterie“ und vermutete eine Ursache in der Masturbation. Bis dann die sexuellen Belästigungen durch Hans Zelenka und das Liebesverhältnis des Vaters auftauchten. Hysterie (oder was so genannt wurde) war eine Modekrankheit bürgerlicher Frauen, ihre „einzige Waffe in der Lebensbehauptung“, so Freud.⁴⁷ Sie gab den Frauen Macht, die Umwelt musste reagieren und sie war Ausdruck des weiblichen Protestes. Wie ein anderer Arzt konstatierte: „Die Hysterischen besitzen trotz ihrer ewigen Leidensklage diese stahlharte Widerstandskraft, sie werden fast nie ernstlich krank.“⁴⁸

Sexualität mag dabei eine Rolle gespielt haben. Sie galt jedenfalls in dieser Familie nicht als völliges Tabu. Ida zeigte lebhaftes Interesse für sexuelle Dinge, las die damals populäre Aufklärungsliteratur von Paolo Mantegazza.⁴⁹ Es ist anzunehmen, dass auch Otto diese Literatur in die Hände fiel. Über seine sexuelle Entwicklung ist so gut wie nichts bekannt.

Ida verließ Freud Ende des Jahres 1900. Sie fühlte sich besser. 1902 traten neue psychische Störungen auf. Sie wollte zurück zu Freud. Doch dieser lehnte beleidigt eine weitere Behandlung ab. Vor der Rückkehr nach Wien im Jahr 1900 hatte die Familie eine Zeit lang in Reichenberg (Liberec) in der Nähe der Fabriken gelebt. Dort lernte Ida, wie Freud berichtet, einen jungen Ingenieur kennen, der um sie warb.⁵⁰ Es war der wenig erfolgreiche Ingenieur und Komponist Ernst Adler aus Budapest, der bei seinen Eltern in der Leopoldstadt in Wien lebte. Am 6. Dezember 1903 heirateten sie.⁵¹ Philipp Bauer hielt wenig von seinem Schwiegersohn, wie auch sein Testament zeigt,

stellte ihn aber in seiner Firma an. Ida galt nun offiziell als Fabrikantengattin und wohnte im gutbürgerlichen 19. Bezirk. 1905 wurde ihr Sohn Kurt Herbert Adler geboren. Am 14. Juni 1905 traten sie und ihr Mann aus der Israelitischen Kultusgemeinde aus und ließen sich protestantisch taufen.⁵² In einer tendenziell antisemitischen Umgebung sollte das Kind bessere Lebenschancen haben. Die Ehe verlief unglücklich. Idas Mann starb 1932.⁵³ Otto Bauer sorgte weiter für die Schwester, die, wie ihr Vater und ihr Bruder, exzessiv rauchte, und sich als Bridge-Spielerin und später auch als Bridge-Lehrerin in der Wiener bürgerlichen weiblichen Gesellschaft zu etablieren suchte. 1934 verlor sie den Schutz des Bruders, als dieser in die Tschechoslowakei floh. 1938 war sie als „Rassenjüdin“ unmittelbar bedroht. Es gelang ihr 1939 über Frankreich in die USA zu fliehen, wo sie 1945 starb.⁵⁴

Ihr Sohn Kurt Herbert Adler war ein begabter Musiker, der von einem Schönbergschüler unterrichtet wurde und später eine beachtliche musikalische Karriere machte. In einem Brief an Arnold Steinbach, der 1938 in den USA ein Komitee für Flüchtlinge gegründet hatte, bat Otto Bauer am 24. April 1938 um Einreise- und Arbeitsmöglichkeit für seinen Neffen. Er berichtete, dass dieser bis 1933 Theaterkapellmeister in Kaiserslautern, dann Chordirigent an der Wiener Volksoper war, dann als Theaterkapellmeister in Reichenberg und bei den Salzburger Festspielen beschäftigt war. Er sprach gut Englisch, weil er bei den Festspielen mit amerikanischen und englischen Sängerinnen korrepetiert hatte.⁵⁵ Aus anderen Quellen wissen wir, dass darunter die Tochter eines einflussreichen amerikanischen Rechtsanwaltes war, der eine Einreiseerlaubnis für ihn durchsetzte.⁵⁶ Er gehörte bald zur „Wiener Mafia“, die in den USA den Opernbetrieb dominierte, heiratete 1940 eine Amerikanerin, bekam 1941 die US-Staatsbürgerschaft und erreichte schließlich die Position eines Generaldirektors der Oper in San Francisco.⁵⁷

3. Die Majestät des begabten Erstgeborenen: das Kind Otto Bauer

Über Otto Bauer als Kind wissen wir wenig. Freud erwähnt ihn nur selten. Ida erzählte in der Analyse, dass Otto bis zum sechsten oder siebten Jahr das Bett nass gemacht hatte, ein Hinweis auf ein ängstliches, verletzliches Kind.⁵⁸ Sicher ist, dass er das „Wunderkind“ der Familie war. Er war mit einem hervorragenden Gedächtnis ausgestattet, wissbegierig, intellektuell neugierig und sprachbegabt: Die Mutter war zweisprachig aufgewachsen, Deutsch und Tschechisch. Otto fuhr als Kind häufig mit ihr zu den Verwandten nach Böhmen, er konnte

daher Tschechisch (in der Qualifikationsliste beim Militär hieß es: „Böhmisches als Regimentssprache zum Dienstgebrauch genügend“);⁵⁹ in der Gefangenschaft lernte er später Russisch; selbstverständlich hatte er auf dem Gymnasium Unterricht in den klassischen Sprachen und konnte auch Französisch, vielleicht auch Englisch.⁶⁰ Diese Sprachbegabung festigte seine Stellung in der Arbeiterinternationale. Laut der Aussage eines Jugendfreundes soll er als Schüler Bergsteigen, Schwimmen und Eislaufen betrieben haben.⁶¹ Auch für den jungen Erwachsenen gibt es den Hinweis, dass er von Wien aus gelegentlich in die Berge fuhr.⁶² Dennoch gewinnt man aus den zerstreuten Quellen den Eindruck, dass Otto Bauer als Kind ein puer senex war, frühreif, ernsthaft, verantwortungsbewusst. Aus dem Krieg der Familie hielt er sich heraus, stand zu seiner Mutter und ertrug die Tyrannie ihres Reinlichkeitswahns mit Geduld. Die Hinwendung zum Sozialismus bereits als Schüler bot ihm eine Fluchtmöglichkeit.

Seine Erweckungsgeschichte zum Sozialismus wird so erzählt: Als er mit 14 Jahren das Untergymnasium absolviert hatte, merkte er, dass die Mitschüler aus ärmeren Schichten die Schule verlassen mussten, während die Fabriksarbeiter seines Vaters es ihm ermöglichten, weiterzustudieren.⁶³ Der sozialistisch gestimmte Onkel Karl machte ihn mit den Klassikern des Sozialismus bekannt. Seine erste Marx-Lektüre beschrieb Bauer später, etwas idealisierend, so: Fiebernd vor Neugier griff er nach Karl Marx, geleitet von der Erwartung, den großen Ausblick in die Geschichte der Menschheit zu finden; dann die Enttäuschung durch die schwierigen theoretischen Ausführungen in „Das Kapital“, aber auch die Erschütterung über den Werdegang der leidenden Menschheit im Kapitalismus (der Welt des Vaters), die Leichen von Frauen und Kindern, die diesen Werdegang begleiteten, die sittliche Empörung und der ethische Entschluss, gegen den Kapitalismus zu kämpfen. Doch Karl Marx erregte nicht nur seine Emotionen. Die „exakte Wissenschaft“ des Marxismus, die Übertragung der Methoden der mathematischen Naturwissenschaften auf die Sozialwissenschaften befriedigte seinen Verstand und führte ihn zur Theorie.⁶⁴ Der große, leidenschaftliche Glaube an den Sozialismus und die wissenschaftliche Analyse der angeblichen Gesetzmäßigkeiten der Geschichte werden ab nun sein ganzes Leben bestimmen.

Wie mag diese „Erweckung“ auf seine Mitschüler in Reichenberg gewirkt haben? Wieder fehlen alle Quellen. Man kann sich jedoch vorstellen, dass dieser Bursche, ohnedies intellektuell überlegen, nun in seinem Bewusstsein, die Lösung der Rätsel der Geschichte und des Lebens zu kennen, auf die Mitschüler eher „arrogant“ wirkte. Von daher war es dann nicht sehr weit, in ihm den „Juden“ zu entdecken.

Erhalten ist ein Schulschreibheft, in das der zehnjährige Otto sein historisches Drama „Napoleons Ende. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen“ in Schönschrift, fast ohne Fehler und Korrekturen, niederschrieb.⁶⁵ Ein Lehrer (oder die Hauslehrerin) mag ihm geholfen haben. Vollendet am 24. Dezember 1891 war es wohl ein Weihnachtsgeschenk für die Eltern. Das Heft verrät Kenntnisse des im 19. Jahrhundert so populären historischen Dramas. Der Tonfall ist höfisch, patriotisch, monarchistisch und sehr fromm. Kaiser Napoleon grüßt gut österreichisch mit „Grüß Gott“ und auch die sächsischen Bauern reden eher einen österreichischen Dialekt. Das naive Stück eines fröhreiften Zehnjährigen zeigt ein erstes lebhaftes Interesse an Politik und Macht und gleichzeitig Elemente der Machtkritik und teilweise ein (wohl von Schiller entlehntes) Freiheitspathos, das dann Fürst Schwarzenberg als den Vertreter der Freiheit Europas gegen den Tyrannen Napoleon Bonaparte auftreten lässt. Der tragischen Figur Marie Louise – zwischen dem Gatten Napoleon und dem Vater Kaiser Franz – werden die Zeilen in den Mund gelegt: „Wer die Krone aufsetzt, wird ewig unglücklich sein, das Regieren ist mit tausend Lästern verbunden.“ Das Drama endet mit einem Reimgedicht, das zwar holprig, aber engagiert die Tragik der Macht und vielleicht auch die Angst vor der Macht ausdrückt.

Jetzt liegt er, wie andere Menschen todt,
Der früher gefürchtet war, wie ein Gott.
(...)
Ja, wandelbar ist des Menschen Glück,
Oft ergreift ihn plötzlich des Schicksals Tück',
Befestigt glaubt er seine Macht,
Das Unglück kommt über Nacht.

Der Historiker soll sich nicht verlocken lassen, hier Prophetisches zu vermuten. Es war eher die Lehre aus den gelesenen historischen Dramen: „Und die Größe ist gefährlich, und der Ruhm ein leeres Spiel.“⁶⁶ Dennoch – diese holprigen Verse decken auch sein späteres politisches Leben ab: 1919 als 38-jähriger Außenminister der Republik Deutschösterreich, in der Folge der mächtige Parteiführer, 1934 die Niederlage (sein Waterloo), 1938 der Tod im Exil.

4. Das lose Ehegefüge der Akademiker: Dr. Helene Bauer (geborene Gumplovicz, geschiedene Landau)



Abb. 2: Helene Bauer nach der Promotion 1906.

Der große Illusionist downloaded from www.vr-elibrary.de by Universitätsbibliothek Wien on March, 6 2023
For personal use only.

Helene Bauer versuchte 1927 in einer kleinen Studie die Vielfalt der Ehen in der Zwischenkriegszeit, entlang der Klassenlinie, zu typisieren. Aus ihrer Sicht war das lose Ehegefüge der Akademiker und Angestellten der höherrangige Typus. Beide Ehepartner waren erwerbstätig, daher fielen die ökonomischen Bindungskräfte weg. Nur die „erotisch-kameradschaftlichen Bindungen zwischen Gleichen“, nur Liebe und Treue und die Sorge um die Kinder zählten. Solch ein Ehegefüge war nach dem Verschwinden der Liebe leicht auflösbar.⁶⁷ Es klangen eigene Eheerfahrungen in der Konstruktion dieses Typus durch.

Helene wurde am 13. März 1871 in Krakau als Tochter des Kaufmanns Felix Gumplovicz geboren.⁶⁸ Ihr Onkel war der bekannte, sozialdarwinistisch orientierte Grazer Soziologe Ludwig Gumplovicz (1838–1909), der vom Judentum zum Protestantismus konvertierte.⁶⁹ Helene und ihr späterer Mann Otto Bauer blieben hingegen mosaisch. Sie absolvierte das Lehrerinnenseminar in Krakau, schloss sich der polnischen Arbeiterbewegung an und studierte in Wien und Zürich Rechtswissenschaften und Nationalökonomie.⁷⁰ In Wien konnte eine Frau kein juridisches Doktorat erwerben, daher der zweite Studienort Zürich, wo obendrein Heinrich Herkner wirkte, der führende Experte für Arbeiterfragen im angesehenen Verein für Sozialpolitik. Julius Deutsch, der den theoretischen und politischen Weg Otto Bauers als enger Parteigenosse begleitete, beschreibt in seinen Memoiren Herkner als einen in seiner äußeren Erscheinung vornehmen Gelehrten und verständnisvollen Lehrer.⁷¹ Deutsch, der ungefähr zur gleichen Zeit wie Helene in Zürich studierte, gibt auch eine plastische Beschreibung des Studienortes: eine angenehme Universitätsstadt, wo sich das Leben im ruhigen



Abb. 3: Helene Bauer unterrichtend in der Arbeiterhochschule (letzter Jahrgang 1930).

Rahmen kleinbürgerlicher Geborgenheit vollzog. Gleichzeitig jedoch war Zürich der Exilort von Studierenden aus aller Herren Länder, darunter vielen Frauen. Die russischen und polnischen revolutionären Studierenden hatten im Osten bereits reiche Erfahrungen im politischen Untergrundkampf gesammelt. Sie waren unermüdlich im Diskutieren. „In irgendeiner Studentenbude saß man bei einem Glas Tee Stunden um Stunden beisammen und debattierte. Es gab kaum ein Gebiet der Wissenschaft, der Kunst und Politik, das nicht in den Bereich der Betrachtungen gezogen wurde.“⁷²

Ob Helene an diesen Diskussionen teilnehmen konnte, ist eher zweifelhaft. Ihr Lebensmittelpunkt war Wien. Auch Wien war ein zentraler Ort der antizaristischen Opposition, mit den später prominenten Vertretern Stalin und Trotzki.⁷³ Am 19. August 1895 hatte Helene in Zürich den Rechtsanwalt Dr. Moses Nachmann (Max) Landau aus Tysmienica in Galizien geheiratet.⁷⁴ Am 25. Mai 1896 wurde das erste Kind Wanda Janina geboren (sie ist laut Matrikel 1918 aus der Kultusgemeinde ausgetreten)⁷⁵, zwei Söhne, Leszek (geb. 1897) und Wladek (geb. 1906) folgten. Beide Söhne starben jung und vor der Mutter.⁷⁶ Dass eine Mutter von zwei, dann drei Kindern studierte und mit der Dissertation „Die Entwicklung des Warenverkehrs in Österreich“ ein national-

ökonomisches Doktorat erwarb, war in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg recht ungewöhnlich.⁷⁷

Die Wohnung der Landaus, in der Laudongasse Nr. 25, war ein Mittelpunkt der sozialistischen polnischen Kolonie in Wien. Dort trafen sich die Emigranten mit den österreichischen Sozialisten Karl Renner und Rudolf Hilferding, den damaligen Freunden von Otto Bauer.⁷⁸ Wann Helene Otto Bauer kennlernte, ist unsicher. Beide promovierten ungefähr zur gleichen Zeit (1906). Otto Leichter gibt das Jahr 1907 als spätesten Termin der Bekanntschaft an.⁷⁹ Der zehn Jahre jüngere Mann war der strahlende intellektuelle Stern, der am Himmel des Austromarxismus aufging. 1906 hatte er sein geniales Frühwerk „Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie“ fertiggestellt (erschienen 1907). Theoretische und politische Übereinstimmungen waren gegeben. Wann diese Beziehung in eine engere emotionale umschlug, wissen wir nicht. Das Geheimnis dieser Liebe bleibt vor den zudringlichen Augen der Historiker verborgen. Es muss ein individuelles Drama gewesen sein. Hier der zehn Jahre jüngere Mann, dort die verheiratete Mutter von drei Kindern. 1911 zogen Max und Helene Landau mit den drei Kindern nach Lemberg. Helene kam bereits 1914 allein nach Wien zurück. 1922 kehrte auch die Tochter Wanda zurück und lebte bei der Mutter, die inzwischen Otto Bauer geheiratet hatte.⁸⁰

Ein anderer Ort der Begegnung war – wie konnte es in Wien anders gewesen sein – das Café Central in der Herrengasse. Dort verkehrten Künstler, Intellektuelle, Politiker. In dieser anregenden Atmosphäre trafen sich jeden Samstag die sozialistischen Schriftsteller (die offizielle Berufsbezeichnung von Otto Bauer hieß immer: Schriftsteller), wie Julius Deutsch erzählte. Er selbst konnte – wie er selbst kritisch zugab – gegenüber den Diskussionsgewaltigen wie Leo Trotzki und Otto Bauer oder Max Adler nicht bestehen.⁸¹ Auch dort könnten sich Otto Bauer und Helene Landau getroffen haben. Allerdings, der vermutlich verliebte Blick der Frau auf den glanzvollen, jungen marxistischen Intellektuellen unterschied sich von dem boshaften Blick, den der linksradikale Revolutionär Trotzki in seinen Erinnerungen auf seine theoretischen und politischen Konkurrenten warf. Trotzki sah die Austromarxisten als einen fremden Menschentypus: Karl Renner als einen gebildeten und begabten Habsburger Beamten, der er ja tatsächlich war,⁸² Otto Bauer hingegen „gelehrter, ernster und langweiliger als Renner“. Dann der seltsame Satz: „Er hatte keinen politischen Willen.“⁸³ Der Satz ist wohl so zu verstehen, dass ihm der rücksichtslose Wille zur Machtergreifung um jeden Preis fehlte, wie ihn die Kommunisten 1917 praktizierten, aber Otto Bauer 1918/19 verweigerte. Trotzki fährt fort: „Seine Hauptkunst besteht darin, in den bren-

nendsten praktischen Fragen mit allgemeinen Redensarten davonzukommen. [...] Seine Arbeiten sind stets nur gelehrte Kompilationen des begabten Schülers eines Universitätsseminars.⁸⁴ Diese bösartige Charakterisierung verweist auch auf eine tatsächliche Eigenschaft Bauers: jedes Einzelproblem in sein marxistisches Gesamtsystem einzuordnen und, je nach Umständen, zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen zu kommen. Die frühen Arbeiten gleichen tatsächlich ein wenig einer sehr begabten Seminararbeit. Das wird sich in der Folgezeit ändern. Treffend die Beschreibung von Bauers Tätigkeit als Sekretär der sozialdemokratischen Parlamentsfraktion seit 1907: Er versorgte die Abgeordneten mit Material, Zahlen, Ideenersatz, verfasste Konzepte – dann die satirische Wende: Er sah sich als „Triebkraft von großen Taten [...], wo er in Wirklichkeit bloß der Lieferant von Surrogaten und Falsifikaten für die parlamentarischen Opportunisten war“.⁸⁵ Hier nun lag der Kern des Unterschieds zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten: Die Sozialdemokraten glaubten an die Kraft des Parlaments, das von den Kommunisten verachtet wurde.

In der Literatur über Otto Bauer heißt es immer, er heiratete Helene Landau 1914.⁸⁶ Der Meldezettel und das Traubuch der Kultusgemeinde bezeugen eindeutig, dass Otto Bauer Helene Landau erst am 5. Jänner 1920 im Tempel in der Seitenstettengasse 4 geheiratet hatte. Die Trauung vollzog der Rabbiner Dr. Max Grünwald. Der Nachweis der Scheidung von Helene datiert mit 12. Oktober 1918.⁸⁷ Der Meldezettel trägt die Eintragung „vorher Lemberg“. Die Heirat im Tempel wirkt für den prominenten Führer einer Partei, die zu dieser Zeit recht antireligiös gestimmt war, etwas seltsam. Das hängt allerdings nicht mit einer religiösen Einstellung der Ehepartner, sondern ausschließlich mit den österreichischen Ehegesetzen zusammen. Die Eheschließung lag in den Händen der anerkannten Religionsgemeinschaften. Da beide Ehepartner als mosaisch geführt wurden, konnten sie offiziell gar nicht anders heiraten.⁸⁸

Wieso konnte es dann zur Annahme kommen, dass beide bereits 1914 verheiratet waren? Am 26. August 1914 zog Helene Landau in die Wohnung, Katernengasse 2, 3. Stock, Tür 13 (heute Otto-Bauer-Gasse), eine Wohnung, die Otto Bauer bereits am 13. Mai 1914 bezogen hatte.⁸⁹ Allerdings wurde dieser bereits am 28. Juli 1914 zur aktiven Dienstleistung in die Armee eingezogen.⁹⁰ Eine offene Lebensgemeinschaft galt eben im sozialdemokratischen Milieu als Ehe. Karl Renner lebte zunächst genauso mit seiner späteren Frau. „Mir galt [...] die bürgerliche Ehe als eine verächtliche Einrichtung und die staatliche Zeremonie der Eheschließung als Farce. [...] So lud ich denn meine Freunde zu mir und erklärte, in dem ich Luise an der Hand nahm und küsste, vor

ihnen meinen Entschluss, sie hiermit zu heiraten und verlangte von meinen Freunden, in Hinkunft sie nicht anders als meine Frau zu betrachten und mich nicht anders als ihren Mann.“⁹¹ Und so meldete der Offiziersdiener von Otto Bauer am 1. Dezember 1914 in einem Telegramm die Gefangenschaft seines Herrn an Helene Bauer.⁹²

Auch Hannah S. Decker geht in ihrer psychohistorischen Studie über Ida Bauer von Ottos Eheschließung im Jahre 1914 aus.⁹³ Dann aber erwähnt sie einen zweifachen Besuch Ottos bei Sigmund Freud, einmal vor und einmal nach der „Eheschließung“. Falls diese Annahme richtig ist – und ein Gespräch mit Freud ist deshalb möglich, weil Philipp und Ida Bauer bereits von Freud behandelt worden waren –, was waren die Gründe? Hatte der vermutlich sexuell unerfahrene über Dreißigjährige psychische Probleme beim Zusammenleben mit einer sexuell erfahrenen älteren Frau, wie Decker andeutet? Denn politische Ratschläge holte dieser überzeugte Marxist sicherlich nicht von Freud ein, auch wenn sie dieser erteilt haben mag. Freud soll ihm geraten haben, die Politik zu meiden und Universitätsprofessor zu werden. „Versuchen Sie nicht die Leute glücklich zu machen, Menschen wollen nicht glücklich werden.“⁹⁴ Tatsache jedoch war, dass Otto und Helene kein gemeinsames Kind hatten. Allerdings war Helene Bauer bei der offiziellen Eheschließung bereits 49 Jahre alt.

Diese Ehe basierte eindeutig auf gemeinsamen politischen und theoretischen Interessen. In der Rede am Grab Otto Bauers, auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise, sagte Friedrich Adler: Dieser nach außen harte Mensch besaß eine „Schamhaftigkeit der Gefühle“, die auf den zartesten Menschen hinwies, der von seiner Gefährtin, die er in früher Jugend fand, mit „rührender Sorgfalt und Liebe umgeben“ wurde.⁹⁵ Leichenreden folgen zwar einem bestimmten Muster, sie können dennoch den Kern einer Wahrheit enthalten.

Bislang ist erst ein Brief von Otto an Helene aufgetaucht. Er wurde in Smolensk am 6. Dezember 1914 geschrieben, auf dem Weg in das sibirische Kriegsgefangenenlager.⁹⁶ Es ist ein sehr männlicher Brief, seitenlang handelt er von militärischen Heldentaten des Schreibers. Nur die Anrede „Liebste“ und der Hinweis, dass der „Bericht“ für sie und Schwester Ida bestimmt sei, sowie die letzten zwei Passagen deuten auf persönliche Beziehungen hin. Im vorletzten Absatz über die Kriegspläne Russlands, die auch die Rückgabe von Schleswig-Holstein an Dänemark enthalten, steht der merkwürdige Satz: „Stelle Dir vor, dass selbst unser Büsum möchten sie den Deutschen nehmen [sic!]“.⁹⁷ Verbirgt sich hinter „unser Büsum“ ein privater Liebescode? Tatsächlich hatten die beiden einen Urlaub in diesem Nordseebad verbracht, ein Aufenthalt an der See war auch für Österreicher eine beliebte Kur zur Nervenberuhigung. Nur der

letzte Satz belegt dann eine enge Liebesbeziehung. „Aber ich baue auf Dich, Du wirst den Mut nicht sinken lassen, so schwer das Leben jetzt auch zu ertragen ist und wir werden uns wiederfinden in alter heißer Liebe!“⁹⁸ Ein weiterer Hinweis auf die Liebesbeziehungen findet sich in einem Brief, der über eine Deckadresse an Karl Seitz gerichtet war (28. September 1914). „Dass Ihr Verkehr mit Helene angeknüpft habt, ist mir sehr willkommen. Ihr werdet diese Frau, der ich außerordentlich viel intellektuelle und moralische Bereicherung, Lebensweisheit und Lebensglück verdanke, hoffentlich schätzen lernen, wie sie es verdient.“⁹⁹ Intellektuelle und moralische Bereicherung, Lebensweisheit und Lebensglück – das weist auf die emotionale Priorität der weit älteren Frau hin, die auch später ihr tatsächliches Alter nur ungern angab.

Der einzige Brief von Otto Bauer an Helene findet sich im Nachlass Julius Braunthals im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam. Dort liegt auch ein grafologisches Gutachten von Frau Bauer-Chlumberg aus den frühen Zwanzigerjahren. Es ist eines der wenigen Dokumente, das den Menschen Otto Bauer sichtbar macht. „Dieser Mensch lebt schlicht, mit geringem Eigenanspruch, in seiner Gedankenwelt befangen, in sie verstrickt. Viele Erlebniswünsche werden unterdrückt oder bleiben unbeachtet. Es ist möglich, dass auch diese Unterdrückung vitaler Regungen beiträgt zum Aufkommen der tiefwurzelnden und daher schwer besiegbaren Niedergedrücktheiten, die dieses Leben umschatten, Schutzmaßnahmen werden unentbehrlich. Die überwache Kritik ernüchtert seelisches Erlebnis. Distanz zu den Menschen beugt dem Ergriffenwerden, der Erschöpfung vor; denn der Schrifturheber ist im Seelischen ermüdbar und von geringer Widerstandskraft. Aber nicht nur Isoliertheit, Reserve, Mißtrauen, auch Aggressionsimpulse haben hier ihren Ausgangspunkt. Ein Mensch mit geringer Glücksfähigkeit, mit beträchtlicher Willens- und bedeutender Erkenntniskraft.“¹⁰⁰ Wird hier das Geheimnis der Person Otto Bauers enthüllt? Lag die Ursache seiner Flucht in die Illusion des Sozialismus, seine ungeheure tägliche Arbeitsleistung in einer tiefssitzenden Depression? Musste Helene das emotionale Defizit ihres Mannes abdecken, so gut es eben ging? Wir wissen es nicht genau, aber es wäre eine plausible Hypothese.

Helene Bauer führte das Leben einer emanzipierten Frau. Sie unterstützte ihren Mann bei seiner theoretischen Arbeit, bereitete nationalökonomisches Material für ihn vor, schrieb selbst lange Artikel für den „Kampf“, saß im Wiener Stadtschulrat, lehrte an der Wiener Arbeiterhochschule und war auch sonst im sozialdemokratischen Bildungssektor höchst aktiv.¹⁰¹ Den Haushalt besorgte eine Köchin, Maria Novotry, wie aus der Niederschrift der Haus-

durchsuchung in der Wohnung am 14. Februar 1934 (von 9.30 bis 13.30 Uhr) hervorging. Drei Pakete mit Aufzeichnungen wurden beschlagnahmt.¹⁰² Helene war eine gesellige Frau, die versuchte, die emotionale Isolation Bauers aufzubrechen. Mit wenig Erfolg. Otto Bauer verkehrte mit vielen Genossen, er hatte aber wenige intime Freunde, die in der Familie integriert waren. Einer von ihnen war Hans Kelsen, Österreichs berühmtester Jurist im 20. Jahrhundert.¹⁰³ Bauer und Kelsen waren beide Jahrgang 1881, beide jüdischer Herkunft (der Agnostiker Kelsen ließ sich jedoch 1905 aus Karrieregründen taufen, was Bauer für sich ablehnte), studierten gleichzeitig an der juridischen Fakultät in Wien, promovierten im gleichen Jahr (1906). Beide verfassten bereits als Studenten gewichtige wissenschaftliche Werke.¹⁰⁴ Beide waren im Ersten Weltkrieg im Kriegsministerium tätig, Kelsen seit Kriegsbeginn, Bauer nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im Herbst 1917. Kelsen soll die neuerliche Abkommandierung Bauers an die Front – wegen eines kritischen Artikels – durch eine Intervention bei Kriegsminister Stöger-Steiner verhindert haben.¹⁰⁵ Trotz seiner wissenschaftlichen Kritik am Marxismus blieb Kelsen ein Sympathisant der Sozialdemokratie, ohne Parteimitglied zu sein, und ein persönlicher Freund Bauers. In den Dreißigerjahren lebten beide in der Tschechoslowakei. Im Gegensatz zu Bauer, der seine Seele dem Glauben an den Sozialismus verschrieb, repräsentierte Kelsen den Erasmier, um einen Begriff von Ralf Dahrendorf zu gebrauchen, den Vertreter des liberalen Geistes.¹⁰⁶

Helene Bauer folgte ihrem Mann in die Emigration nach Brünn, dann nach Paris. Nach dem Tod Otto Bauers zog sie zu ihrer Tochter Wanda Lanzer nach Stockholm. Dort traf sie Bruno Kreisky, der sie als „elegante, äußerst gepflegte Polin, nicht hübsche, aber eine eindrucksvolle alte Dame“ beschreibt.¹⁰⁷ Als Schweden in den Bannkreis Hitlers zu geraten schien, floh sie 1941, begleitet von Moritz Robinson, dem ehemaligen Chefredakteur der Grazer Zeitung „Arbeiterwille“, mit der transsibirischen Eisenbahn nach Wladiwostok, von dort mit dem Schiff in die USA. Sie starb am 20. November 1942 in Berkeley.¹⁰⁸ 1950 wurde ihre Asche nach Wien gebracht und im Grab ihres Mannes am Zentralfriedhof beigesetzt.

Doch auch Helene Bauer musste ihr Ehekreuz tragen. Wie sein Vater verliebte sich der 45-jährige Otto Bauer Mitte der Zwanzigerjahre in eine elf Jahre jüngere, als sehr schön beschriebene Frau. Wie er die Kultusgemeinde nicht verließ, trennte er sich auch von seiner Frau nicht. Einen diskreten Hinweis gibt Otto Leichter. Im Vorwort seiner Bauer-Biografie dankt er Hilde Hannak, die „Otto Bauers letzte, oft bittere Jahre verschont hat“.¹⁰⁹ Weniger

diskret erzählt Bruno Kreisky von dieser Liebesaffäre. Er begleitete Otto Bauer von einer Versammlung zur Stadtbahn. „Vor der Stadtbahnstation bekam ich plötzlich das Gefühl, dass Otto Bauer auf meine weitere Begleitung offenbar keinen Wert legte. Um mich möglichst unauffällig von ihm zu verabschieden, habe ich mich zur gegenüberliegenden Station begeben, um von dort aus weiterzufahren; da bemerkte ich die hübsche Frau, die auf ihn wartete.“¹¹⁰ Kreisky nennt keinen Namen, erwähnt aber, dass Bauers Ehe dadurch gestört wurde, dass seine Freundin 1934 nach Brünn reiste und „so dieses lange verborgene Verhältnis nicht mehr zu verheimlichen war.“¹¹¹ Mithilfe der Meldezettel lässt sich die Identität der Geliebten feststellen. Sie hieß Hilde Hofmann, geboren am 3. Jänner 1892 in Wien, mosaischer Religion, von Beruf Private. Sie heiratete Dr. Schiller Marmorek (sein Vater hatte ihm bei seiner Geburt 1878 aus Begeisterung für den deutschen Klassiker den Vornamen Schiller gegeben), zunächst Sekretär des Exportvereins, dann Redakteur des *Kleinen Blattes*.¹¹² Nach dem Februar 1934 übersiedelte das Ehepaar in die Tschechoslowakei, später in die USA, wo Schiller Marmorek 1943 starb.¹¹³ In den USA heiratete sie am 24. März 1945 den gleichaltrigen sozialdemokratischen Journalisten Jacques Hannak. Seit 1948 lebte das Ehepaar wieder in Wien. Als 1948 die Asche von Otto Bauer in einer pompösen Feier von Paris nach Wien, in ein Ehrengrab am Zentralfriedhof überführt wurde, schrieb sie an Friedrich Adler: „Mir ist schmerzlich zu Mute – ich hätte mir eine ‚Heimkehr‘ in ganz anderen Verhältnissen gewünscht. Andererseits – es ist schon sehr viel, dass die Partei überhaupt den Wunsch hat, die Asche heimzubringen. Nur …“¹¹⁴

II. Judesein im Zeitalter des politischen Antisemitismus

In Österreich wird man sich vom Wiener Pöbel einschüchtern lassen und die Juden ausliefern. In Österreich kann nämlich die Gasse durchsetzen, wenn sie aufgebegeht. Nur weiß es die Gasse noch nicht. Die Führer werden es ihr schon beibringen. (Theodor Herzl)

Der Holocaust im 20. Jahrhundert wirft seinen Schatten nicht nur auf die Gegenwart des 21. Jahrhunderts, er verdunkelt auch die Vergangenheit des 19. Jahrhunderts. Nichtjuden wie Juden verwendeten eine Sprache, die heute als antisemitisch eingeschätzt wird. Aus den Frühschriften von Theodor Herzl und Aussagen von Otto Bauer kann man mit Leichtigkeit ein Kompendium antisemitischer Stereotypen herauslesen.¹ Aber das ist unhistorisch. Was heute antisemitisch klingt, war damals nicht so gemeint.² Gleichwohl muss man festhalten, dass der Antijudaismus ein Teil der politischen Kultur in Österreich war, der im Unbewussten auch bei Philosemiten latent wirkte. Das sogenannte „Judenproblem“ war daher nicht nur ein Problem der Nichtjuden mit den Juden, sondern auch ein Problem der assimilierten Juden mit ihrem Jüdischsein.³ Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite existierte in Österreich seit den 1880er-Jahren ein öffentlicher Antisemitismus, der von den Deutschnationalen und den entstehenden Christlichsozialen politisch instrumentiert wurde.

Historische Differenzierungen sind hier notwendig, aber manchmal schwierig. Der entscheidende Unterschied liegt darin, dass die Kritik der Philosemiten und die innerjüdische Kritik bestimmte Phänomene des Judentums treffen wollten, die als negativ bewertet wurden, die antisemitischen Stereotypen jedoch die „Juden“ schlechthin meinten und der rassistische Diskurs dann „den“ Juden als Träger aller schlechten Eigenschaften imaginierte, die großen inneren jüdischen Unterschiede jedoch völlig beiseiteließ. Historische Differenzierungen sind auch deshalb oft schwierig, weil die Verschwörungstheorien der Antisemiten nur eingängig waren – wie Peter G. J. Pulzer festhält –, da sie „gewisse Beziehungen zu feststellbaren Tatsachen und zu einem harten Kern nachprüfbarer Beweise“ hatten, die jedoch ins Maßlose überzogen und verallgemeinert wurden.⁴ Historische Differenzierungen müssen auch darauf achten, dass der Antijudaismus und der Antisemitismus in Österreich zwar als „kultureller Code“ (Shulamit Volkov) gelten müssen, der speziell antisemiti-

tische Diskurs jedoch nicht immer wörtlich zu nehmen ist – (der Fall Lueger ist ein gutes Beispiel dafür), weil es neben dem politischen und alltäglichen Antisemitismus in Wien der Jahrhundertwende ein breites jüdisches und nichtjüdisches Interaktionsgeflecht gab, im Geschäftleben, auf dem Kunstsektor und in vielen anderen Lebensbereichen.⁵

Obendrein ist für diese Zeitepoche keine fixe Festschreibung des Judeseins möglich.⁶ Waren die Juden eine Religionsgemeinschaft, wie das Staatsrecht der Monarchie bis 1918 unbirrt festhielt und Juden weder als „Volksstamm“ noch „Jiddisch“ als Unterrichtssprache zuließ? Waren die Juden eine eigene Ethnie oder Deutsche, Polen, Tschechen jüdischer Herkunft? Waren die Juden im Zeitalter des Nationalismus eine eigene Nation oder zumindest auf dem Weg zur Nation? Waren die Juden eine „Rasse“, wie der neue moderne Begriff lautete, der teilweise auch von Juden übernommen wurde?⁷ Arthur Schnitzler beispielsweise definierte seine Identität als österreichischer Staatsbürger jüdischer Rasse (race), zur deutschen Kultur sich bekennend.⁸ Jedenfalls brauchten die Juden nicht die Kritik der Antisemiten, dies besorgten sie selbst zur Genüge.

Die „Juden“ müssen dann historisch weiter in die Vielfalt jüdischer Lebensweisen und Identitäten aufgelöst werden: die orthodoxen chassidischen Juden mit Schläfenlocken und alttümlichen Kleidungen in Galizien, die in mehreren Wellen nach Wien kamen und dort den inneren Konflikt zwischen Ost- und Westjuden auslösten; die akkulturierten Juden, die säkularisiert (wie die Katholiken auch) ein modernes nicht religiöses Leben führten, aber an den hohen jüdischen Feiertagen in die Synagoge gingen, sich also ihrer Herkunft bewusst waren; assimilierte Juden, die kaum mehr wussten, dass sie Juden waren, aber von den Antisemiten immer wieder darauf gestoßen wurden; jüdische Nationalisten, die Juden im Raum der Monarchie als Nationalität anerkannt wissen wollten; deutschnationale Juden, die eine innige Verbindung zur deutschen Klassik pflegten; Zionisten, die vom jüdischen Staat in Palästina träumten. Und alle diese Gruppen hatten ihre Untergruppen, von den sozialen Schichten – ganz reiche und ganz arme Juden – einmal abgesehen.

1. Der Liberalismus als Rahmenideologie für den sozialen Aufstieg der Juden

Die liberale Vision der Bürgergesellschaft, von der Aufklärung übernommen, zielte auf den selbstständigen, freien und rechtlich gleichen Bürger, durch Besitz und Bildung ausgezeichnet, am freien Markt konkurrierend, leistungs-

orientiert und politisch handlungsfähig.⁹ Niemand hatte diese Vision ernster genommen als die „aufgeklärten“ Juden. Der Liberalismus hatte 1867 die rechtliche Gleichstellung der Juden durchgesetzt und die Juden nützten diese Chance. Von 1860 bis 1910 erfolgte ein beispielloser sozialer Aufstieg der Juden in Wien. Bildung und Besitz waren das Vehikel. Juden zählten zu den Pionieren der Moderne und waren gleichzeitig ihre schärfsten Kritiker.¹⁰ Sie brachten bessere Voraussetzungen mit als die katholische Landbevölkerung. Eine jahrhundertealte Erfahrung im Handel, dazu Sprachkenntnisse, internationale Beziehungen und innerjüdische Solidarität und Netzwerke. Der Aufstieg wurde durch „Fleiß, Ausdauer, heiße Stirn und blutenden Hände“ erreicht, das Ziel war: „Ehre, Ansehen, Stellung, Besitz.“¹¹ Dazu kam ein einmaliger Bildungselan, getragen vom Willen, aus dem Ghetto, aus dem geschlossenen Milieu des „Schtetls“ heraus zu kommen, nicht nur eine „Leuchte Israels“ zu werden, sondern in Europa Ruhm und Ehre zu erwerben. Als „Dienstleistungsnomaden“ (Yuri Slezkine) waren Juden urbaner, mobiler, geistig beweglicher und beruflich flexibler als die eingesessenen Christen. Der Liberalismus gab ihnen den Glauben an die Freiheit, an die Wissenschaft, an die Möglichkeit der Höherentwicklung der Menschheit; dieser Glaube ersetzte die alte Religion.¹² Beim k. k. Gerichtsadvokaten Dr. Pick, dem Vater von Otto Bauers Mitarbeiterin Käthe Leichter, einem Prototyp eines akkulturierten jüdischen Liberalen, stand die Leidenschaft für individuelle Freiheit obenauf und sie richtete sich gegen starre Autorität, Orthodoxie und Zwang. Durchdrungen vom aufgeklärten, liberalen Fortschrittsoptimismus war er überzeugt, dass die Wissenschaft die dunkle Welt des Aberglaubens, der Ghettos und Pogrome ersetzt habe, dass auch der neue Antisemitismus lediglich eine Krankheit sei, die bald vorübergehen werde.¹³

Als Otto Bauer 1881 geboren wurde, lebten 73 222 Juden in Wien, zehn Prozent der Bevölkerung; als er um 1900 zu studieren begann, waren es 146 926 (durch die Stadterweiterung aber nur mehr neun Prozent); als er 1923 zum führenden sozialdemokratischen Politiker aufgestiegen war, wohnten 201 513 Juden in Wien (elf Prozent); als er 1938 starb, lebten 1939 nur mehr 82 077 nach dem NS-Rassegesetz als Juden definierte Menschen in Wien.¹⁴ Als Otto Bauer in der Leopoldstadt geboren wurde, wohnten 48 Prozent der Wiener Juden dort.¹⁵ Als die Familie 1900 aus Meran nach Wien in den 9. Gemeindebezirk zurückkehrte, betrug der jüdische Bevölkerungsanteil dort 18 Prozent.¹⁶ In der Porzellangasse und Liechtensteinstraße, den Wohnadressen der Familie Bauer, wohnten eher wohlhabende Juden.¹⁷ Aus der Perspektive der Zuwanderung gesehen kamen aus Böhmen und Mähren die Gutsituierten

und Akkulturierten (wie Philipp Bauer), aus Galizien die Armen und Religiösen.¹⁸

Die Berufsstruktur der Juden in Wien wich 1910 signifikant von der Berufsstruktur der Nichtjuden ab. Nur 14 Prozent der Nichtjuden waren Selbstständige, dafür 36 Prozent der Juden. Im Sektor Handel und Verkehr betrug der Unterschied sechs zu 25 Prozent. Bei den Angestellten in diesem Sektor war die Struktur ähnlich, sechs Prozent bei den Nichtjuden, 23 Prozent bei den Juden. Noch krasser zeigte sich die Differenz bei den Arbeitern: 76 Prozent der Beschäftigten bei den Nichtjuden waren Arbeiter, aber nur 31 Prozent bei den Juden.¹⁹ Als Philipp Bauer heiratete, gehörte er zu den zwei Prozent Fabrikanten der jüdischen Bräutigame; Otto Bauer selbst zählte als Schriftsteller zu den elf Prozent jüdischer Freiberufler.²⁰

Die starke jüdische Präsenz in einigen Berufssparten um die Jahrhundertwende – ein ständiger Anstoß für die antisemitische Erregung – weist die Statistik auf: beim Wiener Börsenamt (70 Prozent), bei den Anwälten (62 Prozent), bei den Ärzten (50 Prozent), bei den Journalisten (51–63 Prozent).²¹ Diese Verzerrung löste bei den „Eingesessenen“ Neid und Wut aus; aus einer anderen Perspektive illustriert diese Statistik lediglich, dass Juden eben die Chancen der liberalen Gesellschaft besser als die Einheimischen nutzten. Allerdings traten bei dieser Überpräsentanz auch objektiv negative Folgen auf. Im Gründungsfieber der Jahre 1867–1873, bei hochriskanten Spekulationen, Schwindelgründungen und den folgenden Zusammenbrüchen waren Juden eben auch überproportional involviert. Obendrein musste der rasche Reichtum einiger Juden das Phänomen der „Neureichen“ (wie bei Nichtjuden ebenfalls) hervorbringen. Unsicherheit in der neuen Rolle, die durch Protzen, Angebertum und Imitation eines nicht durch längere Tradition erworbenen „kulturellen Kapitals“ kompensiert wurde. Diese Phänomene fanden bei den Juden selbst harte Kritik, während sie den Antisemiten als Vorwändienten, „die Juden“ als Ganzes zu diffamieren. Theodor Herzl etwa mokierte sich über die jüdischen Parvenüs: „Jene Leute, von denen man fortwährend hört, bald durch den Skandal ihrer Mätressen, bald durch den Triumph ihrer Rennpferde, bald durch die Börsenmanöver, mit denen sie den Mittelstand der Börse zu Proletariern machen, bald durch die Korruption, die sie um sich her wie einen Pesthauch verbreiten; diese Leute [...] schaden dem jüdischen Volk ...“²²

Das andere Vehikel des jüdischen Aufstiegs (neben der Wirtschaft) war die Bildung. Die Liberalen hatten in den 1860er Jahren das Bildungssystem geöffnet. Die Zahl der Studierenden stieg rasch an, von 3709 (1856/57) auf 23 068

(1909/10).²³ Bisher benachteiligte Gruppen wie Juden, Tschechen und Protestanten entwickelten dabei einen besonderen Bildungselan. Zu der Zeit, als Otto Bauer maturierte (1899/1900), betrug der Anteil der Katholiken an allen Mittelschülern der westlichen Reichshälfte 83 Prozent, der Anteil der Juden 13 Prozent. Gemessen am Bevölkerungsanteil waren die Katholiken unter-, die Juden dreifach überrepräsentiert.²⁴ Als er in die Universität eintrat, studierten 77 Prozent Katholiken, aber 17 Prozent Juden an allen österreichischen Universitäten.²⁵ Einige Jahre nach seiner Promotion weist die Statistik einen viermal größeren Anteil der Juden an den Studierenden als der Katholiken aus, gemessen an der Repräsentation der Bevölkerung (1909/10).²⁶ Zur Zeit seines Studienbeginns an der juridischen Fakultät studierten 41 Prozent der katholischen Studenten und 29 Prozent der jüdischen Studenten Jus.²⁷ Während es die Katholiken eher in die Bürokratie zog, wählten die Juden (wie formell auch Otto Bauer) die Freien Berufe. An den Universitäten zeigten sich die politischen und nationalen Kämpfe, eben auch als Kampf um Karrierechancen, besonders eklatant. Im Feld der Bildung jedenfalls hatten die Liberalen ihr Programm tatsächlich erfüllt und solange die Liberalen an der Macht waren, hielt sich auch der Antisemitismus in Grenzen.

2. Das Scheitern des Liberalismus

Die liberale Kultur, die Kultur der Rationalität, des Fortschritts, des Fleißes und der bürgerlichen Wohlanständigkeit, geriet im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in einen doppelten Zangengriff. Die neue populistische Politik der Massenbewegungen, angestachelt durch eine Verbreiterung des Wahlrechts, einerseits, der integrale Nationalismus und der neue Antisemitismus andererseits ersetzten die Politik der Rationalität und des vernünftigen Ausgleichs durch die Politik der Gefühle und der Demagogie. Der labile Schwebezustand von Freiheit und Nation, der den Liberalismus seit 1867 trug, veränderte sich um 1880 in die Alternative: Freiheit oder Nation. Das nationale Prinzip überlagerte und unterließ zunehmend ideologisch liberale Positionen.²⁸

Alle Beobachter stimmen überein: In den 1880er-Jahren setzte sich ein Umschwung der Stimmung, der öffentlichen Meinung durch, die Fahnenwörter wechselten, die politische Szene änderte sich. Der Liberalismus sah plötzlich alt und sehr verbraucht aus. Er schlitterte seinem Ende entgegen. Während die Liberalen das Bürgertum von oben nach unten organisierten, organisierten die Antisemiten das Bürgertum von unten nach oben. Die Versu-

che, das Bürgertum neu zu rekonstruieren, waren zwar sozial weiter gespannt, aber dafür geistig enger und von Ressentiment und Nationalismus getragen.²⁹ Der Börsenkrach von 1873 war ein Anlass für die Krise des Liberalismus und er rückte die Juden als Angriffsziel ins Zentrum. Es entstanden drei neue politische Lager, die alle antiliberal waren, die Deutschnationalen und Christlichsozialen auch offen antisemitisch, die Sozialdemokraten, trotz teilweise jüdischer Führung, etwas verdeckt.

Als Otto Bauer in den 1880er- und 1890er-Jahren sozialisiert wurde, waren die antiliberalen Bewegungen bereits voll im Fluss; 1897 hatte Karl Lueger mithilfe seines populistischen Antisemitismus die Position des Bürgermeisters in Wien erobert. Bauer war – wie viele jüdische Intellektuelle – vom Gefühl der Überlegenheit der deutschen Kultur tief geprägt; freilich wurde dieser „Deutschnationalismus“ bei ihm durch den sozialistischen Internationalismus austariert und eingebremst. Doch diese „deutsche Sehnsucht“ blieb ein Grundgefühl, das seine Anschlussbemühungen an Deutschland 1918/19 und die Rechtfertigung des tatsächlichen „Anschlusses“ 1938 nährte. Diese sentimental-pathetische Glorifizierung der bürgerlichen deutschen Kultur wird in einem Satz spürbar, den der junge marxistische Intellektuelle in seinem ersten Hauptwerk „Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie“ niederschrieb. Hier ist die Rede von dem merkwürdigen Gefühlston, der mitschwingt, wenn das Wort „deutsch“ angesprochen wird.³⁰ Einige Seiten weiter ist wohl das eigene Bildungserlebnis die Matrix dieses emotionalen Pathos: „Versuche es einmal der erstbeste Gebildete von heute, aus dem Werden seiner Persönlichkeit die Wirkungen unserer klassischen Dichtung wegzudenken, wegzudenken die Stunde, in der der Knabe zum erstenmal mit glühenden Wangen Schillers *Räuber* las. Wegzudenken den Tag, da der Jüngling mit *Faust* zum erstenmal nach der Welten Rätsel sann. Da er im ersten Liebesweh mit *Werther* eins sich fühlte. Was unsere Klassiker geschaffen, das ward jedem von uns zum eigensten, persönlichsten Erlebnis, zu eigenstem Besitz, und was an seinem Sein mitgeschaffen, das schuf auch mit am Sein jedes anderen Deutschen. So verknüpft uns alle ein unsichtbares Band.“³¹ Vor Marx stand Goethe! Das „unsichtbare Band“ verknüpft jüdische und christliche Deutsche – und das konnte kein Antisemitismus zerreißen, zumindest bis 1938!

Otto Bauers vehemente Kritik des Liberalismus stammte aus der postliberalen Epoche, sie war eingefärbt von dessen Scheitern. Die Kritik erschien im „Kampf“ 1910/1911.³² Das „Ende“ des Liberalismus war der Vorläufer des „Endes“ des christlichen Sozialismus, der Annäherung der Christlichsozialen an den Kapitalismus als eigentlichem Thema des Aufsatzes. Was haben

die Liberalen, die von 1861 bis 1878 die führende Partei Österreichs waren, geleistet? Bauer zählte auf: politisch, die Einführung der parlamentarischen Regierungsform, die Zentralisierung der Staatsgewalt, den Kulturkampf gegen die katholische Kirche; ökonomisch, die Gewerbefreiheit, die Freiteilbarkeit der Bauerngüter, „die Ablehnung jedes staatlichen Eingriffes zugunsten der wirtschaftlich Schwächeren im Namen der freien Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte“.³³ Die kulturelle Leistung des Liberalismus nimmt Bauer überhaupt nicht in den Blick: die Allgemeine Volksschule (1869), die Öffnungen des Bildungssystems, die rechtliche Gleichstellung der Juden. Seine Kritik trifft jedoch die soziale Enge der liberalen Vision der Bürgersgesellschaft, die auf Besitz und Bildung gründete und somit den größten Teil der Bevölkerung ausschloss. Bauer nennt den Liberalismus „volksfremd“. National, weil er ausschließlich deutsch war und den slawischen Völkern nichts zu bieten hatte; sozial, weil er allein vom Großbürgertum getragen wurde. Obendrein verdankte der Liberalismus seine Herrschaft nicht der eigenen Kraft, sondern der militärischen Niederlage gegen Preußen 1866 und dem Kompromiss mit der Krone. So stützte sich der Liberalismus auf „Gewalt und Korruption“, auf die Steuerung der Wählerschaft durch den Hof, auf die Wahlrechtsprivilegien der Wahlordnungen, auf den Stimmkauf der Banken, auf die „brutale Verfolgung“ der Tschechen und – überraschend bei Bauer – der Klerikalen – mit allen Mitteln des Polizeistaates.³⁴ Merkwürdigerweise lässt Bauer in dieser knappen Skizze die Verfolgung der frühen Arbeiterbewegung völlig aus. Nicht jedoch vergisst er, auf die „Volksfremdheit“ der „Vertreter“ der liberalen Partei hinzuweisen. „Da die Juden in der noch jungen österreichischen Bourgeoisie überaus stark vertreten waren, spielten sie auch in der liberalen Partei eine überaus große Rolle“.³⁵ An einer anderen Stelle spricht er ironisch von den volksfremden „Zug'rasten und Juden“, die so gar nicht „urwüchsig – wienerisch“ waren.³⁶ Da der Gründungsboom die Börsenspekulationen mit all ihren Begleiterscheinungen belebte, wurde die liberale Partei „mehr denn irgendwo“ durch die Versippung mit der Börse korrumptiert. Der „große Krach“ von 1873 erschütterte die liberale Partei und von allen Seiten regte sich die Opposition. Das ist eine teilweise präzise sozioökonomische Kritik des Liberalismus, die allerdings die kulturelle Sphäre vernachlässigt. Warum Bauer die Rolle der Juden und „Zug'rasten“ im Liberalismus so betont, hängt mit dem Ziel des Aufsatzes zusammen, die Entstehung der christlichsozialen Partei zu erklären, bei der ja der Antisemitismus ein so wichtiges Agitationsmittel war. Mit dem Begriff der „Volksfremdheit“ allerdings verwendete er ein eindeutig antijüdisch besetztes Klischee.

3. Sozialdemokratie und Antisemitismus

Die liberale Vision der „Bürgergesellschaft“ schloss die Arbeiter (und noch mehr die Arbeiterinnen) aus. Nur über das Prinzip der „Selbsthilfe“ konnten sie in die Bürgergesellschaft finden. Lediglich durch einen liberalen Paternalismus sollte der Unternehmer die Arbeiterschaft „strengh und wohlwollend“ fördern. Rasch folgte nach 1867 der Bruch der entstehenden Arbeiterbewegung mit dem Liberalismus. Die Sozialdemokratie sammelte die Arbeiter im Zeichen der Vision der „klassenlosen Gesellschaft“. Liberalismus und Sozialdemokratie trennte auch zwei unterschiedliche Visionen und Einschätzungen der „Massen“. Es gab seit 1848 eine liberale „Urangst“ vor den Massen. Die Liberalen fürchteten die Erweckung der Bestie im Menschen, die „Losreißung des wilden Menschentieres von der Kette der Bildung und Gesittung“, die Ausbreitung der Anarchie, den Zivilisationsbruch.³⁷ Die Sozialdemokraten hingegen glorifizierten die Massen (die sozialdemokratisch gezähmten Massen) als Treibkraft für die soziale Revolution. In beide Konfliktparteien waren Juden bzw. Politiker jüdischer Herkunft an vorderster Front beteiligt.

Die Sozialdemokraten gehörten, wie die Antisemiten, zu den antiliberalen Kräften. Was verband sie, was trennte sie? Sie verband eine politische Kultur des latenten Antijudaismus, die auch die Arbeiterschaft einschloss, eine scharfe Liberalismuskritik aus unterschiedlichen Gründen, eine antikapitalistische Grundeinstellung, die verschiedene Folgen hatte, ein Antiintellektualismus, der besonders den „jüdischen Intellektuellen“ als gefährliche Figur hervorhob.³⁸ Beispielhaft für Letzteres kann die Polemik von Engelbert Pernerstorfer, dem Jugendfreund Victor Adlers, gegen den „Typus Danneberg“ gelten (1915). Robert Danneberg wiederum gehörte zu Otto Bauers engerem Umfeld.³⁹ Der „Typus Danneberg“ war – laut Pernerstorfer – der Typus des jüdischen Intellektuellen, der sich der Sozialdemokratie angeschlossen hatte. (Wäre Otto Bauer zu dieser Zeit nicht in der Kriegsgefangenschaft gewesen, hätte es auch der „Typus Bauer“ sein können.) Pernerstorfer kritisierte eine jüdische, enge, akademische Clique, welche die Herrschaft in der Partei anstrebe, ein quasi Oberster Gerichtshof, der entscheiden möchte, was authentischer Sozialismus sei – diese Polemik richtete sich gegen den „Austromarxismus“. Schließlich wütete der deutsch-nationale Pernerstorfer gegen den Kosmopolitismus dieser jüdischen Gruppe.⁴⁰ Privat ätzten auch Franz Schuhmeier, der erfolgreiche linke Populist, und Karl Renner, der spätere Staatskanzler, gegen das Übergewicht jüdischer Intellektueller in der Partei, gegen

die Juden in der Rechten Wienzeile, wo die Redaktion der „Arbeiter-Zeitung“ lokalisiert war.⁴¹

Die Sozialdemokraten trennte von den antisemitischen Parteien jedoch, dass sie den Antisemitismus nie direkt als ideologisches Programm oder als gezieltes wahltaktisches Manöver einsetzten, dass sie Parteiführer jüdischer Herkunft aufwies. Die Partei konnte in den Polemiken durchaus „antisemteln“; diese Waffe setzten auch sozialdemokratische jüdische Journalisten ein. Robert S. Wistrich hat eine Fülle von Belegen dafür zusammentragen.⁴² Der Unterschied lag jedoch darin: Die Antisemiten griffen die „jüdischen Kapitalisten“ als Juden an, die Sozialdemokraten hingegen als Kapitalisten. Für sie hatte der „Klassenkampf“ Priorität, nicht der „Rassenkampf“. Der allersiehts anerkannte Parteiführer Victor Adler gab am Parteitag 1897 die Parole aus: „Wir gestatten keine Ablenkung der sozialdemokratischen Bewegung auf antisemitische Bahnen, aber ebenso wenig eine Ablenkung auf philosemitische Bahnen.“⁴³ Diese „neutrale“ Position war das Dilemma der Partei. Sie wollte unter keinen Umständen als „Judenschutztruppe“ gelten, zu der sie ihre Gegner ständig stempelten. Diese „neutrale“ Position war in der Praxis schwer durchzuhalten und schlug manchmal mehr in die eine oder andere Richtung aus. Bedeutete diese „neutrale“ Position unter den gegebenen Bedingungen im Wien der 1880er- und 1890er-Jahre tatsächlich die Unterstützung der Antisemiten, wie Wistrich behauptet?⁴⁴ Geht man, wie ich, davon aus, dass der Antijudaismus ein kultureller Code der Gesamtgesellschaft war, wäre ein erklärter Philosemitismus auch der Tod der Massenpartei gewesen. Eine andere Frage ist dann allerdings, ob die Partei alles Denkbare getan hat, um den latenten Antisemitismus der Arbeiterschaft zu bekämpfen. Nach dem Holocaust ist eine „neutrale“ Position in dieser Frage gewiss schwer erträglich. Aber auch im Wien der Jahrhundertwende, wo ein hemmungsloser „Schimpfantisemitismus“ herrschte, war eine physische Vernichtung der Juden noch undenkbar. Der Antisemitismus war eine notwendige Voraussetzung des Holocaust, aber es musste noch vieles geschehen, bis der Judenmord tatsächlich möglich werden konnte.⁴⁵

Das Dilemma des jüdischen Sozialdemokraten, der sein Judentum loswerden wollte, zeigte sich deutlich beim Parteigründer Victor Adler selbst. Seinem jugendlichen Selbstbildnis als „armer, stotternder häßlicher Jude“ entwich er durch die Taufe.⁴⁶ Anlässlich einer möglichen jüdischen Hochzeit seines Sohnes 1902 schrieb er an ihn von dem „Widerwillen gegen das Jüdische, was – nämlich der Widerwille – eine der Grundlagen unseres ganzen Wesens geworden ist“.⁴⁷ Als Pragmatiker der Politik hegte er ein tiefes Miss-

trauen gegen Doktrinäre der Theorie in der Partei, gegen bürgerliche Intellektuelle, die sich dem Sozialismus anschlossen (also auch gegen sich selbst), allgemein gegen Juden in der Partei.⁴⁸ Adler empfand seine eigene jüdische Herkunft als Belastung für die Partei.⁴⁹ Dennoch wird er die jungen, jüdischen, austromarxistischen Intellektuellen, besonders Otto Bauer, fördern. So sehr Adler dem Judesein entfloh, der politische Gegner würde es ihm immer wieder vorhalten, und daher lernte er, damit auch gelassener und ironischer umzugehen.

Als Victor Adler 1901 seine erste Rede im niederösterreichischen Landtag hielt, rief ihm ein Antisemit zu: „Sie sind ein Jude und haben nie genug“, worauf Adler entgegnete: „Herr Abgeordneter Sturm, sie haben Recht. Jetzt haben Sie mich entlarvt. Genau so ist es. Meine ganze Stellung in der Wahlrechtsfrage ist darauf zurückzuführen, daß ich Jude bin und nie genug habe. Mich freut es, daß sie mich nach einer so kurzen Bekanntschaft bereits durchschaut haben. (Schallende Heiterkeit links).“⁵⁰ Am Ende seiner Rede griff Adler die Christlichsozialen (besonders Bürgermeister Karl Lueger) schärfstens als Marodeure des Klerikalismus an, die die politische, sittliche und intellektuelle Verlotterung der Bevölkerung Wiens auf dem Gewissen habe. Im Sturm der Entrüstung tönte wieder der Ruf: „Ruhig, alter Jud!“⁵¹

In einem ähnlichen Dilemma steckte Otto Bauer eine Generation später. Er allerdings hatte die jüdische Gemeinschaft nicht verlassen. Ihm fehlte auch Victor Adlers spöttisch-ironischer Tonfall. Er war mehr Theoretiker und Wissenschaftler, den es um eine ernsthafte Analyse des Problems ging. Die führte er in einem kurzen Artikel über „Sozialismus und Antisemitismus“ in der Zeitschrift „Der Kampf“ 1910/11 vor.⁵² Anlass war die Ansiedlungspolitik des russischen Zarismus, die den Juden ein geschlossenes Gebiet zuweisen wollte. Für den Assimilanten Bauer hatte das zur Folge, dass die kulturelle Angleichung der Juden an die slawische Umgebung dadurch erschwert werde, dass der Antisemitismus und der jüdische Nationalismus anwachse. Scharf trennte diese Analyse die Juden in Osteuropa von den Juden in West- und Mitteleuropa. Im Westen seien Juden in der Kapitalistenklasse sehr stark vertreten. Hier stehe dem „arischen Arbeiter“ ein „jüdischer Fabrikant“ gegenüber. Der Antisemitismus übernehme die Funktion eines ersten „naiven“ Antikapitalismus. Die Sozialdemokratie müsse im Westen die Massen lehren, „dass das jüdische Kapital bekämpft werden muss, nicht weil es jüdisch, sondern weil es Kapital ist.“⁵³ Dann die Berufung auf die „heiligen Schriften“ von Karl Marx. Seine „Judenfrage“ habe die Marxisten vom „liberalen Philosemitismus“ scharf geschieden. Daher könne die Sozialdemokratie nie eine „Judenschutztruppe“

sein. Für sie gebe es in den entwickelten Ländern nur eine Aufgabe: den kleinbürgerlichen Kampf gegen das jüdische Kapital durch den proletarischen Kampf gegen den Kapitalismus überhaupt zu ersetzen. Ein eigener Anti-Antisemitismus sei hier nicht notwendig. Anders allerdings sei die Situation in Osteuropa. Dort existiere ein zahlreiches jüdisches Proletariat und ein verarmendes jüdisches Kleinbürgertum. Die jüdischen Massen seien durch Religion, Sitte und Sprache von der slawischen Umgebung getrennt. „Der Antisemitismus wirkt dort nicht als Antikapitalismus, sondern als Nationalismus, der die Arbeiter spaltet.“⁵⁴ Für die Sozialdemokratie im Osten entstehe so die Aufgabe, den Antisemitismus, der die jüdischen Arbeiter abstößt, ebenso zu bekämpfen wie den jüdischen Nationalismus, der sie von den „slawischen Brüdern“ trenne. Innerhalb des Sozialismus in –Russisch-Polen und in Galizien sei eine „antisemitische Phraseologie“ daher gefährlich, weil sie die polnischen Arbeiter mit Misstrauen gegen die jüdischen erfülle, die jüdischen Arbeiter wiederum in die Fänge des jüdischen Nationalismus treibe.

Ein Zionist konterte auf diese Art der Analyse: „Es ist furchtbar traurig zu sehen, wie selbst der gebildetste und fähigste Theoretiker des Sozialismus in jüdischen Fragen den Verstand verliert, weil er selbst Jude [...] ist.“⁵⁵ Nun, Bauer hatte nicht seinen Verstand verloren, er argumentierte nur als strenger Marxist und als akkulturiertes Jude. Für ihn hatte nicht die „Judenfrage“ Priorität, sondern die Klassenfrage. Wenn der Sozialismus die Klassenfrage löst, verschwindet auch die Judenfrage. Das war sein historischer Irrtum, wie der Stalinismus dann bewies!

4. Welche jüdische Identität hatte Otto Bauer?

In der Vorbereitung der Anklage gegen Otto Bauer und Genossen, nach dem Februar 1934, erhoben die Behörden auch die Religionszugehörigkeit des sozialdemokratischen Parteivorstandes. Von den 20 Mitgliedern waren sieben Personen katholisch, fünf evangelisch, fünf konfessionslos (darunter drei Männer jüdischer Herkunft, Danneberg, Deutsch, Ellenbogen) zwei mosaisch (Otto Bauer und Berthold König, Generalsekretär der Eisenbahnergewerkschaft), eine Person altkatholisch.⁵⁶ Otto Bauer war in einer akkulturierten Familie aufgewachsen, die man als Drei-Tage-Juden bezeichnete – an drei hohen Festtagen des Jahres gingen sie in die Synagoge. Von Gesetzes wegen genoss er bis zur Matura einen mosaischen Religionsunterricht, der von vielen als doktrinär und unbefriedigend beschrieben wurde.⁵⁷ Als junger, wissenschaft-

licher Marxist war er pflichtgemäß religiöskritisch eingestellt. In dem Aufsatz „Proletariat und Religion“ konstatierte er: „Während unsere Großväter gläubige Männer waren, sind wir ungläubig!“⁵⁸ Gleichzeitig jedoch verwirft er den „Intellektuellendünkel“ mancher Religiöskritiker in der Sozialdemokratie, die von der Aufklärung und vom Vulgärmaterialismus kommend, den Respekt vor der Religion der Individuen verloren haben. Als Partei dürfe die SDAP weder den Glauben, noch den Unglauben verkünden; jedes Bekenntnis der individuellen Person müsse ihr heilig sein.⁵⁹ Dieser Respekt vor der Religion war für einen jungen Marxisten immerhin auffallend.

Auch als Parteiführer behielt er diesen Respekt bei. In einer eigenen Broschüre behandelte er 1927 das Problem „Sozialdemokratie, Religion und Kirche“.⁶⁰ Diese Schrift wollte einerseits das Linzer Programm von 1926 erläutern, anderseits wahlstrategisch den Durchbruch auf dem katholischen Land vorbereiten, um der SDAP die Mehrheit im Parlament zu ermöglichen. Diese wahlstrategische Intention muss bei der Analyse stets mitgedacht werden, aber sie kann den Inhalt nicht gänzlich erklären. Im katholischen Österreich war mit Kirche und Religion vorwiegend der Katholizismus gemeint, aber nicht allein. In einer Anmerkung schreibt er, dass seine Analyse zwar das katholische Christentum meine, aber alle anderen überlieferten Religionen mit betreffe. „So ist zum Beispiel das Judentum an aus der Urzeit der Menschheit überlieferten primitivsten totemistischen Vorstellungen noch reicher als das Christentum.“⁶¹ Zentrum der Analyse ist der Unterschied zwischen *Kirche* als organisierter Religiösgemeinschaft – der Papst, die Bischöfe, die Prälaten – und *Religion* des Volkes – der arme Kleinbauer, der beim drohenden Hagelschlag die Hände faltet und betet, die Bauersfrau, die in „ihren Schmerzen und Nöten zur Gottesmutter eilt, die ihr Kindlein im Stalle geboren hat, ihren Sohn am Kreuze sterben sehen mußte“.⁶²

Die Sozialdemokratie sei prinzipiell antiklerikal, aber nicht antireligiös eingestellt. Zwar gelte die marxistische Analyse, dass jede Geschichtsepoke, jede Klasse ihren Gott nach ihrem Ebenbild schaffe.⁶³ (Neben Marx bezieht hier Bauer auch Max Webers berühmte Schrift „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ in die historische Darstellung mit ein).⁶⁴ Aber nicht jeder Sozialist muss Freidenker sein. Der Marxismus ist durchaus mit verschiedenen Weltanschauungen vereinbar.⁶⁵ Innerhalb der Partei soll sich „der gläubige Arbeiter ebenso heimisch fühlen können wie der ungläubige“.⁶⁶ Da scheint wieder Otto Bauer als Vermittler durch, wie er es als Kind gelernt hatte, als Vermittler zwischen Freidenkern und religiösen Sozialisten in der Partei; da ist aber gleichzeitig der teleologische Marxist, der den gläubigen

Arbeiter doch als „rückständig“, den atheistischen Arbeiter als „fortschrittlich“ qualifiziert.⁶⁷ Jener Punkt des Parteiprogramms, der Religion zur Privatsache erklärte, und der von der katholischen Kritik immer als Heuchelei angesehen wurde, war von Otto Bauer ehrlich gemeint.⁶⁸ Er argumentiert dabei mit der modernen Erkenntniskritik, die das Feld der Religion streng vom Feld der Wissenschaft abgrenzt.⁶⁹ Religion steht so jenseits empirischer Evidenz, als individuelle Erfahrung. Die marxistische Theorie geht zwar von der Annahme aus, dass die Religion als Institution in der entwickelten Gesellschaft eines natürlichen Todes sterben wird, aber, so Bauer, ist diese Lehre richtig? Wird es nicht auch in der sozialistischen Gesellschaft Menschen geben, „die an der Bahre der Mutter [...] die Stunde der Ergriffenheit erleben“, eine Ergriffenheit, „die im Glauben an eine unserer Erfahrung verborgene Vernünftigkeit der Welt eine Lösung sucht“?⁷⁰ Was Otto Bauer hier anspricht, hat Max Adler in seinem Aufsatz „Über den kritischen Begriff der Religion“ als religiöses Bedürfnis interpretiert, dem Dasein und der Welt einen Sinn zu geben.⁷¹ Das religiöse Bewusstsein zeige sich im Habitus des Glaubens an die Möglichkeit einer überempirischen Ordnung. „In der Religion vollzieht das Bewusstsein gleichsam die Vorbereitung zu dieser Befreiung von dem Joch der empirischen Persönlichkeit. Es vermag mit keinem Schritt die Naturerfahrung zu überschreiten, aber es vermag, von den Schranken dieser Erfahrung auf seine Innerlichkeit zurückgeworfen, gerade hier den Weg zu finden, der es auf eine Höhe führt, von der ein Ausblick in die Einheit und Seinsgestaltung unseres Daseins möglich ist. Und dies ist alles, was wir zum seligen Leben gebrauchen.“⁷² Dieser philosophische Religionsbegriff vertrug sich bestens mit der Kritik an den bestehenden Religionsgemeinschaften. Aber er setzte sich von den Atheisten und Freidenkern ab. Er bewahrte eine Achtung vor dem religiösen Bewusstsein der Individuen.

Otto Bauers jüdische Identität war keine religiöse. Das ist eindeutig. Aber der Horizont zum Religiösen blieb offen, das unterschied ihn von anderen zeitgenössischen Marxisten. In seiner Lebenspraxis flossen die religiösen Energien in den festen Glauben an die Gesetzmäßigkeit der Geschichte. Welche jüdische Identität hatte Otto Bauer dann? Ein Hinweis findet sich in den Erinnerungen von Ernst Fischer. Er arbeitete ab 1927 – wie Bauer – in der Redaktion der „Arbeiter-Zeitung“. In einem Gespräch begründete Bauer seine Zugehörigkeit zur Israelitischen Kultusgemeinde mit dem Satz: „Das können Sie nicht verstehen, denn hinter Ihnen hat niemals irgendwer das Wort Saujud gemurmelt.“⁷³ Fischer interpretiert Bauers jüdische Identität als „Demonstration gegen den Antisemitismus“. Die Erinnerungen von Fischer müssen

quellenkritisch mit äußerster Vorsicht behandelt werden. Mit ihm geht häufig der Dichter durch, der Dialoge erfindet, an die er sich unmöglich nach so vielen Jahren erinnern kann. (Obendrein schrieb er 1936 als neubekehrter Kommunist einen infamen Artikel gegen Bauer, in dem er nicht nur den stalinistischen „Großen Terror“ rechtfertigte, sondern Bauer beschuldigte, faschistische Argumente zu verwenden).⁷⁴ Doch dieser Satz, so oder etwas anders, klingt glaubhaft. Denn das Wort Saujud fiel tatsächlich. Nicht gemurmelt, sondern lautstark im österreichischen Parlament. Gesagt hatte es der „Vater des Staatsvertrages“, Julius Raab. Am 11. Juli 1930 wurde im Nationalrat über die Novelle zur Arbeiterversicherung beraten. Bei der Rede des christlichsozialen Abgeordneten Dr. Emmanuel Weidenhoffer (des späteren Finanzministers) machte Otto Bauer häufige Zwischenrufe. Am Schluss dieser Rede rief er: „Der Raab applaudiert, die Heimwehr (Raab war niederösterreichischer Heimwehrführer, E. H.) ist zufrieden!“, Raab rief zurück: „Ein Frechling sind Sie, ein frecher Saujud!“⁷⁵

Das ist eine Erklärung für Bauers jüdische Identität: neben der Achtung vor der Religion der Väter die Demonstration gegen den Antisemitismus. Jakob Wassermann hat diesen „dumpfen, starren, fast sprachlosen Haß“ beschrieben, den verbalen und nonverbalen Antisemitismus, die giftigen Blicke, das verstockte Schweigen.⁷⁶ „Man bekannte sich zu den Religionsgenossen, obwohl von Genossenschaften wie von Religion kaum noch Spuren geblieben waren.“⁷⁷ Bei den Juden selbst löste dieser verbale und nonverbale Antisemitismus – nach Wassermann – zwei Gefühlsströme aus, „das Gefühl des Vorrangs und das Gefühl der Brandmarkung, [...] es ist der tiefste, schwierigste und wichtigste Teil des jüdischen Problems“.⁷⁸ Eine andere Dimension hat der Zeitgenosse Franz Kafka in dem häufig zitierten Satz gefasst: „Weg vom Judentum [...] wollten die meisten, die deutsch zu schreiben anfingen, sie wollten es, aber mit den Hinterbeinchen klebten sie noch am Judentum des Vaters und mit den Vorderbeinchen fanden sie keinen neuen Boden.“⁷⁹ Der zweite Teil des Satzes traf für Otto Bauer sicher nicht zu. Seine Vorderbeinchen fanden im Sozialismus wohl einen neuen Boden. Eine andere, ergänzende Erklärung für Bauers Zugehörigkeit zur Israelitischen Kultusgemeinde findet sich in seiner Solidarität zum Judentum. Manès Sperber hat in seinem Lebensbericht diese Solidarität so begründet: „[...] niemals habe ich auch nur einen Atemzug lang erwogen, mein Judentum zu verleugnen oder aus der jüdischen Glaubengemeinschaft auszutreten, solang noch irgendwo auf dem Erdenrund Juden wegen ihres Glaubens verfolgt, wegen ihrer Abstammung diskriminiert werden.“⁸⁰ Diese Grundsolidarität hinderte weder Sperber noch

Bauer, als Marxisten heftige Kritik an bestimmten jüdischen Erscheinungen zu üben.

Diese Kritik artikulierte Bauer in seinem frühen Hauptwerk „Die Nationalitätenfrage“ im Kapitel „Nationale Autonomie der Juden?“⁸¹ Das Problem bestand darin, dass 1905 in Galizien eine jüdische sozialistische Partei gegründet wurde, die von der Exekutive der internationalen Sozialdemokratie in Österreich nicht anerkannt wurde. Damit stellte sich die Frage deutlich: Bilden Juden eine Nation? Bauer beantwortete diese Frage mit einem langen historischen Exkurs. Im Mittelalter handelten die Juden zwar mit der sie umgebenden Gesellschaft, aber sie lebten nicht mit ihr, sie blieben eine eigene „Nation“.⁸² Diesen statischen Nationsbegriff aus dem 19. Jahrhundert hat die moderne Nationalismusforschung längst verlassen.⁸³ Das soll hier nicht diskutiert werden. Wichtiger ist der weitere Argumentationsgang. Ein Teil der Juden, der schon im Mittelalter eine „kapitalistische Psychologie“ entwickelt hatte, rückte mit dem Fortschritt der kapitalistischen Produktionsweise in die industrielle Bourgeoisie auf und passte sich an die christliche Welt an.⁸⁴ Gleichzeitig – hier Marx folgend – erklärt Bauer, dass die „Christen“ selbst „Juden“ geworden sind: kommerziell denkend und handelnd. Diese Assimilation der Juden, die immer breitere Schichten umfasst, ist ein schwieriger Prozess, sie haben ihren alten „Jagon“ (das Jiddische) aufgegeben, aber sie „mauscheln“ noch immer; sie tragen ihre traditionelle Kleidung nicht mehr, aber „man erkennt sie als Juden noch am Gebärdenspiel“.⁸⁵ Sie haben ihre alte Kultur aufgegeben, aber kümmerliche Reste erhalten sich mit großer Zähigkeit. „Sie verkehren mit den Menschen, unter denen sie leben, aber sie heiraten nur untereinander und haben ein starkes Bewußtsein ihrer Eigenart und ihrer Zusammengehörigkeit.“⁸⁶ Gleichwohl haben die Juden in Mitteleuropa aufgehört, eine Nation zu sein.⁸⁷

Einschub: Das sind zum Teil genaue sozialgeschichtliche Beschreibungen des Assimilationsprozesses und sie reflektieren auch indirekt die eigene Lebenswelt. Bauers Ehefrau und Freundin waren jüdischer Herkunft; er verkehrte mit vielen nichtjüdischen Genossen in der Partei, doch der engere Kreis in der Redaktion der „Arbeiter-Zeitung“, zahlreiche Mitarbeiter in „Der Kampf“, die engeren Freunde Rudolf Hilferding, Friedrich Adler, Hans Kelsen usw. stammten aus dem Judentum.

Bauers feststehende These im Rahmen der marxistischen Geschichtstheorie lautet stets: Kapitalismus und moderner Staat, also die Modernisierung, zerstören das traditionelle Judentum.⁸⁸ Doch dieser Prozess der Assimilation geschieht nicht überall gleichmäßig. In Galizien und der Bukowina verlief er

zögernder und langsamer. Warum fand gerade dort, am Ende des 19. Jahrhunderts, nationales Judentum und Zionismus eine breitere Anhängerschaft? Die übliche Antwort – eine Rückwirkung des Antisemitismus – lässt Bauer nur als unmittelbaren Anlass gelten. Er forscht nach den „tieferen sozialen Ursachen“.⁸⁹ Eine davon ist das Erwachen der unteren Klassen, das Erwachen des Selbstbewusstseins der jüdischen Arbeiter. Die Russische Revolution von 1905 zeigte: Aus furchtsamen, demütigen Ghettojuden sind „heldenmütige Kämpfer“ hervorgegangen. Es begann ein jüdischer Nationsbildungsprozess. Geführt von Intellektuellen entstanden Vereine, eine jüdische Presse und Literatur.⁹⁰ Kann das den Prozess der Assimilation stoppen? Bauer sagt entschieden: Nein! Den Ostjuden fehlt ein entscheidender Faktor – ein geschlossenes Siedlungsgebiet wie bei den Tschechen.⁹¹ So greift auch im Osten, langsamer zwar als im Westen, der entscheidende soziale Wandlungsprozess: die „Umwälzung der alten Gesellschaft durch die kapitalistische Warenproduktion“.⁹² Der enge wirtschaftliche Verkehr mit der „arischen Bevölkerung“ (der Begriff stammt von Bauer) gliedert auch die Juden in die dominanten Nationen ein.⁹³ Die moderne Kommunikationsgemeinschaft wirkt stärker als alle sentimentalen Wünsche. „Historisch betrachtet ist auch das Erwachen der Ostjuden zu neuem Kulturleben nichts als ein Vorläufer der schließlichen Assimilierung.“⁹⁴ Den Zionismus seiner Zeit bestraft Bauer durch Nichtbeachten. Plötzlich aber, am Ende dieses Kapitels, greift er einen anderen zeitgenössischen Diskurs auf: den Rassendiskurs. Lapidar konstatiert er: „Wenn die jüdische Kulturgemeinschaft vernichtet wird, so bleibt doch die jüdische Naturgemeinschaft, die Rasse, erhalten.“⁹⁵ Auch im assimilierten Juden lebt in seiner „natürlichen Veranlagung“ das Schicksal des jüdischen Volkes weiter: ein scharf ausgeprägter körperlicher Typus, eine eigenartige geistige Veranlagung.⁹⁶ Was die Antisemiten jedoch als negative Stereotypen und Karikaturen verengt haben, preist Bauer, mit Hinweis auf die großen jüdischen Denker der europäischen Geschichte, als befruchtenden Prozess. Das Judentum hat dort seine glänzendsten Leistungen vollbracht, „wo jüdische Naturveranlagung und europäische Kulturüberlieferung einander befriedet haben.“⁹⁷ Die These, Juden seien das „Salz“ der europäischen Geschichte, ist nachvollziehbar. Doch Bauer verliert sich dann im letzten Absatz in Spekulationen über „Blutmischungen“ und beendet ihn mit dem befreindlichen Satz: „Junger Männer Liebeswerben, junger Frauen Liebeswahl wird über diese letzte aller Judenfragen entscheiden.“⁹⁸

Wie viele andere Voraussagen Otto Bauers sind auch diese Voraussagen von der Geschichte falsifiziert worden. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es einen jüdischen Staat als relativ geschlossenes Territorium, Israel,

im fortgeschrittensten Kapitalismus, in den USA, existiert noch immer eine lebendige, einflussreiche jüdische Gemeinschaft. Dazwischen aber lag, was für Otto Bauer denkunmöglich war: Auschwitz. Dennoch muss der Historiker mit Vorsicht argumentieren. Immer lauert die „Ursünde“ des Historikers: der Anachronismus. Hier nun hat der bekannte Kunsthistoriker Ernst Gombrich eingehakt. Wie Bauer stammte er aus einer Wiener assimilierten jüdischen Familie. In einer Polemik gegen Steven Bellers Versuch, die Kunst des *Fin de Siècle* primär als „jüdisch“ zu interpretieren, stellt er fest:⁹⁹ Die kultivierten, assimilierten Juden im Wien der Jahrhundertwende dachten kaum mehr an ihr Judentum; sie verstanden sich als Deutsche in Österreich und waren in der Tradition des deutschen Humanismus erzogen. Zum Ärger der jüdischen Nationalisten, Zionisten und Antisemiten sahen sie sich nicht vorwiegend als Juden. Sarkastisch fügte Gombrich hinzu: Nachzuforschen, welcher Künstler im *Fin de Siècle* Jude war, überlasse er der Gestapo. Gombrichs Intervention war wichtig, aber überzogen. Otto Bauer bietet ein Beispiel, dass ein kultivierter, akkulturiertes Jude seiner jüdischen Herkunft sehr wohl (und mit Stolz) bewusst war. Entscheidend ist die Mischung verschiedener Identitäten. Bei Bauer sah sie in der ersten Jahrhunderthälfte wohl so aus: An erster Stelle stand sein Selbstverständnis als internationaler Sozialdemokrat, der sich jedoch national als Deutscher in Österreich begriff. Erst an dritter Stelle stand seine jüdische Identität.

Seine jüdische Identität wurde schärfer ausgebildet, als die Nationalsozialisten nach 1933 begannen, Juden aus der deutschen und österreichischen Gesellschaft auszugliedern. Ein Beleg dafür ist Otto Bauers angeblich letzter Artikel: „Ich appelliere an das Gewissen der Welt“, ein leidenschaftlicher Aufruf an die Regierungen, die emigrierenden und vertriebenen Juden aus humanitären Gründen aufzunehmen.¹⁰⁰ Der Appell beginnt dramatisch, geprägt von den Informationen aus dem im März 1938 angeschlossenen Österreich. Den jüdischen Opfern der Gestapo wird „der einzige Ausweg vor dem KZ von den ausländischen Konsulaten verstellt.“¹⁰¹ Die Lage der jüdischen Familien sei verzweifelt. Innerhalb weniger Wochen haben die Nationalsozialisten die wirtschaftliche Existenz der 300 000 österreichischen Juden völlig vernichtet.¹⁰² Die Angabe der Zahl von 300 000 Juden in Österreich stammte aus einer Rede Hermann Görings, die er am 26. März 1938 in Wien hielt. Die Forschung geht heute von circa 206 000 Personen mit jüdischem Hintergrund aus.¹⁰³ Otto Bauer bringt in seinem Aufruf drei konkrete Beispiele der Diskriminierung von Juden: Jüdische Mütter dürfen mit ihren Kindern in keine öffentlichen Parkanlagen; jüdische Studierende müssen die Universität verlas-

sen; jedem Juden droht eine plötzliche Inhaftierung. Alle drei Maßnahmen dienen dazu, die Juden aus Österreich zu vertreiben.¹⁰⁴

Bauer versuchte, das Ausland an seine Verpflichtungen zu erinnern. Im Vertrag von Saint-Germain (an dem Bauer ja als Staatssekretär beteiligt war) verpflichtete sich Österreich zum Schutz der nationalen und rassischen Minderheiten. Diese Verpflichtungen gingen durch den „Anschluss“ an das Deutsche Reich über, genauso wie die finanziellen Verpflichtungen. Dann die dramatisch-moralische Frage: „Sollte die Pflicht zur Zahlung von Zinsen für Anleihen bindender sein als diejenige, welche das Schicksal von dreihunderttausend Menschen betrifft?“¹⁰⁵ Bauer weiß als Politiker, dass in der Außenpolitik nur „Realpolitik“ zählt, nämlich finanzielle und politische Interessen; obendrein sind die Menschen im Ausland müde, ständig von den Leiden in den faschistischen Ländern zu hören. Er weiß um die geringen Aussichten seines Appells. „Nichtsdestoweniger ist es einfach unsere Pflicht, nicht dabei zu erlahmen, den jüngsten Opfern des Faschismus Hilfe zu bringen und immer wieder an das Gewissen der Welt zu appellieren.“¹⁰⁶ Das war Otto Bauers letzter Satz. Er stammte aus der Tiefe seiner jüdischen Existenz.

III. Der große Raum der multiethnischen Habsburgermonarchie

Bei offenen Grenzen war hier Europa durchgeflutet [...] in den verschiedensten Landschaften, Klimaten und Kostümen, in Gletschereis, Tieflandsteppe, blauem Meer und südlichen Weinhängen aufgeblätterten, vielsprachigen Fülle eines Riesenreiches ...

(Heimito von Doderer: Die Dämonen)

Die Habsburgermonarchie war jener Raum, wo Otto Bauer aufwuchs, die Schule besuchte, studierte, seine politische Tätigkeit begann; jener Staat der westlichen Reichshälfte, den er reformieren wollte; das Reich, in dem er seine militärische Ausbildung erhielt, für das er 1914 kämpfte und in eine jahrelange Kriegsgefangenschaft geriet. Das Geschichtsbild der Habsburgermonarchie änderte sich andauernd. Die Interpretationen hingen von der Realgeschichte der Nachfolgestaaten ab, von den ideologischen Mustern, von den sozialen Positionen der Interpreten. Diese Bilder schwanken zwischen den Polen „Völkerkerker“ und „vorbildlicher Rechtsstaat“ (Adam Wandruszka), „Europa Im Kleinen“ (Moritz Csáky). Vor allem die Sozialdemokratie entwickelte in und nach dem Ersten Weltkrieg einen „Habsburgkannibalismus“, der sich rasch auf „Österreich“ insgesamt bezog. Nach dem mitteleuropäischen Chaos, nach Faschismus und Kommunismus begann die Monarchie in einem helleren Licht zu leuchten: als Versuch, einen übernationalen Staat zu organisieren. Das führte einerseits zu einem nostalgischen Habsburg-Kitsch im Dienste des Fremdenverkehrs, andererseits aber zu einer differenzierten Forschung, die Gary B. Cohen auf die Formel brachte: weder Absolutismus noch Anarchie.¹ Vor allem die US-amerikanische Historiografie (Carl E. Schorske, John W. Boyer, Solomon Wank, Gary B. Cohen, Pieter M. Judson und andere) und die Österreicher (Gerald Stourzh und Helmut Rumpler) haben, trotz der Betonung der institutionellen Blockaden des politischen Systems, die Entwicklungsmöglichkeiten, die Optionen der k. u. k. Monarchie herausgearbeitet. Die Leitfrage verschob sich von der Frage: Warum zerbrach die Monarchie? zur Frage: Warum konnte die Monarchie, obwohl sie von zahlreichen Problemen gepeinigt wurde, doch so lange überleben und den Nachfolgestaaten ein Erbe hinterlassen, von dem sie zehrten? Dadurch rückten Fragen der Modernisierung im ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Feld ins Zentrum.

Eine biografische Studie über Otto Bauer kann diese weitreichenden Fragestellungen nur am Rande mitdenken. Sie konzentriert sich auf eine Leitfrage, die Bauer als Theoretiker und Politiker sein ganzes Leben lang bewegte: Autoritarismus oder Demokratie? Und damit verknüpft die Frage: Revolution oder Evolution?

1. Autoritarismus und Demokratie

Österreich, die westliche Reichshälfte, in der Otto Bauer lebte und dachte, war eine konstitutionelle Monarchie, die auf dem Weg zur parlamentarischen Monarchie steckten und mit vielen feudalen und absolutistischen Einsprengseln behaftet blieb. Österreich war ein Obrigkeitstaat. Das Zentrum seiner Staatsidee lag bei der Dynastie, beim „Haus Österreich“. Die politische Herrschaft wurde zentralistisch, bürokratisch exekutiert. Aber Österreich war auch ein Rechtsstaat, persönliche Willkür – auch die des Monarchen – konnte weitgehend ausgeschlossen werden; persönliche Beziehungen freilich unterliefen den rechtsstaatlichen Prozess immer wieder. Doch die zentralistische Bürokratie sorgte für die Herrschaft der Gesetze. Zentralistische Herrschaft heißt allerdings nicht, dass es keine relativ autonomen regionalen Anstrengungen gab, das Kronland, die Stadt von den Graswurzeln her zu modernisieren. Österreich war zwar weiterhin „deutsch“ dominiert, aber der weit fortgeschrittene Nationsbildungsprozess der einzelnen Nationalitäten mischte sich mit diesen regionalen Modernisierungsbemühungen und stellte die Dominanz der Deutschösterreicher zunehmend infrage. Dieses Getöse der Nationalitätenkämpfe darf nicht verdecken, dass es breite „Zonen des Schweigens“ (Le Goff) gab, wo der Nationsbildungsprozess wenig oder gar nicht griff, wo die Menschen im Alltag ihre Geschäfte relativ problemlos zwischen den Nationen betrieben.² Selbst die nationalen Kämpfe wirkten nicht nur destruktiv auf das politische System, sie setzten gleichzeitig einen Emanzipationsprozess frei, der als Demokratisierung, als Einbeziehung politikfremder Menschen in den politischen Prozess zu verstehen ist. Zusammen mit der Vereinskultur, der Gründung von ökonomischen Interessenverbänden, einer reich durchstrukturierten öffentlichen Meinung entwickelte sich eine lebendige Zivilgesellschaft, die den Autoritarismus, zeitgenössisch: den „Absolutismus“, in Schranken hielt.

Zahlreiche Menschen setzten zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihre Hoffnung auf eine fortschreitende Demokratisierung. Das allgemeine Männer-

wahlrecht von 1906/07 galt als Ausweg, die verstopften Kanäle der politischen Kommunikation wieder zum Fließen zu bringen.³ Die Interessen des Kaisers und der beiden großen Parteien, der Sozialdemokraten und der Christlichsozialen, trafen an diesem Punkt zusammen. Ihre Hoffnungen klammerten sich an die Vorstellung, ein demokratisches Parlament werde die Lebensinteressen der Völker, nämlich ökonomische und soziale Probleme, stärker ins Feld der Politik überführen und so das aufgeheizte nationale Pathos abkühlen helfen. Otto Bauer hatte diese Hoffnung auf das allgemeine Männerwahlrecht so beschrieben: Neubau des Staates, Verwirklichung der Demokratie, Beendigung des nationalen Haders, fruchtbare soziale Arbeit, Arbeiterschutzgesetz, Arbeiterversicherung, Steuerreform.⁴ Dieses Konzept scheiterte nach 1907. Wie es John W. Boyer drastisch ausdrückte, hörte auch das demokratisierte Parlament nicht auf, „to cannibalize the body“, eine Politik der Selbstzerstörung zu betreiben.⁵ Schon vorher war das Abgeordnetenhaus in Wien das Gespött in ganz Europa – ein „reines Affentheater“ nannte es August Bebel respektlos, Victor Adler eine „Verlumpung des Parlaments“, Otto Bauer sprach von einem „widerlichen Schauspiel“.

Die Reform des politischen Systems von 1906/07 führte eine Herrschaftstechnik des 20. Jahrhunderts in eine obrigkeitstaatlich gerahmte Verfassungskultur ein.⁶ Diese Verwerfungen – hier ein bürokratisches System, das sich vom Parlament eher behindert fühlte, dort ein labiles Parteiensystem, regional und national zerklüftet, auf zentraler Ebene wenig durchorganisiert, vor allem disziplinlos – erzeugten die beständigen Sprünge der österreichischen Regierung, einmal vorwärts, einmal zurück, „daß im Sommer absolutistisch und im Herbst verfassungsmäßig regiert werden konnte, daß in der ersten Hälfte des Jänners die Verfassung gemeuchelt und in der zweiten hoch gehalten werden kann“, wie die „Arbeiter-Zeitung“ schrieb.⁷ Hinzu kam, worauf Gerald Stourzh hingewiesen hat, eine Strategie der Krone, Konfliktlösungen durch wechselnde Bündnisse mit einzelnen Nationalitäten zu versuchen, die aber rasch wieder fallen zu lassen.⁸

Solang freilich die Parteien und Nationalitäten sich gegenseitig blockierten, blieben die Vorrechte der Krone und die Dominanz der Zentralbürokratie unangetastet: Da Parteien und Nationen im offenen parlamentarischen Kampf sich gegenseitig behinderten, die zahlreichen Obstruktionen das Parlament lahmlegten, etablierte sich ein „System der Antipolitik“ (John W. Boyer). Über die Hintertüren der Ministerien holten die Abgeordneten in einem pragmatischen Tauschgeschäft für ihre Stadt, für ihr Kronland, für ihre Nation das heraus, was sie brauchten. Die Kunst der Intervention wurde nun zur eigentli-

chen politischen Kunst, die Patronage zum täglichen Brot für Bürokratie und Parteien. Ebenso deutlich zeichnete sich ab, dass die an und für sich sachlich und rechtlich denkende, aber überaus geschmeidige Bürokratie langsam vom feinen Gift der Korruption durchtränkt wurde.⁹ Diese politische Kultur des Aushandelns bezeichnete Arthur Schlegelmilch jüngst als „Kompromisskonstitutionalismus“.¹⁰ Selbst wenn das Parlament von Krise zu Krise taumelte, zwischen den Krisen wurde sachliche Arbeit geleistet, Tausende von Gesetzen verabschiedet, teilweise Debatten auf hohem Niveau geführt.¹¹

Otto Bauer war seit 1907 als Sekretär des Sozialdemokratischen Verbandes in diese parlamentarischen Kämpfe verwickelt. Als Marxist analysierte er sie theoretisch in seinen Aufsätzen in der Parteizeitschrift „Der Kampf“. Für ihn spitzte sich die Frage zu: Wer kann die drängenden Fragen der Politik und Gesellschaft lösen, das Parlament oder ein bürokratisches Oktroi?¹² Das Parlament konnte es häufig nicht. Blieben die Beamtenministerien, blieb der berühmte Paragraf 14, der Notstandsparagraf. Das aber hatte Folgen für die politische Kultur. Gestärkt wurde nicht das demokratische, sondern das autoritäre Element. „Mit dem Grimm der enttäuschten Hoffnung wenden sich die Massen angewidert von dem Treiben des Parlaments ab.“¹³ So gewinne der „Absolutismus“ seinen Grund im Volk selbst, „in seiner Missstimmung gegen das Parlament, in seiner Verzweiflung am Parlament, in seiner Gleichgültigkeit gegen die Verletzung der Rechte des Parlaments.“¹⁴ Dadurch aber sei ein Stück der wirklichen Verfassung, die auf den realen Machtverhältnissen ruhe – wie Bauer an Lassalle anknüpfend feststellt –, herausgefallen: Das Volk stehe nicht mehr hinter dem Parlament!

In einer merkwürdigen Symbiose berührten sich der Pessimismus der herrschenden Eliten über den Zustand der Monarchie mit der depressiven Stimmung Otto Bauers über das Versagen des Parlaments. Die Eliten versuchten diesem Pessimismus mit einer aggressiven Außenpolitik, die letztlich in den Krieg führte, mit dem An-Denken des „Staatsstreiches“, der endgültigen Ausschaltung des Parlaments, zu entkommen.¹⁵ Otto Bauer suchte sich aus der, wie er zugab, gefährlichen Stimmung der „Hoffnungslosigkeit und Verzagtheit“ herauszureißen, indem er sich auf das teleologische System des Marxismus zurückzog: auf den Gedanken der Revolution.¹⁶ Fatalistisch erklärt er (natürlich anonym): Wenn die Herrschenden zum „Absolutismus“ zurückkehren, durch Wahlrechtsraub oder Behinderung des Mehrheitsrechtes des Proletariats, dann müssen die Massen durch direkte Aktionen wie Steuerstreik oder Assentierungsverweigerung, als stärkste Waffe durch den Generalstreik, den „letzten Entscheidungskampf“ wagen.¹⁷ Scheitert auch dieser, etwa durch

den Einsatz des Militärs, dann müssen die „guten Österreicher“ eben durch die Schule des Absolutismus hindurchgehen, „ehe sie begreifen lernen, dass das schlechteste Parlament noch besser ist als der Absolutismus“.¹⁸ Aber es gibt auch noch eine andere Hoffnung: den Krieg. Wird der große Krieg gegen den Willen des Proletariats geführt, kann er zum „gewaltigen Hebel der Geschichte“ werden und die Revolution auslösen.¹⁹ Diese apokalyptische Sicht steigerte sich in eine Kriegslust hinein, die, aus anderen Motiven, in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, auf die Kriegslust der Eliten traf. Wenn die Demokratie den revolutionären Neubau des Staates nicht leisten kann, dann wird „die Geschichte über sie hinweg gehen. Dann mag dieser Staat in den Flammen eines Weltbrandes aufgehen“.²⁰ Und in einer weiteren Steigerung verband Bauer die Hoffnung auf die Revolution mit dem Krieg: „Heil uns, daß wir die Flammenzeichen sehen. Sie künden uns, daß wir dem Ziel näherrücken. Denn nur im Brand der alten wächst die neue Welt.“²¹

2. Reichspatriotismus und Schulen

Autoritarismus, der sich auf das Ganze der Gesellschaft bezieht, reicht weiter als der zeitgenössische Begriff des „Absolutismus“, der gemeinhin das Regieren ohne Parlament meinte. Autoritarismus als analytische Kategorie richtet sich auf Institutionen wie Schule, Armee, Kirche, Parteien und nationale Vereine, auf die Familie, auf Individuen selbst. Die liberale jüdische Herkunfts-familie Otto Bauers scheint, soviel wir wissen, nicht besonders autoritär gewesen zu sein, sieht man vom Terror der Krankheiten in der Familie ab. Anders verhielt es sich mit der Schul- und Armeezeit, durch die Bauer gehen musste.

Vor allem in den Schulen und in der Armee sollten Kinder und Jugendliche durch das Programm des Reichspatriotismus, das sich im Kern auf die Krone, auf den Kaiser bezog, das dem Nationalismus entgegenwirken wollte, zu gehorsamen Staatsbürgern und guten Österreichern erzogen werden. Dieser Staatspatriotismus war übernational gedacht, nicht als österreichischer Nationalismus. Eine „österreichische Nation“ existierte daher damals nicht.

Das Reichsvolksschulgesetz von 1869 legte im ersten Paragraphen den Zweck der öffentlichen Volksschulen fest: „Die Volksschule hat zur Aufgabe, die Kinder sittlich-religiös zu erziehen, deren Geistestätigkeit zu entwickeln, sie mit den zur weiteren Ausbildung für das Leben erforderlichen Kenntnissen und Fähigkeiten auszustatten und die Grundlage für die Heranbildung tüchtiger Menschen und Mitglieder des Gemeinwesens zu schaffen.“²² In-

dem die sittliche vor der religiösen Erziehung genannt wurde, versuchten die Liberalen klerikale Ambitionen abzuwehren. Darüber wurde allerdings in den letzten Jahrzehnten der Habsburgermonarchie unentwegt gestritten. Auch die „liberale“ Schule war eine „Autoritätsschule“, sie verbot jedoch in der Theorie „körperliche Züchtigung“, die in der Praxis allerdings bis weit ins 20. Jahrhundert beibehalten wurde.²³ Das Ziel der Jugenderziehung nannte die „Schulzucht“, das offizielle Erziehungsprogramm von 1870, Bildung eines offenen und edlen Charakters. Dazu gehörte: Pflicht- und Ehrgefühl, Gemeinsinn, Menschenfreundlichkeit und *Vaterlandsliebe*.²⁴ Die nationalen, religiösen und sozialen Kämpfe nach 1870 bewirkten, dass die sittlich-religiöse Erziehung 1905 in der „Schulzucht“ genauer gefasst wurde. Die Volksschule soll die Kinder „zu Gottesfurcht, Ehrfurcht vor dem Kaiser und dem Allerhöchsten Kaiserhaus, zur Achtung vor dem Gesetz und vor der staatlichen Ordnung, zur Liebe zum angestammten Volkstum und zum gemeinsamen Vaterlande sowie zur konfessionellen und nationalen Duldsamkeit anleiten ...“²⁵ Gott und dem Kaiser sollen mit „Furcht“, der eigenen Nation und Österreich jedoch mit „Liebe“ begegnet werden.

Eine neuere Untersuchung der deutschsprachigen Lesebücher für die Volksschule der 1880er-Jahre kommt zu dem Ergebnis: „Es ist ein deutsch-österreichisches Fühlen und Denken, das als Erziehungsziel erkennbar wird, eine starke Orientierung am Reich der Habsburger und insbesondere an seiner Dynastie, aber auch an seinen (deutschsprachigen) Zentrallandschaften und Persönlichkeiten.“²⁶ In den folgenden Jahrzehnten nahm dieser staatsrechtliche Patriotismus (auf Österreich bezogen) ab und das jeweilige Nationalgefühl wuchs in den Lesebüchern stark an, ohne aber den Kaisermythos selbst außer Kraft zu setzen.²⁷ Diesen Befund bestätigte ein „Deutsches Lesebuch für vier- und mehrklassige Volksschulen“ von 1914.²⁸ Die einzuübenden Tugenden blieben gleich: Gottesfurcht, Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit, Zufriedenheit. Aber alle diese Tugenden gewinnen eine deutsche emotionale Fundierung. Es gibt viel altgermanisches und deutsches Heldenhumor in den Lesestücken. Ein Text von Robert Hamerling springt beispielsweise vom „deutschen Lied in Österreich“ sehr rasch zum „Lied im deutschen Österreich“.²⁹ Die Ausgabe, die ich benütze und die aus meinem Familienbesitz stammt, enthält (neben getrockneten Eichenblättern) eine eingeklebte Verschlussmarke des „Bundes der Deutschen in Niederösterreich“ mit dem Text: „Willst Du Herr sein oder Knecht?“ Es ist klar, welcher Volksstamm Herr bleiben sollte. Der Abschnitt über Rechte und Pflichten des Staatsbürgers beginnt mit den Pflichten. Davon gibt es vier: erstens, Treue und Gehor-

sam gegen den Kaiser, Ehrfurcht vor allen Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses; zweitens, Gehorsam gegen die Gesetze und die Anordnungen der Obrigkeit; drittens, pünktliche und gewissenhafte Entrichtung der Steuern; viertens, Erfüllung der Wehrpflicht. Dann folgen die Rechte des Staatsbürgers nach der Dezemberverfassung von 1867.³⁰ Der Abschnitt endet mit dem Kaiserlied, der Volkshymne, mit dem letzten Satz der letzten Strophe: „Österreich wird ewig stehen“.³¹

Über den Schulbesuch Otto Bauers wissen wir sehr wenig. Julius Braunthal, ein enger Bekannter und sozialdemokratischer Journalist, gibt an: Otto absolvierte vier Klassen Volksschule in Wien, ebendort zwei Klassen Untergymnasium. Die weiteren zwei Klassen besuchte er in Meran, dann folgten vier Klassen Obergymnasium in Reichenberg.³² Dokumentarisch belegbar ist lediglich die Matura in Reichenberg.³³ Doch die Programme des k. k. Ober-Gymnasiums in Meran geben an, dass Bauer bereits im Schuljahr 1892/93 dort die erste Klasse besuchte und er bis einschließlich der fünften Klasse in der Schule blieb. Die sechste bis achte Klasse absolvierte er in Reichenberg. Jede Klasse schloss er mit „Vorzug“ ab.³⁴ Die deutsch geprägten Städte Meran und Reichenberg lagen nahe der italienischen bzw. tschechischen Sprachgrenze, ein wichtiger Faktor für das frühe Interesse Bauers an der Nationalitätenfrage in der Monarchie.

Hat der offizielle Wertekanon der Volksschule, die „Schulzucht“, auf die Charakterbildung Bauers eingewirkt? Pflicht- und Ehrgefühl, Gemeinsinn, Menschenfreundlichkeit lassen sich auch beim Erwachsenen nachweisen. Wie aber steht es mit der Vaterlandsliebe? Spuren davon finden sich im Drama des Zehnjährigen mit dem Titel „Napoleons Ende“. Sicherlich hatte auch das Benediktinergymnasium in Meran auf eine solche Vaterlandsliebe hingewirkt. Man stockt allerdings – ein „Judenkind“ bei den Benediktinern? Zunächst, es gab in Meran nur das Benediktinergymnasium. Obendrein war es nicht so ungewöhnlich, wie es heute scheint. Victor Adler besuchte das Schottengymnasium der Benediktiner in Wien, Franz Kafkas Klassenvorstand in Prag, der Latein, Griechisch und Philosophie unterrichtete, war ein Piarist.³⁵ Die Krise, die Loslösung von der „Schulzucht“ kam meist in der Pubertät, bei Bauer verschärft durch die Hinwendung zum Marxismus. Aber auch später, als reiferer Marxist, schätzte er abstrakt die Volksschule als „kostbarsten Schatz des arbeitenden Volkes“.³⁶

Wir haben keine inneren Bilder des Gymnasiasten Otto Bauer. Natürlich war er ein Vorzugsschüler. Er erfuhr eine klassische Bildung. Die überragende Wirkung der deutschen Literatur hat Bauer selbst bestätigt.³⁷ Ein Blick in die

Lehrbücher der Geschichte zeigt einen Unterricht, der auf Herrscher- und Kriegsgeschichte konzentriert war. Penetrant wurde am Kaisermythos gearbeitet. Hinter allen positiven Entwicklungen steckte der Kaiser, dessen „erhabener Beruf“ es eben war, „seine Untertanen zu beglücken“.³⁸ Immer wieder wurde Franz Joseph als „Muster strengster Pflichterfüllung und unermüdlicher Arbeitsfreude“³⁹ gepriesen. Es fällt auf, dass Otto Bauer in allen kritischen Schriften über Österreich vor 1914 den Kaiser aussparte. Das mag aus Zensurgründen geschehen sein – Majestätsbeleidigung wurde mit Gefängnis bestraft –, das mag mit der generellen jüdischen Anhänglichkeit an den Kaiser zusammenhängen, der stets gegen den offenen Antisemitismus Stellung bezogen hatte. Die Geschichtsbücher nach der Jahrhundertwende waren stärker strukturgeschichtlich ausgerichtet. Da gab es bereits einen Abschnitt über moderne soziale Probleme. Dargestellt wurde auch die Entwicklung der Sozialdemokratie: Karl Marx, ein „Mann von gründlicher Bildung, aber zersetzendem Geist“; sein System, eine Bedrohung der menschlichen Gesellschaft und der menschlichen Kultur; immerhin – so die zeitgeschichtliche Diagnose – die damalige Sozialdemokratie habe sich teilweise von den kommunistischen Ideen des Marxismus losgelöst.⁴⁰

Diese Darstellung der Geschichte, speziell der österreichischen Geschichte, war für den Marxisten Otto Bauer eine Herausforderung. Er reagierte als Erwachsener mit einer Broschüre: „Geschichte Österreichs. Eine Anleitung zum Studium der österreichischen Geschichte und Politik“, die 1911 zum ersten Mal, 1913 in einer zweiten, geänderten Auflage erschien.⁴¹ Sie diente als Unterrichtsanleitung für die Wiener Arbeiterschule, an der Bauer österreichische Geschichte lehrte – vermutlich die erste marxistische Analyse der Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert. Sie beginnt mit einer Distanzierung von der Geschichtslehre der Volksschulen, die nur von „Fürsten, Staatsmännern und Feldherren“ erzähle.⁴² Nun sollen das Wirtschaftsleben und der Klassenkampf geschildert werden. Bauer bewies sein didaktisches Geschick: kurze Abschnitte mit angefügter (meist marxistischer) Literatur. Es werden präzise Fakten vermittelt. Das Ganze wirkt heute (damals mag es anders gewesen sein) sehr statisch und verkürzt. Es treten zwar neue Akteure in die Geschichte ein. Spiegelbildlich verkehrt zu den „großen Männern“ agieren die Klassen gleichsam als historische Individuen: der Feudaladel, die Bourgeoisie, das Kleinbürgertum, die Arbeiterklasse. Gewiss, der Marxismus hatte durch die Betonung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte das Geschichtsbild erweitert. Doch die Konzentration auf den Klassenkampf als Motor der Geschichte vernachlässigte die Kooperation zwischen einzelnen Klassenteilen als einen anderen Motor der

Geschichte. Diese Geschichtsinterpretation hatte Folgen für die Politik der marxistisch inspirierten Sozialdemokratie. Der Kompromiss als wichtiger Faktor der Demokratie wurde in die Nähe des Klassenverrates gerückt und so diskreditiert. Dadurch aber entzog auch die Sozialdemokratie in einzelnen Phasen der Ersten Republik der Demokratie die Luft zum Atmen. Heimito von Doderer schilderte später die Wirkung dieser Form der Welterklärung auf die Rezipienten so: „Sie alle waren gleichermaßen auf irgendeinen Draht gezogen, der nicht gemeinsamer Haß war und nicht gemeinsame Liebe, sondern eine Art gemeinsames Depot eines gesicherten Wissens, an welchem jeder seine Anteilsscheine hatte, der für ihn jede Frage abschloß und beantwortete, ja sogar die nach dem Sinn des Lebens (der doch immer wieder fragwürdig zu bleiben hat), von der Menschheit, ihrer Geschichte und Entwicklung ganz zu schweigen: hierfür gab es einfach einige festliegende Kunst-Ausdrücke soziologischer Art.“⁴³

Zur Wirkung dieser Geschichtsbilder auf die Hörer und Leser gehörte 1913 auch der Ausblick auf die Zukunft, der von Bauer aus der Lehre der Geschichte gezogen wurde: 1848 bis 1871, eine Periode stürmischer Umwälzungen, eine Epoche der Kriege und Revolutionen; 1871 bis 1905, eine Periode friedlicher Entwicklung; seit 1905 beginnt eine neue Periode der Umwälzung, gekennzeichnet durch verschärzte Klassen- und Nationenkonflikte. Daraus zieht Bauer zwei Folgerungen. Zum einen: „Österreich wird in einen Bundesstaat autonomer Nationen verwandelt werden oder es wird aufhören zu sein“,⁴⁴ zum andern: „Die revolutionäre Epoche der (nächsten, E. H.) Zukunft wird die Arbeiterklasse an die Macht führen und die kapitalistische Ausbeutung abschaffen.“⁴⁵

3. Die Universität: Rechtswissenschaft und Politische Ökonomie

Nach der Mittelschule war für die Studierenden die Universität ein Ort der Freiheit. Kein strikt geregelter Stundenplan, viel Zeit für das Selbststudium. Für Otto Bauer bedeutete das Studium der Rechtswissenschaft in Wien eher ein Allerweltsstudium, auch die Rückkehr in das Zentrum der Politik und der Sozialdemokratie. Ein Teil der Studenten, besonders der Juristen, nutzte die Freiheit des Studiums zum Verbummeln nach dem Motto der „alten Burschenherrlichkeit“. Kurz nach dem Studium urteilte Bauer ziemlich ärgerlich über seine Kommilitonen: „Nichts lernen zu müssen, erscheint manchen Studenten als heiliges Menschenrecht“. Statt fremde Sprachen – etwa Tschechisch – zu lernen, sitzen sie in den Kneipen und versauen ihr Geld.⁴⁶

Der Universität als Ort der Wissenschaft garantierte die Verfassung Freiheit der Wissenschaft, das heißt eben auch: Freiheit, die Wahrheit zu suchen, aber auch Lernfreiheit. Damals galt die deutsche Universität als „Vorbild für die wissenschaftliche Welt“ (H. U. Wehler) und die österreichischen Universitäten waren nach diesem Vorbild modelliert. Die rechtswissenschaftliche Fakultät in Wien zählte neben der medizinischen zu den international angesehenen Fakultäten. Hier herrschte ein strenger Positivismus und eine gewisse Staatsnähe. Zwischen der Hochbürokratie und der Professorenschaft gab es einen regen Austausch. Professoren wechselten in die Bürokratie und Beamte in die Universität.

Den Marxisten Otto Bauer lockte jedoch nicht die reine Rechtswissenschaft, sondern die an der Fakultät gelehrt Politische Ökonomie. Als Gegenposition zur jüngeren historischen Schule der Nationalökonomie von Gustav Schmoller in Deutschland, die gegen den Manchesterliberalismus und gegen den Sozialismus gerichtet war, für eine Sozialreform des monarchischen Staates plädierte, erneuerte die österreichische Schule der Nationalökonomie die liberale, theorieorientierte klassische Ökonomie.⁴⁸ Den Gründer der Wiener Schule der Grenznutzentheorie Carl Menger, der sich 1903 von der Universität zurückzog, lernte Bauer nicht mehr kennen (jedenfalls inskribierte er keine Lehrveranstaltung). Bauer studierte bei der zweiten Generation, bei Friedrich von Wieser und Eugen von Böhm-Bawerk. Die Betonung der Marktkonomie als dynamischen Prozess der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die Theorie des subjektiven Wertes kontra die marxistische Arbeitswerttheorie, war für den marxistischen Intellektuellen eine besondere Herausforderung. Fritz Machlup, der Angehörige der vierten Generation der Wiener Schule, hat die Prinzipien der österreichischen Schule so zusammengefasst: Methodischer Individualismus, methodischer Subjektivismus, Grenznutzenprinzip.⁴⁹ Sich daran zu reiben, muss für Bauer tatsächlich ein intellektuelles Abenteuer gewesen sein.

An der Fakultät herrschte zwar der Rechtspositivismus vor, aber es gab dort auch die Tradition eines radikaleren linksbürglerlichen Denkens: Lorenz von Stein, Anton Menger und der Lehrer von Bauer, Carl Grünberg. Er lehrte an der Fakultät Neuere Wirtschaftsgeschichte und Volkswirtschaftspolitik, gab seit 1910 das „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung“ (Grünberg-Archiv) heraus, gründete 1924 das berühmte Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main, das durch Max Horkheimer und Theodor W. Adorno einen internationalen Ruf gewann, arbeitete vorher noch in Wien (1919) eng mit Bauer in der Sozialisierungskommission zusammen,

verwaltete die riesige Bibliothek Anton Mengers von 16 000 Bänden mit vorwiegend sozialwissenschaftlicher Literatur, die später (nach einigen Wirrungen) an die Wiener Arbeiterkammer kam, bildete die junge Schule der österreichischen Austromarxisten aus, untersuchte in seiner Zeitschrift intensiv den Zusammenhang von Theorie und Praxis – das Lebensthema von Otto Bauer – und öffnete sich zunehmend dem Marxismus.⁵⁰ In seiner Abschiedsrede für Carl Grünberg 1924 pries Bauer den „geistreichen Anreger“ Eugen Philippovich, den „vielseitigen Gelehrten“ Karl Theodor Inama-Sternegg und nannte die Alleinherrschaft der österreichischen Schule der Nationalökonomie eine Gefahr, weil sie sich ausschließlich mit Theorie, mit „abstrakten Begriffen“ beschäftigt.⁵¹ Hierzu habe Grünberg das Gegengewicht geboten: „Er hat seine Schüler in die Archive geschickt, sie zur gewissenhaften Sammlung und Ordnung der historischen, sozialen, statistischen Fakten erzogen, [...] hat sie den ganzen Ernst wissenschaftlicher Arbeit, hat sie den Respekt vor den Tatsachen gelehrt. Aber freilich vor Tatsachen, zwischen die er sie das geistige Band zu knüpfen lehrte durch die große Konzeption der Marxschen Geschichtsauffassung.“⁵² Hier formulierte Bauer auch sein wissenschaftliches Ethos: den tiefen Ernst wissenschaftlicher Arbeit, der nichts mit dem „Büchergeruch des Sozialismus“ zu tun hatte, wofür er vielfach in der Arbeiterbewegung gehalten wurde, den Respekt vor den Tatsachen, aber gleichzeitig die Notwendigkeit, Tatsachen theoretisch zu verknüpfen. Bauer erkennt freilich nicht das Prokrustesbett, in das die Tatsachen häufig (auch bei ihm) durch die „Marxsche Geschichtsauffassung“ gezwängt wurden.

Im Wintersemester 1900/01 begann Bauer sein Studium in Wien. Als Sohn eines Fabrikanten zahlte er 68 Kronen und 80 Heller an Studiengebühren. Er inskribierte römisches und deutsches Recht, österreichische Rechtsgeschichte bei Sigmund Adler, dem Bruder von Victor Adler, dazu neun Stunden Philosophie bei Friedrich Jodl und Emil Reich. Im zweiten Semester hörte er neben einigen juridischen Vorlesungen Wirtschaftsgeschichte bei Carl Grünberg. Im dritten Semester stand bereits Nationalökonomie im Zentrum. Ergänzt wurde dieser Schwerpunkt im folgenden Semester durch Vorlesungen über allgemeine Statistik bei Karl Theodor von Inama-Sternegg, Professor für politische Ökonomie, Sektionschef und Leiter der amtlichen österreichischen Statistik, der einzige profilierte Vertreter der historischen Schule der Nationalökonomie. Statistik wird für den jungen Otto Bauer eine wichtige Methode der Analyse. Vorschriftsgemäß legte er im vierten Semester, am 17. April 1902, die erste Staatsprüfung ab. Dann unterbrach er für ein Jahr sein Studium, um seinen Militärdienst, das Einjährig-Freiwilligen-Jahr, zu absolvieren. Nicht freiwill-

lig, sondern vom Losverfahren dazu bestimmt. Im Wintersemester 1903/04 setzte er sein Studium mit dem deutlichen Schwerpunkt der politischen Ökonomie fort: Österreichisches Gewerberecht bei Karl Brockhausen, Nationalökonomie bei Friedrich von Wieser, Volkswirtschaft bei dem linksbürgerlichen Eugen von Philippovich, einem engagierten Sozialpolitiker, Agrarpolitik bei Professor Schiff.⁵³

Im Sommersemester 1905 hielt Eugen von Böhm-Bawerk jenes Seminar „Volkswirtschaftliche Übungen“ ab, das zu einer Sternstunde der österreichischen Ökonomiegeschichte, gleichsam zu einem Krachen der Intelligenz wurde.⁵⁴ Böhm-Bawerk, die Leitfigur der österreichischen Schule der zweiten Generation, ein Mann, der wie kein anderer Theorie und Praxis verband, Sektionschef im Finanzministerium – 1896 setzte er die progressive Personaleinkommenssteuerreform durch – dreimaliger Finanzminister, Professor in Innsbruck und Wien, von überragender Intelligenz und Klarheit der Argumentation, Böhm-Bawerk war ein scharfer Kritiker der marxistischen Arbeitswerttheorie.⁵⁵ Seine Seminare besuchten: Otto Bauer, der gleichaltrige Ludwig von Mises, der etwas ältere Rudolf Hilferding, die etwas jüngeren Joseph Schumpeter und Emil Lederer.⁵⁶ Juden und Nichtjuden, Marxisten und, wie Mises, entschiedene Antimarxisten. Alle machten politische und wissenschaftliche Karrieren. Bauer wurde 1918 Außenminister der Republik Deutschösterreich, Schumpeter 1919 kurzzeitig Finanzminister. Hilferding wurde bereits 1906 von Karl Kautsky nach Deutschland geholt, wo er nach dem Ersten Weltkrieg zweimal die Position des Finanzministers erreichte. Mises wirkte als Chefökonom in der Wiener Handelskammer. Lederer erhielt 1920 einen Lehrstuhl in Heidelberg. Alle gingen, freiwillig oder erzwungen, in die Emigration und starben dort. Besonders tragisch war der Tod Hilferdings, der sich 1941 im Gestapogefängnis in Paris selbst tötete.⁵⁷ Ludwig von Mises berichtet in seinen Memoiren von dem „großen Tag“ der Nationalökonomie, als Bauer vom marxistischen Standpunkt aus versuchte, den werttheoretischen Subjektivismus Böhm-Bawerks zu zerflicken; die übrigen Teilnehmer standen im Hintergrund. „Bauers glänzende Begabung zeigte sich im schönsten Licht; er erwies sich als würdiger Gegenspieler des großen Meisters, dessen Kritik der marxistischen Nationalökonomie den Todesstoß versetzt hatte.“⁵⁸

Es blieb nicht nur beim Lehrer-Schüler-Verhältnis. Es entwickelte sich auch eine prominente wissenschaftliche Kontroverse, auf die Mises anspielte. 1896 hatte Böhm-Bawerk eine sachliche, präzise Kritik der marxistischen Wirtschaftstheorie veröffentlicht: „Zum Abschluss des Marxschen Systems“.⁵⁹ Anlass war das Erscheinen des dritten Bandes des Monumentalwerkes „Das

Kapital“ von Karl Marx 1894. Böhm-Bawerks Kritik beginnt mit dem überraschenden Satz: „Karl Marx ist als Schriftsteller ein beneidenswert glücklicher Mann gewesen.“⁶⁰ Glücklich deshalb, weil ein so schwieriges nationalökonomisches Werk doch seinen Weg ins breitere Publikum fand und Marx „ein Apostel für weiteste Kreise und gerade für solche Kreise geworden (ist), deren Sache sonst die Lektüre schwieriger Bücher nicht ist“.⁶¹ Die Entfaltung der klugen, komplizierten Argumentation ist hier nicht mein Thema. Betont soll nur werden, dass Böhm-Bawerk den Gegner Karl Marx sehr ernst nimmt. Der zentrale Kern der Kritik findet sich im Nachweis eines Widerspruches zwischen dem dritten und ersten Band des „Kapitals“. Böhm-Bawerk schließt seine Kritik mit der Feststellung: „Das Marxsche System hat eine Vergangenheit und eine Gegenwart, aber keine dauernde Zukunft.“⁶² Die Begründung dieses Satzes liegt, wie Böhm-Bawerk meint, bei der „hohlen dialektischen Grundlage“ des Marxschen Werkes. Eine geschickte Rhetorik wirke nur momentan. „Auf Dauer kommen doch immer die Tatsachen, die solide Verketzung nicht von Worten und Phrasen, sondern von Ursachen und Wirkungen zu Geltung.“⁶³ 1974, am Höhepunkt des Neomarxismus, als der Nachdruck dieser Kritik erschien, hatte es den Anschein, als wären diese Sätze historisch falsifiziert. Doch die Geschichte reitet schnell. Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus in Europa hat dieser Satz seine empirische Valenz gezeigt. Warum konnte der Marxismus so lange wirken? Böhm-Bawerk schon damals: Er fand seine „mächtigste Stütze nicht in den überzeugten Köpfen der Anhänger, sondern in ihren Herzen, in ihren Wünschen und Begierden.“⁶⁴ Deshalb werde der Sozialismus auch ohne Marx existieren. „Für das, was am Sozialismus triebkräftig ist, werden seine klugen leitenden Köpfe sicherlich nicht versäumen, rechtzeitig die Anknüpfung an ein lebensfähigeres wissenschaftliches System zu suchen.“⁶⁵

Die jungen Austromarxisten, die vor dem Ersten Weltkrieg im Hörsaal dem Seminar Böhm-Bawerks beiwohnten, waren noch nicht so weit. Sie versuchten den Marxismus zu retten, indem sie Marx gegen ihren Lehrer verteidigten. Zur Zeit des Seminars war Rudolf Hilferdings Anti-Kritik erschienen: „Böhm-Bawerks Marx-Kritik“.⁶⁶ Auch er führte die Kontroverse sachbezogen, ohne persönliche Beleidigungen, sie blieb streng im Rahmen wissenschaftlicher Interpretationen. Das unterschied sie von den späteren marxistisch-leninistischen Kontroversen, die immer auch auf persönliche Diffamierungen der Gegner zielten. Hier jedoch achteten sich die Gegner gegenseitig. Hilferding schätzte die österreichische Schule der Nationalökonomie, weil sie nicht – wie die deutsche – ökonomische Theorie durch Wirtschaftsgeschichte ersetzt;

weil sie eine geschlossene Theorie entwickelt hat. Er nennt die österreichische Nationalökonomie eine „psychologische Schule“, die auf die individuellen, subjektiven Bedürfnisse der Marktteilnehmer abhebt. So aber verfehlt sie gerade den „gesellschaftlichen Zusammenhang“, um den es Marx geht. Daher muss Böhm-Bawerk ständig Marx missverstehen, weil er nicht die „gesetzmäßig sich gestaltende Entwicklung des Wirtschaftsgeschehens“ erkennt.⁶⁷ Auf die Prognose von Böhm-Bawerk, der Marxismus als wissenschaftliches System werde langfristig untergehen, antwortete Hilferding mit der Prognose: Der Nachweis der historischen Vergänglichkeit der bürgerlichen Produktionsverhältnisse bedeutet das Aufhören der Nationalökonomie als bürgerliche Wissenschaft und die Begründung der Nationalökonomie als proletarische Wissenschaft.⁶⁸ Aus der Perspektive des beginnenden 21. Jahrhunderts hat wohl der Lehrer gegen den Schüler, Böhm-Bawerk gegen Hilferding, recht behalten – und Hilferding hat das später sehr wohl selbst erkannt.⁶⁹ Bauer ist allerdings den gegensätzlichen Weg gegangen und verfestigte das marxistische System in seinem Denken während der Emigration.

Gegenüber Karl Kautsky zeigte sich Bauer 1906 enttäuscht, dass Hilferding nach Berlin ging. Dieses Provisorium werde wohl ein österreichisches Provisorium werden, nämlich, was man anderwärts ein Definitivum nenne. Er selbst – Bauer – werde durch Hilferdings Abgang persönlich viel verlieren.⁷⁰ 1922 schrieb er über Hilferdings politische Entwicklung zu einem pragmatischen Politiker mit Ansätzen, die SPD von einer „Klassenpartei“ zu einer „Volkspartei“ zu verwandeln, an Friedrich Adler: „Ich habe ihn von meinem ersten Universitätssemester an genauer gekannt, als irgend jemand anderen, und weiß, daß er wirklich eine *anima candida* war. Seitdem er aber *den Glauben verloren hat* (Hervorhebung, E. H.), hat er sich in eine Richtung verändert, die ich gerade bei ihm nie für möglich gehalten hätte. Es ist eine Erfahrung, die für mich ein Stück Glaubens an die Menschen zerstört.“⁷¹ Hier spricht Bauer selbst von der religiösen Dimension des Glaubens an den Sozialismus.

Nach dem Böhm-Bawerk-Seminar legte Otto Bauer die drei vorgeschriebenen Rigorosen ab. Am 26. Oktober 1905 das judizielle Rigorosum mit vier Prüfern. Von drei Prüfern erhielt er die Note „Ausgezeichnet“, von einem ein „Genügend“.⁷² Gesamtnote mit Stimmenmehrheit: „Ausgezeichnet“. Am 2. Dezember 1905 folgte das staatswissenschaftliche Rigorosum, ebenfalls mit vier Prüfern. Einer von ihnen war Edmund Bernatzik, ein gefürchteter Prüfer, dessen beißender Spott legendär war.⁷³ Bauer bestand mit „Ausgezeichnet“. Beim rechtshistorischen Rigorosum am 22. Jänner 1906 allerdings spießte es sich. Er erhielt als Gesamtnote nur ein „Genü-

gend“. Es gehört zu den vielen Legenden der Biografie von Otto Bauer, dass er „Sub auspiciis Imperatoris“ promoviert wurde.⁷⁴ Dazu hätte er alle drei Rigorosen mit „Ausgezeichnet“ absolvieren müssen. Das war aber nicht der Fall, wie die Akten eindeutig belegen. Am 26. Jänner 1906 wurde er von den Promotoren Böhm-Bawerk und Philippovich zum Doktor jur. promoviert, ohne Dissertation, die in den Rechtswissenschaften in Österreich nicht erforderlich war.⁷⁵

Nach dem Rigorosum brachte er seinen kranken Vater nach Meran, anschließend wollte er für zwei oder drei Wochen weiter nach Florenz und Rom reisen.⁷⁶ Tatsächlich kam er bis Neapel, wo das Wetter allerdings schlecht war. Im Frühjahr 1906 begann Bauer sein vorgeschriebenes Gerichtsjahr, das ihn wenig belastete, weil er bereits ab 14 Uhr frei hatte. So konnte er seine politische und theoretische Tätigkeit fortführen.⁷⁷

Die Universität war um die Jahrhundertwende nicht nur ein Ort ernsthafter Wissenschaft, sie war auch ein Ort heftigster politischer Konflikte unter den Studenten. Die Herausbildung der drei politischen Lager gewann vor allem an der Wiener und Grazer Universität eine besondere ideologische Schärfe und förderte eine ständige Gewaltbereitschaft. Die Aula beherrschten die deutschnationalen Studenten, die unter den Studierenden die entschiedene Mehrheit stellten. Die männerbündischen schlagenden Burschenschaften hatten Erfahrungen mit der Gewalt und waren bereit, sie im Kampf um die deutsche Vorherrschaft auch einzusetzen. Sie beherrschten die Aula, wie Stefan Zweig in seinen Erinnerungen schrieb, „weil sie nicht wie die anderen bloß Bänder und Mützen trugen, sondern mit harten, schweren Stöcken bewehrt waren; unablässig provozierend, hieben sie bald auf die slawischen, bald auf die jüdischen, die katholischen, die italienischen Studenten ein und trieben die Wehrlosen aus der Universität“. Häufig floss beim „Bummel“, der Studentenparade am Samstag, auch Blut. Zweig fuhr fort: Er und andere lernbegierige Studenten mieden die Aula. Wenn sie in die Universitätsbibliothek wollten, gingen sie durch eine unscheinbare Hintertür.⁷⁹ Bauer war gewiss ein lernbegieriger Student, mied er auch die Aula? Was ihn in seinem ausgeprägten Ehrbegriff, in seiner „Männlichkeit“, in seinem deutschen Bewusstsein treffen musste, war das Waidhofener Prinzip, das 1896 von der deutschnationalen Studentenschaft beschlossen wurde. „In Anbetracht der vielen Beweise, die auch der jüdische Student von seiner Ehrlosigkeit und Charakterlosigkeit gegeben, und da er überhaupt der Ehre nach unseren deutschen Begriffen völlig bar ist, fasst die heutige Versammlung deutscher wehrhafter Studentenverbindungen den Beschlus: Den Juden auf keine Waffe mehr Genugtuung zu

geben, da er deren unwürdig ist.“⁸⁰ Was Bauer stören musste, war nicht die Duellverweigerung – das Duellwesen hielt er für ein feudales Relikt – sondern die Aberkennung der Ehre. In einer Rede auf dem Delegiertentag der sozialistischen Studentenvereinigungen 1924 sagte er: „Ich bin nicht unbedingt gegen das Prügeln. Man erwirbt keine Achtung, wenn man sich schlagen lässt, ohne zurückzuschlagen.“⁸¹ Aber ein Sozialist müsse wissen, wie wichtig solche Studentenprügeleien sind im Vergleich zu den großen Kämpfen der Zeit. In dieser Rede entwarf er ein durchaus positives historisches Bild der deutschnationalen Studentenbewegung der 1880er-Jahre. Er konzidierte ihr einen stark demokratischen und antiplutokratischen Zug. Ihr Nationalismus war gegen die feudale Regierung und gegen die liberale Bürokratie, ihr Antiklerikalismus gegen die Herrschaft der katholischen Kirche, ihr Antisemitismus gegen die Hegemonie der jüdischen Hochfinanz gerichtet.⁸² All das habe sich in der Republik aber geändert. Nun dienen auch die antisemitischen Parteien völlig den Interessen der Großbourgeoisie. „Der jüdische Kapitalist bezahlt ja jetzt gern antisemitische Wahlflugblätter, die ja nur noch dem Kampf gegen die Arbeiterpartei dienen.“⁸³ Abgesehen von dem zweifelhaften, weil vereinfachten Geschichtsbild, das Bauer in dieser Rede skizzierte, bewies er vor allem sein demagogisches Geschick. Etwa, wie er die tatsächliche Finanzierung der christlichsozialen und deutschnationalen Wahlpropaganda durch den Industriellenverband – in dem auch viele jüdische Unternehmer Mitglieder waren – auf den „jüdischen Kapitalisten“ reduzierte.

Die Rede enthielt auch eine Reihe von indirekten Reflexionen der eigenen Studentenzeit.

1. Für die kleine, informelle Gruppe sozialistischer Studenten in Wien vor dem Ersten Weltkrieg gibt es keine genaueren Zahlen.⁸⁴ 1893 wurde die „Freie Vereinigung“ unter der Obmannschaft von Max Adler, 1895 von Ludo Moritz Hartmann und Carl Grünberg der „Sozialwissenschaftliche Bildungsverein“ gegründet; in diesem zweiten Verein trug Bauer sein Nationalitätenprogramm vor. Für politisch aktive assimilierte jüdische Studenten, die nicht zionistisch dachten, blieben nur solche sozialdemokratisch orientierte Vereine.⁸⁵ Vorträge wurden gehalten und es wurde fleißig diskutiert. Wie sich Bauer 1924 erinnert: „Es war dies die Zeit, da in der deutschen Sozialdemokratie die Bewegung des Revisionismus eingesetzt hat. Es waren unter uns Revisionisten und Marxisten. Wir haben heftig gestritten. Und haben sehr, sehr viel gelesen und gelernt, um im Streit recht zu behalten.“⁸⁶ Die einen haben sich mit zeitgenössischer Philosophie, andere – wie auch Bauer selbst – mit Geschichte, wie-

derum andere mit theoretischer Nationalökonomie beschäftigt. Aus diesen Studien sind die Arbeiten der späteren Austromarxisten hervorgegangen.

2. Es wurde nicht nur theoretisiert. Sozialistische Studenten hielten volkstümliche Vorträge in den Arbeitervereinen. 1903 hatte Otto Bauer mit Max Adler, Karl Renner und Rudolf Hilferding den Verein „Zukunft“ gegründet, der die erste Wiener Arbeiterschule errichtete, an der sie auch unterrichteten.⁸⁷ Der Verein „Zukunft“ hatte so einen zweifachen Zweck. An die Ortsgruppen und Zahlstellen der Gewerkschaften wurden Redner vermittelt, die bei den wöchentlichen Zahlabenden nach der Besprechung aktueller Fragen einen populärwissenschaftlichen Vortrag hielten. Gleichzeitig wurden in der Arbeiterschule vier Lehrgegenstände mittelschulartig an zwei Tagen in der Woche unterrichtet. Aufgenommen wurden nur gewerkschaftlich organisierte Arbeiter. Sie sollten zu theoretisch geschulten Agitatoren ausgebildet werden. Jenen Arbeitern, die sich nach einer nur „dürftigen Volksschule“, nach einem neunstündigen Arbeitstag weiterbilden wollten, wurde ein pädagogisch durchdachtes Programm geboten: Lehrer und Schüler hielten durch Fragen und Antworten Zwiesprache, lasen gemeinsam Werke wie etwa Friedrich Engels’ „Ursprung der Familie“, die Schüler hielten Vorträge.

3. 1924, in seiner Rede vor den sozialistischen Studenten, sprach Bauer auch das Problem des Intellektuellen in der Arbeiterbewegung an. Es existierte die latente Spannung zwischen dem (häufig von Studenten jüdischer Herkunft getragenen) „Doktorensozialismus“ und den bodenständigen Gewerkschaftsbewegungen. „Ein Intellektueller, ein Student, ist nur dann wirklich Sozialdemokrat, wenn er im Kopf die Schranken überwunden hat, die das Proletariat im Leben überwinden muß [...] Sozialdemokrat werden, das muß eine theoretische Überwindung der alten Welt, ein geistiger Bruch mit der alten Welt sein. Es muß eine geistige Revolution sein, die jeder einzelne erlebt, der zu uns kommt.“⁸⁸ Dann ganz konkret, auf die eigene Erfahrung bezogen: Ein Intellektueller, der vor Arbeitern Vorträge hält, muss wissen, dass seine Welt der Bücher eine andere ist als die konkrete Welt der harten Arbeit. Diese Fremdheit muss der Student überwinden, indem er lernt, sein Wissen für die Bedürfnisse der Arbeiter einzurichten. „Nicht mit dem Hochmut des Besserwissens, sondern mit der geziemenden Bescheidenheit desjenigen, der nur deshalb studieren konnte, weil andere für ihn von ihrem vierzehnten Lebensjahr an das Brot verdienen mußten.“⁸⁹

4. Loyalität und Männlichkeit: das Militär

Oscar Jászi, der klassische Historiker der Habsburgermonarchie, nannte die Armee den stärksten Pfeiler des Reiches: vom Anspruch her übernational, ganz auf den Kaiser bezogen.⁹⁰ Beim dreijährigen (seit 1912 zweijährigen) Militärdienst sollten die Rekruten Loyalität zu Krone und Reich erlernen. Das Vaterland der Berufsoffiziere war sowieso das ganze Reich, nicht ein besonderes Territorium. Mit der Allgemeinen Wehrpflicht von 1868 wurde – zumindest von der Idee her – die „ganze wehrhafte männliche Volksschaft“ (Martin Damianitsch) zum Militär eingezogen. Das Konzept des „soldat-citoyen“ koppelte Staatsbürgerrechte und Wehrpflicht zusammen. Damit rückte die Wehrhaftigkeit ins Zentrum des männlichen Geschlechtscharakters. In der Militärzeit sollte das „weiche Gemüt“ ausgetrieben, „Weichlinge“ und „Muttersöhnchen“ zu harten Männern erzogen – oder zerbrochen werden. Die Selbstdomäne in der k. u. k. Armee war die höchste in Europa. In der Realität der Monarchie gab es jedoch eine Grenze bei der Militarisierung der Männer. Die Tauglichkeitsrate der stellungspflichtigen Männer betrug nur 13 bis 28 Prozent.⁹¹

Die Verbindung von Staatsbürger und Wehrpflicht zeigt auch das Vordringen des Bürgertums im Offizierscorps an. 1896 gehörten zwar noch 29 Prozent der Offiziere zum Adel, aber davon zählte fast schon die Hälfte zum Neuadel, dem Militäradel. Die großen Adelsfamilien hatten sich bereits zurückgezogen oder auf einige Nobelregimenter beschränkt. Von den Karriereoffizieren gaben 78 Prozent Deutsch als Umgangssprache an, ein Armee-deutsch freilich, das nicht eindeutig eine ethnische Herkunft anzeigte. Denn die Kommando- und Dienstsprache der gemeinsamen Armee blieb Deutsch. Daran hielt der Kaiser eisern fest. In den Regimentern herrschte oft eine bunte Sprachvielfalt, was den Kontakt der Offiziere mit ihren Soldaten nicht erleichterte.⁹² Die Armee galt als unpolitisch, als „große Schweigerin“. Das änderte sich im 20. Jahrhundert. Zum einen, weil mit dem neuen Generalstabschef Conrad von Hötzendorf ein ausgesprochen politischer General an die entscheidende Stelle rückte und überhaupt die gesamte militärische Elite von einem sozialdarwinistischen Denken durchzogen war, dessen Grundsatz lautete: Kern der Gesetze, der Moral ist das Recht des Stärkeren,⁹³ zum anderen, weil es immer häufiger notwendig wurde, die Armee zur Assistenzbereitstellung gegen die eigenen unruhigen Völker, speziell auch gegen die eigenen Arbeiter einzusetzen. Trotzdem war das Militär im Volke nicht unbeliebt. Der Männlichkeitskult um die Jahrhundertwende als Antwort auf das angeblich

nervöse, dekadente Zeitalter, der Zauber der bunten Uniformen schufen eine gemeinsame Basis, die auch von der Arbeiterschaft akzeptiert wurde.

Im Spannungsbogen von Autoritarismus und Demokratie stand die Armee auf der Seite der konservativen Autorität. Im Tugendkanon stand Gehorsam, das „Abrichten“ des männlichen Körpers zum Uniformträger an der Spitze. Der Einfluss des Parlaments auf die innere Struktur der Armee – ein ständiger Kritikpunkt der Sozialdemokratie – war gering. Aber es besaß zwei Rechte, die es maximal auszunützen suchte: erstens das Recht auf Budgetbewilligung, das eben auch das Wehrbudget einschloss; die Rüstungsausgaben der Habsburgermonarchie waren wegen des unruhigen Balkans deutlich angestiegen: von 359 Millionen Kronen (1895) auf 781 Millionen Kronen (1912); mit dem zweiten Recht, der Bewilligung für die Rekrutenaushebung, verfolgte das Parlament (wegen des landwirtschaftlichen Bedarfs an Arbeitskräften) eine zähe Hinhaltetaktik. Erst 1912 wurde mit dem neuen Wehrgesetz die jährliche Zahl der Rekruten von 139 000 auf 181 000 angehoben.⁹⁴

Die Sozialdemokratie kämpfte seit Jahren gegen den österreichischen Militarismus und international gegen den Ausbruch des großen Krieges. Aber sie war keine pazifistische Partei. Der Klassenkampf war auch eine Art „Krieg“ und im Wiener Programm von 1901 stand als Forderung: Auflösung des stehenden Heeres und Ersatz durch ein Volksheer, ein Milizheer. Aber ebenso: Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit und – allgemeine Volksbewaffnung (was in einem Nationalitätenstaat vermutlich verheerende Folgen gehabt hätte). Der Kriegsherr, der über Krieg und Frieden entschied, sollte nicht der Kaiser, sondern die Volksvertretung sein.⁹⁵ Victor Adler sagte am Parteitag von 1903 unmissverständlich: „Ich stehe auf dem Standpunkt, daß es einen grundsätzlichen Gegensatz zwischen der proletarischen Auffassung über den Militarismus und der bürgerlichen Militärfeindschaft und Friedensmeierei gibt, daß wir nicht für die Abrüstung in diesem friedensmeierischen Sinne, sondern für die Bewaffnung des Volkes im proletarischen Sinne sind ...“⁹⁶ Und Karl Renner schloss an das Konzept des „soldat-citoyen“ an, wenn er in seinen Lebenserinnerungen festhält: „Denn der Militärdienst ist die ausschließliche und zugleich die ernste Inanspruchnahme des Staatsbürgers für das Gemeinwesen ...“⁹⁷ Dieser Dienst schloss die Pflicht ein, für das Gemeinwesen zu sterben!

Die Zusammenführung von Bürgertum und Militär sollte (nach deutschem Vorbild) durch die Institution des Einjährig-Freiwilligen-Jahres geschehen. Bildungsbürger mit einer Matura mussten nicht drei (dann zwei), sondern nur ein Jahr dienen. Der silberne Streifen am Arm galt als „Intelligenzbörtei“.⁹⁸ Nach einer Prüfung und Waffenübung kamen die Soldaten in den Reserve-

offizierstand. Von der Sozialdemokratie wurde das als Klassenprivileg kritisiert, aber von ihren Intellektuellen selbstverständlich ausgenutzt. Da Juden im Bildungsbürgertum überrepräsentiert waren, gab es 1911, im Unterschied zum Deutschen Reich, wo das nicht möglich war, bereits 1871 jüdische Reserveoffiziere (17 Prozent), ein Anteil, der viermal höher war als der jüdische Anteil an der Gesamtbevölkerung. Bei den Berufsoffizieren hingegen war der jüdische Anteil mit 0,6 Prozent deutlich unterrepräsentiert.⁹⁹ Einer der jüdischen Reserveoffiziere war Otto Bauer.

4.1 Leutnant der Reserve Dr. jur. Otto Bauer

Wie das Hauptgrundbuchblatt im Kriegsarchiv festhält, wurde Bauer am 14. Mai 1902 assentiert (für tauglich befunden) und nach Losreihe rückte er am 1. Oktober 1902 als Einjährig-Freiwilliger beim 3. Regiment der Tiroler Kaiserjäger ein. Otto Bauer, der geistige Führer der Sozialdemokratie, ein Tiroler Kaiserjäger ... Sein späterer politischer Gegner Engelbert Dollfuß war ein Tiroler Kaiserschütze. Beide militärischen Einheiten galten als besonders kaisertreu. Bauer blieb in Wien, wohin das Regiment disloziert war. Das Hauptgrundbuchblatt enthüllt sein damaliges Aussehen: schwarzbraune Haare, braune Augen und ein Körpermaß von nur 169 Zentimetern.¹⁰⁰

Während der bitterarme Karl Renner seine Dienstzeit als „Staatsköstler“ absolvierte, also vom Staat unterhalten wurde, konnte sich der wohlhabende Otto Bauer als „Eigenköstler“ etliche Privilegien sichern. Er durfte sich selbst „bequartieren“ (er wohnte weiterhin bei seinen Eltern), selbst verköstigen und bekleiden. Wie Renner noch erzählt, wurden die „Eigenköstler“ allerding von den Ausbildern anfangs besonders gequält, weil sie so Trinkgelder und andere Zuwendungen von den Reicher Herauspressen wollten.¹⁰¹ In einer Rede vor sozialdemokratischen Offizieren des Bundesheeres 1921 erinnerte sich Bauer an den ersten Tag seines Freiwilligenjahres. Im Schulsaal der Einjährig-Freiwilligen-Schule standen die Chargen (die Ausbilder) den Freiwilligen gegenüber. Der Schulkommandant, ein Hauptmann, sagte: „Ihr müßt in jedem Gefreiten einen Herrgott sehen, dem ihr blind, ohne mit der Wimper zu zucken, zu gehorchen habt.“¹⁰² Dann folgte die Verlesung der Kriegsartikel mit dem „schönen Refrain“: Wird mit dem Tod durch Erschießen bestraft! Nach dem Abtreten der Chargen sagte der Hauptmann voller Verachtung: „Die Chargen sind Bauern; mit Bauern verkehrt ein gebildeter Mensch nicht. Wenn ich höre, daß einer von euch mit einem Unteroffizier außerdienstlich spricht, ihm die Hand reicht oder gar in der Kantine mit ihm zusammensitzt, verliert

er die Offizierswürdigkeit.“¹⁰³ Schlagartig wurde Bauer das Wesen, die doppelte Hierarchie der k. u. k. Armee klar: die militärische Hierarchie auf der einen Seite, die soziale, die Klassenhierarchie auf der anderen Seite. Diese Erinnerung klingt glaubwürdig. Tatsächlich war noch während des Weltkrieges die Kluft zwischen Offizieren und Mannschaft in der k. u. k. Armee besonders tief. Weniger glaubhaft war der Schluss, den Bauer aus dieser Erinnerung zog: Voraussetzung für die Erlangung der Reserveoffizierswürde war der standesgemäße Unterhalt, das „hinreichend gefüllte Portemonnaie des Herrn Papa“¹⁰⁴ Hier vergaß der Polemiker völlig die „Staatsköstler“ und seit 1912 wurden alle Reserveoffizieranwärter von Staats wegen alimentiert.

Nach der Reserveoffiziersprüfung wurde Bauer am 30. September 1903 in die „Reserve versetzt“ und 1904 als Feldwebel zum Infanterieregiment Friedrich VIII. König von Dänemark, Nr. 75, einem böhmischen Regiment, kommandiert. In der Qualifikationsliste werden seine privaten Verhältnisse 1903 so beschrieben: ledig, finanziell geordnet, erhält die nötigen Subsistenzmittel von seinem Vater; 1906, derzeit Rechtspraktikant beim Landesgericht Wien. Der Qualifizierte schießt zwar nur mittelmäßig, aber er hat einen gut entwickelten Charakter, ist offen und sehr strebsam, er ist fleißig und eifrig. „Gegen Vorgesetzte sehr gehorsam und willig; gegen Untergebene – entschieden, consequent, angemessen streng, dabei wohlwollend. Versteht Manneszucht zu halten, wirkt auf die Mannschaft gut ein, genießt deren Vertrauen und Anhänglichkeit.“¹⁰⁵ Außerdienstlich wird noch angeführt, dass er sich in guter Gesellschaft bewegt. Auf diese Dienstbeschreibung eines Musteroffiziers folgt der merkwürdige Satz: „Für eventuelle Aktivierung nicht geeignet, für Leutnant in der Reserve geeignet.“¹⁰⁶ Für die Erklärung dieses Satzes sind zwei Motive möglich: ein latenter Antisemitismus, der ein stärkeres Eindringen der Juden in Berufsoffizierskorps verhindern wollte, und/oder, es wurde bekannt, das Bauer Sozialdemokrat war. Letzteres versuchte er allerdings zu verbergen.

1904, 1906, 1909, 1913 musste er jeweils vierwöchentlich Waffenübungen absolvieren. Ab 1909 bereits als Leutnant der Reserve. Von diesen Waffenübungen haben einige Briefe überlebt. So ein Brief an Victor Adler aus Prag vom 8. August 1909. Zur Waffenübung eingerückt, nutze er die Gelegenheit mit tschechischen Genossen zu sprechen. Die innerparteiliche Streitfrage damals war die Trennung der tschechischen von der deutschösterreichischen Sozialdemokratie. Bauer bat seinen großen Mentor, er möge verschlüsselt schreiben, weil die Post durch die Regimentskanzlei gehe.¹⁰⁷ Am gleichen Tag schrieb er auch an den tschechischen Parteiführer Bohumír Šmeral. In dem Brief tritt er bereits als wortgewaltiger Theoretiker und eigenständiger Politi-

ker auf, der scharf kritisiert, aber auch Kompromisslösungen bereithält.¹⁰⁸ Am 12. August 1909 berichtete er Adolf Braun in Berlin über den offenen Kampf in der Partei. Ironisch fügte er die Bemerkung hinzu: „Die Schlammerei der Wiener Polizei ist unerträglich –, die p. t. (praemissio titulo, E. H.) Militärbehörden wissen noch immer nicht, wer ich bin.“¹⁰⁹ Und noch 1913 schrieb Bauer von einem Manöver an Friedrich Adler: „die Herren (Offiziere, E. H.) hier kennen mich noch immer nicht, und ich habe nicht den Wunsch, sie gerade während einer Waffenübung aufzuklären.“¹¹⁰

Ob sich Bauer nicht doch irrte? Denn bereits 1911 veröffentlichte er unter seinem eigenen Namen eine sozialdemokratische Werbeschrift zur Reichsratswahl mit dem Titel: „Großkapital und Militarismus. Wem nützen die neuen Kriegsschiffe?“¹¹¹ Eine typische Wahlkampfschrift: polemisch, vereinfachend, suggestiv. Wer gewinnt von den neuen Kriegsschiffen? Bauer gibt die Antwort: Nur das Großkapital, das 34 Prozent der Kosten als Gewinn einsteckt. Wer sind diese Großkapitalisten? Genannt werden nur Juden – Rothschild, Gutmann, Kestranek, Feilchenfeld, die nicht jüdischen Großkapitalisten werden nur mit „und so weiter“ aufgeführt. Hier ist ein antisemitisches Anstreifen unbestreitbar. Wer hat gegen den Bau der vier Dreadnoughts gestimmt? Die Sozialdemokraten! Daher: „Jede Stimme für die Sozialdemokratie ist eine Stimme gegen den Militarismus!“¹¹² Und dieser Autor, ein Leutnant der Reserve, soll dem Militär nicht aufgefallen sein? Es gab jedenfalls darauf keine nachweisbaren Reaktionen.

In seiner Rede vor den Bundesheeroffizieren 1921 spekulierte Bauer über die soziale Zusammensetzung des Reserveoffizierkorps. Es waren Kleinbürger, Beamte, Handelsangestellte, Volksschullehrer. Wenn die dann beim Militär den Herrenmenschen herauskehrten, kam eine Groteske heraus. Dann erinnerte sich der Redner an eine Waffenübung, bei der er einen „merkwürdigen Menschen“ kennengelernt, einen Fotografen mit künstlerischen Neigungen, der nicht das Einjährig-Freiwilligen-Recht besaß und daher nur Korporal war. Als sich Bauer im Kasernenhof mit ihm unterhielt, erhielt er als Offizier einen Verweis seines Hauptmannes: standeswidrig. Im Krieg sah Bauer die Dienstbeschreibung des Fotografen ein: dort stand: „geborener Kommandant“. Tatsächlich, bei einem Nachhutgefecht übernahm der Korporal, ohne sich um seinen Zugskommandanten, einen Reserveoffizier, zu kümmern, selbst das Kommando und rettete die Situation. Zwei Tage später beobachtete Bauer eine Szene, bei der der im Kampf als Versager beschriebene Offizier den Fotografen zusammenstauchte und schrie: „Wenn ein Offizier mit Ihnen spricht, haben sie Habt Acht zu stehen und nicht mit der Wimper zu zucken!“¹¹³

Bauer als sein vorgesetzter Offizier ließ den Versager zu sich kommen und wies ihn seinerseits zurecht, dabei erkundigte er sich nach dessen Zivilberuf: er war Postsparkassenbeamter. Aus dieser kleinen Szene wird deutlich, dass Bauer als „freischwebender Intellektueller“ jenseits der bürgerlichen Klassenschränken stand und das preziöse Kleinbürgertum zutiefst verachtete; er wird es dann als Politiker in der Form der christlichsozialen und deutschnationalen Abgeordneten bis aufs Blut reizen und dessen blindwütigen Hass auf den Juden und auf seinen weit überlegenen Geist hervorrufen.

Die Zeit beim Militär hatte Otto Bauer tief geprägt und seine Sprache militärisch aufgerüstet. In der Kaserne und im Feld traf er körpernah die „Masse“, der in der marxistischen Theorie eine Erlösungsfunktion zukam. Diese persönliche Erfahrung dürfte eher zwiespältig gewesen sein. Er lernte einen ausgeprägten „Ehrbegriff“ kennen, der bei ihm bereits habituell angelegt war, der sich dann im Laufe seines Politikerlebens steigerte und ihn sehr reizbar machte, wenn seine „Ehre“ angegriffen schien. Und er traf auf einen militärischen Jargon, den er aufs Feld der Politik übertrug und der die ohnedies festgezurrte Lagerstruktur in der Ersten Republik noch befestigte, weil er die Klassenkampfsituation stets im Lichte der Freund/Feind-Beziehungen sah, wodurch die ohnedies schwach ausgebildete Kompromissfähigkeit (wofür der „Parteifreund“ Karl Renner stand) noch mehr ausgehöhlt wurde. Unendlich konsensbereit war er allerdings bei Konflikten innerhalb des sozialistischen Lagers.

4.2 Übergroße Schneidigkeit im Krieg

Die Sozialdemokratie fürchtete den Großen Krieg und rechnete mit ihm. Jahrelang hatte die Zweite Sozialistische Internationale gegen den Krieg mobil gemacht, konnte sich jedoch über die Mittel der Kriegsvermeidung nicht einigen.¹¹⁴ Als nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaars 1914 die Juli-Krise ausbrach, hofften alle, auch die Internationale, auf eine Lösung der Krise à la Balkankriege: ein weiteres Fortwursteln mit vielen internationalen Krisen, aber ohne Großen Krieg. Genau das fürchteten aber die Machthaber in Österreich, in der Diplomatie und beim Militär, die nun den Krieg gegen Serbien um jeden Preis, auch um den Preis des Weltkrieges, wollten.

1912 hatte Otto Bauer in einem Artikel über Sozialismus und Krieg reflektiert.¹¹⁵ Die Erste Sozialistische Internationale, schrieb er, richtete ihre europäische Politik auf den Krieg gegen den Zarismus aus. Die Zweite Sozialistische Internationale hingegen auf die Erhaltung und Festigung des europäischen

Friedens. Mit welchen Mitteln? Der Generalstreik blieb umstritten und er wurde von Bauer dezidiert abgelehnt. Blieb die bürgerliche Öffentlichkeit als Resonanzboden: Demonstrationen, Presse, Parlamentsreden, um die kriegerische Stimmung zu behindern, und – die Anklage der Herrschenden als Schuldige an dem Krieg. Bauer war sich bewusst, dass diese Anklage zu Kriegsbeginn von der nationalen Leidenschaft ersticken würde, wenn dann jedoch die Not wachse und die Zahl der Toten ansteige, werde sie Gehör finden. Der letzte Satz der Analyse bringt die ganze marxistische Ambivalenz der Einstellung zum Krieg in Position: Ein neuer europäischer Krieg wäre furchtbarer als alle bisherigen Kriege, aber gewaltiger wären auch die sozialen und politischen Wirkungen – in Hinsicht auf eine europäische Revolution!

Was aber, muss der Historiker fragen, wenn die Herrschenden zu Kriegsbeginn die bürgerliche Öffentlichkeit blockierten, das Parlament aufgelöst sei (wie in Österreich), das Kriegsrecht herrsche, die Presse censuriert und Demonstrationen verboten würden? Darauf wusste Otto Bauer keine Antwort. Wenn bei einem möglichen Krieg gegen Russland das Bild vom „blutbefleckten Zarismus als dem Todfeind Europas“ zurückkehren würde, wie Bauer in einer unveröffentlichten Skizze zum Balkankrieg angedeutet hatte?¹¹⁶ Wenn dieses Bild zur moralischen Rechtfertigung des Krieges gegen Russland benutzt würde? Genau das geschah, um den sozialdemokratischen „Burgfrieden“ mit den Herrschenden zu legitimieren. Auf einmal war der Zarismus wieder eine tödliche Bedrohung für das mitteleuropäische Proletariat. In der anonymen Schrift „Die russische Revolution und das europäische Proletariat“ (1917), verteidigte Bauer den Krieg gegen Russland.¹¹⁷ Denn, so die These, der Zarismus war der Hort der Reaktion: „Als im Jahre 1914 der Krieg ausbrach, eilten die Arbeiter aller Länder an die Front, ihr Vaterland zu verteidigen. Mit den Waffen in den Händen schützen sie ihr Vaterland gegen die Gefahr, die die Niederlage im Krieg über sie verhängen konnte. *Das war, da der Krieg nun einmal ausgebrochen war, auch nach unserer Meinung das Recht und die Pflicht der Arbeiter aller Länder.*“¹¹⁸

1923, in einer ganz anderen politischen Situation, sah auch Bauers Analyse des Krieges etwas anders aus. Mit Recht stellte er den Auflösungsprozess der österreichisch-ungarischen Monarchie als Ursache des Krieges hin, dass Habsburg den Versuch gemacht hatte, das österreichische Problem gewaltsam zu lösen. Ein siegreicher Krieg sollte ein „Verfassungskrotz“ ermöglichen, um die sich auflehnenden Nationen in ein neu geordnetes Habsburgerreich einzufügen. Die nationalen Revolutionen (?) waren nicht nur das Ergebnis, sie waren auch die Ursache des Krieges.¹¹⁹ Hauptkriegstreiber waren

neben der Krone, den Diplomaten, dem Militär die Deutschnationalen und Christlichsozialen. „Als 1914 der Krieg kam, war es ihr Krieg“.¹²⁰ Aber nicht allein ihr Krieg. Bauer verschweigt die Mitverantwortung der Sozialdemokratie nicht. „Die Furcht vor dem Sieg des Zarentums packte alle Klassen des deutschösterreichischen Volkes, sie packte auch die deutschösterreichischen Arbeitermassen. [...] Ihre Wünsche begleiteten in den ersten Kriegsmonaten die kaiserliche Armee, die mit Blutopfern ohnegleichen die Heimat gegen die furchtbare russische Übermacht verteidigte. In den ersten Kriegsmonaten stand die deutschösterreichische Sozialdemokratie völlig im Banne dieser Massenstimmung. Ohne Vorbehalt stellte sie sich an die Seite der Mittelmächte. Ohne Vorbehalt stellte sie ihren Einfluß auf die Massen in den Dienst der Kriegsführung.“¹²¹

Diese von 1923 her gesehene vernichtende Diagnose schloss auch Bauer selbst ein: ohne Vorbehalt im Dienst der Kriegsführung. Sehen wir uns die konkrete Situation der Sozialdemokratie im Sommer 1914 an. Rudolf G. Arndt hat in einer glänzenden Analyse die Krise der sozialdemokratischen Elite in dieser Zeit aufgehellt.¹²² Der Parteivorstand war im Juli 1914 mit dem Organisieren des 10. Internationalen Sozialistenkongress beschäftigt, der vom 23. bis 29. August in Wien stattfinden sollte. Es wäre die große Stunde Otto Bauers gewesen. Als ein Hauptreferent über die weltweite Teuerung wäre er auf Augenhöhe mit Jean Jaurès, Karl Liebknecht und Sidney Webb gestanden. Fleißig wie immer, hatte er sein Referat bereits sorgfältig ausgearbeitet.¹²³ Eine grandiose, international vergleichende Studie über die Wandlungen des weltweiten Kapitalismus in den vergangenen Jahrzehnten. Und wie immer mischte er exakt erhobene Tatbestände mit einer utopischen Perspektive. In diesem Fall sah er in der Kartell- und Trustbildung bereits eine Form der Vergesellschaftung der Produktion. „Aber diese Vergesellschaftung ist erfolgt nicht durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft, sondern durch das Kapital auf Kosten der Gesellschaft.“ Was nur noch fehlt, ist „die Übertragung der vom Kapital vergesellschaftlichten Produktionsmittel in das Eigentum der Gesellschaft“ – im Sozialismus.¹²⁴

Als sich aber in der zweiten Julihälfte die politische Situation zuspitzte, Informationen über das kriegstreibende österreichische Ultimatum an Serbien durchdrangen, musste sich die Parteileitung mit der Verlegung des Kongresses und – plötzlich – ernsthaft mit dem drohenden Krieg, an den sie immer noch nicht so recht glaubte, beschäftigen. Der Parteivorstand reagierte am 24. Juli mit einem Manifest, das von Friedrich Austerlitz (dem Chefredakteur der „Arbeiter-Zeitung“) überarbeitet wurde.¹²⁵ Das Manifest folgte der Strate-

gie Otto Bauers, wie er sie im Artikel „Der Sozialismus und der Krieg“ entworfen hatte. Das Manifest zeigt Verständnis für die Regierung, von Serbien wegen der „schnöden Gewalttaten“ in Sarajevo Genugtuung zu verlangen.¹²⁶ Aber das gehe auch ohne Krieg. Dann wird heftig gegen die beginnende innere Kriegsdiktatur protestiert, um am Schluss jede Verantwortung für den Krieg abzulehnen: „Feierlich und entschieden beladen wir mit ihr diejenigen, die ihn, hüben und drüben, angestiftet haben und entfesseln wollten.“¹²⁷ Es gab keine einzige öffentliche Aktion gegen den Krieg. Waren die Arbeiter tatsächlich so kriegsbereit, wie Bauer später suggerierte? Die neuere Forschung hat dazu beträchtliche Zweifel angemeldet.¹²⁸ Jedenfalls zeigt dieses Manifest nicht nur die „tiefen Ohnmacht der Parteiführung“ (Rudolf G. Ardelt), sondern auch ihr Versagen, gemessen an ihren Ansprüchen in der Vorkriegszeit. Noch angepasster war das zweite Manifest der Parteiführung, das am 28. Juli erschien, am Tag der Mobilmachung, und das Otto Bauer entworfen hatte.¹²⁹ Der erste Gruß galt „unseren Soldaten, unser heißester Wunsch den Arbeitern, die zur Fahne berufen sind“.¹³⁰ Das zweite Wort den Genossen und Genossinnen, die im bürgerlichen Leben geblieben sind. Ihre wichtigste Pflicht sei es, „unsere Organisationen aufrecht zu erhalten.“¹³¹ Den typischen Militärgargon auf das bürgerliche Leben übertragend, ruft das Manifest den Arbeitern zu: „Zeigt, daß es auch in unseren Reihen keine Fahnenflucht gibt! Daß auch die Männer des Klassenkampfes bis zum letzten Atemzug zu ihren Fahnen stehen!“¹³² Dieses militärische Pathos wird, wie bei Bauer immer, in eine Zukunftsperspektive übersetzt, in die Hoffnung, „daß aus den weltgeschichtlichen Ereignissen des Augenblicks erwachsen soll, werde, was sein soll: ein fruchtbare Boden für die befreende Arbeit des Proletariats!“¹³³, eben ein „neues Österreich“. Hier weist keine Spur auf die Auflösung der Monarchie hin. Hier geht es einzig um die Verteidigung der Heimat und um den Bestand der sozialistischen Organisationen. Das ist der politische Hintergrund für Bauers Kriegsdienst als überschneidiger Offizier. Einer der wenigen in der Parteiführung, der diesem Pathos nicht erlag, war Bauers Freund Friedrich Adler (mit dem er ein Leben lang per Sie verkehrte), der davon sprach, dass in der österreichischen Sozialdemokratie „an Stelle der weltgeschichtlichen Tragik die Schande tritt“.¹³⁴

Am 28. Juli 1914, am Tag als das von Ihm entworfene Manifest erschien, wurde Otto Bauer mit der allgemeinen Mobilisierung zur aktiven Dienstleistung eingezogen. Er erhielt den einfachen Feldausrüstungsbeitrag von 300 Kronen, plus einem Zuschuss von 100 Kronen.¹³⁵ Am Tag vorher hatte er eine Vollmacht für Karl Seitz (den späteren Parteivorsitzenden und Wiener Bürgermeister) ausgestellt, die diesen ermächtigte, die Wertpapiere beim Bank-

haus Nagel/Wortmann zu beheben, belehnen oder zu verkaufen, gleichzeitig wurde er bevollmächtigt, über den Nennwert von 50 000 Kronen der ungarischen Kronenrente zu verfügen, die bei der Filiale des Wiener Bankvereines deponiert war.¹³⁶ Diese Vollmacht diente wohl zur Versorgung der Schwester Ida und der Lebensgefährtin Helene. Diese Vollmacht war auch der Ausdruck des Vertrauensverhältnisses zu Karl Seitz, der dann als Parteiobmann wegen seiner schwankenden Haltung den Spitznamen „Einerseits und Anderseits“ trug,¹³⁷ was es dem entschlossenen und intellektuell weit überlegenen Bauer ermöglichte, alles was er wollte bei ihm durchzusetzen und so die eigentliche Parteilinie zu bestimmen.

Bauer zog mit der 9. Feldkompanie des Infanterieregiments Nr. 75, die im Rahmen des XVII. Armeekorps operierte, nach Galizien in den Krieg gegen Russland. Dort nahm er als Zugskommandant Ende August an den schweren Gefechten bei Gródek (siehe das berühmte Gedicht von Georg Trakl) teil. Besonders tat er sich nach dem Tod seines Kompaniekommandanten im Gefecht bei Szysaki am 4. September hervor, bei dem er das Kommando übernommen hatte und – wie es in dem Belohnungsantrag vom 22. Oktober 1914 hieß – „durch mutvolles Eintreten den Rest der Komp. von Vernichtung bewahrt u. in besond. geschickter Führung den Anschluß an das Baon gefunden“ hatte.¹³⁸ Tatsächlich wurde ihm am 8. Dezember 1914 (als Bauer allerdings bereits in russischer Kriegsgefangenschaft war) „für Anerkennung tapferen Verhaltens vor dem Feind“ das Militärdienstkreuz 3. Klasse verliehen.¹³⁹

Über eine Deckadresse schrieb Bauer am 28. September 1914 an Karl Seitz: Er habe inzwischen sieben Gefechte mitgemacht und voller Stolz – „ich bin jetzt definitiv zum Kompaniekommandant ernannt und habe, da unsere Verluste durch Nachschub aus der Heimat wieder ersetzt sind, unter mir vier Offiziere und dreimal soviel Mannschaft, als ein Hauptmann im Frieden kommandiert ...“¹⁴⁰ Tatsächlich jedoch musste die 4. Armee, in der seine Kompanie kämpfte, vor der russischen Dampfwalze bis knapp vor Krakau zurückweichen. Am 22. Oktober 1914 meldete er sich bei Victor Adler. Sein Gruß komme aus dem Schützengraben, „in dem wir seit 6 Tagen nur 800 Schritt von den feindlichen Schützendeckungen entfernt, auf den Feind lauern. Zuweilen schießen wir einander an, zuweilen regnet es uns in den Schützengraben herein [...] habe mich an die Entbehrungen, Gefahren u. an die Romantik des Krieges einigermaßen gewöhnt und bin heute weniger ungeduldig als vor zwei Monaten...“¹⁴¹ Hier sprach Bauer eine seiner Hauptschwächen an: seine Ungeduld. Er teilte sie mit seinem damaligen Offizierkameraden und späteren Hassgegner – Engelbert Dollfuß. Auch eine andere

Eigenschaft hatte Bauer mit Dollfuß gemeinsam: den Stolz auf die eigene militärische Leistung. Er berichtete weiter an Adler: „Auch militärisch habe ich ganz nette Erfolge, mit denen, glaube ich, unser General zufrieden gewesen wäre.“¹⁴² Mit „unser General“ war Friedrich Engels gemeint, der wegen seines militärischen Sachverständes in Parteikreisen ironisch als „General“ angesprochen wurde. Bereits am 24. Oktober folgte die nächste Feldpostkorporrespondenzkarte an Adler: „Ich bin jetzt den neunten Tag ununterbrochen im Gefecht, aber trotz Schrapnells und Granaten, Kälte und Regen, Ruhr und Cholera vollständig unversehrt. Man gewöhnt sich an alles.“¹⁴³ Einige Wochen später heißt es ernüchtert: „Ich bin ermüdet und deprimiert ... Schön ist's hier jetzt nicht: im Freien kalt, regnerisch, auf den Bergen schon Schnee, in den Quartieren hoffnungsloser Kampf gegen Ungeziefer galizischer Bauernhäuser und was das Schlimmste ist, der Optimismus des Oktobers ist bitterer Enttäuschung gewichen.“¹⁴⁴

Bauers letztes Gefecht fand am 22. und 23. November 1914 statt. Seine Kompanie stand an vorderster Front der Abwehr der 3. russischen Armee nördlich der Szreniawa, in der Nähe der Ortschaft Bobin. In dem bereits erwähnten Brief an Helene vom 6. Dezember 1914 schildert er in großer militärischer Pose seine Gefangennahme. Am 22. November abends bekam er den Befehl, mit eineinhalb Kompanien einen Hügel zu besetzen. Die Soldaten gruben sich in der bitterkalten Nacht in die Erde. Am nächsten Morgen sah Bauer vor sich einen dichten Wald, durch den sich der Feind leicht anschleichen konnte, die eigenen Truppen weit entfernt. Im Rücken „strahlte in herrlicher Pracht die Kette der hohen Tatra. Eine Fülle teurer Erinnerungen stürmte auf mich ein“.¹⁴⁵ (Erinnerungen wohl an einen gemeinsamen Aufenthalt mit Helene). Zum ersten Mal im ganzen Feldzug hatte er das Gefühl, dass er von hier nicht mehr lebend wegkomme. Am Abend des 23. November griffen die Russen an. Vom Feuer der Österreicher zurückgetrieben, beschloss Bauer „den Kampf von Mann zu Mann lieber aus eigener Initiative herbeizuführen. [...] Ich befahl meine eineinhalb Kompanien (sic!) zum Sturm“.¹⁴⁶ Doch der Feind bekam Verstärkung und setzte zum Gegensturm an. Nun liefen die eigenen Leute gegen seinen Befehl zurück. „Ich blieb vorne allein mit nur vier Mann, alles andere flüchtete. Und auf uns stürmten etwa dreißig Russen los ... Wollten wir nicht nutzlos sterben, so mußten wir uns ergeben.“¹⁴⁷ Bauer erhielt einen Schlag mit dem Gewehrkolben; als ein Offizier kam, wurde er anständig behandelt. Vom 24. November bis zum 3. Dezember marschierte er zu Fuß in die Gefangenschaft. Dann wurde er einwaggoniert und per Bahn nach Smolensk gebracht, von wo er an Helene schrieb.

Bauer war bedrückt. Hatte er durch den „übereilten Entschluß zum Sturm“ eine Katastrophe ausgelöst? Sein militärischer Vorgesetzter Major Daubek war anderer Meinung. Am 23. November notierte er in einer handgeschriebenen Notiz: „Leutnant Bauer mit übergroßer Schneidigkeit gegen Russen vorgegangen. Ein sehr braver Offizier“.¹⁴⁸ Dazu kam bei dem Gefangenen das Gefühl der Demütigung, in den Händen des Feindes zu sein, „von Soldaten mit Gewehr und Bajonett eskortiert und vom Publikum als erbeutete Trophäe begafft zu werden“.¹⁴⁹ Der Transport mit dem Zug war dann bequemer. Mit vier anderen Offizieren reiste er in einem Coupé zweiter Klasse; da er viel Geld bei sich hatte, konnte er in den Bahnhofsrestaurationen essen und sich französische und russische Zeitungen kaufen. Die erste Meldung über seine Gefangenschaft schickte er am 28. November nicht an die Geliebte Helene, sondern an die Vaterfigur Victor Adler.¹⁵⁰ Erst am 1. Dezember telegraфиerte ein Offiziersdiener die Gefangenschaft an Helene.¹⁵¹

Wie lässt sich diese übergroße militärische Schneidigkeit Bauers erklären? Den politischen Hintergrund habe ich bereits beschrieben. Hinzu treten wohl auch persönliche Gründe, die des Juden und des Intellektuellen. Als Jude war er ständig mit dem Vorwurf der Feigheit und Unmännlichkeit konfrontiert, als Intellektueller mit dem Vorwurf der Kopflastigkeit und der Stubenhockerei. Seine forcierte Tapferkeit könnte so eine Überreaktion auf diese latenten Vorwürfe gewesen sein.

4.3 In Sibirien und nachher

Am 1. Jänner 1915 schrieb Bauer an Victor Adler. Nach einem langen Transport nach Sibirien, zu Fuß und per Bahn, sei er in das große Militärlager (28 000 Mann) östlich des Baikalsees, nach Berezovka gebracht worden. Er habe das Notwendigste und hoffe auch Bücher zu bekommen. Sein Problem war, Ruhe für die Arbeit zu finden, da er mit fünf anderen Offizieren in einem Zimmer wohnte. Bauer rechnete mit einem langen Aufenthalt.¹⁵² Dieses Problem konnte er lösen. Er begann seine Arbeit an dem Buch über den Kapitalismus. Körperlich war er fit. Was den leidenschaftlichen Politiker jedoch quälte, war der Mangel an Weltnachrichten. Schließlich löste sich dieses Problem. Als Offizier hatte Bauer einen privilegierten Status. Er musste nicht körperlich arbeiten, er bekam Geld (50 Rubel) und er konnte bald russische, englische und französische Zeitungen lesen.¹⁵³ Im Herbst 1915 wurde er in die Nähe der mongolischen Grenze, an der Karawanenstraße liegend, in das kleinere Lager (7 000 Gefangene) Troizkosawsk Zabaikalskoi verlegt.¹⁵⁴ Von dort beklagte er

sich bei Karl Seitz über die geringen Informationen aus Österreich, spottete milde über Karl den Dicken (wohl Karl Renner) und stöhnte: „Man muss gefangen sein, um zu erfahren, was Ungeduld und Sehnsucht ist.“¹⁵⁵ Im Dezember 1916 wurde er von einer Abgesandten des Roten Kreuzes, von Schwester Gräfin Nora Kinsky, besucht, die ihn gesund antraf.¹⁵⁶ Nach eineinhalb Jahren kam er wieder zurück nach Berezovka. Die Februarrevolution 1917 in Russland, die Absetzung des Zaren, lösten bei dem Kriegsgefangenen Euphorie aus. Die Bauernsöhne allerdings, erzählte Bauer 1927, verstanden nicht, was da vorging, sie schüttelten ihre Köpfe, „sonderbar, wir haben keinen Zaren mehr“.¹⁵⁷ Am 27. März (ohne Datum, aber sicherlich 1917) schrieb er an den geehrten Freund Karl Kautsky: „Ich bin jetzt, wie Sie sich leicht vorstellen können, sehr hoffnungsfreudig und ertrage dadurch die Gefangenschaft leichter.“¹⁵⁸ Bauer erwartete einen neuen Revolutionszyklus. Die Sozialdemokratie müsse sich darauf vorbereiten. Trotz der schwierigen Verhältnisse habe er viel gearbeitet: Ökonomie, Geschichte, Philosophie, Mathematik. Aber in den jetzigen aufregenden Zeiten gebe theoretische Arbeit wenig Befriedigung. Den leidenschaftlichen Politiker drängte es in die Praxis.

Die wenigen Quellen über Bauers Gefangenschaft ergeben kaum Einblick in seinen Alltag: das Zusammenleben mit den Kameraden, der Umgang mit der Bewachung, die Bewältigung der sexuellen Probleme, das Leiden an der Passivität, die Struktur der Lagergesellschaft, der strenge Winter, Sport, Seuchen ... In dem bereits angesprochenen Vortrag vor den Bundesheeroffizieren 1921 erwähnte er nur: „Ich habe selbst als Offizier jahrelang unter Offizieren gelebt und mit ihnen kameradschaftlich verkehrt, ich habe an der Front und in der Kriegsgefangenschaft viele Offiziere hochachteten gelernt und unter ihnen manchen Freund gewonnen.“¹⁵⁹ Er war einer von 54 146 k. u. k. Offizieren in russischer Kriegsgefangenschaft.¹⁶⁰ Er blieb körperlich gesund, hatte Geld und Bücher, er arbeitete intensiv – das ist so ziemlich alles, was wir wissen. Er konnte als Privilegierter früher heimkehren, nicht als „Sibiriak“, der im Herzen die Gefangenschaft nicht loswerden konnte, sondern als Experte für die Russische Revolution.

Für die frühe Heimkehr sorgte Victor Adler. Denn auch in Österreich hatte sich 1917 die politische Lage verändert.¹⁶¹ Der Kriegsabsolutismus musste wegen der Unfähigkeit, die inneren Probleme des Landes, Ernährung und nationale Konflikte, zu lösen, aufgegeben werden. Das Parlament wurde reaktiviert, der neue Kaiser Karl und sein Minister des Äußeren, Graf Ottokar Czernin, wollten den Frieden und suchten dafür auch den Kontakt zu den Sozialdemokraten. Unmissverständlich teilte Czernin Ende April 1917 der

deutschen Reichsregierung mit: „Die meisten Truppen des Hinterlandes sind unverläßlich, und ein Aufruhr größeren Stiles würde natürlich katastrophale Folgen nach sich ziehen. Es ist ein Gebot absoluter Notwendigkeit, die sozialdemokratische Organisation an uns zu binden und durch dieselbe auf die breiten Massen einzuwirken.“¹⁶² Missvergnügt notiert der Historiker und liberale Politiker Josef Redlich am 16. April 1917 in sein Tagebuch: „Ich glaube noch immer nicht an ein ‚gutes‘ Ende der russischen Revolution. Aber ‚oben‘ bei uns wird man vor lauter Angst ganz sozialdemokratisch.“¹⁶³

Es gab mehrere Gespräche zwischen der sozialdemokratischen Führung und Czernin. Die gemeinsame Basis war ein Friede ohne Annexionen. Bei den Gesprächen ging es um den geplanten internationalen Friedenskongress der wiederbelebten sozialdemokratischen Internationale in Stockholm im Sommer 1917.¹⁶⁴ Bei einem dieser Gespräche muss Victor Adler auch auf den Kriegsgefangenen Otto Bauer hingewiesen haben. Adler war bereits schwer krank. Seine beiden engsten jüngeren Vertrauten, sein Sohn Friedrich Adler und Otto Bauer, waren in Gefangenschaft. Friedrich Adler saß nach dem tödlichen Attentat auf den Ministerpräsident Graf Karl Stürgkh in einem österreichischen Gefängnis, Otto in einem Kriegsgefangenenlager in Sibirien. Wie Bauer nach seiner Rückkehr am 15. September 1917 bei seiner Einvernahme im Reservespital von Brüx angab, hatte auch das k. u. k. Ministerium des Äußeren für ihn interveniert.¹⁶⁵ Diese Tatsache wird von sozialdemokratischen Autoren meist verschwiegen. Erwähnt wird lediglich der Brief, den Adler an den führenden schwedischen Sozialdemokraten und Mitorganisator der Stockholmer Konferenz, Hjalmar Branting, richtete. Darin schrieb er: Die österreichische Partei entbehre Bauer sehr schwer, Branting möge für ihn bei den russischen Genossen intervenieren.¹⁶⁶ Tatsächlich reiste Branting im April 1917 wegen der Konferenzvorbereitung nach Petrograd und russische Sozialdemokraten (Menschewiki) kamen nach Stockholm. Die österreichische Delegation unter der Führung Adlers fuhr im Frühjahr 1917 zu einer Vorkonferenz nach Stockholm. Adler selbst blieb bis in den Juli hinein dort. Dabei müssen sich mehrere Möglichkeiten der Intervention für Bauer ergeben haben. Doch der Kongress selbst fand, wie 1914, nicht statt. Bauer war Branting trotz der späteren politischen Differenzen dankbar. Er widmete ihm am 25. Februar 1925 einen ausführlichen Nachruf in der „Arbeiter-Zeitung“.¹⁶⁷

Die Interventionen hatten Erfolg. Wie Bauer bei der Einvernahme erklärte, habe das russische Kriegsministerium im Juli 1917 seine Transferierung nach Petrograd befohlen. Unter der Bewachung eines russischen Soldaten wurde er von Berezovka in die Hauptstadt gebracht.¹⁶⁸ Dort wohnte er nach eigenen In-

formationen bei einem polnischen Sozialisten (bei der Einvernahme vor den misstrauischen österreichischen Behörden verschleierte Bauer wohl seine Kontakte zu prominenten Sozialisten).¹⁶⁹ Tatsächlich hatte er in diesem einen Petrograder Monat intensive Kontakte zu den Menschewiki Julius Martow und Theodor und Lydia Dan. Bei den Dans, mit denen Bauer ein Leben lang Freundschaft pflegte, aß er jeden Tag zu Mittag. Von einem Detektiv begleitet, konnte er in die Stadt gehen, Bibliotheken und Versammlungen der Sowjets besuchen, Gespräche mit russischen Ministern führen. Nun lebte er im Herzen der Revolution und konnte ihren Rhythmus studieren. Die nationale russische Presse wunderte sich über die Privilegierung, vermutete gar Spionage.¹⁷⁰ Im August stellte eine ärztliche Kommission seine Invalidität fest und bestimmte ihn zum Austausch mit russischen Invaliden. Die österreichische militärische Qualifikationsliste gab als Austauschgrund Lungenspitzenkatarrh an.¹⁷¹ Bauer selbst vermutete, dass ihn die russische Regierung loswerden wollte. Tatsächlich war die Krankheit fingiert, denn der österreichische Militärarzt stellte lediglich rechts eine leichte Herzneurose ohne erhebliche Funktionsstörung fest.¹⁷² Der Austausch war offiziell möglich, weil am 10. Februar 1917 Russland und die Mittelmächte einen erweiterten Invalidenaustausch vereinbart hatten. Otto Bauer zählte zu 22 000 ausgetauschten invaliden österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen.¹⁷³ Ende August 1917 reiste Bauer über Finnland und Schweden in die Heimat. Für die österreichischen Behörden währte seine Kriegsgefangenschaft von 23. November 1914 bis 1. September 1917, dafür erhielt er 6 372 Kronen ausbezahlt.¹⁷⁴ Kurz nach seiner Ankunft in Wien ging er in der ersten Septemberhälfte in das noble Semmeringgebiet auf Urlaub.¹⁷⁵ Urlaub aber hieß bei Bauer intensive theoretische Arbeit. Gezeichnet mit dem Vorwort vom 10. Oktober 1917 erschien unter dem Pseudonym Heinrich Weber bereits die Broschüre: „Die russische Revolution und das europäische Proletariat“.¹⁷⁶

Mit viel Geschick für dramatische Zuspitzung skizzierte er in dieser kleinen Schrift die historischen Ursachen der russischen Revolution. Das Ergebnis: „Am 8. März war Nikolaus der Blutige Selbstherrscher aller Reußen. Am 15. März war Russland eine demokratische Republik.“¹⁷⁷ Die Erklärung: Russland ist hauptsächlich ein Agrarland, daher könne die Revolution nicht mit der Diktatur des Proletariats, sondern nur mit der bürgerlich-demokratischen Republik enden. Wieder ist es der Krieg, so Bauer, der als Instrument des historischen Fortschrittes auftritt. Am Vorabend des bolschewistischen Putsches sieht er Russland, das bislang der Hort der politischen Reaktion war, nun als ersten Vorkämpfer der Demokratie in Europa. Diese Prophezeiung schoss scharf an der kommenden kommunistischen Realität vorbei.

Etwas differenzierter schrieb Bauer am 28. September 1917 an Karl Kautsky.¹⁷⁸ Allgemein stehe er auf dem Standpunkt der linken Menschewiki. Die anderen Menschewiki haben eine unmögliche Politik betrieben. Sie meinten, dass eine proletarische Revolution unmöglich sei, weil sie nur die Gegenrevolution heraufbeschwören; es bleibe nur, im Rahmen der demokratischen Politik für das Proletariat möglichst viel herauszuschlagen (genau die Politik also, die Bauer 1918/19 betreiben wird!). In Russland allerdings war das Ergebnis dieser Politik, wie Bauer 1917 meinte, dass die Arbeiter den Menschewiki in Scharen davongelaufen seien. Die Bolschewiki wiederum haben eine „Politik des gefährlichsten Abenteuers“ betrieben, der Überschätzung der eigenen Kraft. „Der Aberglaube der Jakobiner an die Allmacht der Guillotine ist in Petersburg wiedererstanden als Aberglaube an die Allmacht der Maschinengewehre.“¹⁷⁹ In diesem Brief allerdings blieb die Voraussage der Zukunft zurückhaltend. „Den Ausgang der Sache kann niemand voraussagen.“¹⁸⁰ Sicher sei, dass nur ein rascher Friede die Russische Revolution retten könne. Sicher sei, dass die ganze Zukunft des europäischen Sozialismus, der europäischen Demokratie, von der Rettung dieser Revolution abhänge.

Persönlich hatte die Erfahrung der russischen Revolutionen Bauer (wie andere auch) radikalisiert. Victor Adler seufzte, zum Teil erleichtert, zum Teil besorgt, in einem Brief an Kautsky: Bauer sei nun für ein paar Wochen hier, vielleicht gelinge es, ihn hierzubehalten.¹⁸¹ „Jetzt ist alles leichter, da Otto da ist. Allerdings ist er noch ein wenig zu viel Bolschewik und muß sich an das alte Milieu erst wieder anpassen. Aber welche Erlösung es für mich ist, ihn da zu haben, kannst Du Dir kaum denken.“¹⁸² Ein halbes Jahr später war Adler beruhigt: „Seit Otto da ist, brauche ich nicht einmal Excesse nach rechts zu fürchten, daß er keine nach links macht, davor sichert ihn seine Klugheit, die am Beratungstisch weit deutlicher ist, als mitunter im ‚Kampf‘ (der theoretischen Zeitschrift, E. H.)“.¹⁸³ Adler deutete hier jene Diskrepanz zwischen theoretischer Arbeit und praktischer Politik an, die wir bei Bauer noch häufig treffen werden.¹⁸⁴

Die Bezeichnung Bauers als „Bolschewik“ tauchte bereits während des Ersten Weltkrieges international und national auf: In einer Meldung der Wiener Deutschen Botschaft vom 24. Jänner 1918,¹⁸⁵ in der französischen Presse, die noch dazu eine Zusammenarbeit mit dem Minister des Äußeren, Czernin, vermutete,¹⁸⁶ in der christlichsozialen „Reichspost“: „Es gehe nicht an, daß die Hunderttausende, die zu ihren Angehörigen heim möchten, sich einzelner bolschewikisch angesäuerter Elemente wegen, die sich möglicherweise unter ihnen befinden, den umständlichsten Vorsichtsmaßnahmen unterwerfen

müssen, während zum Beispiel der aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrte sozialdemokratische Parteisekretär (was Bauer nie war, E. H.), Offizier Dr. Otto Bauer (‘Heinrich Weber’), der in Rußland geradezu der Liebling der Bolschewiken gewesen ist, nach seiner Heimkehr für den Bolschewismus ganz offen Propaganda trieb [...] von allen diesen Vorsichtsmaßnahmen dispensiert wurde ...¹⁸⁷ Kein Zweifel: Bauer war als Heimkehrer privilegiert worden. Das bestätigt die Einsicht von Maureen Healy in ihrem vorzüglichen Buch über den inneren Zerfall der österreichischen Kriegsgesellschaft: Nicht „Klasse“ oder „Nation“ bestimmte den Zugang zu Privilegien, sondern „Beziehungen“, die Bauer über Victor Adler sicherlich hatte.¹⁸⁸ Alexander Täubler, ein anderer sozialdemokratischer Kriegsgefangener und Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“, der 1934 zu den Kommunisten wechselte, zeigte sich in einer Korrespondenzkarte an Victor Adler (8. November 1917) erfreut darüber, „dass Otto heimgekehrt war. Ich hoffe auch, daß er nicht mehr ins Feld muss.“¹⁸⁹ Zwischen den Zeilen klang die Bitte durch, Adler möge auch für ihn intervenieren. Täubler kehrte erst 1919 nach Wien zurück.

Bauer führte 1917/18 ein Doppel Leben: als Offizier der k. u. k. Armee – 1917 erhielt er als militärische Auszeichnung die Schwerter zum Militärdienstkreuz 3. Klasse, im Februar 1918 wurde er zum Oberleutnant der Reserve ernannt –¹⁹⁰ und führender Kopf der „Linken“ innerhalb der SDAP. Im Oktober 1917 wurde er, auf eigenes Gesuch hin, mit 29 anderen Offizieren als Nationalökonom in die Kriegswirtschaftliche Abteilung des Kriegsministeriums kommandiert.¹⁹¹ Das nannte man damals in Wien: es sich richten. Was er tatsächlich in dieser Abteilung machte, ist unbekannt. Statistiken führen? ... Am 24. November 1917 schrieb er an Kautsky: „Mir geht es persönlich ganz gut. Ich bin täglich bis 4 Uhr im Dienst, dann frei, habe also immerhin Zeit zum Arbeiten. Von eigentlich praktischer Wirksamkeit bin ich freilich doch ausgeschlossen.“¹⁹² In Wirklichkeit war er im Hintergrund politisch hoch aktiv. Dieses Doppel Leben konnte Bauer nicht allzu lange durchhalten. Am 5. Februar 1918 wurde er beim Kriegsministerium angezeigt: Es gehe nicht an, dass ein Offizier wie Bauer in einer „verantwortungsvollen Dienststelle eingeteilt sei“ und gleichzeitig eine „allgemeine Volksrevolution“ propagiere.¹⁹³ Daraufhin wurde die Staatspolizei in Gang gesetzt. Sie er hob die genauen persönlichen Daten: Sie schätzte sein Vermögen aufgrund der Steuern im Jahre 1914 auf 309 900 Kronen und hielt fest, dass er mit der verheirateten Dr. Helene Landau im gemeinsamen Haushalt in der Kasernengasse 2 lebte. Wohl nach den Informationen des Hausmeisters hieß es: Die beiden gelten als Ehepaar. Die Polizei wusste von seiner (verdeckten) Teilnahme am Parteitag im Oktober 1917. Er gehöre

zwar zu den „Linken“, „in taktischen Beziehungen ist allerdings das Verbleiben der Linken im Parteiverband von mäßigendem Einfluss auf ihre Haltung“.¹⁹⁴ Die Polizei wusste, dass Bauer das Pseudonym Heinrich Weber verwendete. Die staatspolizeiliche Erhebung war ungewöhnlich präzise. Der entscheidende Punkt für das Militär bestand darin, dass der Oberleutnant zwar ein „Linker“ war, aber mäßigend wirkte. Das wurde durch einen Polizeibericht über die Reichskonferenz der SDAP am 30. und 31. Mai 1918 bestätigt, auf der Bauer, so der Berichterstatter, darauf hinwies, „daß der gegenwärtige Zeitpunkt jede Massenaktion der Arbeiterschaft als aussichtslos erscheinen lasse und daß der Arbeiterschaft nicht anderes übrig bleibe, als die Kräfte für später aufzusparen.“¹⁹⁵ Bauer musste sich zwar einem Rechtfertigungsverfahren vor dem Offiziersehrenrat stellen, das jedoch am 24. August 1918 eingestellt wurde. Die Begründung: In der Zeitschrift „Der Kampf“ habe Bauer gezeigt, dass er „ein unleugbarer Gegner der bolschewikischen Tendenz“ sei. Obendrein konnte nicht festgestellt werden, „daß er die Aufstände der Arbeiterschaft in den Wiener industriellen Betrieben im Jänner 1918 vorbereitet habe“.¹⁹⁶ Es existierten Gerüchte, dass er in die Türkei abgeschoben werden soll. Das Gerücht zerstob. Im März 1918 wurde er bis auf Weiteres für seine Tätigkeit in der „Arbeiter-Zeitung“ beurlaubt, ein weiteres Signal der Zusammenarbeit von Regierung und Sozialdemokratie, dann am 8. August auf unbestimmte Zeit von der aktiven Dienstleistung befreit. Formell dauerte seine Dienstleistung im Kriegsministerium bis zum 31. Oktober 1918.¹⁹⁷

5. Nation als Kulturgemeinschaft

Gedenke ich meiner Nation, so erinnere ich mich der trauten Heimat, des Elternhauses, der ersten Kinderspiele, meines alten Schulmeisters, des Mädchens, dessen Kuß mich einst beglückt, und von allen diesen Vorstellungen strömt ein Gefühl der Lust über, auf die mit ihnen verknüpfte Vorstellung der Nation, zu der ich gehöre.

(Otto Bauer: Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie)

5.1 Nationalismus als Integrationsideologie

Die „nationale Frage“ war das politische Zentralproblem der Habsburgermonarchie in den letzten Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg. War die Monarchie als Vielvölkerstaat prämodern, anormal, damit zum Untergang

verurteilt, oder war sie im Gegenteil als multinationaler Staat ein Modell für die Zukunft? Diese Frage wurde damals und wird heute kontrovers diskutiert. Diese Frage bedrängte auch die österreichische Sozialdemokratie, die als „österreichische Internationale“, als übernationale Gesamtpartei am deutsch-tschechischen Konflikt zu zerbrechen drohte. Diese Frage musste auch den jungen marxistischen Intellektuellen Otto Bauer, schon von seiner Herkunft her, bewegen. Am Tag seiner Promotion, am 26. Jänner 1906, schrieb er selbstbewusst an Karl Kautsky: „Vielleicht entschließe ich mich, über die nationalen Sorgen einmal ein paar Artikel oder eine Broschüre zu schreiben; mich interessieren andere Dinge zwar viel mehr, aber es wird vielleicht nötig werden, daß einmal ein Marxist den Praktikern und Feuilletonisten sagt, wohin sie die Dinge treiben.“¹⁹⁸

Der Nationalitätenkonflikt war zwar das politische Hauptproblem im Parlament, in den Landtagen und Gemeinden, wie weit dieser Konflikt jedoch in die Bevölkerung reichte, ihren Alltag bestimmte, besonders auch in den sprachlich gemischten Gebieten, ist keinesfalls eindeutig.¹⁹⁹

Einige Faktoren der Nationalisierung lassen sich festlegen:²⁰⁰

- Es geht dabei um Zugehörigkeits- und Loyalitätsbindungen, die von Emotionen begleitet sind und Identitäten herstellen. Seit der Sattelzeit am Ende des 18. Jahrhunderts begann der Nationalismus diese Identitäten mitzubestimmen. Doch sind diese Identitäten keineswegs ein für alle mal fixiert, sie sind wandelbar, konkurrieren mit anderen Identitäten, religiösen, klassenmäßigen, geschlechtbezogenen. Im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts allerdings entwickelte der Nationalismus die Tendenz, zumindest in bestimmten Krisenzeiten, alle anderen Identitäten zu überwuchern. Otto Bauer hat häufig darauf verwiesen, dass ökonomische und soziale Interessen von Gruppen national verkleidet und so hoch emotionalisiert wurden.²⁰¹
- Als neue Integrationsideologie interpretierte der Nationalismus die Vergangenheit auf seine Art, erfand Traditionen und versprach eine glänzende Zukunft. Er versprach vor allem einen Halt in den Wirren der Zeiten. Die Nation als vorgestellte Ordnung bedurfte der Mythen, Symbole, Rituale. Die freilich wurden nicht aus dem Nichts geschöpft, sondern bezogen sich auf historische Versatzstücke und Traditionen: vor allem auf Ethnie und Sprache. Die damit verbundene selektive Erinnerung beruhte auf dem Vergessen anderer Erinnerungen.
- Von Anfang an trug der Nationalismus ein doppeltes Gesicht. Er verhieß Partizipationschancen für alle, die der Nation angehörten, und betonte die

Differenz, mit einer latenten Gewaltbereitschaft. Für die Formung der Nation bildeten Feindbilder ein Lebenselixier. Kriegerische Gewalt und rhetorische Aggressionen bestimmten die Nationsbildung mit. Mentalitätsgeschichtlich war der Nationalismus von tiefen Strömungen der kollektiven Ängste und Hoffnungen durchzogen. Sie modellierten am Bild der „Erbfeinde“ und der jeweiligen nationalen „Erlöser“ – das ermöglichte den Zuspruch für charismatische Führerfiguren. Letztlich lagen hier die emotionalen Bausteine für eine „politische Religion“ mit eigenen Riten, letzten Sinnversprechungen und Erlösungsfantasien, mit eigenen Dogmatiken und den dazugehörigen Orthodoxien. Der Nationalismus lieferte aber auch ein Ordnungsschema, das der Integration einer Gesellschaft diente und soziale Beziehung in Raum und Zeit verortete und stabilisierte.

- Der Nationalismus entstand vor der Nation, dann allerdings flossen Nationalismus und Nationsbildung ineinander. Der Nationsbildungsprozess beruhte auf einer sozialen Mobilisierung, was Otto Bauer sehr klar erkannte. Mobilisierung meint: Verbreiterung innerer Marktbeziehungen (in der Sprache von Bauer: Ausbreitung des Kapitalismus), Urbanisierung, Alphabetisierung, Ausbau des Verkehrs, Rückgang der Agrarbevölkerung, Bildung von Interessengruppen, Genossenschaften, steigende Teilnahme an der Vereinskultur, Massenbewegungen, kurz: Verdichtung der Kommunikation und Entwicklung der „Zivilgesellschaft“. Diese Züge binden Nationsbildung und Modernisierung zusammen. Der Nationalismus zog immer breitere soziale Schichten in seinen Bann. Auch die Arbeiter, was in der Folge die übernationale österreichische sozialdemokratische Arbeiterpartei bedrohte und letztlich zerstörte. Die Führung hatte allerdings das Bildungsbürgertum, in erster Linie die Intellektuellen als Mobilisierungsagenten. Mobilisierungsvereine wie Turner, Schützen, Sänger, Studenten- und Schulvereine versuchten bis ins letzte Dorf durchzugreifen. Ihre Aufmärsche und Feste, ihre Fahnen und Lieder lösten Begeisterungstürme aus, machten die Nation zur „heiligen Sache“, damit zu einem Wert auf Leben und Tod. Als der integrale Nationalismus begann, die Volksnation zum Ethnonationalismus zu verengen (damit beispielsweise Juden wie Otto Bauer ausschloss), zeigte er sein Mördergesicht.
- In der multiethnischen Habsburgermonarchie verliefen Staatsbildung und Nationsbildung nicht wie im Westen parallel, sondern quer zueinander. Die liberale Verfassung schützte die Nationalität der Einzelperson, nicht nationale Gemeinschaften. (Ein Problem, auf das Bauer immer wieder hinwies.) Der Nationsbildungsprozess hatte hier viele Varianten. Dominante Ethnien

und Sprachen, Deutsche, Magyaren, Italiener, Polen standen nicht-dominanten ethnischen Gruppen gegenüber. Die trugen den Nachteil, keine beständige Staatlichkeit aufweisen zu können, keine vollständigen sozialen Strukturen zu besitzen und auch keine kontinuierlichen Traditionen der Sprache und Kultur. Die nationalen Bewegungen zielten bei diesen Völkern auf die Entwicklung von sozial ausgereiften Nationalgesellschaften; ab einem bestimmten Punkt spaltete sich die nationale Bewegung in Gemäßigte und Radikale, das wiederum hing mit der Ausbildung des Parteiensystems zusammen, das die inneren sozialen und politischen Konfliktlinien organisatorisch zusammenfasste.

- Das Ziel dieser Nationalbewegungen (nicht-dominanter Nationalitäten) war die Aufhebung der Defizite, der mühsame Kampf um Gleichberechtigung. Nicht ein Überlegenheitsgefühl trieb sie an, wie bei den dominanten Nationen, sondern ein Unterlegenheitsgefühl. Das rückte die „nichtprivilegierten“ Nationen stärker in die Nähe des Staatsbürgernationalismus als Emanzipationsideologie. Der Nationalismus kompensierte diese Unterlegenheitsgefühle. Das Bedürfnis nach erfundenen Traditionen, nach nationalen Mythen war dementsprechend besonders stark, und die Feindbilder fehlten ebenfalls nicht. In erster Linie rückte die Sprache zum symbolischen Medium der eigenen Identität auf und verdrängte die Zweisprachigkeit, die häufig in den Grenzregionen real existierte. Daher war der Nationalitätenkampf in der Habsburgermonarchie häufig ein Streit um die Sprache. Es ging um den nationalen „Besitzstand“, der im statistischen Zeitalter durch Zahlen belegt, nachgewiesen, verteidigt, erweitert werden sollte. Otto Bauers erster Aufsatz im „Kampf“ mit dem Titel „Die soziale Gliederung der österreichischen Nationen“ bewies seinen meisterlichen Umgang mit der Sprachstatistik (Sprache = Nation) und seine Verteidigung des deutschen „Besitzstandes“. Der Aufsatz endet mit dem Satz: „Die Sache der Arbeiterklasse ist die Sache der deutschen Nation“.²⁰² Wie viele deutsche Intellektuelle in der Arbeiterbewegung war er von der kulturellen Überlegenheit der „deutschen Sache“ überzeugt. Welche andere Nation in Österreich konnte solche Geistesheroen wie Kant, Goethe und Marx aufweisen? Doch bis zum Ersten Weltkrieg drängten auch die meisten nichtprivilegierten Nationalismen keineswegs auf eine eigene Staatsbildung, wenn auch diese Tendenz latent in jeder Nationalgesellschaft steckte, sondern auf Gleichberechtigung und Autonomie im Rahmen des Reiches. Freilich gab es auch irredentistische Strömungen, vor allem dort, wo außerhalb der Monarchie selbstständige Staaten existierten wie bei den Italienern, Serben oder Rumänen. Seit 1848 stiegen

dann riesige Angstbilder aus dem kollektiven Unterbewussten auf – Pangermanismus (bzw. der deutsche „Drang nach Osten“) versus Panslawismus –, die der jeweils anderen Seite einen Vernichtungswillen unterschoben. Die im Inneren der Menschen verlaufende Grenze zwischen Zivilisation und Barbarei wurde nach außen verlagert. Die eigene Nation repräsentierte die Zivilisation, die „Feindnation“ die Barbarei.

5.2 Ein steiler Start: „Nationalitätenfrage und Sozialdemokratie“ (1907)

Es war ein steiler Start. Mit dem Buch „Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie“, 1906 zum Großteil fertiggestellt, 1907 erschienen, schrieb sich Otto Bauer als Mittzwanziger an die Spitze der marxistisch-sozialdemokratischen Theoretiker.²⁰³ Es ist erstaunlich. Er machte als Theoretiker und Schriftsteller kaum eine Entwicklung durch. Bereits mit dem ersten Buch trat er fertig vor das Publikum. Das marxistische Grundgerüst, angereichert durch die zeitgenössische „bürgerliche“ Wissenschaft (hier durch Kant), eine in diesem Grundgerüst angelegte gefährliche Zweideutigkeit der dialektischen Methode, die leicht zur Rechthaberei verführte, ein prinzipiell historischer Zugang zu den Problemen (dabei gelingen ihm packende, holzschnittartige historische Skizzen), die Verwendung ausführlicher Statistiken als empirische Basis und der Mut, Kernprobleme seiner Zeit und der Gesellschaft direkt anzugehen (in diesem Fall das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie). Doch die marxistische Vorgabe zwang Otto Bauer gleichzeitig in ein deterministisches Gefängnis; immer wieder verführte sie ihn zu Voraussagen aufgrund der vermeintlich ehernen historischen Gesetze, die häufig von der Realität falsifiziert wurden. Auch als Schriftsteller ist er sofort unverkennbar. Kurze markante Sätze, die wie Hammerschläge wirken. Historische Klassen, die als dramatis personae auftreten und wie Kollektivsingularia agieren. Ein Gefühl für die dramatische Steigerung durch Wiederholungen. So heißt es beispielsweise über „Deutschland“ in der Reformation: „*Jetzt* nimmt die deutsche Bücherproduktion riesig schnell vergrößerten Umfang an; *jetzt* dringt das gedruckte Flugblatt in weite Kreise; *jetzt* zieht der religiöse, politische, soziale Agitator von Land zu Land. *Jetzt* wird die höhere Schule zum Werkzeug des Kampfes ...“²⁰⁴ Das Präsens steigert noch die dramatische Wirkung. Hinzu kommt die Leichtigkeit der Formulierung, ohne Mühe und Anstrengung, gepaart jedoch mit einem Fleiß, der sich keine Ablenkung erlaubt. Man bedenke: 1905 bis 1907, der Abschluss des Jus-Studiums mit schweren Prüfungen, das Gerichtsjahr, die politische Aktivität für die Wahlreform, theoreti-

sche Aufsätze für Kautskys „Neue Zeit“ und dann: ein Buch von mehr als 570 Druckseiten in der Werkausgabe.

Das Buch fand bei den marxistischen Intellektuellen rasch Beachtung. Kautsky, Lenin, Stalin und viele andere kritisierten es.²⁰⁵ Und es wirkt bis zur Gegenwart. Karl W. Deutsch verdankte ihm den Begriff der Nation als Kommunikationsgemeinschaft;²⁰⁶ Anthony D. Smith wies auf die Bedeutung der Kultur im Konzept bei Otto Bauer hin;²⁰⁷ Eric Hobsbawm rechnete ihn zu den Klassikern der Nationalismusforschung;²⁰⁸ Benedict Anderson zitierte ihn;²⁰⁹ Hans-Ulrich Wehler berief sich bei seinen Überlegungen zur friedlichen Koexistenz von Menschen unterschiedlicher kultureller Prägungen auf die „imponierenden, klug und weitsichtig durchdachten konzeptionellen Entwürfe“ der „aufgeklärten Marxisten wie Karl Renner und Otto Bauer“.²¹⁰ Dennoch: Vieles an dem Buch ist naturgemäß überholt. Vor allem der erste Teil, die theoretische Grundlage: der Versuch, den Marxismus vorsichtig mit sozialdarwinistischen Vorstellungen zu verknüpfen, eine statische, essentialistische Definition der Nation als „Gesamtheit der durch Schicksalsgemeinschaft zu einer Charaktergemeinschaft verknüpften Menschen“,²¹¹ die Rückprojektion der Nation bereits auf die alten Germanen, die von Hegel und Engels stammende Unterscheidung zwischen „geschichtslosen“ und historischen Nationen,²¹² die Behauptung, dass die Nation vor dem Nationalismus existierte und vieles mehr. Aber Bauer war kein naiver Essentialist. Er war sich von Anfang an der Problematik seiner Begriffe bewusst. Charaktergemeinschaft etwa definierte er als Niederschlag historischer Prozesse, damit nicht stabil, sondern durchaus veränderbar. Er will, sagte er im Vorwort der zweiten Auflage, gerade den „trägerischen Schein der Substantialität der Nation, dem alle nationalistische Geschichtsauffassung erliegt, auflösen“.²¹³ Und übersetzt man „Charaktergemeinschaft“ in „Lebensstile“ und „Mentalität“ wäre vielleicht auch ein modernerer historischer Anschluss möglich.

Doch der Schwerpunkt des Buches liegt nicht in den Definitionen, sondern im zweiten Teil der Beschreibung, vorwiegend im deutschen und österreichischen Beispiel. Auch dabei ist vieles überholt. Bauers geschichtswissenschaftlicher Gewährsmann, Karl Lamprecht, war bereits zu seiner Zeit höchst umstritten (Lamprecht-Streit). Max Weber tobte geradezu gegen diesen „Schwindler und Charlatan schlimmster Sorte“.²¹⁴ Das Neue fand sich in der analytischen Verbindung von ökonomischer Entwicklung, Sozialstruktur, Machtzentren und kultureller Entfaltung, kurz darin, was wir heute Gesellschaftsgeschichte nennen. Dabei gelingt es ihm, eine Fülle von Informationen zu ordnen und zu gestalten. Er geht zwar von der „Naturgemeinschaft“ der

Abstammung aus, aber die ist immer unsicher und verworren, was zählt und empirisch erforschbar ist, ist allein die „Kulturgemeinschaft“.

Kultur als Zentrum, das heißt bei Bauer „Kultur der herrschenden Klasse“, das heißt „Hochkultur“, das heißt aber auch ein laufender „Kulturtransfer“. Daran knüpft sich die ständige Klage: Da die Unterschichten im Kapitalismus aus der bürgerlichen Kultur ausgeschlossen sind, sind sie auch aus der nationalen Kultur ausgeschlossen.²¹⁵ Pathetisch stellt Bauer die Frage: „Was können diese Menschen von dem wissen, was in uns Glücklicheren wirksam ist, uns zur Nation zusammenschließt? Was wissen unsere Arbeiter von Kant? Unsere Bauern von Goethe? Unsere Handwerker von Marx?“²¹⁶ Kant, Goethe, Marx – es sind seine Dreiheiligen in dieser Phase seiner Entwicklung. Es sind nur deutsche Götter und klassische Exemplare der Hochkultur. Volkskultur, Alltagskultur der Bauern, Handwerker und Arbeiter blieben dem klassisch gebildeten Intellektuellen Otto Bauer völlig fremd. Der streng abstinent lebende Theoretiker hatte geradezu eine körperliche Abscheu vor der wilden, alkoholgeschwängerten, sexuell aufgeladenen populären Kultur der Unterschichten. Im Blick hatte er nur die Minderheit der wissenshungrigen Arbeiter, die die Arbeiterschulen besuchten, nicht die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit mit ihren vielfachen Interessen. So begann eine Mythologisierung der Arbeiterschaft, die immer als einheitliche Klasse gesehen wird. Ihr unterstellte er: „Daß die Arbeiterklasse ausgeschlossen ist von der nationalen Kultur, das ist ihre Qual, aber darin wurzelt auch ihre Würde.“²¹⁷ Ebenso fremd bleibt Bauer die Kultur der „langen Dauer“ (Fernand Braudel) der ländlichen Bevölkerung, jenes „Einerlei von der Geburt bis zum Grabe“, gefangen im Rhythmus der Jahreszeiten, die der Pfeil des Fortschrittes nicht erreicht und die so von den höheren Kulturgütern ausgeschlossen dahinvegetiert.²¹⁸

Es ist die deutsche Kultur, um die es Bauer geht, auch in Österreich. Das weitere zentrale Kapitel über den Nationalitätenstaat beginnt mit der Überschrift „Österreich als deutscher Staat“. Immer wenn dieser kühle, gefühlsgeminderte Intellektuelle über die deutsche, nationale Hochkultur redet, über das „deutsche“ Wesen, bricht ein enormer Gefühlseinschlag durch (siehe das Motto dieses Kapitels). Wie ist das möglich? Theoretisch, indem er Nation als Kulturgemeinschaft, relativ unabhängig von der Abstammung, denkt. Wer sich zur deutschen Kultur bekennt, gehört zur deutschen Nation!²¹⁹ Hier wirkt weiters auch der jüdisch assimilierte Enthusiasmus für die deutsche Klassik als Höhepunkt der Menschheitsgeschichte nach – das Volk der Dichter und Denker ... Hier ist ebenso der Eifer der Kulturkonvertiten am Werk. Dieser persönliche Gefühlsüberschwang durchtönt seinen Deutschnationalismus,

seine Anschlusspolitik 1918/19 und seine totale Fehleinschätzung des realen Anschlusses Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland 1938.

Österreich als deutscher Staat. Das bedeutet bei Otto Bauer: Österreich begann als deutsche (sic!) Kolonisation der slawischen Bevölkerung, als Sieg der höheren germanischen (sic!) Kultur. Und auch in den folgenden Jahrhunderten ist Österreich nur aus der deutschen Entwicklung heraus zu verstehen.²²⁰ Doch die Türkengefahr in der frühen Neuzeit änderte diese Position. „So hat Österreich von seinem Entstehen an eine doppelte Aufgabe: die Herstellung eines starken einheitlichen Staates einerseits, die Verteidigung des christlichen Europas gegen die Türken andererseits.“²²¹ (Dieses Geschichtsbild des jungen Otto Bauer war gar nicht so weit entfernt vom Geschichtsbild des autoritären „Ständestaates“ in den 1930er-Jahren). Doch mit dem „Erwachen“ der slawischen „geschichtslosen Nationen“ am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Folge des sich ausbreitenden Kapitalismus, hatte sich Österreich neuerdings verändert. Alle sozialen Gegensätze werden ab nun rasch national aufgeladen. Bauer exemplifiziert den slawischen Nationsbildungsprozess am tschechischen Beispiel, mit Hinweisen auf die tschechischsprachige historische Literatur. Dabei zeigt er Nation durchaus als „vorgestellte Gemeinschaft“ (Benedict Anderson) und als Verdichtung der Kommunikation: Eisenbahn, Presse, Vereine ... Bauer erweist sich dabei als guter Wirtschafts- und Sozialhistoriker (was er bei Carl Grünberg gelernt hatte), der mit den modernen Statistiken umzugehen versteht. Auch die eigene Familienerfahrung schlägt durch. Etwa wenn er feststellt: Der deutsche Fabrikant in Böhmen beschäftige zwar tschechische Arbeiter, aber er achte doch darauf, dass der Fabriksdirektor und das Büropersonal deutscher Herkunft seien.²²² Oder: „Ebenso haben jene Juden, die aus Branntweinschenkern, kleinen Händlern und Wucherern zu Fabrikanten, Großhändlern, Bankiers wurden, Aufnahme in die deutsche Kulturgemeinschaft gesucht.“²²³ Er notierte gleichfalls die Verachtung der Reichenberger und Aussiger Fabrikanten, mit der sie von den ökonomisch und kulturell weniger entwickelten tschechischen Gebieten sprachen.²²⁴ Aus der ökonomisch unterschiedlichen Entwicklung erklärte Bauer dann die politische Differenz zwischen dem deutschen und tschechischen Bürgertum. Die deutsche Bourgeoisie brauchte den großen österreichischen Markt. Sie war daher auf der Reichsebene zentralistisch, auf der Kronlandebene föderalistisch (Sicherung der geschlossenen deutschen Gebiete). Anders die tschechische Bourgeoisie. Für die Verwertung ihrer Agrarwirtschaft brauchte sie den großen österreichischen Markt nicht, aber sehr wohl den böhmischen und die Steuerkraft der deutschen Industrie im Lande,

daher war sie im Reich föderalistisch, im Kronland jedoch zentralistisch.²²⁵ Über diesen Erklärungsansatz kann man diskutieren. Er präsentiert sich zumindest mit glasklarer Eindringlichkeit.

Während Bauer den deutschen und tschechischen Kapitalisten (trotz ihrer immer konstatierten Ausbeutung der Arbeiterschaft) mit einem gewissen Verständnis begegnet (die dachten zumindest großräumig, produzierten für einen großen Markt – wie auch der eigene Vater), traf seine ganze Verachtung das nationalistisch verengte Kleinbürgertum: „Der Kleinbürger aber sitzt fest auf der Scholle: er produziert und handelt nur für einen engen örtlichen Kreis und weiter reicht auch sein Denken nicht.“²²⁶ Dieses Kleinbürgertum heizte, hüben wie drüber, den nationalen Hass an. „Daß keine Straßentafel zur nationalen Minorität in ihrer Sprache spricht, kein Richter oder Beamter mit ihr in ihrer Sprache verkehre, wird zum Inhalt kleinbürgerlicher Politik.²²⁷ Eine Fahne des nationalen Gegners, schon ist die eigene nationale „Ehre“ gekränkt. Der tschechische Kleinbürger schreit „Svůj k svému“, der deutsche Kleinbürger „Kauft nicht bei Tschechen“.²²⁸ Diese Verachtung des Studenten und Intellektuellen für die kleinbürgerlichen „Philister und Spießbürger“, die das Buch durchzieht, hatte Folgen für Bauers Politik in der kleinräumigen Republik. Denn im Parlament kamen die christlichsozialen und deutschnationalen Politiker zumeist aus dem Kleinbürgertum. Sie überschütteten Bauer mit schneidendem Hohn, was im Gegenzug deren bereits tief sitzenden Hass auf den „Bolschewiken“ und „Juden“ Bauer ständig neu hervorrief.

Den deutsch-tschechischen Gegensatz in Nordböhmien illustriert Bauer am Beispiel der Textilindustrie (wieder steht die eigene Familie im Hintergrund). In diesen Industrieorten, wo die Bevölkerung mehrheitlich tschechisch, die Unternehmer jedoch Deutsche oder Juden waren, „die in der deutschen Kulturgemeinschaft Aufnahme gesucht hatten, deutsch sprechen und ihre Kinder deutsch erziehen, die deutschnationalen Parteien unterstützen“, in diesen Industrieorten hatte die „deutsche Kolonie“ einen anderen Lebensstil als das tschechische Kleinbürgertum. Die Deutschen und Juden kaufen ihre Kleider und Schuhe nicht beim tschechischen Schneider und Schuhmacher, sondern in Wien. Auch den größten Teil des Jahres verbringen sie in der Großstadt, wo das Zentralbüro lokalisiert ist. Aber nicht nur die tschechischen Kleinbürger hassen den deutschen (jüdischen) Kapitalisten. Auch die „immer noch maßlos ausgebeuteten, vereidendeten Hausweber“ hassen den Fabrikanten als Deutschen, ebenso die Arbeiter in den Textilfabriken. In seltsamer Weise verbindet sich – so Bauer – der alte Judenhass mit dem neuen nationalen Hass. Da der deutsche Fabrikant häufig jüdischer Herkunft ist, wird der alte Anti-

judaismus auf den Deutschen übertragen.²²⁹ Das sind anschauliche, erfahrungsgesättigte Sozialanalysen von erheblicher Stringenz.

5.3 Ein Programm für Österreich

Das Programm der nationalen Autonomie, das Originellste des Buches, stammte zum Großteil von dem elf Jahre älteren Karl Renner.²³⁰ Bauer hatte es erweitert und in einen größeren historischen, theoretischen und politischen Kontext gestellt. Bauer und Renner standen sich damals noch sehr nahe. Gemeinsam bereiteten sie die Herausgabe der theoretischen Zeitschrift „Der Kampf“ vor. Die politische Trennung erfolgte erst im Ersten Weltkrieg. Kurz formuliert wollte dieses Programm die österreichische „nationale Frage“ so lösen:

1. Das Territorialprinzip, die Gliederung der westlichen Reichshälfte nach Kronländern und nach national abgegrenzten Gebieten („nationaler Besitzstand“), war gescheitert und heizte die nationalen Kämpfe nur an. Die nationale Zersplitterung, das nationale Durchwachsensein vieler Gebiete ließ eine Lösung wie im europäischen Westen nicht zu. Den Ausweg bot, wie Renner und Bauer meinten, das Personalprinzip, die Konstituierung der Nation als Personalverband, der autonom seine Kultureinrichtungen schafft (Nation = Kulturnation). Dazu müsse sich jeder Staatsbürger in einen Nationalkataster eintragen, das hieße: sich eindeutig für eine Nation zu entscheiden. Den zu erwartenden Druck der nationalen Agitation auf die Entscheidung wollte Bauer durch strenge Strafen verhindern. Hier steckte bereits das erste kaum lösbare Problem. Als rationalistischer Marxist hasste Bauer das Undeutliche, Zweideutige, auch bei der Nation. Anstelle der gewaltsamen Eroberung sollte der friedliche Wettbewerb der nationalen Kulturen treten. Die Anziehungs- kraft der überlegenen deutschen Kultur würde sich so von selbst durchsetzen.²³¹ Diese nationalen Personalverbände sollten Steuer einheben dürfen und überall, wo sie es für notwendig fanden (und es sich leisten könnten) ihre kulturellen Einrichtungen aufbauen. Damit ist bereits der nächste kritische Punkt, die Finanzierung dieser Einrichtungen angesprochen. Dieses große, langfristige Projekt forderte eine radikale Verfassungsreform, eine völlige Neukonstituierung Österreichs. Die „zentralistisch-atomistische“ Regelung, wie Bauer die Dezemberverfassung von 1867 nannte, sollte durch eine „organische Regelung“ ersetzt werden. Damit sollte dem Nationalismus, der zu Demagogie (je breiter die Demokratie sich durchsetzt, desto breiter die Demagogie), zu zwecklosen Demonstrationen und pathetischen Gebärden neigt, der Wind

aus den Segeln genommen werden.²³² Damit sollte auch die staatliche Verwaltung entlastet werden, um sich auf ihre eigentliche Aufgabe – Wirtschaftsentwicklung, Außenpolitik und Heerwesen – zu konzentrieren. Ungarn freilich sparte Renner ganz aus, Bauer diskutierte dieses Problem nur am Rande.

In Zusammenhang mit Ungarn setzte Bauer zu einer weit über die empirische Tatsachenerhebung reichende Prognose an: „Die nationale Autonomie in Österreich wird daher das Programm der Krone werden, die um ihre Herrschaft in Ungarn fürchtet; das Programm der klerikalen Bauern und der christlich sozialen Kleinbürger, die das Reich von den ketzerischen Rebellen retten wollen; der Bourgeoisie, die um ihren Absatzmarkt in Ungarn zittert und die Balkanstaaten wirtschaftlich erobern will; der Nationen, die den geknechteten Nationen in der anderen Reichshälfte beistehen wollen. [...] Die Entwicklung wird die besitzenden Klassen zwingen, Österreich die Verfassung zu geben, die die Arbeiterklasse um ihrer Interessen, um ihres Klassenkampfes willen braucht. [...] Österreich und Ungarn, staatsrechtlich vollkommen selbständige Staaten, aber dauernd zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet verbunden, das ist das Programm, das sich aus den Interessen der österreichischen Arbeiterklasse ergibt.“²³³ Das war auch das Programm eines sehr jungen Mannes, eines marxistischen Propheten, der sich in die Rolle des Herren der Geschichte hineinimaginierte.

2. Dieses Projekt zielte auf die Rettung der Monarchie. Ob Bauer von der Ge- sinnung her zu diesem Zeitpunkt bereits Republikaner war, aber die Monarchie aus Zensurgründen – Hochverrat! – nicht infrage stellen wollte, ob er den Kaiser als Repräsentationsfigur des Gesamtstaates mitdachte, lässt sich nicht eindeutig entscheiden. Damals jedenfalls war er überzeugt, dass die „nationale Autonomie“ dem Nationalstaat überlegen war. Den Bestand des multi- ethnischen Österreichs spitzte er zur Alternative zu: Nationalitätenstaat oder Zerfall des Reiches.²³⁴ Für den Weiterbestand des Reiches sprachen, so Bauer, folgende Faktoren:

- Die Interessen jener Nationen, die keine Volksgenossen außerhalb der Monarchie haben (Tschechen, Kroaten, Magyaren, Slowenen, Slowaken), circa 20 Millionen Menschen.
- Die Großindustrie, die den großen Markt braucht.
- Die Katholiken, die an den Kaisermythos gebunden waren.
- Die Armee. In einem Krieg werden die Soldaten aller Nationen für Österreich kämpfen.

- Mindestens die Hälfte der Bevölkerung will das Reich.

3. Nur eine „unverantwortliche Katastrophenpolitik“ könne den Zerfall des Reiches wollen. „Jeder Besonnene muß danach streben, die Form des Zusammenlebens der Nationen im gegebenen staatlichen Rahmen zu finden; es ist niemand gestattet, sich dem Kampf um die Lösung der österreichischen Nationalitätenfrage zu entziehen, indem er sich damit tröstet, eine große weltpolitische Umwälzung werde die nationale Frage auf dem Boden dieses Reiches zur Lösung bringen.“²³⁵ Das ist das Programm für die Gegenwart. Die Zukunft des Sozialismus allerdings, jetzt macht Bauer den großen Sprung, wird die Menschheit in freie Nationen gliedern, aber über diesen nationalen Gemeinschaften wird in Europa ein neues Gebilde entstehen: der Staatenstaat der „Vereinigten Staaten von Europa“.²³⁶

Selbst im Jänner 1918, als die Habsburgermonarchie von zahllosen Krisen geschüttelt am Abgrund stand, als die deutschen, tschechischen, polnischen „Linken“ innerhalb der Sozialdemokratie ihr Nationalitätenprogramm beschlossen, das von Bauer formuliert wurde, ein Programm, das von dröhrender Klassenkampfrhetorik klimptete, als das vieldeutige „Selbstbestimmungsrecht“ der Völker anerkannt wurde, selbst dann sollten die Nationen die gemeinsamen Angelegenheiten durch Verträge festsetzen, selbst dann hielt Bauer am gemeinsamen Wirtschaftsraum fest. Allerdings entwarf das Programm auch bereits eine andere Option: Entsprechend dem Selbstbestimmungsrecht wird sich Deutschösterreich als „besonderes Gemeinwesen“ konstituieren und seine Beziehungen zum Deutschen Reich selbstständig ordnen. Die Sozialdemokratie wird dann „die Einheit und Freiheit der deutschen Nation, die Vereinigung aller Deutschen in einem demokratisch deutschen Gemeinwesen“ vorbereiten.²³⁷

Etwa zur gleichen Zeit schrieb Bauer auch einen Aufsatz über das Selbstbestimmungsrecht der österreichischen Nationen, in weiten Teilen eine Polemik gegen Karl Renner. Zwar pessimistischer als Renner, glaubte Bauer dennoch an den gesicherten Bestand der Monarchie auf zumindest zwei weitere Jahrzehnte (das wäre bis 1938 gewesen). Als drohende Gefahr tauchte nun der deutsche Imperialismus auf. Man muss hier die politische Situation im Frühjahr 1918 mitdenken, als das Deutsche Reich durch den „klassischen karthagischen Diktatfrieden“ (H.-U. Wehler) von Brest-Litowsk weit in den Osten ausgriff. Angesichts dieser Gefahr hielt Bauer die Verwandlung Österreichs in einen Nationalitätenbundesstaat als die einzige denkbare Lösung. Anders

hingegen wäre die Situation, wenn sich in Deutschland die Demokratie durchsetzen könnte. Dann könnte die demokratische Lösung von 1848 neu aufleuchten – die großdeutsch-demokratische Lösung: der Anschluss Deutschösterreichs an Deutschland!²³⁸

Nach diesem zeitlichen Vorgriff kehren wir noch kurz in das Jahr 1907 zurück. Als das Buch „Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie“ fertig war, begann Bauer eine geschickte Marketingstrategie zu betreiben. Er organisierte Rezensionen. Am 15. Juni 1907 schrieb Bauer an Kautsky, die erste Adresse am Platz der marxistischen Intelligenz, dem er sein Buch sofort zugeschickt hatte: „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie das Buch in der N. Z. (Neuen Zeit, E. H.) selbst, u. zw. so bald, als es Ihnen möglich ist, besprechen würden.“ Zur Unterstützung seines Wunsches berief er sich auf Victor Adler und auf die österreichischen inneren nationalen Schwierigkeiten. Im Gegensatz zur marxistischen Tradition habe er die Realität der nationalen Gemeinschaft ernst genommen. Denn nur so könne man auch die Notwendigkeit der sozialdemokratischen internationalen Politik ableiten und den Nationalismus dort besiegen, wo er heute anzutreffen sei.²³⁹ Tatsächlich schrieb Kautsky diese Rezension. Otto Bauers Hoffnung auf den Weiterbestand des Reiches, des Nationalitätenstaates lehnte er darin entschieden ab.²⁴⁰

IV. Sehnsucht nach Erlösung: Sozialdemokratie als Heimat und Utopie

Philosophie, wie sie im Angesicht der Verzweiflung einzig noch zu verantworten ist, wäre der Versuch, alle Dinge so zu betrachten, wie sie vom Standpunkt der Erlösung aus sich darstellten. Erkenntnis hat kein Licht als das, das von der Erlösung auf die Welt scheint: alles andere erschöpft sich in der Nachkonstruktion und bleibt ein Stück Technik.

(Theodor W. Adorno: *Minima Moralia*)

1. Der Intellektuelle und der Sozialismus

In der Broschüre „Krieg oder Friede in den Gewerkschaften?“, einer Intervention im tschechisch-deutschen Parteistreit (1910), sprach Otto Bauer „vom inneren Zagen“, mit dem er dieses Schriftchen der Öffentlichkeit übergebe: Er sei kein Gewerkschafter. „Ich bin vom wissenschaftlichen Sozialismus her zur Partei gekommen. Als Marxist wollte und will ich ihr dienen.“¹ Diese Demutsgeste wird Bauer mehrfach wiederholen. Tatsächlich, er, der gegenüber anderen Intellektuellen Verachtung, gegenüber anderen Arbeiterführern Sarkasmus, gegenüber politischen Gegnern puren Hohn zeigen konnte, hatte immer Respekt, ja eine echte Demut vor dem einfachen Arbeiter. Dieser sollte ja der Träger des Erlösungswerkes werden. Karl Kautsky erzählte der Student Bauer, dass er Marx schon als Gymnasiast studiert habe, dabei seien ihm die Werke und Aufsätze Kautskys (wie für viele) der erste Führer zu Marx gewesen.² Der Partei schloss er sich zu Beginn seines Studiums an. Demütig war auch der Ton des ersten Briefes vom 13. Mai 1904 an Kautsky.³ Ein unbekannter Student erlaube sich, seine bescheidene Erstlingsarbeit über „Marx‘ Theorie der Wirtschaftskrisen“ für die Publikation in der „Neuen Zeit“ zu übersenden.³ Doch bereits der Brief selbst an den Großmeister der zeitgenössischen marxistischen Theorie zeugte von einem beträchtlichen Selbstbewusstsein des 23-jährigen Studenten.⁴ Es begann eine enge marxistisch-wissenschaftliche Zusammenarbeit, die auch schon vor dem Ersten Weltkrieg nicht frei von gegenseitiger Kritik war, vom Lehrer-Schüler-Verhältnis aber bald in eine Freundschaft mündete, die später, bei Bauer eher selten, in eine Du-Beziehung überging. Zu Friedrich Adler soll Kautsky in dieser Zeit gesagt haben: „So stelle ich mir den jungen Marx vor.“⁵

Zum Unterschied von Marx und Kautsky wagte Otto Bauer als Intellektueller jedoch den Weg in die praktische Politik. Was war, was ist ein Intellektueller? Bauers Mitstudent, dann Mitminister, Joseph Schumpeter, hatte während des Zweiten Weltkrieges in seinem Grundsatzwerk „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ eine „Soziologie der Intellektuellen“ entworfen.⁶ Der Intellektuelle unterscheidet sich von der Intelligenz (Akademiker, Freiberufler) durch sein kritisches Verhältnis zum sozialen System, in dem er lebt. Er übt die Funktion eines Störfaktors aus. Er kann aus allen sozialen Klassen kommen und als Kritiker braucht er keine Verantwortung für praktische Dinge übernehmen. Aber als Redner und Schriftsteller (ich erinnere an diese offizielle Berufsangabe Bauers) ist er auf das Funktionieren einer Öffentlichkeit angewiesen, die zumindest ein Minimum von Meinungsfreiheit aufweisen muss. Intellektuelle, so Schumpeter, werden selten Berufspolitiker (hier gehört Bauer zur Ausnahme), aber sie schreiben Flugblätter, Broschüren für den Wahlkampf usw. Zur Arbeiterbewegung merkte Schumpeter an: „Die Intellektuellen drangen in die Politik der Arbeiterparteien ein. Sie konnten einen wichtigen Beitrag leisten; sie verliehen der Bewegung den sprachlichen Ausdruck, sie lieferten ihr Theorien und Schlagworte...“⁷ Sie radikalierten die Bewegung einerseits, aber sie mussten andererseits, weil ohne echte Autorität (ohne Hausmacht), gegenüber der Masse „schmeicheln, versprechen, antreiben“.⁸ Bei dieser Beschreibung scheint der junge Otto Bauer geradezu das Modell abgegeben zu haben.

Diese allgemeine Typologie des Intellektuellen wurde in der weiteren Forschung dann verfeinert. Die neuere Intellektuellengeschichte bestimmt den Intellektuellen als Experten für theoretische Ordnungen und Kritiker der historischen Wirklichkeit, als Spezialisten für „symbolische Güter“ (Pierre Bourdieu). Er entwirft Gegenwelten und soziale Utopien. Er ist in allen politischen Lagern zu finden, aber revolutionäre Bewegungen ziehen ihn besonders an. Der häufige theoretische Streit ist so immer auch ein Kampf um symbolisch-kulturelle Macht. Im 20. Jahrhundert bestand dann ständig die Gefahr des „Verrates“ der Intellektuellen an eine totalitäre Ideologie, der Verzicht auf geistige Unabhängigkeit im Dienste einer Klasse, einer Rasse, einer Religion. Otto Bauer verkörperte in dieser neuen Typologie des Intellektuellen weder den revolutionären Intellektuellen der reinen Gesinnung (das hat ihm Trotzki ja vorgeworfen), noch den „ästhetischen Intellektuellen“, wie den Schriftsteller im Fin de siècle, noch den „spezifischen Intellektuellen“ (wie Max Weber), noch den „Gelehrten-Intellektuellen“ (wie Ernst Troeltsch), sondern den „Politiker-Intellektuellen“, der Theorie und Praxis zu verbinden suchte.⁹

Wie viele Intellektuelle im 20. Jahrhundert, die unter der Einsamkeit des Individuums litten, darauf hat Ralf Dahrendorf aufmerksam gemacht, sehnte sich Bauer nach Bindungen im Kollektiv, nach einer neuen „Gemeinschaft“, einer neuen „Heimat“, nach der „neuen Moral der Brüderlichkeit“ (François Furet) in den Arbeitermassen.¹⁰ Bauer hatte diese Entscheidung für die Arbeiterbewegung in seiner frühen Jugend getroffen. Gleichzeitig wollte er aber das Projekt der Freiheit nicht aufgeben. Das trennte ihn von den Kommunisten. Diese Zwischenposition, zwischen dem unabhängigen Intellektuellen, der auf seine völlige Autonomie pochte (dem „Erasmier“ in der Sprache Dahrendorfs) und dem heteronomen Intellektuellen, der sich bereitwillig der Partei und der Sowjetunion unterwarf, machte seine Haltung schwierig und rückte ihn besonders in den 1930er-Jahren ins Zwielicht.¹¹ Seine spannungsvollen Einstellungen zur Sowjetunion belegen dieses Dilemma. Es war das Dilemma der „Austromarxisten“, das Dilemma von Theorie und Praxis, von Utopie und pragmatischer Politik.

Max Adler hatte in einer etwas geschwätzigen Werbeschrift für den Sozialismus „Der Sozialismus und die Intellektuellen“ (1910), den Bildungsbürgern vorgeworfen, sie seien an die „bürgerliche Kulturauffassung“ gefesselt und bemerken bei den ungebildeten Massen nur „Roheit, Zerstörungslust und Unvernunft“.¹² Dabei habe die Arbeiterbewegung den denkenden Arbeiter bereits in einen „Bürger einer neuen Welt“ verwandelt, das „kraftvolle Glied einer werdenden Gesellschaft“.¹³ Der Intellektuelle jedoch, der sich dem Sozialismus anschließe, gleiche zunächst dem Dorfkind, „das endlich einmal über die Berge hinausgekommen ist und gesehen hat, daß es hinter ihnen noch eine andere, größere Welt gibt, wodurch es denn auch aufgehört hat, bloßes Dorfkind zu sein.“¹⁴ Nun merke er, dass der moderne Sozialismus keine utopische Schwärmerei, keine Harmonieduselei sei, sondern „angewandte Wissenschaft, bewußte Vollziehung erkannter sozialer Gesetzmäßigkeiten, Vollstrecker der Geschicke der Gesellschaft ...“¹⁵ Er merke weiters, dass diese „Helligkeit der wissenschaftlichen Erkenntnis“ zu einer Einheit von Theorie und Praxis führe wie kaum anderswo. Und selbst wenn der Sozialismus nur Illusion und Schwärmerei wäre, was den sozialistischen Intellektuellen „erhebe und beschwinge“, so wäre es dem Intellektuellen immer noch angemessen, „mit den größten Gedanken und Hoffnungen suchender Geister zu streben, als mit der platten Zufriedenheit und ideallosen Bedürfnisarmut des saturierten Besitzes sich zu encanaillieren“.¹⁶

Hier sind drei Faktoren von Bedeutung: erstens die Glut des religiösen Glaubens an den Sozialismus, zweitens das unerschütterte Vertrauen in die

Wissenschaft, drittens die postulierte Einheit von Theorie und Praxis mit all ihren Gefahren.

1.1 Vision Sozialismus

Julius Braunthal hat in seinen Erinnerungen diese Glaubensglut nachempfunden: er beschreibt, wie er sich als junger Mann von der „kleinen Sache“ des Zionismus „zur großen Sache“ des Sozialismus bekehrte, das Glück, wie er durch Marx das „verborgene Geheimnis“ der Geschichte, des Lebens kennengelernt, das berauschende Erlebnis, „ein Glied der ungezählten Massen zu sein und beseelt vom gleichen Gedanken, im gleichen Schritt mit gleichem Tritt mit ihnen zu marschieren“, die Lust der „Selbstaufgabe“, die Vision des Sozialismus als „Goldenem Zeitalter“ im Glanz von tausend Sternen, ein Millennium des Friedens, der demokratischen Verbrüderung, der materiellen Fülle.¹⁷

Bei Otto Bauer wird der Glaube an den Sozialismus in einer kühleren, weniger emotionalen Sprache ausgedrückt. In der Rechtfertigung seiner Außenpolitik heißt es 1919: Ohne den Anschluss an Deutschland müsse Österreich ein „Zwergstaatenleben“ führen, „ein Leben der Kleinheit und Kleinlichkeit, ein Leben, in dem nichts Großes gedeihen kann, am allerwenigsten das Größte, das wir kennen, der Sozialismus.“¹⁸ Was aber ist der Sozialismus? Bereits in seinem großen Frühwerk „Die Nationalitätenfrage“ konstruierte er diese (kulturelle) Vision des Sozialismus. Grundvoraussetzung war die Annahme, dass die Arbeiterklasse „von Tag zu Tag die Mehrheit der Bevölkerung“ bilde; ihr Wille werde daher „das Geschick der Völker entscheiden“.¹⁹ Die sozialistische Gesellschaft werde dann die Zahl der produktiven Arbeiter ungeheuer vermehren. „Kein erwachsener, gesunder Mensch kann in ihr leben, ohne zu arbeiten, denn das Eigentum gibt kein Recht auf den Ertrag fremder Arbeit mehr.“²⁰ Dann die zweite Grundvoraussetzung: Jeder der arbeiten will, hat im Sozialismus auch eine produktive Arbeitsstelle. Die dritte Voraussetzung: Was der Kapitalismus nicht vermag, wird der Sozialismus leisten, die volle Ausnützung der modernen Technik. Viertens wird die „ungeheure Verschwendungen menschlicher Arbeitskraft“ im Kapitalismus aufhören, weil im Sozialismus durch „leitende Zentralen“ die Arbeit rational auf die verschiedenen Produktionszweige verteilt wird.²¹ Und letztlich wird ein neuer Mensch entstehen. Durch eine neue Schule, die „Schule arbeitender Menschen“, die freilich nicht nur eine „Schule der Arbeitenden“, sondern auch eine „Schule der Genießenden“ sein wird.²² Und so werden in der zukünftigen Gesellschaft Arbeitende und Genießende (der nationalen Kultur) identisch sein.²³

„So werden ganz neue Persönlichkeiten entstehen, Menschen gleich verschieden von den müßig Genießenden wie von den kulturlosen Arbeitenden des letzten Jahrtausends. Sie tragen in sich die Wurzeln ihres Ursprungs, das Volkstümliche, das Naive, sie bringen mit sich die Erinnerungen an die großen Kämpfe, in denen sie ihre Gesellschaft erkämpften. So setzen sie an die Stelle der überlieferten neuen Kulturformen, neue Symbole. Und diese neuen Menschen werden die Kultur nicht isoliert genießen wie die Feudalherren des Mittelalters, wie die Fürsten der Renaissance, wie der Bourgeois von heute, sondern gesellschaftlich wie die Bürger Athens: Kein Künstler schmückt mehr das Heim eines reichen Bankiers, sondern schafft sein Werk für ihre Sitzungs- und Versammlungssäle, ihre Theater und Konzerte, ihre Schulen und Arbeitsstätten. Aber so neuartig diese Kultur sein wird, sie wird doch die Erbin aller früheren Kulturen sein. Was je Menschen erdacht und ersonnen, gedichtet und gesungen haben, wird nun zum Erbe der Massen.“²⁴

An dieser Skizze des „neuen Menschen“ ist auffällig, dass er vieles haben wird, was Bauer als Person fehlt: die Fähigkeit zu genießen, vielleicht sogar Humor, das Volkstümlich-Naive, Zeit für Theater-, Konzert-, Museumsbesuche, Lust an Geselligkeit und Festfreude. Dieser persönliche Mangel Bauers wird in der Projektion des Sozialismus in Reichtum verwandelt.

Wer soll den Weg in diese helle Zukunft vorbereiten? Die sozialdemokratische Arbeiterpartei natürlich! Daher war Bauers unermüdliche Parteiarbeit Arbeit für die Zukunft. Und im Nationalitätenbuch gibt Bauer auch eine konkrete Skizze des Weges in die Zukunft, wie das Imaginäre in Realität umgesetzt werden kann. Rudolf Hilferding folgend, entwirft Bauer drei Stufen der Sozialdemokratie hin zum Sozialismus.²⁵

Erste Stufe: Aufgabe der Partei sei es, das im Proletariat schlummernde Klassenbewusstsein zu wecken, den dumpfen Groll der Arbeitermassen zur „klaren Erkenntnis“ des Klassenkampfes zu führen. Dadurch werde aus der „wirren Masse“ ein „Gesamtkörper mit einheitlichem Gesamtwillen“. (Das war sehr idealistisch gedacht. Die Parteitage zeigten, wie sich einzelne Fraktionen in der Partei munter bekämpften). Die sozialpädagogische Aufgabe der Partei falle mit der politischen Aufgabe zusammen, die Macht demokratisch durch das Übergewicht der Zahl zu erobern. 1907 war sich Bauer durchaus bewusst, dass die Arbeiterklasse erst einen kleinen Teil der Bevölkerung ausmache und die Sozialdemokratie erst einen kleinen Kern der Arbeiterschaft bilde. Dennoch könne die Partei bereits in diesem Stadium den Herrschenden Angst einjagen und sie zu Zugeständnissen zwingen.

Diese Tendenz wird sich in der *zweiten Stufe* noch verschärfen. Nun ist die Arbeiterklasse bereits die zahlreichste Klasse der Bevölkerung. Um die Stimme der Arbeiterwähler nicht zu verlieren, müssen die bürgerlichen Parteien zumindest versprechen, einzelne Forderungen der Arbeiter zu erfüllen. Die Arbeiterpartei kann mit reformbereiten bürgerlichen Parteien eine Koalition schließen, vielleicht sogar mit ihnen eine Regierungsmehrheit bilden. Das aber ist in der zweiten Stufe die Taktik des politischen Revisionismus. Doch die „Tatsache der Ausbeutung“ durch den Kapitalismus bleibe bestehen, selbst wenn einzelne Verbesserungen der Arbeitersituation herauskommen. Auch der demokratische Staat bleibt im Kapitalismus ein bürgerlicher Staat, ein Klassenstaat. Hier nun wird die Taktik der Sozialdemokratie, die Bauer vordenkt, gefährlich, weil sie völlig dem Mythos der Revolution unterliegt, weil sie alles will: die ganze Macht und die totale, revolutionäre Veränderung der Gesellschaft. Hier ist der Punkt, wo die Illusion des Sozialismus zur totalitären Ideologie werden kann.

Die jugendfrische Sehnsucht nach Erlösung trieb Bauer 1907 zu einer anderen Erwartung. Die pragmatische Politik des Revisionismus hemmt die Weiterentwicklung des Klassenbewusstseins. „Breite Massen wenden sich angewidert ab vom politischen Treiben, das ihnen nicht mehr als der große Kampf um das Erbe der Klasse, sondern als kleinlicher Schacher um kleine Teilerfolge für einzelne Interessengruppen erscheint, und sie verfallen völlig in die politische Indifferenz.“²⁶ Die Besten und Tatkräftigsten, die Revolutionäre jedoch flüchten in den Linksradikalismus.

Daraus hilft dann die *dritte Stufe*. Das Proletariat bildet bereits die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung. Aus Angst vor der Revolution schließen sich alle bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie zusammen. Das geschah dann tatsächlich in der Ersten Republik. Dieses dritte Stadium endete aber nicht, wie Bauer 1907 erhoffte, mit der „Eroberung der politischen Gewalt durch die Arbeiterklasse“, sondern mit der Etablierung eines autoritären Regimes, mit der Niederlage der Sozialdemokratie 1934.

Zwei Anmerkungen sind dazu notwendig. Otto Bauer dachte im Unterschied zu den Kommunisten immer nur an eine demokratische Eroberung der politischen Macht. Die Sozialdemokratie übernahm das Erbe des Liberalismus: Selbstbestimmung des Volkes und Verwirklichung der persönlichen Freiheit. Aber der Mythos des Klassenkampfes verführte zu einer Militarisierung des Denkens, das nicht mit einem Kompromissfrieden zufrieden war, sondern den

Siegfrieden des Proletariates wollte. Diese Dichotomie prägte die Theorie und letztlich auch die Politik Otto Bauers. Weiterhin: Der Glaube an den Sozialismus gab „selbst dem Kleinsten, das wir tun, Adel und Würde“; er ließ Niederlagen ertragen: „Wir mögen Schlachten verlieren“ – so Bauer 1913 –, „aber den Krieg werden wir gewinnen“.²⁷ Gleichzeitig wertete er jedoch die Alltagspolitik ab, als Schachern, Teilerfolg, schwächlichen Kompromiss.

Die Vision des Sozialismus fand in Max Weber einen kompetenten Kritiker. Am 13. Juni 1918 hielt er, der damals in Wien lehrte, einen Vortrag über Sozialismus vor österreichischen Offizieren. Eingeladen wurde er dazu von der „Feindpropaganda-Abwehrstelle“ des k. u. k. Armeeoberkommandos. Es sollten Offiziere für die vaterländische Bildungsarbeit ausgebildet werden.²⁸ Otto Bauer hatte den Vortrag wohl nicht gehört – er diente zwar noch im Kriegsministerium, war aber seit März 1918 beurlaubt. Ob er die gedruckte Rede las, wissen wir nicht. Das *erste* Argument gegen den Sozialismus findet Weber in der unentrinnbaren Tatsache, dass auch der Sozialismus ein gebildetes Fachbeamtentum brauche, anders sei die moderne Wirtschaft nicht zu leiten.²⁹ Als *zweites* Argument nennt er die Unmöglichkeit, in der modernen Wirtschaft die Trennung von Arbeiter und Betriebsmittel aufzuheben; das liege in der Natur der heutigen Technik.³⁰ Das *dritte* Argument bezieht sich auf die Leitung der „Gemeinwirtschaft“ des Sozialismus. Beamte, die ohne Konkurrenz (wie die Unternehmer), ohne Profitinteressen die vergesellschafteten Betriebe leiten, sind den Industriellen an Kenntnissen und Antriebskräften weit unterlegen. Darüber hinaus: „Das Schicksal des Arbeiters, der in einem Bergwerk arbeitet, ändert sich in gar keiner Weise, ob nun dieses Bergwerk ein privates oder staatliches ist. [...] Aber der Unterschied ist, daß gegen den Staat kein Streik möglich ist, daß also die Abhängigkeit des Arbeiters bei dieser Art des Staatssozialismus ganz wesentlich gesteigert ist.“³¹ Der Staat würde so nur den Hass der Arbeiter ernten, der jetzt den Unternehmern gilt.

Viertes Argument: Zwei Kernsätze verkündet der Sozialismus: 1. Das Proletariat an der Macht werde endgültig alle Herrschaft des Menschen über den Menschen beseitigen. 2. Der Kapitalismus werde naturgesetzlich untergehen.³² Dem ersten Kernsatz entgegnet Weber mit der allgemeinen Beobachtung der Soziologie, dass überall die Bürokratie im Vormarsch sei. Die Diktatur des Proletariats werde nichts anderes sein (zumindest vorläufig) als die Diktatur der Beamten und im Arbeitsalltag die Herrschaft der Werkmeister in den Betrieben.³³ Neben der Bürokratie sind es die Parteiintellektuellen, die „nach Gelegenheit, selbst einmal sich in der Macht zu fühlen“, lechzen. Sie, die die

Romantik des Generalstreiks, die „Romantik der revolutionären Hoffnung“ bezaubert, sie, die dem Alltag des Lebens nicht gewachsen oder abgeneigt sind, hoffen auf das große revolutionäre Wunder.³⁴ Den zweiten Kernsatz verwendet Weber gegen die Bolschewiki. Wenn die These von der naturgesetzlichen Entwicklung der Gesellschaft richtig sei, dann müsse der Kapitalismus erst voll entwickelt werden, bevor er untergehen könne.³⁵ Dann sei in Russland eben nur eine bürgerlich-kapitalistische Revolution möglich. Da trifft er sich mit Otto Bauer.

Dieses rohe Grundgerüst der Argumente wird von Max Weber, wie es seine Art ist, mit zahlreichen historischen und empirischen Beobachtungen gefüllt. Doch die voraussehenden Kernfragen hatte Weber damals in aller Deutlichkeit gestellt: Wer wird im Sozialismus herrschen, wer wird die Betriebe führen? Die klare Antwort Webers: die Arbeiter jedenfalls nicht!

1.2 Wissenschaft und Marxismus: der Austromarxismus

Der Marxismus, schreibt François Furet in seiner Abrechnung mit dem Kommunismus, in „Das Ende der Illusion“, schien „das Geheimnis zu eröffnen, das den Menschen befähigt, die göttliche Rolle zu übernehmen und damit die Nachfolge Gottes anzutreten“.³⁶ Das aber war nur möglich, weil im 19. Jahrhundert der Glaube an Gott durch den Glauben an die Wissenschaft abgelöst wurde. Diesen leidenschaftlichen Glauben an die Wissenschaft formulierte der Zeitgenosse Bauers, Robert Musil, ironisch: Die heutige Forschung sei eben nicht nur Wissenschaft, „sondern ein Zauber, eine Zeremonie von höchster Herzens- und Hirnkraft, vor der Gott eine Falte seines Mantels nach dem anderen öffnet, eine Religion, deren Dogmatik von der harten, mutigen, meserkühlen und -scharfen Denklehre der Mathematik durchdrungen und getragen wird“.³⁷ Der Glaube an den Sozialismus wurde durch den Glauben an die Wissenschaft erst zu einer politischen Religion, die sich dadurch den traditionellen Religionen weit überlegen fühlte.

Otto Bauer beschrieb 1908 seine erste Lektüre des „Kapitals“ von Karl Marx: Die Erschütterung über das Leiden der Menschheit, die Hoffnung, dass die geeinte Arbeiterklasse endlich die Befreiung der Menschheit schaffen würde. „Nicht eine Wissenschaft haben wir damals im ‚Kapital‘ entdeckt, sondern ein farbenreiches historisches Gemälde, das uns ergriffen und erfasst, hassen und lieben, verneinen und wollen gelehrt hat.“³⁸ Erst später erfassten die Jugendlichen das Wissenschaftliche an dem Buch, nämlich „die Forderung einer solchen begrifflichen Bearbeitung des Historischen, daß die geschichtli-

chen Erscheinungen als Einzelfälle eines Bewegungsgesetzes in einer Gesetzeswissenschaft begriffen werden, die nach dem Verfahren mathematischer Naturwissenschaften qualitative Bestimmtheit auf quantitative Veränderungen bezieht“.³⁹ So habe Marx das erste „mathematische Bewegungsgesetz der Geschichte“ gefunden.⁴⁰ Otto Bauers erster größerer Aufsatz über „Marx‘ Theorie der Wirtschaftskrisen“ strotzte nur so von mathematischen Formeln.⁴¹ Der Satz von dem „mathematischen Gesetz der Geschichte“ war auch ein Schlag in das Gesicht des zeitgenössischen Historismus, der auf Hermeneutik und Individualität fixiert, Geschichte als Gesetzeswissenschaft vehement ablehnte. Das wiederum drängte den Marxismus in die Position einer wissenschaftlichen Sekte außerhalb der Universitäten und Akademien. Otto Bauer schrieb dann auch später fast nur in Parteipublikationen, jenseits der akademischen Öffentlichkeit.

Neben dem „Gesetz“ der historischen Entwicklung faszinierte Bauer die „Marxsche Methode“. Die Lektüre von Marx war für den Jugendlichen ein schwerer Kampf. Doch der lebendige, schöpferische Marxismus – ein Lösungswort der späteren marxistischen Orthodoxie, das dann jede Parteilichkeit rechtfertigte, damals allerdings noch geistige Frische verströmte – dürfe zu keinem Schema werden, das den Denkenden beherrsche, sondern nur eine Methode, die auf immer weitere Arbeitsgebiete anzuwenden sei.⁴² Vorbild dafür war das geniale Frühwerk von Rudolf Hilferding „Das Finanzkapital“.⁴³ Denn auch der Kapitalismus hatte sich gewandelt und forderte neue Analysen. „Es ist Marxens Methode, die über Marxens Thesen hinweg weiterführt; es ist Marx, der Marx überwindet.“⁴⁴ Was allerdings bleibt, ist das überwältigende Bild einer weltgeschichtlichen Umwälzung, was bleibt, ist der Trost der Theorie: „Aus der Armseligkeit des täglichen Kampfes hebt uns die marxistische Erkenntnis heraus, indem sie unseren Blick auf die treibenden Kräfte lenkt, die uns, von dem Wellenspiel der Oberfläche unberührt, aufwärts tragen, aufwärts in rastlosen Bewegungen, in immer schnellerem Lauf, unaufhaltsam vorwärts.“⁴⁵

Ulaufhaltsam vorwärts: Das war der Fortschrittoptimismus des 19. Jahrhunderts, zwar vom Kulturpessimismus schwarz umrahmt, aber doch der Treibsatz des Marxismus auch im 20. Jahrhundert. Noch in einem „weiteren zeitgenössischen Zusammenhang stand dieser überschäumende Wissenschaftsoptimismus: mit der „Verwissenschaftlichung des Sozialen“.⁴⁶ Der Austromarxismus war ein Teil dieses Prozesses. Denn das Teilsystem Wissenschaft hatte seit den 1880er-Jahren seine Funktion kontinuierlich erweitert. Eine neue Kooperation von Staat, Wissenschaft und Industrie bahnte sich

an. Das war einerseits eine Hilfestellung für den beginnenden „Sozialstaat“, schwächte jedoch andererseits Arbeit und Produktion als gesellschaftsstrukturiende Kräfte. Indem die Wissenschaft zu einer entscheidenden Produktivkraft wurde, verloren Handarbeit, Industriearbeit – die Träger der marxistischen Revolutionshoffnung – an Bedeutung. Die „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ verlief ambivalent auch in dieser Hinsicht: dass sie offen war für die Kooperation mit den totalitären Herrschaften des 20. Jahrhunderts.

Einiges davon bahnte sich bereits im früheren „Austromarxismus“ an: im Gefühl der Überlegenheit der deutschen Kultur, in der Instrumentalisierung der Wissenschaft für Parteizwecke. Wer waren nun die Austromarxisten? In Abwehr eines „Lieblingsschlagwortes im bürgerlichen Sprachgebrauch“, die Sozialdemokratie mit Austromarxismus, ja mit Bolschewismus gleichzusetzen, bestand Otto Bauer 1927 darauf: Austromarxismus war vor dem Ersten Weltkrieg eine wissenschaftliche Richtung einer Gruppe jüngerer Marxisten, alle in den 1870er- und frühen 1880er-Jahren geboren, fast alle jüdischer Herkunft: Max Adler, Karl Renner, Rudolf Hilferding, der früh verstorbene Gustav Eckstein, Otto Bauer und Friedrich Adler. Sie alle hatten die Wonne des Denkens in der Auseinandersetzung mit den „Geistesströmungen der akademischen Welt“ an der Wiener Universität gelernt. Nicht von Hegel oder dem Materialismus, wie eine ältere Generation, gingen sie aus, sondern von Kant und Mach.⁴⁷ Fast achtzig Jahre später nannte *der* deutsche Intellektuelle des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts schlechthin, Jürgen Habermas, bei seiner Dankesrede für den Bruno-Kreisky-Preis, drei Dinge, die ihn in seiner Jugend an den Schriften der Austromarxisten fasziniert hatten: „erstens die selbstverständliche Verbindung der Theorie und der Praxis“, zweitens die „ungeeschüchterte Öffnung“ für die zeitgenössische akademische Wissenschaft, drittens die „vorbehaltlose Identifizierung mit den Errungenschaften des demokratischen Rechtsstaates ohne Preisgabe von radikalreformistischen Zielsetzungen“.⁴⁸ Den letzten Punkt werde ich in diesem Buch am Beispiel von Otto Bauer und Max Adler noch kritisch hinterfragen.

Otto Bauer behauptete jedenfalls 1927, dass sich die austromarxistische Schule nach dem Ersten Weltkrieg aufgelöst hatte, die Vertreter nun verschiedene Lager im Sozialismus repräsentierten. In der Tat vertraten nur mehr Bauer und Max Adler ungebrochen die austromarxistische Tradition in Österreich. Die spätere Forschung hat allerdings den Begriff erweitert und auch Randfiguren und eine jüngere Generation in den Austromarxismus einbezogen.⁴⁹ Das kann sinnvoll sein, aber für den Zweck dieser Biografie halte ich an dem engeren Begriff fest. Dazu zähle ich vor allem Karl Renner, den Rechts-

theoretiker, Max Adler, den Philosophen, Rudolf Hilferding, den Ökonomen, Otto Bauer, den Historiker und Sozialwissenschaftler. Was sie vor dem Ersten Weltkrieg auszeichnete und vom orthodoxen Marxismus unterschied, war die bereits mehrfach genannte Offenheit gegenüber der sogenannten „bürgerlichen Wissenschaft“ (Psychoanalyse allerdings ausgenommen). Geradezu in erheiternder Weise haben Hans Jörg Sandkühler und Rafael de la Vega noch 1970, von einem marxistisch-leninistischen Standpunkt aus, den Austromarxisten vorgeworfen: dass sie ständig die „wirklichen Interessen des Proletariats (?) mit denen der Bourgeoisie verwechselten, dass sie objektiv (?) den bürgerlichen Interessen dienten. Als Revisionisten und Opportunisten übten sie eine klare konterrevolutionäre Funktion aus.“⁵⁰ Was die Orthodoxen so aufbrachte, war der zweite Punkt: das Festhalten an einem philosophischen Humanismus, der nicht nur als rhetorisches Beiwerk diente, sondern ihre Leidenschaft für die Politik anfeuerte, von Immanuel Kant gespeist wurde und dessen Prinzip fast nie aus den Augen verlor: das menschliche Individuum stets als Zweck zu sehen und nie als Mittel zu gebrauchen. Was sie weiters auszeichnete, war drittens ein Zug zum Psychologischen (nicht gleichzusetzen mit der Psychoanalyse) aus der zeitgleichen Wiener Kultur stammend.⁵¹

Die institutionelle Verankerung des Austromarxismus erfolgte 1903 im Verein „Zukunft“, 1904 in der Buchreihe „Marx-Studien“ (in dieser Reihe erschien auch Bauers Nationalitätenbuch), 1907 in der Zeitschrift „Der Kampf“.⁵² Am 23. Juni 1907 beschloss der Parteivorstand eine ständige Parteizeitschrift herauszugeben. Die Redaktion übernahmen Otto Bauer, Adolf Braun und Karl Renner. Die Administration lag bei der „Arbeiter-Zeitung“. Der Parteivorstand bewilligte eine Subvention von 2 000 Kronen.⁵³ Im ersten Jahrgang veröffentlichte der enorm fleißige und rasch arbeitende Bauer bereits zwölf Aufsätze. Der Austromarxismus war in der Partei und in der publizistischen Öffentlichkeit gut verankert. Die Wahlrechtskämpfe und der Sieg bei den Reichswahlen von 1907 hatten der Sozialdemokratie einen raschen Aufstiegselan verschafft. Sie war nun ein Anziehungsfeld für zahlreiche, vor allem jüdische Intellektuelle. Doch man muss die Zahlen ansehen, um das politische Gewicht des Austromarxismus in der Partei richtig zu gewichten. Es war eine kleine Gruppe, die lautstark die Publizistik besetzte, die als Sekretäre in der Partei und in der Fraktion wichtige organisatorische Aufgaben erfüllten, aber sie repräsentierte keineswegs die Partei, schon gar nicht die Arbeiterschaft. Victor Adler zeigte ein generelles Misstrauen gegenüber den sozialistischen Intellektuellen, sparte nicht mit sarkastischen Bemerkungen.

Das wissenschaftliche Paradigma des Austromarxismus ging vom Klassenkampf als einer Grundlage seines Denkens aus. Stillschweigend wurden in diesen starren Klassenbegriff alle Arbeiter eingeschlossen. (Erst in den 1960er-Jahren hatte der britische Marxist Edward P. Thompson die statische, unflexible Kategorie „Klasse“ aufgelockert, als „Erfahrung“, als etwas, das in menschlichen Beziehungen geschieht).⁵⁴ Tatsächlich jedoch zählte 1910 die Arbeiterschaft im Gebiet des heutigen Österreich circa zwei Millionen Beschäftigte.⁵⁵ Davon waren in diesem Jahr erst sieben Prozent gewerkschaftlich organisiert.⁵⁶ Von denen kann man annehmen, dass sie ein zumindest rudimentäres Klassenbewusstsein entwickelt hatten. In Wien, einem Zentrum der Industrie und der Arbeiterbewegung, betrug der Organisationsgrad der sozialdemokratischen Gewerkschaften 1907 deutlich mehr, nämlich 39 Prozent.⁵⁷ Der Blick, den Robert Danneberg 1914 in das Innere der Wiener Arbeiterbewegung warf, zeigte bei 47 119 Parteimitgliedern: nur 259 Personen (0,6 Prozent) waren Akademiker, 88 Prozent hingegen Arbeiter.⁵⁸ Die SDAP war wirklich eine Arbeiterpartei (ohne allerdings alle Arbeiter zu erfassen), doch der Einfluss des Austromarxismus beschränkte sich auf einen relativ kleinen Kreis von Arbeiteraktivisten. Die Mehrheit in den Gewerkschaften und in der Provinz (mit Ausnahme der Reichenberger Linken) hatte eher eine pragmatische, lebensnähere Auffassung vom Sozialismus. Sie erwarteten von der „Zukunft Ferne“, wie es in einem populären Spruch hieß: „daß Brot und Arbeit uns gerüstet steh'n, daß unsere Kinder in der Schule lernen, und unsere Alten nicht mehr betteln geh'n“.⁵⁹

1.3 Die selbstverständliche Verbindung von Theorie und Praxis

Die marxistische Theorie drängte in die politische Praxis. Die Spielregel legte fest: Die Theorie muss eine genaue Analyse der Wirklichkeit liefern. Sie muss von den relevanten Tatsachen ausgehen und sie in einen sinnvollen Gesamtzusammenhang bringen.⁶⁰ Die Gefahr dabei war: Um die Theorie zu retten, werden unangenehme Tatsachen negiert oder als irrelevant ausgeschaltet. Dialektische Einheit von Theorie und Praxis heißt weiters: Kritik der Wirklichkeit, Aufzeigen der Widersprüche der bestehenden Gesellschaft mit dem Ziel, sie zu verändern. Alle Bücher, alle Aufsätze Bauers sind dieser Kritik gewidmet. Aber die Dialektik, das Hantieren mit den Widersprüchen der Gesellschaft, barg auch die Gefahr der Manipulation. Jorge Semprún ließ in seinem großen Roman „Was für ein schöner Sonntag!“ einen Marxisten die Dialektik so definieren: „Das ist die Kunst und die Methode, immer auf die Beine zu

fallen, alter Freund!“⁶¹ Doch die intellektuelle Kritik allein ist zu wenig, der marxistische Intellektuelle muss sich in der Arbeiterpartei engagieren. Das wiederum führte zum Problem, dass er dort keineswegs uneingeschränkt willkommen war. Es existiert ein latenter Antiintellektualismus in der Arbeiterbewegung, der sich besonders an der Figur des jüdischen Intellektuellen in der Partei reiben konnte. Der Parteiführer Victor Adler, selbst ein Intellektueller, aber kein Theoretiker, schrieb am 12. April 1918 sarkastisch an Karl Kautsky, auf Max Adler anspielend: „Ich verabscheue den Hofprediger des Marxismus. Von seinem Ölüberfluss würden wir alle mit Fettflecken nachhause gehen ...“⁶²

Für Otto Bauer stellte sich das Theorie-Praxis-Modell so dar:

- a) Aufgabe der Theorie als Wissenschaft sei die „Sammlung, Ordnung, Bearbeitung der Erfahrung“ im Lichte der Marx'schen Methode.⁶³ Die Abstraktionen der Wissenschaft sind nur gerechtfertigt, wenn daraus die „konkreten Probleme jeder einzelnen Geschichtsepoke, die individuellen Besonderheiten jedes einzelnen Landes“ erklärt werden können.⁶⁴ Dabei muss der „spezifische Intellektuellen-Idealismus“ überwunden werden, die Not des Proletariats nicht an sich für bedeutsam zu erachten, sondern nur als Mittel zur Verwirklichung des sozialistischen Ideals. Die Kunst der marxistischen Analyse der politischen Tagessituation bestehe darin, die jeweiligen Machtverhältnisse der Klassen zu begreifen und daraus die jeweiligen Aufgaben und die jeweiligen Schranken der proletarischen Aktion abzuleiten.⁶⁵ Noch deutlicher argumentierte Bauer gegen den „Intellektuellensozialismus“ in dem Aufsatz „Klassenkampf und Ideologie“ von 1928: „Gerade sozialistische Studenten und Intellektuelle müssen wir dazu erziehen, nicht den Klassenkampf des Proletariats als bloßes Mittel zur Verwirklichung der Ideale der Herrn Intellektuellen, sondern umgekehrt die Ideologie der Intellektuellen als bloßes dienendes Mittel zum Klassenkampf des Proletariats anzusehen.“⁶⁶ Bei allem Aufwand, den Bauer für die Begründung der Notwendigkeit und Differenzierung der Theorie einsetzte, letztlich diente sie dann doch zur Legitimation der jeweiligen Politik der Sozialdemokratie, nach 1918 der Legitimation der Politik von Otto Bauer selbst. Bewusst oder unbewusst war sie mit der Parteilichkeit verknüpft.
- b) Die Theorie müsse die Masse erreichen, sie muss popularisiert, vergröbert werden. Diese Popularisierungsarbeit, in der Presse, in der Broschürenliteratur, in Reden und Schulungen hielt Bauer für wichtiger als manch lärmende Aktion, als manch mühevollen parlamentarischen Kampf. „Denn nur die Theorie kann das Gewissen der proletarischen Masse sein, nur sie befreit uns von

dem verwirrenden Einfluß der bürgerlichen Umgebung, nur sie richtet uns auf, wenn die wechselvollen Erlebnisse des Tages uns zaghaft machen.“⁶⁷ Bauer selbst hatte sich dieser Aufgabe unterzogen, indem er in der Arbeiterschule unterrichtete, indem er Wahlkampfschriften und popularisierende Broschüren verfasste. Am 10. März 1910 schlug er dem Parteivorstand vor, einmonatige Partiekurse in der Provinz zu veranstalten und konnte dafür 1500 Kronen lukrieren. Der erste Kurs wurde in Bodenbach/Podmokly abgehalten. 37 Schüler hatten sich angemeldet. Otto Bauer selbst unterrichtete dort.⁶⁸ Wie er am 14. Juni 1910 an Kautsky berichtete: Renner, Braun und er werden von 25. Juli bis 24. August in Bodenbach eine Parteischule abhalten. Nach einer achttägigen Ferienreise kam er am 24. Juli in Bodenbach an. Mit dem Erfolg war er zufrieden. Von dort fuhr er zum Kongress der Zweiten Internationalen nach Kopenhagen.⁶⁹

c) Doch die eigentliche Bewährung der Theorie müsse in der politischen Praxis geschehen. Der Kampf um die Macht im Staat, der Einsatz der Männlichkeit in „tatkärfiger praktischer Arbeit“ könne nur im politischen Feld geschehen: in Versammlungen, in den Parteigremien, im Parlament, in den Ausschüssen. „Was erst nur Erkenntnis war, wird in der lebendigen Wirklichkeit des Schaffens zum nie versiegenden Quell unserer Begeisterung, unserer Leidenschaft, unserer Tatkraft.“⁷⁰ Wie selten ein Politiker verband Bauer die Leidenschaft für die Theorie mit der Leidenschaft für die Politik. Das allerdings verlief nicht ohne Spannungen. Zum einen endlose ermüdende Sitzungen in der Partei und im Parlament, die Formulierung von Anträgen, die Kleinarbeit der Ausarbeitung von Gesetzen, kurz, der „parlamentarische und gewerkschaftliche Kleinkrieg“ erschöpfte geistige und seelische Ressourcen;⁷¹ daraus half der „unerschütterliche Glauben an den Sozialismus“ und die Lust am männlichen Machtspiel, die überlegene Intelligenz, das größere Wissen, die schlauere Taktik gegenüber den Kontrahenten einzusetzen, und die Fähigkeit, Niederlage in Siege umzuinterpretieren, stand doch hinter dem Sozialismus die ganze Macht der Geschichte. Zum anderen: Bauer glaubte an die Macht der Massen und doch fürchtete er sie, wenn sie außer Kontrolle geriet. Und ganz persönlich: Er, der an die Macht wollte, zögerte, wenn sie in greifbarer Nähe schien, verlor in kritischen Stunden leicht die Nerven. Er war kein Machtmensch wie Lenin, der „den Mut zum Ganzen, zur völligen Zerstörung alles Bisherigen, zum gänzlichen Abbau allen Flickwerkes besaß, den Mut zum Chaos.“⁷² Das sagte kein Marxist, sondern der konservative Heimito von Doderer in seiner frühen Prosa.

2. Die Partei

Kurz vor seinem plötzlichen Tod unterschrieb Otto Bauer, 1938 in Paris, einen Buchvertrag mit dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam. Nun Schriftsteller ohne ökonomische Lebensgrundlage wollte er eine Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie schreiben, vom Anfang bis zur Gegenwart.⁷³ Das Buch gibt es nicht. Aber in einem Aufsatz aus diesem Jahr skizzierte er „Das Schicksal des österreichischen Sozialismus“.⁷⁴ Er kann als Konzept des Buches gelesen werden. Der erste Satz formuliert eine starke These, die Sieg und Niederlage der österreichischen Sozialdemokratie gänzlich den historischen Umständen zuschreibt und die Parteiführung von der Verantwortung entlastet. Es war ein Satz à la Otto Bauer: „Es war das Schicksal des österreichischen Sozialismus, daß sich seine ganze Entwicklung auf dem Boden eines dem Untergang geweihten Staatswesens vollzog.“⁷⁵ Der Satz interpretiert die Geschichte der Sozialdemokratie vom Ende her: 1918 das Ende der Monarchie, 1934 das Ende der Demokratie, 1938 das Ende des österreichischen Staates. Gleichzeitig allerdings stimmte Bauer das nostalgische Loblied des österreichischen Sozialismus an: Der Sozialismus hat zu Beginn der Republik „eine Arbeiterpartei aufgebaut, die an organisatorischer Einheit und Kraft die relativ stärkste Arbeiterpartei aller kapitalistischen Länder gewesen ist. [...] Die gewaltige Leistung des ‚Roten Wien‘ war der Stolz der Arbeiterinternationale. Was die Partei an geistiger und körperlichen Erziehung der Arbeitermassen geleistet hat, war in keinem anderen Land übertrffen.“⁷⁶ 1934 hätten die Schutzbündler in einem „heroischen Verzweiflungskampf“ der Welt ein Vorbild gegeben, „wie sich revolutionäre Arbeiter gegen den Angriff des Faschismus zur Wehr setzen“.⁷⁷ Und die illegalen Revolutionären Sozialisten nach 1934 wiederum führten einen Kampf, der „erfüllt war von Tapferkeit und Opferbereitschaft, von bedeutender organisatorischer Leistung und reichem geistigen Leben.“⁷⁸

Diese offizielle Heroenlegende wird in einem weiteren Manuskript aus dieser Zeit, das erst nach seinem Tod veröffentlicht wurde, durch einen anderen, persönlichen Gefühlsston kontrastiert: „Uns aber, denen die alte Partei Vaterhaus und Lebensinhalt gewesen ist ...“⁷⁹ Vaterhaus und Lebensinhalt – das war die Partei tatsächlich für Otto Bauer. Als er sich am Anfang des 20. Jahrhunderts der Partei anschloss, heißt es in dem Aufsatz von 1938, wurde sie „in den Stürmen des Wahlkampfes zu einer großen Partei“.⁸⁰ Doch, was damals die große Hoffnung auf Demokratie und Erneuerung der Monarchie war, umschattete sich 1938 in die pessimistische These post festum: dass die Demokra-

tisierung des öffentlichen Lebens „das alte Österreich unterwühlen und sprengen *mußte*.“⁸¹ Das nun ist ein Problem einer Biografie Otto Bauers. Ganz im Dienste der je gegenwärtigen Politik, änderte er häufig auch seine historischen Perspektiven und Analysen. Das angeblich „mathematische Naturgesetz“ der Geschichte galt offenbar nur im Großen. Die Farbe der Details änderte sich fortwährend. Der Historiker muss diese verschiedenen Farbschattierungen notieren, auch auf die Konstanten achten, aber er muss vor allem die Tatsachen, den Erwartungshorizont der jeweiligen Periode rekonstruieren.

In der Tat, die österreichische Arbeiterbewegung wurde seit den 1890er-Jahren zu einer großen Partei. Der wirtschaftliche Aufschwung seit der Mitte der 1890er-Jahre, die anhaltende Hochkonjunktur bis 1913 hatten die politischen Chancen der Arbeiterpartei deutlich erweitert und die Lebenschancen der Arbeiter verbessert. Die jährliche Wachstumsrate des Bruttoinlandproduktes pro Kopf betrug im heutigen österreichischen Raum von 1890 bis 1910 nach einer Schätzung 1,39, nach einer anderen Schätzung 1,50 Prozentpunkte. Österreich gehörte zwar nicht zu den sich rasch entwickelnden Nationen, aber das Land nahm eine respektable ökonomische Entwicklung.⁸² Der wöchentliche Durchschnittslohn der ungelernten Industriearbeiter stieg von 6 Gulden (1870) auf 18 Kronen (1910). Dafür konnte man sich 1870 37,5 kg Brot kaufen, 1910 bereits 58 kg. Innerhalb dieses Zeitraums verringerte sich die wöchentliche Arbeitszeit von 78 auf 58 Stunden.⁸³

Als Otto Bauer zur Partei kam, war der Status ihrer Mitglieder noch unklar. Streng rechtlich nach dem Vereinsgesetz ohnedies „illegal“, schuf erst das Organisationsstatut von 1909 eine wirklich durchstrukturierte moderne Massenpartei. 1907 organisierte die Partei in der westlichen Reichshälfte etwa 120 000 Mitglieder.⁸⁴ Die Gewerkschaften hatten im selben Jahr über 500 000 Arbeiter in ihren Reihen.⁸⁵ Beim Schweigemarsch für das Allgemeine Männerwahlrecht 1905 konnte die Partei allein in Wien 250 000 Demonstranten mobilisieren. Bei den ersten Wahlen nach dem Allgemeinen Männerwahlrecht erreichte die Sozialdemokratie 515 000 Stimmen. Mit 87 Mandataren (= 17 Prozent) wuchs sie zu einer der stärksten Reichsratfraktionen heran.⁸⁶ Längst keine „Umsturzpartei“ mehr, sondern eine „radikale Oppositionspartei“ (Hans Mommsen), entwickelte sie sich zur „Staatspartei“ (Victor Adler). Sie war die einzige gesamtösterreichische Partei im Reichsrat, freilich nicht sehr lange. Als „Kleine Internationale“ mit autonomen nationalen Parteien, aber mit einer „Gesamtexekutive“, deren Zusammenhalt 1897 so definiert wurde: Einheit des Programms, Vereinbarung der Taktik, aber autonome Organisationen.⁸⁷

Der unbestrittene Führer der Partei war Victor Adler. Er war, wie Julius Brauenthal ausführte, wahrscheinlich der einzige lebende Mensch, zu dem Bauer in Verehrung aufblickte.⁸⁸ Beide stammten aus dem Judentum, beide waren Intellektuelle, beide kamen aus einer reichen bürgerlichen Familie. Wenn die Partei für Bauer sein Vaterhaus war, war Victor Adler „Unser Vater“, so jedenfalls betitelte er seinen Nachruf auf Adler in der „Arbeiter-Zeitung“ am 15. November 1918.⁸⁹ Der Unterschied bestand darin, dass Bauer vom Ideal des Sozialismus zur Arbeiterbewegung stieß, während Adler als Arzt die „siechen Leiber der Proletarier heilen wollte“.⁹⁰ Weil dieser glaubte, dass nur der Sozialismus die Voraussetzungen der Volksgesundheit schaffen könne, wurde er Sozialist. Was sie weiter unterschied, war Adlers konkrete (nicht wie bei Bauer häufig abstrakte) Menschlichkeit, seine Fähigkeit mit Menschen umzugehen, seine Geduld und Nachsicht, sein Mut, Menschen aufzurichten, wenn sie verzweifelten, seine Stärke, die Dinge konkret, gegenständlich anschaulich zu sehen. „Wir alle sind zu ihm gegangen, wie zu einem Vater.“⁹¹ Als „Sohn“ allerdings rebellierte Bauer nicht selten gegen die Ansichten des Vaters.

Adler repräsentierte das Zentrum der Partei. Einen anderen Pol markierte der weitaus populärere Franz Schuhmeier, ein populistischer Agitator und mitreißender Volksredner (darin Karl Lueger ähnlich), ein Wiener aus ärmlichsten Verhältnissen, der dem Volk aufs Maul schaute, die Sprache der Wiener Vorstädte sprach und sie für die Partei mobilisierte. Als er 1913 ermordet wurde, geriet sein Begräbnis zur großen Schaustellung des Wiener barocken Todeskultes und zur Selbstdarstellung der proletarischen Vorstädte. Fast eine halbe Million Menschen folgten dem Sarg.⁹² Dieser charismatische, linke Populist verkörperte den Gegentypus zu Adler und Bauer. Den Tod Schuhmeiers kommentierte Bauer trocken in einem Brief an Kautsky. „In der Partei nichts Neues. Schuhmeiers Tod bedeutet für Wien den Verlust einer wertvollen agitatorischen Kraft, nicht mehr. In den inneren Parteiverhältnissen war er seit Jahren ein reaktionäres Element.“⁹³

Das ideologische Feld der sozialdemokratischen Arbeiterpartei wird von der Forschung kontrovers interpretiert. Norbert Leser dechiffrierte es als Widerspruch von radikaler Theorie und reformierender Praxis. Der Marxismus sei irgendwie „angeklebt“ gewesen und die endzeitliche Zukunftserwartung habe nur lähmend gewirkt.⁹⁴ Von einer linken Position her interpretierte Peter Kulemann die Ideologie des Hainfelder Programms (1888/89) als Reformismus von Anfang an. Das marxistische Endziel hatte lediglich die Funktion, die Tagespraxis zu befähigen.⁹⁵ (So ähnlich dachte auch Bauer, was die Erhöhung der Tagespraxis anbelangte, ohne allerdings das Endziel je aufzugeben.)

Eine „liberale“ Perspektive der Interpretation lieferte Rudolf Ardelt. Das liberale Bürgertum habe die Vision einer umfassenden Bürgergesellschaft aufgegeben und habe versucht, gegenüber der Arbeiterbewegung ihre Privilegien durch rechtliche Maßnahmen abzusichern. Ihr sollte so der Zugang zur bürgerlichen Öffentlichkeit verwehrt werden. Daher stellte sich für die Arbeiterpartei die Aufgabe, zunächst eine bürgerliche Öffentlichkeit im Allgemeinen überhaupt erst herzustellen, damit sich eine proletarische Öffentlichkeit hineinschieben konnte. Dieser Kampf um Bürgerrechte diente gleichzeitig der Erziehung des Volkes. In einem langwierigen Transformationsprozess, in einer mühsamen Erziehungsarbeit müsse die Arbeiterschaft physisch und geistig reif gemacht werden, um den Kampf für den Sozialismus aufnehmen zu können. Rudolf Ardelt sah so in der Sozialdemokratie primär eine Bürgerrechtsbewegung, die dem Staat einen Gewaltverzicht angeboten hatte, dafür aber den ungehinderten Zugang zur bürgerlichen Öffentlichkeit erhalten wollte.⁹⁶

Diese Interpretation legte eine wichtige Dimension der Arbeiterbewegung frei: den Kampf um das allgemeine Wahlrecht (auch für Frauen) als primäres Mobilisierungsziel und zugleich Integrationsmittel für die Partei und die angestrebte Koalition aller fortschrittlichen Kräfte (dazu gehörte auch die Industrie) gegen die Kräfte der „Reaktion“: Großagrarier, Kirche, Militär. Der Zugang zur bürgerlichen Öffentlichkeit konnte ein konkretes politisches Ziel vorgeben, konnte das Selbstbewussten der organisierten Arbeiterschaft stärken, aber dieses Ziel bot wenig Nahrung für die Seele, für die Fantasie. Dieses Bedürfnis befriedigte dann die politische Religion des marxistischen Chiliasmus, das Prinzip Hoffnung auf das Reich der Freiheit jenseits des Reichs der Notwendigkeit (so verdünnt der Marxismus auch zu den Arbeitern vordrang). Lapidar formulierte Eric Hobsbawm: „Es war das Ideal einer neuen Gesellschaft, das der Arbeiterklasse ihre Hoffnung gab.“⁹⁷ Die Maifeiern nach 1890 repräsentierten im Diskurs der Fahnen, der Menschenleiber, der Symbole und Feste, der Gedichte und Lieder diese Hoffnung.

2.1 Beginn der politischen Karriere

Die bürgerliche Öffentlichkeit erlebte vor dem Ersten Weltkrieg tatsächlich eine stürmische Aufwärtsentwicklung. Die Gesamtauflage aller Zeitungen nahm stark zu.⁹⁸ Die „Arbeiter-Zeitung“ erreichte eine Maximalauflage von 54 000 Stück, damit kam sie fast an die Auflagenhöhe der berühmten liberalen „Neuen Freien Presse“ heran (Maximalauflage 68 000 Stück).⁹⁹ Otto Bauer als Mitarbeiter der „Arbeiter-Zeitung“ nahm an diesem Aufstieg teil.



Abb. 4: Druck- und Verlagsanstalt „Vorwärts“. Gemälde von Fritz Lach.

Doch Bauers erstes großes politisches Erlebnis war die Russische Revolution von 1905 und die damit zusammenhängenden Wahlrechtskämpfe in Österreich. Die Aufstellungsordnung des riesigen Demonstrantenzuges vor dem Parlament am 28. November 1905, in dem Arbeiter in Sonntagskleidung mit ihren Fahnen aufmarschierten, sah einen eigenen Platz für Studenten vor. 800 Akademiker und Studenten sollen teilgenommen haben.¹⁰⁰ Ludwig von Mises berichtet in seinen Erinnerungen: „Am Abend dieses Tages traf ich zufällig Otto Bauer im Kaffeehaus. Bauer war ganz berauscht von dem Erfolg dieses Aufmarsches und sagte befriedigt, die Sozialdemokratie habe nun die Herrschaft über die Straße erkämpft und werde sie für alle Zukunft zu bewahren wissen.“¹⁰¹ Als ihm Mises widersprach, soll Bauer geantwortet haben: „Wenn wir erst die Herrschaft erlangt haben werden, wird es keine Reaktion mehr geben.“¹⁰² Diesen Satz wird man mit Skepsis aufnehmen müssen. Doch die Begeisterung über die Demonstration, über das Bad in der tausendfachen Menge der Gleichgesinnten, wobei die Einsamkeit des Individuums für den Augenblick aufgelöst war, dürfte authentisch gewesen sein. Auch Rudolf Hilferding schrieb voller Enthusiasmus an Kautsky von der Hoffnung, dass die Russische Revolution einen neuen Revolutionszyklus auslösen werde: „... der Zusammenbruch des Zarismus ist ja der Anfang unserer Revolution, unseres Sieges, der jetzt in greifbare Nähe gerückt ist. [...] Es ist die Zeit der Erfüllung, die Vorarbeiten sind getan. [...] Es ist eine Zeit, wo man so recht fühlt, wie stolz und glücklich man ist, wenn man Sozialdemokrat ist.“¹⁰³

Als jene merkwürdige Koalition von Kaiser, Sozialdemokraten und Christlichsozialen (vor dem Hintergrund der ungarischen Krise) dann das allgemeine Männerwahlrecht durchsetzte, gewann diese Hoffnung auf eine Veränderung, auf Neu-Österreich weitere Nahrung.¹⁰⁴ Der Erfolg der Partei bei den Reichsratswahlen 1907 bot dann Bauer die Chance, die Politik zu seinem Beruf zu machen. Er wurde unter dem Fraktionsobmann Engelbert Pernerstorfer Klubsekretär der vereinigten sozialdemokratischen Fraktion im Abgeordnetenhaus. Sein Gehalt betrug 3 000 Kronen jährlich.¹⁰⁵ Seine slawischen Sprachkenntnisse prädestinierten ihn für diese Funktion. Pernerstorfer war schon einige Monate vorher als Mentor Bauers aufgetreten, als er am 3. Jänner 1907 von der Parteivertretung beauftragt wurde, Bauers Broschüre (seine erste) „Deutschum und Sozialdemokratie“ vor der Drucklegung zu lesen.¹⁰⁶ Der mehr oder minder ausgeprägte Deutschnationalismus, subtil bei Bauer, offener bei Pernerstorfer, verband sie. Das Jahr 1907 war für Otto Bauer ein Erfolgsjahr. Der Sieg der Partei bei den Reichsratswahlen, der Einstieg in das praktische Berufsleben, das Erscheinen seines ersten großen Buches, die Zu-

stimmung der Parteivertretung für die Herausgabe der Parteizeitschrift „Der Kampf“. Mit einer Subvention von 2 000 Kronen konnten die Redakteure Bauer, Braun und Renner im Herbst 1907 mit der Zeitschrift beginnen.¹⁰⁷ Bauer stürzte sich in das politische Leben. Bereitete Anträge vor, trug Material für die Reden der sozialdemokratischen Abgeordneten herbei, stand mitten im parlamentarischen Getriebe, schrieb Broschüren, hielt Vorträge. An Kautsky meldete er: „Ich bin sehr beschäftigt, fühle mich aber sehr wohl dabei.“¹⁰⁸ Ein Jahr später sprach er allerdings bereits vom „parlamentarischen Kretinismus“, der ihm wenig Zeit zur theoretischen Arbeit lasse.¹⁰⁹ Diese Klagen häuften sich mit den Jahren.¹¹⁰ Ende 1913 forderte er eine gründliche Geschäftsordnungsreform des Abgeordnetenhauses. Denn: „Heute leiden wir vor allem an dem Sinken des Interesses am politischen Leben überhaupt. Die Masse sagt sich, daß das Parlament nichts als eine Stätte oder Obstruktionsreden und Krawalle ist und sinkt in die politische Indifferenz zurück.“¹¹¹ Die Hoffnungen der Jahre 1905 bis 1907 waren gründlich verflogen. Persönlich jedenfalls konnte Bauer seine Stellung in der Partei festigen. Als Experte wurde er zu den Sitzungen des Parteivorstandes hinzugezogen. Da Adolf Braun nach Deutschland ging, übernahm er auch dessen Funktion als sozialpolitischer Redakteur in der „Arbeiter-Zeitung“.¹¹² Daher musste er sich nun direkt mit Gewerkschaftsfragen befassen. An die Stelle von Braun als Redakteur von „Der Kampf“ rückte Friedrich Adler, der seit 1911 bereits Parteisekretär war.¹¹³ Während Bauer mit Friedrich Adler auf Augenhöhe verkehrte, charakterisierte er den anderen Parteisekretär Julius Deutsch als „ziemlich oberflächlich“, aber „journalistisch unzweifelhaft begabt“.¹¹⁴ Dieser Rangunterschied bestimmte ihre Beziehung auch in der Ersten Republik. Und er wurde von Deutsch akzeptiert. Noch in der Zeit des Spanischen Bürgerkrieges, an dem Deutsch als „General“ teilnahm, mehr repräsentierend als kriegsführend, unterwarf er sich Bauers überragender Intelligenz. Der stolze General schrieb am 10. Jänner 1937 an Bauer: „Du brauchst nur zu kommandieren und ich gehorche [...]“¹¹⁴ Bauer dankte es ihm im Partiestreit der Emigration mit unerschütterbarer Loyalität.

In diesen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg erwarb Bauer gründliche Kenntnisse der parlamentarischen Arbeit (das unterschied ihn von seinem späteren Gegner Engelbert Dollfuß). Er eignete sich einen „Parteipatriotismus“ an, der schon damals stärker als sein „Staatspatriotismus“ war. Dieser „Parteipatriotismus“ reichte über eine theoretische marxistische Parteilichkeit hinaus, es war ein Gefühl der Verantwortung für die Arbeitenden. In einer Festschrift für Karl Marx von 1913 erinnerte sich Bauer an seine Mittelschülerzeit in Nord-

böhmen. Die Frauen und Mädchen, die dort in den Textilfabriken arbeiteten, hatten noch keine Ahnung vom Sozialismus. Der Unternehmer war ihr „Brot-herr“, der Pfarrer ihr einziger „Berater“. Aber der Kampf um den Zehnstundentag erreichte auch sie. „Eines Tages geschah auch dort das Unerhörte: Die tschechischen Weberinnen traten zum ersten Mal in den Streik. Am ersten Streiktag veranstalteten sie eine kleine Demonstration: auf dem Marktplatz gingen sie Arm in Arm plaudernd spazieren; alle aber hatten zum Entsetzen der ehrenamen Spießbürger – rote Schürzen angelegt.“¹¹⁵ Bauer interpretierte diese Geste als Ahnung von der Gedankenwelt des Kommunistischen Manifestes, auch wenn diese streikenden Weberinnen mit den roten Schürzen die Namen von Marx und Engels noch nie gehört hatten.¹¹⁶

2.2 Der Zerfall der „österreichischen Internationale“

Dieser habituelle Parteipatriotismus wurde durch den jahrelangen Konflikt zwischen tschechischen und deutschen Gewerkschaften zutiefst irritiert. Bauer war überzeugt: Wie das Kapital übernational agiere (siehe die Firmen seines Vaters), müssen auch die Arbeiter über die Nationen hinweg organisiert werden. In der sozialen Praxis allerdings trat der tschechische Arbeiter dem deutschen Arbeiter nicht nur als Arbeiter, sondern als Tscheche gegenüber, der sich vom Kulturdunkel der Deutschen verachtet wähnte und ihm seinen Stolz entgegengesetzte.¹¹⁷ Bei der Gewerkschaftskonferenz in Brünn 1905 beklagte ein tschechischer Gewerkschafter den „Korporalston“ der Deutschen.¹¹⁸ Das war gleichsam die soziale Grundsituation: der tschechische „Soldat“, der sich vom deutschen „Korporal“ kujoniert fühlte. Dadurch stellte sich auch in der Arbeiterbewegung bald die Frage: Was ist wichtiger – Klasse oder Nation? Arbeiterexistenzen, die zwischen dem Tschechischen und dem Deutschen oszillierten, die ein „ethnisches Gulasch“ repräsentierten, solche multiple Identitäten wurden zunehmend in einen Entscheidungzwang getrieben. Der Nationsbildungsprozess begann auf die Arbeiter überzugreifen, wie es in einem Text hieß, „nicht auf metaphysischen Wegen ausspekuliert, sondern durch die Erfahrungen des Lebens aufgezwungen.“¹¹⁹ Das zerschlug Victor Adlers Politik des taktischen Ignorierens der nationalen Frage. Dieses Problem wurde erst von den Jungen, von Renner und Bauer aufgegriffen. Adler fürchtete das Gespenst des Nationalismus in der Arbeiterbewegung, weil er wusste, „wie gefährlich er (der Nationalismus, E. H.) gerade in unserem Österreich ist, wo die Luft imprägniert ist mit nationalistischen Keimen, wo wir keinen Atemzug tun können, ohne diese Keime einzutauen.“¹²⁰ Die Zentralisierung der „Reichsge-

werkschaftskommission“ 1893 nach dem Industrieprinzip, ein entscheidender Faktor bei der Ausbildung des „organisierten Kapitalismus“, führte zu jahrelangen Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Tschechen, in Böhmen, in Wien und auf der Ebene der Zweiten Internationale. Es war nicht nur ein Streit zwischen Deutschen und Tschechen, sondern auch ein Konflikt innerhalb der Tschechen, zwischen „Separatisten“ und „Zentralisten“. Letztlich trennten sich die Gewerkschaften und 1911 auch die Parteien im Parlament.

Otto Bauer hatte diese Konflikte in den Briefen an Karl Kautsky kommentiert. Er schrieb 1910 eine Broschüre, die einen Kompromiss vorschlug und den bezeichnenden Titel „Krieg oder Frieden in den Gewerkschaften?“ trug.¹²¹ Die Militarisierung des Denkens, der Sprache hatte sich bereits tief in die Arbeiterbewegung, und besonders bei dem k. u. k. Leutnant Bauer, eingegraben. Er will den Frieden, doch er denkt in den Kategorien des Krieges. Er will den Frieden, weil die „Kriegskosten“ (so heißt das erste Kapitel) zu hoch sind. „In einer Zeit, in der eine Welt von Feinden sich gegen uns rüstet, ist es Wahnwitz, wenn wir selbst unsere Kräfte schwächen!“¹²² Er will die „krankhafte Überschätzung“ der nationalen Frage bekämpfen, damit endlich die „natürliche Rangordnung“ wieder in die Arbeiterbewegung einziehe: der Vorrang der wirtschaftlichen und sozialen Fragen. Er führt die Sprache des Krieges, aber sein Kompromissvorschlag entspricht seiner psychischen Persönlichkeitsstruktur: Als „Versöhnner“ will er die Einheit der Arbeiterbewegung sichern. Dabei überträgt er die Vorschläge seines Nationalitätenbuches auf die Gewerkschaften. Sein Vorschlag: Gewerkschaften müssen reichsweit agieren. Daher müssen ökonomische und soziale Konflikte, Streiks beispielsweise, von einer Zentrale entschieden werden; kulturelle Fragen jedoch sollten, davon getrennt, nationale Teilorganisationen bearbeiten. Das hieße konkret: Die bestehenden gewerkschaftlichen Reichsvereine sollen durch nationale Sektionen ergänzt werden. Die Gesamtexekutive müsse in Wien bleiben, für die Tagesarbeit sollen ein deutscher und ein tschechischer Sekretär eingestellt werden. Endgültig kann die nationalen Probleme in diesem „Völkergewimmel“ Mittel- und Osteuropas ohnedies nur die proletarische Revolution lösen.¹²³ Scheitere jetzt der Kompromiss, bleibe nur der Krieg: In organisatorischen Fragen könne man sich verständigen, „in Fragen des Programms, in Fragen des Prinzipis gibt es keinen Kompromiß“¹²⁴ Das war eine recht typische Formulierung für die Politik Otto Bauers. Kompromisse in Einzelfragen, aber Kompromisslosigkeit im zentralen Bereich des Klassenkampfes. Das Schicksal der Arbeiterklasse, wie er sie denkt, war von größerer Bedeutung als das Schicksal der Gesamtgesellschaft, des Reiches, des Staates.

Die Gewerkschaftsbroschüre war als Vorlage für eine Versöhnungskonferenz gedacht, die nicht zustande kam.¹²⁵ Nun wollte Bauer den „Krieg“, die Trennung; nicht zuletzt auch aus gekränkter intellektueller Eitelkeit. Jetzt heißt es in einem Brief an Kautsky: „Aber ein Ende mit Schrecken ist jetzt sicher noch besser als dieser tschechische Schrecken ohne Ende, der Bruch dem Kompromitteln vorzuziehen, und da es uns sonst nicht schlecht geht, Organisationen und Bildungsbedürfnis wachsen, werden wir in ein paar Jahren mit der Sache wohl fertig werden.“¹²⁶ Jetzt kritisierte er auch die Parteiführung wegen ihrer zögernden Politik, der Fiktion, die Einheit der Partei um jeden Preis aufrecht zu halten. Als Ursache für diese „feige und dumme Politik“ nannte er: erstens, die Furcht, Stimmen der tschechischen Separatisten in den deutschen Wahlbezirken zu verlieren (Kommentar: Wir werden sie natürlich trotzdem verlieren); zweitens, die Furcht vor der Auflösung des Gesamtverbandes im Parlament (Kommentar: Er wird sich trotzdem auflösen); drittens, die Furcht, dass ein Teil der tschechischen Arbeiter durch einen offenen Konflikt in die Arme der Separatisten getrieben werden (Kommentar: Wenn man den Kampf aufgibt, wird das erst recht geschehen); letztlich, die Furcht, die deutschen Arbeiter in Böhmen den Deutschnationalen zutreiben (Kommentar: Das geschieht ohnedies).¹²⁷ Doch das größte Hindernis für die Trennung sah Bauer in der Person Victor Adlers. Zwar wagte er nicht die offene Kritik an dem geliebten Parteiführer, seinem Patron, aber an Kautsky schrieb er: „Adler ist ein Fanatiker der ‚Parteieinheit‘, sieht in der Trennung [...] die Vernichtung seines Lebenswerkes [...].“¹²⁸ Bauers eigene Lösung des Problems sah jetzt so aus: „Ich sage den Tschechen: Macht um Gottes Willen in eurem Gebiet, was ihr wollt; ich will euch keine Hindernisse in den Weg legen, wenn ihr uns nur in Wien und in den deutschen Gebieten der Sudetengräber in Ruhe läßt.“¹²⁹ So geschah es tatsächlich. Der Gesamtverband zerfiel 1911. In seiner Wortmeldung am Parteitag 1911 griff Bauer die Separatisten vehement an, nannte ihren angeblichen „Deutschenhass“ ein „Verbrechen“, beendete aber selbst seine Intervention mit dem deutschnationalen Mythos des alten Hildebrandliedes: „Mit dem Speer muß man Gaben empfahn/Spitze gegen Spitze!“¹³⁰ Sah so das Erbe der deutschen Literatur in der Arbeiterbewegung aus?

2.3 Der Weg der Geschichte führt über Leichen: die Teuerung

Am Parteitag 1911 hatte Bauer auch in einem anderen Problembereich seinen ersten großen Auftritt in der inneren Parteiöffentlichkeit. Er stellt einen

Antrag zur Lebensmittelverteuerung und zur Wohnungsnot. Ganz marxistischer Theoretiker knallte er dem Parteitag seinen ersten Satz entgegen: „Die Teuerung ist eine Wirkung der kapitalistischen, auf dem Privateigentum an Produktionsmitteln beruhenden Produktionsweise.“ Daraus folgt: Die Aufhebung des Massenelends setze die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat voraus, die Expropriation der Expropriateure. Auf diesen rhetorischen, ideologischen Ausritt folgten konkrete Forderungen: die Erlaubnis der Einfuhr von überseeischem Fleisch und die Erbauung von Volkswohnungen durch die Gemeinde.¹³¹ In seiner Begründungsrede kritisierte er die unterentwickelte österreichische Landwirtschaft, die außerstande sei, die österreichische Bevölkerung zu ernähren. Gerade die Teuerung zeige, dass Reformen allein wenig nützen. Das kapitalistische System selbst gehöre abgeschafft. Wer aber steht in Österreich hinter dem Kapitalismus? Bauer nennt die Großbanken und den hohen Adel, verschweigt jedoch die Großindustrie, weil Arbeiter und Unternehmer in der Frage der Teuerung ähnliche Interessen bewegen – niedrige Nahrungspreise. Auf diese knallige, plakativ vereinfachende Rede meldeten sich auf dem Parteitag sofort die älteren Kritiker Jakob Reumann, Wilhelm Ellenbogen und auch Karl Renner. Zum ersten Mal hörte Bauer innerhalb der Partei den Vorwurf, er übertreibe und sei viel zu dogmatisch. Das wird die beharrliche Leitlinie der Kritik Renners an Otto Bauer – bis über dessen Tod hinaus. 1911 antwortete Bauer auf die Kritik mit der theoretischen und emotionalen Grundlage seines politischen Credos: „Wir sind Todfeinde des Kapitalismus!“¹³²

Weitaus differenzierter sind Bauers Argumente in der Schrift „Die Teuerung. Eine Einführung in die Wirtschaftspolitik der Sozialdemokratie“.¹³³ Sie ist ein Grundkurs der marxistischen Nationalökonomie, gedacht für bildungswillige Arbeiter. Die kulturelle Vision des Sozialismus, wie er sie im Nationalitätenbuch entworfen hat, wird hier ergänzt durch die ökonomische Vision: Der grundlegende Interessengegensatz von Produzenten und Konsumenten als Ursache der Teuerung wird – so sein Glaube – in der höheren gesellschaftlichen Einheit des Sozialismus überwunden. Die sozialistische Gesellschaft ist in seinem Entwurf eine ungeheure Produzentenorganisation, „gleichsam ein riesenhafter Trust“, alle Betriebe, alle Arbeiter sind hier tätig, ist eine ungeheure Konsumentenorganisation, „gleichsam eine riesenhafte Großeinkaufsgesellschaft“, alle Gemeinden, alle Berufszweige sind ihr als Konsumvereine angeschlossen. Es gibt keinen Markt mehr. An seine Stelle tritt „die bewußte, planmäßige, durch die Gesellschaft selbst geleitete, nach Gesetzen, die aus dem Gesamtwillen aller Gesellschaftsmitglieder hervorgehen, geregelte Ver-

teilung der Güter“.¹³⁴ Dass Menschen verschiedene Bedürfnisse haben, dass die Menschen auch von Neid und Machtwillen getragen sind, wird in dieser Vision ignoriert, dass diese riesenhaften Organisationen riesenhafte Bürokratien brauchen (wie Max Weber 1918 anmerken wird), fehlt ebenfalls in dieser Utopie.

Doch zurück zur realen Analyse der realen Teuerung vor dem Ersten Weltkrieg. Die Ursache findet Bauer:

- in den Spekulationen auf den Agrarbörsen;
- in der wirtschaftlichen Überbesetzung im Detailhandel;
- in der Globalisierung der Weltwirtschaft;
- in der Zollpolitik der Regierung, die auf Druck der Agrarier die Einfuhr billiger Nahrungsmittel verhindert;
- in der technischen Unterentwicklung der österreichischen Landwirtschaft;
- im Gegensatz von Großgrundbesitz und Großindustrie: „Die Großgrundbesitzer bekämpfen die Zölle auf die Industrieprodukte, aber sie fordern Zölle für Getreide, Mehl, Vieh und Fleisch. Die Industriellen bekämpfen die Agrarzölle, aber fordern Zölle auf Industrieprodukte“;¹³⁵
- in der Schutzlosigkeit der Interessen der Konsumenten, wobei Arbeiter durch die Verteuerung der Lebensmittel besonders getroffen werden, müssen sie doch mehr als die Hälfte ihres Einkommens dafür aufwenden;
- das Argument der Unternehmer, das Steigen der Arbeiterlöhne sei die Ursache der allgemeinen Teuerung, lehnt Bauer als „grundfalsche Ansicht“ ab.¹³⁶

Während Bauer in dieser Streitschrift aus dem Blickfeld und den Interessen des Proletariats argumentierte, musste die Regierung ein viel weiteres Konfliktfeld beachten. Am Beispiel der Zolltarifdebatte von 1905 (auf die Bauer mehrfach hinwies) lassen sich solch weitere Konfliktzonen ausmachen: das prekäre Verhältnis zu Ungarn, der inneragrарische Interessenkonflikt zwischen Getreideproduzenten und Viehzüchtern, zwischen Bauern und Großgrundbesitzern, dann der ständige deutsch-slawische Konflikt. Monatelange Verhandlungen im Zollausschuss des Parlaments waren die Folgen. Allen Parlamentariern war klar, dass die Handelsverträge über die Konsumentenpreise „jede Hütte“ in Österreich berührten. Daher müsse der Zollvertrag ein wahres Kunstwerk sein (so der Berichterstatter im Abgeordnetenhaus am 3. Mai 1905), ein komplizierter Kompromiss vielfältiger Interessen. Doch sowohl die Christlichsozialen als auch die Sozialdemokraten opponierten. Die Christ-

lichsozialen, weil die Interessen der kleinen Bauern, die Sozialdemokraten, weil die Interessen der Konsumenten zu wenig berücksichtigt wurden. Karl Seitz nannte den Zollvertrag einen Raubzug, den die ungarischen Agrarier und die österreichischen Industriellen gemeinsam auf Kosten der Arbeiterschaft unternommen hatten. Die Regierung gestand zwar die Verteuerung der Lebensmittel als Folge des Vertrages ein, versprach den Arbeitern aber dafür die staatliche alimentierte Altersversorgung (was dann in der Monarchie nicht mehr geschah).¹³⁷

Tatsächlich kam es zu einer starken Verteuerung der Lebensmittel. Die steigenden Weltmarktpreise – wie Bauer dann analysierte – wurden durch Zölle und Einfuhrverbot im Inland noch hinaufgetrieben. Dramatisch schrieb die „Arbeiter-Zeitung“ am 19. September 1911 über die Lebenshaltung der Arbeiter: „Der Arbeiter fühlte sich am Tage der Lohnauszahlung einfach betrogen. [...] Er hat früher dreimal wöchentlich ein Stück Rindfleisch gegessen; heute kann er sich diesen Luxus nur einmal die Woche erlauben.“¹³⁸ Der linke Populist, der Ottakringer Volkstribun Franz Schuhmeier, drohte der Regierung: „Wenn der österreichische Ministerpräsident die Fenster klieren und die Straße erdröhnen lassen will von den Rufen der Verzweiflung, so kann er das erleben.“¹³⁹ Am 17. September 1911 kliererten tatsächlich die Fenster und die Straßen dröhnten. Auf die zunächst verbale Drohung der Sozialdemokratie antworteten die herrschenden Mächte mit einer militärischen Besetzung der Stadt vor der geplanten Großdemonstration am 17. September, die unter dem Motto stand: Nieder mit dem Fleischwucher, Grenzen auf! Die disziplinierten Aufmärsche entglitten der Kontrolle der Parteiführung. Der Mob griff ein. Es kam zu Straßenschlachten. Die Fenster des Rathauses wurden zerschlagen, Straßenlaternen zerstört, Geschäfte geplündert. Ein bis zur Ekstase entflammter Massenzorn feierte die kurzen Stunden der Anarchie. Das Militär schoss. Es gab vier tote Demonstranten und 126 Schwerverletzte, fast 500 „Aufrührer“ wurden verhaftet.¹⁴⁰

Zum ersten Mal erlebte Otto Bauer die Masse nicht als disziplinierte Marschierer und bildungsgläubige Arbeiter, sondern in hellem Aufruhr. Er reagierte (wie anders?) mit einem Artikel in der „Neuen Zeit“.¹⁴¹ Er ordnete das Geschehen in einen historischen Prozess ein und dramatisierte es so weiter: „Zum ersten Mal seit dem Oktobertag des Jahres 1848, an dem die Truppen Windischgrätz die Hauptstadt dem Kaiser wieder erobert haben, ist in Wien auf das Volk geschossen worden.“¹⁴¹ Er suchte Verantwortliche: Neben den strukturellen Ursachen der Teuerung, die wir bereits kennen, nennt er hier (etwas bewegungskritisch) die Neigung der Arbeiterschaft, „sich auf der

Straße das Recht zu holen“, einen wahren Aberglauben an die „Macht der Straßenaufzüge“,¹⁴² weiters die widersprüchliche Politik der Regierung, einmal Fleischeinfuhr aus dem Ausland zu gestatten, dann sie wieder zu verbieten. Das steigerte die Aufregung in der Bevölkerung. Die Parteivertretung – so Bauer – zögerte, die Masse auf die Straße zu holen, doch die Teilorganisationen setzten ihren Willen durch. Bauer fand die wahren Urheber der „ziellosen Revolte“, nach schlechter marxistischer Tradition, im „Lumpenproletariat“, in einer kleinen Gruppe „anarchistischer und syndikalistischer Wirrköpfe“.¹⁴³ Diese Erklärung war doch zu einfach. Tatsache war, dass am 17. September 1911 Partei und Gewerkschaft die Kontrolle über die Massen verloren hatten. Die Taktik geht nicht immer auf, zunächst emotional zu agitieren (siehe Franz Schuhmeier), dann eine Bremsfunktion auszuüben. Es bestand die Gefahr, dass die „Staatspartei“ wieder in eine totale Konfrontation mit der Staatsgewalt geriet.¹⁴⁴ Diese Erfahrung mag auch ein Grund für die Krise der Partei im Sommer 1914 gewesen sein. Bauer jedenfalls kehrte in seinem Erklärungsversuch wieder zu seiner Lieblingshaltung zurück: zur sozialistischen Predigt und dem recht zynischen Kriegstheater. „Die Durchdringung des Proletariats mit sozialistischer Erkenntnis ist eben ein historischer Prozess; und der Weg der Geschichte führt über Leichen.“ Auch in Österreich treibe der Klassenkampf „zur Teilung der Gesellschaft in feindliche Heerlager, die sich rüsten und einexerzieren für den Tag des Krieges“.¹⁴⁵ Mit diesem Tag des Krieges war nicht der Beginn des Ersten Weltkrieges gemeint, sondern der Beginn des Bürgerkrieges.

2.4 Der Linke aus St. Petersburg

In seinem Nachruf auf Bauer kam Friedrich Adler auf dessen Rückkehr aus Russland im September 1917 zu sprechen: „Ich sehe ihn noch wie er zu mir ins Gefängnis zu Besuch kommt. Er nimmt die Sache der Linken, die ich im Krieg geführt habe, auf, macht sie zu seiner eigenen, und auf jenem historisch gewordenen Parteitag von 1917 leitet er – wieder im Hintergrund, weil er als Militär auf dem Parteitag nicht auftreten durfte – die ganze Bewegung [...].“¹⁴⁶ Bauer besuchte den Mörder des Ministerpräsidenten Graf Karl Stürgkh, der am 21. Oktober 1916 die Waffe des Terrors aus Protest gegen den Kriegsabsolutismus der Regierung und aus Protest gegen die Burgfriedenspolitik der Parteiführung eingesetzt hatte. Eine Burgfriedenspolitik, die Bauer selbst im Sommer 1914 entscheidend mitgetragen hatte. Er besuchte einen Mann, der den Schritt von der Theorie zu radikalsten Praxis des Terrors getan hatte und

der den Prozess zur großen Anklage gegen Österreich genutzt hatte – und er übernahm dessen Politik und stellte sich gegen die Parteiführung. Dabei traten allerdings einige Widersprüche auf. Der Widerspruch zwischen seinem k. u. k. Offiziersstatus und seiner linken Agitation, der Widerspruch zwischen seiner Politik 1914 und dann 1917, der Widerspruch zwischen der „Erklärung der Linken“, die von Bauer formuliert und von der ehemaligen Arbeiterschülerin Gabriele Proft am Parteitag 1917 vorgetragen wurde, und der Resolution der Mehrheit, die wie Friedrich Adler in seinem Nachruf berichtete, ebenfalls von Bauer formuliert wurde. Denn nach dem langen Streit sagte der müde Victor Adler zu Bauer: „So jetzt setzen Sie sich hin, und schreiben Sie für mich die Resolution.“¹⁴⁷ Doch die Widersprüche reichten noch weiter. Die Erklärung der Linken betonte, dass sie die Position der „Unabhängigen Sozialdemokratie“ im Deutschen Reich vertrete, die dort zur Parteispaltung geführt hatte, gleichzeitig sagte sie: „Wir streben nicht die Spaltung der Partei an.“¹⁴⁸ Die Erklärung lehnte den individuellen Terror ab, bekannte sich aber zu Friedrich Adler, der sein Attentat nur aus „heißer Liebe zu der großen Sache der durch den Absolutismus geknechteten Arbeiterklasse“ gewagt hatte, „aus bitterer Verzweiflung an einer Arbeiterbewegung, die sich von den alten Grundsätzen des sozialistischen Klassenkampfes immer weiter entfernt hat“.¹⁴⁹ In seinem zweiten großen und großartigen Werk „Die österreichische Revolution“ von 1923 verdichtete Bauer das Attentat bereits zur Heldensage: als einen Wendepunkt in der Geschichte der Arbeiterbewegung, als (möglichen) Tod eines Helden, der bereit ist sein Leben zu opfern, um das Kriegsleid der Massen zu rächen. In seiner Verteidigungsrede vor Gericht zeigte sich Friedrich Adler als eine Persönlichkeit, „in der sich kritisches, undogmatisches, vom Geiste modernen Relativismus genährtes Denken mit unbedingter, zur höchsten Selbstaufopferung gesteigerter Treue zum eigenen Prinzip, zum eigenen politisch-moralischen Charakter, zur sittlichen Pflicht [...] mischten“.¹⁵⁰ Da klingt auch die Bewunderung des Theoretikers durch, der die Tat scheut. Später soll Friedrich Adler allerdings das Attentat privat „eine große Dummheit“ genannt haben.¹⁵¹ Die Kritik der Linken an der Parteiführung spitzte sich in der „Erklärung“ auf den Vorwurf zu: Sie habe den Internationalismus im Krieg verraten; sie habe die Arbeitermassen zu dem Glauben erzogen, dass der Krieg als Verteidigungskrieg der deutschen Nation auch im Interesse der deutschen Arbeiter liege. Jede Zusammenarbeit mit der Regierung und den bürgerlichen Parteien wird strikt abgelehnt. Pathetisch heißt es: „Dem kapitalistischen Staat keinen Mann und keinen Groschen!“¹⁵² Dieser Grundsatz wurde von Bauer in der Ersten Republik in der Praxis vielfach durchbrochen,

aber er gab der Ideologie eine Richtung, die im strikten Widerspruch zur liberalen Demokratie stand.

Am Parteitag selbst richtete sich die Kritik weniger gegen Victor Adler – seine Autorität blieb unangetastet –, sondern gegen Karl Renner. Der wiederum verteidigte sich mit dem Satz: Er sei weder Reformist noch Revolutionär; er behandle jeden einzelnen Fall nach Opportunitätsgründen.¹⁵³ Die heftige Debatte trieb die Linken bald in die Enge. Die Vorwürfe lauteten: Sie sitzen in der Studierstube, aber leben nicht mit den Arbeitern (Josef Seliger); die Erklärung der Linken sei ein „Dokument der Malcontenten“ (Victor Adler); Renner werde nur durch alle Gossen gezogen, weil er kein Jude sei, er habe den Fehler, dass er nicht acht Tage nach der Geburt operiert worden sei, er gehöre nicht zur „Gilde“ (Simon Abram); Gabriele Proft wiederum sprach von Abrams „antisemitischer Krampfader“.¹⁵⁴ Als die rhetorische Leidenschaft abgeklungen war, kam ein gemeinsames theoretisches Dokument heraus, von Bauer formuliert, das viele Positionen der Linken etwas verwachsen übernahm und nun einstimmig angenommen wurde. In der Theorie mag die Linke gesiegt haben, doch die Praxis der Partei blieb staatsnahe. Otto Bauer, der sich am Parteitag als aktiver Offizier nicht zu Wort melden konnte, aber heimlich anwesend war, wurde zum ersten Mal in den Parteivorstand gewählt. Wie Renner erhielt er 194 Stimmen.¹⁵⁵ Zum ersten Mal zeigte sich der Konflikt Bauer – Renner offen in der Parteiöffentlichkeit. Als Theoretiker waren sie ebenbürtig; allerdings neigte Renner dazu, wie Bauer sagte, „aus Augenblickssituationen eine ganze Weltanschauung zu revidieren“, chamäleonartig passte er sich den neuen Situationen an.¹⁵⁶ Renner seinerseits warf nach dem Zweiten Weltkrieg Bauer sein „Rabbinertum“, seinen Dogmatismus vor, „ein Abweichen von der heiligen Schrift war ein schweres Verbrechen [...] links das Rohrstaberl, rechts der aufgeschlagene erste Band des Kapital und wehe dem Sünder, der sich durch ketzerische Äußerungen gegen diese heilige Bibel vergangen hatte.“¹⁵⁷ Der entscheidende Unterschied lag jedoch in der politischen Praxis. Bauer scheute die Macht, Renner griff sie ungeniert auf, wo sich eine Chance bot; so bereits im Ersten Weltkrieg, als er ins Direktorium des kriegswirtschaftlichen Ernährungsamtes eintrat. Auch der private Lebensstil trennte sie. Renner liebte den „Tanz des Lebens“, fand Vergnügen an einem behäbigen Wohlstand, an gutem Essen und Trinken, einem Kreis von Freunden beim Kartenspiel im Kaffeehaus. Bauer hingegen lebte ein asketisches Mönchsleben, ganz der Theorie und der Politik untergeordnet. Sein heilsgeschichtlicher Glaube an den Sozialismus rückte den Klassenkampf ins Zentrum seiner Politik, damit auch die Feindschaft zum Kapitalismus und

zum bürgerlichen Staat, das machte Kompromisse mit den bürgerlichen und bäuerlichen Kräften eher zur Ausnahme als zum Kern seiner Politik. Renners Glaube an den Sozialismus war pragmatischer, ohne diese heilsgeschichtliche Dimension. Er sah in der Arbeiterpartei eine Reformpartei, die aktiv am Ausbau des modernen Sozialstaates, des Rechts- und Verfassungsstaates mitarbeiten sollte, was wiederum Kompromisse mit den anderen politischen Gruppierungen voraussetzte. Denn Recht und Staat – so Renners Meinung – standen prinzipiell über den Klassenbeziehungen. Das wiederum hatte zur Folge, dass Renner und Bauer nicht nur zwei Flügel innerhalb der SDAP vertraten, sondern grundsätzlich zwei verschiedene Politikmodelle.

1917 war diese prinzipielle Differenz noch nicht so deutlich sichtbar. Aber schon 1917 forderte Bauer von Kautsky eine scharfe Kritik von Renners Buch „Österreichs Erneuerung“.¹⁵⁸ Er selbst könnte es nicht tun, da Renner, „meine Gefangenschaft mißbrauchend, mir das Buch gewidmet, mich dadurch als Kritiker ausgeschlossen hat, (denn allzu sehr kränken will ich ihn aus persönlichen und politischen Gründen nicht); aber eine sehr energische Kritik halte ich überhaupt und besonders für Österreich notwendig“.¹⁵⁹ Indirekt holte er diese Kritik nach in dem Artikel „Würzburg und Wien“ von 1917, eine Rechtfertigung der Spaltung der deutschen Sozialdemokratie und eine Rechtfertigung der Einheit der österreichischen Partei, die allerdings nun „gesamtdeutsch“ interpretiert wird. Die deutsche Sozialdemokratie in Österreich, heißt es etwa überraschend, war immer nur ein „Zweig der großen gesamtdeutschen Sozialdemokratie“.¹⁶⁰ Wieder ein Signal für die künftige Anschlusspolitik. Renners Königsidee, so Bauer weiter, war, im Krieg die Konstellation des Wahlrechtskampfes von 1905/06 zu wiederholen, eine Koalition von „Krone und Proletariat“ und das zu einem Zeitpunkt, als der Staat im Hinterland „Zehntausende Galgen“ errichtet hatte. Renner schwärmte von „Mitteleuropa“ und „endete so in der Begeisterung für das ökonomische Imperium von Hamburg bis Bagdad“. Die ehemals großdeutsche österreichische Sozialdemokratie wurde so „schwarz-gelb bis in die Knochen“.¹⁶¹ Aufgabe der Linken sei es daher, die „echt österreichische Neigung“, Gegensätze zu verhüllen, zu sprengen, als „Mahner und Dränger“ innerhalb der Partei zu wirken.¹⁶² Trotz aller Kritik verband Bauer und Renner eine Art Freundschaft, ein „Freundschaftsbund“, auch wenn sie dreißig Jahre lang „viel miteinander gerauft“ haben, wie Bauer Ende der Zwanzigerjahre in einem öffentlichen Brief an Renner formulierte; beide dienten „ehrlich selbstlos der gemeinsamen Sache“ – wahrscheinlich war diese öffentliche Erklärung von Bauer zu Renner in den späten Zwanzigerjahren sogar ehrlich gemeint.¹⁶³

V. Der junge Herr Marxist



Abb. 5: Otto Bauer.

Eine der wenigen Fotografien Otto Bauers vor dem Ersten Weltkrieg zeigt einen jungen, eleganten Herrn mit dunklen, kurz geschnittenen Haaren, einem dichten Schnauzbart à la Victor Adler, einem steifen Hemdkragen mit lose gebundener Krawatte.¹ Ein junger Bürgersohn aus wohlhabendem jüdischen Haus, Dr. jur. und Reserveleutnant. Nach dem Tod der Eltern besaßen er und seine Schwester Ida ein beträchtliches Vermögen. 1927 musste sich Bauer gegen den Vorwurf der politischen Gegner wehren, er sei „vielfacher Milliardär“. Seine Antwort: Das Vermögen, das er von seinem Vater 1913 geerbt habe, war in Kronenwerten angelegt und „ist durch die Geldentwertung

vollständig vernichtet worden“.² Es ist sicher, dass Bauer das Schicksal des österreichischen Bürgertums teilte – Vermögensverlust durch Inflation. Aber war der tatsächlich vollständig? Was geschah mit seiner ererbten Beteiligung an den Fabriken seines Vaters in Warnsdorf, die nun im Ausland lagen? Wir wissen es nicht. Es gab 1929 noch ein Depot bei der Postsparkasse (vgl. das Kapitel „Familiäres Umfeld“). Als die Polizei am 14. Februar 1934 seine Wohnung in der Kasernengasse 2 durchsuchte, fand sie in der Kasse 100 Schilling, zwei Stück Wiener Dollaranleihen im Wert von 1000 Dollar, Teilschuldscheine der GÖC (Großeinkaufsgesellschaft für österreichische Consumvereine) im Werte von 40 000 Schilling, 4 Türkensekunden, 20 ungarische Kronenobligationen zu je 1000 Kronen, 12 ungarische Papiere zu je 2.400 Kronen sowie weitere ungarische und österreichische Gewinnscheine. Das alles wurde beschlagnahmt.³ Ob und was die Papiere wert waren, lässt sich nicht sagen. Auch als Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“ und als Nationalrat hatte Bauer ein ordentliches Einkommen, von einem „Milliardär“ war er allerdings weit entfernt.

Persönlich führte er ein bescheidenes, ganz der Partei und dem Schreiben gewidmetes Leben. Zwei Wochen Urlaub in den Bergen, das war der ganze Luxus. Die Mietwohnung, die er 1914 mit Helene in der Kasernengasse 2 bezogen hatte, war gutbürgerlich. Sie bestand aus Vorzimmer, Bad, drei Zimmern plus Hausgehilfenzimmer. Die Köchin, eine verheiratete Villacherin, wurde offenbar gut behandelt. Sie blieb von 1917 bis 1934 in der Familie. Das Mobiliar stammte noch von Bauers Eltern, Silbergeräte und Silberbesteck kamen aus dem Erbe der Großeltern mütterlicherseits, Bernhard und Jeanette Gerber. Helene Bauer besaß ein Brillantcollier und einen Brillantring. Dieser Schmuck wurde ihr 1935 vom Gericht zugesprochen, alles Übrige beschlagnahmt. Das wertvollste Gut in der Wohnung war die große Bibliothek mit sozialistischer Literatur, die zu dieser Zeit in Österreich bereits verboten war. Diese Bücher wollte einerseits die Polizei beschlagnahmen, andererseits gibt es Hinweise, dass sie in einem Haus in der Porzellangasse als Scheiterhaufen für die Verbrennung aufgerichtet waren.⁴ Was tatsächlich mit der Bibliothek geschah, ist unklar. Der Vorteil dieser Wohnung in der Kasernengasse bestand für Bauer in der günstigen Verkehrslage, in der Nähe zu dem Parteihaus Rechte Wienzeile 97, und das Parlament war ebenfalls leicht erreichbar.

Die persönlich wichtigste Entscheidung seines Lebens fiel bereits in der Pubertät: die Bekehrung zum Marxismus. Diese Glaubensentscheidung hielt er sein ganzes Leben lang durch. Otto Bauer war der Prototyp des jüdischen marxistischen Intellektuellen, der im Sozialismus die Erlösung suchte. Ein Mann mit außerordentlichen intellektuellen Fähigkeiten – die im Übrigen auch von seinen schärfsten politischen Gegnern anerkannt wurden. Er war sprachbegabt, ein Schnellformulierer – seit 1917 gab es kaum ein politisches Manifest der SDAP, das nicht von ihm konzipiert wurde – und redetbegabt – seine klaren Ausführungen verstanden Gebildete wie einfache Arbeiter. Neben der wissenschaftlichen Analyse beherrschte er durchaus auch den demagogischen Tonfall, er war befähigt, rasch von einem Thema zum anderen umzuschalten, war mit einem riesigen Sachwissen ausgestattet, flexibel auf der einen Seite, strenggläubig und starrsinnig, was die Grundsätze seiner Weltanschauung betraf, andererseits. Ein Mann, der die „sozialistische Ehre“, die „sozialistische Moral“ hochhielt und nach ihr lebte. Streng abstinent, was den Alkohol anlangte, gleichzeitig aber ein Kettenraucher, was wohl seinen frühen Tod mit verursachte. 1926 hielt Bauer die Festrede beim Arbeiter-Abstinentenbund.⁵ Er sagte: Während in den 1880er-Jahren der Alkoholismus Ausdruck des „kulturlosen, barbarischen Daseins der Lohnsklaven im Kapitalismus“ gewesen sei, sei der Alkoholismus in den 1920er-Jahren

Ausdruck der „Verspießerung des Proletariats“.⁶ Jedes Glas Bier oder Viertel Wein halte den Arbeiter im kleinbürgerlichen Denken befangen. Nicht mehr die Idee des Sozialismus beflügle ihn, sondern allein der höhere Lohn und der Mieterschutz interessiere ihn. Dann kommt Bauer auf sich selbst zu sprechen: „Wenn ich manchmal unter solchen Genossen gesessen bin, so sagte ich ihnen: Das Glas Wasser vor mir und anderen Genossen, das war mir gar nicht eine Sicherung gegen Nierenkrankheiten, daran habe ich nicht gedacht. Aber ein Protest gegen Spießergewohnheiten war es mir, und das ist mir das wichtigste gewesen.“⁷ Was das Proletariat brauche, sei nicht nur die Leidenschaft des Hasses und der Empörung, sondern auch Nüchternheit, Besonnenheit, Entzagung, Aufopferung aller individuellen Sonderinteressen. Dass ein goldenes Glas Wein auch Lebensfreude ausdrücken konnte, diese sinnliche Qualität des Lebens fehlt hier völlig, fehlte auch dem Arbeiterführer, dieser Denk- und Arbeitsmaschine Otto Bauer. Am Parteitag 1920 charakterisierte ihn Friedrich Adler: Den ganzen Tag über sei er für die Partei tätig, im Parlament und im Parteihaus, und am Abend schreibe er einen Artikel für die „Arbeiter-Zeitung“.⁸

Die frühe Entscheidung für den Sozialismus trug noch die Unschuld des Anfangs. Noch hatte den Sozialismus nicht das Blut des roten Terrors bekleckt. Seit 1917 jedoch stand Bauer in der Zwangslage, den Bolschewismus in Russland als Teil des Sozialismus zu verteidigen und sich als unbedingter Verfechter der Demokratie von ihm abzugrenzen. Als marxistischer Theoretiker wusste er, dass revolutionäre Umbrüche in der Geschichte mit Blut geschrieben wurden, dass die Revolution „Menschenopfer unerhört“ fordern konnte. Als Politiker scheute er diese Opfer, suchte Auswege, glaubte an den friedlichen Übergang zum Sozialismus durch demokratische Wahlen. Scheute wohl auch selbst die Macht. Aber sein marxistisches Konzept der Geschichte als Klassenkampf führte ihn zu einer Militarisierung der Sprache, die durch seine eigene militärische Ausbildung, durch den zeittypischen männlichen Sprachgestus in den politischen Alltag hineingetragen wurde. Trotz des hohen theoretischen Niveaus seiner Sprache hatte Bauer Anteil an der Verrohung und Militarisierung der politischen Kultur in der Ersten Republik. Diese Klassenkampfrhetorik hatte noch eine andere Dimension: Die Arbeiterklasse war die Vertreterin der Arbeiterschaft. Die Arbeiterpartei war die Vertreterin der Arbeiterklasse. Die Parteiführung war die Vertreterin der Partei. Er, Otto Bauer, der faktische Führer der Partei. Das konnte die Illusion erzeugen: Die Klasse bin ich. Und zwar trotz des ehrlich empfundenen Respekts vor dem einfachen Arbeiter. Das wiederum entwickelte eine Tendenz zum ewigen Rechthaben,

wie bereits Arthur Schnitzler am 9. Februar 1921 seinem Tagebuch anvertraute: „Otto Bauers Drang zum Rechthaben ist nicht Ehrlichkeit.“⁹ Und auch seiner durchaus differenzierten und sich verändernden Theoriebildung war die Tendenz inhärent, seine jeweilige politische Praxis zu rechtfertigen.

Die Klassenkampfrhetorik, das sozialistische Grundbekenntnis, die ambivalente Einstellung zum Bolschewismus verleiteten seit 1917 die politischen Gegner, die von der inneren Differenzierung des Sozialismus keine Ahnung hatten, in dem aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Otto Bauer den Bolschewiken zu vermuten. Auch Kaiser Karl, der Bauer persönlich nicht kannte, im Unterschied zu Victor Adler, mit dem er mehrere Unterredungen geführt hatte.¹⁰ So schrieb Karl in einem Exposé vom Frühjahr 1919: Der linke Flügel der Sozialdemokratie unter Führung von Bauer und Deutsch stehe in Zusammenhang mit der Leitung der bolschewistischen Führung in Moskau.¹¹ In einem Memorandum des Exkaisers vom Sommer 1919 findet sich die Formulierung: die bolschewikische Regierung Bauer, Deutsch.¹² Das war ein klares Missverständnis. Besser durchschaute der Kaiser die Wendigkeit von Karl Renner, den er auch persönlich kannte: „Übrigens ist Renner ein Chamäleon, er würde gerade so ruhig k. k. Ministerpräsident wie auch Béla Kun spielen.“¹³

Die intellektuelle Überlegenheit kaschierte Bauer, wie Bruno Kreisky beobachtete, durch eine „fast arrogant anmutende Bescheidenheit“¹⁴ Seine Ungeduld allerdings konnte er selten beherrschen. Dabei war er, wie Freunde meinten, ein im Grunde weicher Mensch, oft niedergedrückt, wohl auch einsam, von geringer Gefühlsfähigkeit.¹⁵ Er rieb sich auf im Dienste der Arbeiterklasse, aber es mangelte ihm an der Kunst der Menschenführung. Dabei war er durchaus versöhnlich. Die Härte der Rhetorik des Klassenkampfes verdeckte häufig seine Vermittlungsfähigkeit, die er innerhalb der Arbeiterbewegung bewies. Aber auch als „Außenminister“ gehörte das neutrale Schiedsgericht zu seinem Grundmodell für die Lösung strittiger Fragen. Er konnte durchaus in historisch veränderbaren Konstellationen denken, doch dieses Denken war von einem deterministischen marxistischen Rahmen eingeengt. Die beste, den Kern seiner Person und seiner Politik treffende Kritik stammte von seinem Stellvertreter in Saint-Germain, von Franz Klein: „Was man im Verkehr mit ihm bald heraus hat, das Personlose, die Menschenfremdheit, das tritt auch in seinen Arbeiten und seiner Politik hervor. Alles mechanisch, zum Kettenglied oder zum Radteil herabgedrückt.“¹⁶

War Otto Bauer ein charismatischer Politiker? Ich möchte die Frage eher verneinen. Zweifellos hatte er eine Schar von begeisterten Anhängern, unter

den Intellektuellen in der Partei, unter den Schülern und Schülerinnen der Arbeiterhochschule. Er konnte zeitweise Massen begeistern, beherrschte die Demagogie. Er konnte seinen Anhängern den Glauben an den Sozialismus, scheinbar auf wissenschaftlichen Grundlagen, vermitteln. Doch im Unterschied zu Karl Lueger, dem wirklich charismatischen Politiker, mied er die Sprache des Volkes, den Wortwitz, die „karnevalistische Lachkultur“, kurz: das Ordinäre. Er hasste das Kleinbürgerliche, die österreichische politische Kultur der „Verhaberung“, die in der Sozialdemokratie durchaus ihre Verbreitung fand. Letztlich blieb er auch in der Politik der Theoretiker, der jüdische Intellektuelle, für den das Rationale den Kern jeder Aktivität ausmachte.

Zweiter Teil

Leidenschaft der Politik

I. Die österreichische Revolution 1918–1920

Es ist schwer, sich heute die Atmosphäre
Wiens im Nachkriegsjahr vorzustellen –
dessen absolute Trostlosigkeit, dessen
vollkommene Aussichtslosigkeit, mit
dem höhnischen Grinsen der Schieber,
Kriegsgewinner, Leichenfledderer jeglicher
Couleur, von überall her angeschwemmt,
halt- und haltungslos.

(Friedrich Engel-Jánosi, ... aber ein stolzer Bettler)

Der erste Teil dieser Biografie, „Erfahrungsräume und Zukunftshorizonte“, stellt die strukturellen Bedingungen der Frühzeit und die Entwicklung der Weltbilder Otto Bauers dar. Das letzte Kapitel dieses Teiles, „Der junge Herr Marxist“, dient als Scharnier zum zweiten Teil. Hier steht die Analyse der Handlungen und Unterlassungen eines der führenden Spitzenpolitikers der Ersten Republik im Zentrum. Als Akteur kann er jetzt die sozialen und politischen Rahmenbedingungen mitgestalten, kann er Probleme zu lösen versuchen (Politik ist Problemlösung), aber seine politische Aktivität hängt von Handlungsräumen ab, die wesentlich von außen bestimmt werden. Der Blickpunkt auf die Gesellschaftsgeschichte der Ersten Republik und die Entwicklung in Europa muss so beibehalten werden und Otto Bauer bleibt auch als führender Politiker ein eminenter Theoretiker.

- Der Zusammenbruch der Habsburgermonarchie hatte einen integrierten Wirtschafts-, Kommunikations- und Lebensraum aufgelöst, an dem auch die Sozialdemokratie fast bis zuletzt festhielt. Das hatte weitreichende, vor allem ökonomische Folgewirkungen. Österreich wird sich von diesem ökonomischen Strukturbruch (mit Ausnahme der Landwirtschaft) bis 1938 nicht wirklich erholen. Das verstärkte die Identitätsstörungen, weil das kleine Österreich als nicht lebensfähig galt, und heizte die „deutsche Sehnsucht“ vieler Österreicher an. Eine riesiges Verlangen nach Frieden griff seit 1917 um sich. Die russische Oktoberrevolution von 1917 beflogelte einen revolutionären Diskurs unter den Arbeitern und Soldaten, der auch

bis in das intellektuelle Bürgertum reichte. Schon während des Krieges hatte der Kaisermythos seine integrierende Kraft verloren. Dadurch erlitt die traditionale Herrschaft, im Sinne von Max Weber, einen schweren Legitimitätsverlust, der ein Vakuum hinterließ. Da die traditionelle Herrschaft ins Sakrale hineinreichte, hatte dieses Legitimitätsdefizit zunächst der katholischen Kirche eine „blutende Wunde“ zugefügt, die sich während der ganzen Ersten Republik nicht schloss und erst durch die Blaspemie des usurpierten Gottesgnadentums des „Ständestaates“ rhetorisch geheilt werden sollte.¹ Der Versuch der Sozialdemokratie, mit der demokratischen Republik eine neue Sakralität zu begründen, blieb auf Teile der Arbeiterschaft und – aus anderen Gründen – auf Teile des antiklerikalen deutschnationalen Bürgertums beschränkt. Gleichzeitig begannen die Strukturen der Zivilgesellschaft durch die Folgen des Krieges brüchig zu werden. Illegitimitäten wie schwarzer Markt, Kettengeschäfte, Korruption, Hamstern, Wildern, Felddiebstähle, Hungerrevolten gehörten zur normalen Überlebensstrategie und bedrohten das bürgerliche Eigentum von unten. Das Programm des Sozialismus schien es von oben zu bedrohen. Der körperliche Zusammenbruch der Bevölkerung durch Hunger und Krankheit (Spanische Grippe) und eine extrem hohe Kindersterblichkeit ging dem politischen Zusammenbruch der Monarchie voraus. Die Zunahme der Geschlechtskrankheiten, der Anstieg der Prostitution, die Vision der „freien Liebe“ bei der revolutionären Intelligenz schienen Ehe und Familie infrage zu stellen.²

- Die österreichische Revolution von 1918 bis 1920 sollte als staatsbürgerliche Revolution, als Freisetzung der Staatsbürgergesellschaft verstanden werden, welche Elemente der Zivilgesellschaft neu zusammenfügen wollte. Das erforderte zunächst eine Erweiterung der politischen Partizipation: Parlamentarisierung des politischen Systems, allgemeines Wahlrecht (auch für Frauen), nun auch auf Länder- und Gemeindeebene. Zugleich sollte eine intensive Sozialpolitik die Lebenschancen der Unterschichten auf Kosten des Wirtschaftsbürgertums verbessern. Das Paradoxe war nun, dass die staatsbürgerliche Revolution von der Sozialdemokratie angeführt wurde, die durchwegs eine andere Rhetorik pflegte – den marxistischen Diskurs in Richtung Sozialismus – und die mit einer vorsichtigen Sozialisierung diese Rhetorik auch umzusetzen versuchte. Otto Bauer hatte mit seiner Analyse der „bürgerlich-demokratischen Revolution“ dieses Kerngeschehen wohl richtig erfasst. Was „staatbürgerliche Revolution“ meint, lässt sich am Beispiel der politischen Emanzipation der Frauen und der Entfeudalisierung der österreichischen Gesellschaft zeigen. Beide Tendenzen überkreuzten

sich am 3. April 1919 in der Konstituierenden Nationalversammlung. Die erste Frau sprach im Parlament, die 40-jährige Adelheid Popp, eine der eindrucksvollsten Frauengestalten der österreichischen Geschichte, und sie sprach über die Abschaffung des Adels, aller seiner Vorrechte und Privilegien: „Die Republik muß die Grundlagen schaffen für die Gleichheit aller Menschen, wie sie uns bisher als Ideal erschienen ist“, sagte sie, auf die Vision Staatsbürgergesellschaft deutend, aber fortlaufend überschritt sie bereits die Grenzen der Bürgergesellschaft, „nicht nur in Bezug auf den Titel, sondern die Bevölkerung erwartet von diesem Hause, daß dem Gesetz [...] über die Abschaffung des Adels in sehr rascher Folge die Gesetze folgen werden, die auch die Privilegien des Besitzes abschaffen“.³ Damit war die Grenze angesprochen, die das Bürgertum und die Bauern von der Republik trennte und ihre Angstvision nährte. Die Entfeudalisierung der Politik zeigte sich am deutlichsten in der Landwirtschaft und in der Außenpolitik: Auf die hochadeligen Landwirtschaftsminister folgten die Bauernpolitiker, die weit über den Agrarbereich hinaus die Politik der Christlichsozialen maßgeblich beeinflussten,⁴ auf die Fürsten und Grafen folgte als Chef des Außenamtes – Dr. Bauer.

- Der Weg zur Staatsbürgergesellschaft führte über den Konsens der Klassen, der Bürger, der Bauern, der Arbeiter. Das war auch die Leitlinie des Staatskanzlers Dr. Karl Renner. Den symbolischen Ausdruck fand der Kompromiss im Wappen der Republik – Bürgerkrone, Sichel und Hammer –, realhistorisch in der nach langen, mühsamen Verhandlungen zustande gekommenen Verfassung von 1920.⁵ In diesem Elitenkonsens hatte die Sozialdemokratie, getragen vom „Fieberschub der Revolution“ der Massen, die Führung übernommen, sie stieg von einer Gegenelite zur Machtelite auf.⁶ Im Gegensatz zu Deutschland bestand in Österreich zunächst keine Gefahr von rechts. Die k. u. k. Armee als Ansatzpunkt für eine Gegenrevolution hatte sich aufgelöst, die Neuaufstellung der Volkswehr wurde von der Sozialdemokratie dominiert. Der Zusammenbruch der militärischen Disziplin erstreckte sich allerdings auch auf die Volkswehr. Das Bürgertum, stark verarmt, hielt sich zunächst tief verschreckt zurück. Die Bauern hatten generell das Vertrauen in jede Staatlichkeit verloren, verteidigten jedoch entschieden ihr Eigentum. Was als reale Gefahr existierte, war eine linksradikale Revolution. Die russische Oktoberrevolution von 1917 gab ein Modell ab, das für einen Teil der linken Intellektuellen und Teile der Unterschichten eine hohe Faszination ausübte. Die Sozialdemokratie musste einen schwierigen Balanceakt bewältigen, um die liberale Demokratie zu

sichern: eine flexible Politik nach links, eine klare Abgrenzung gegenüber einem kommunistischen Experiment bei gleichzeitig umfassenden sozialen Reformen. Das Instrument der Massenzähmung boten die Arbeiter und Soldatenräte. Gelegentlich scherten die Räte zwar aus, aber letztlich dienten sie zur Stabilisierung der Lage. Auch der Bauernbund benutzte die Räteidee, um sich gegen links zu wenden. Der große Bauernprotest am Peter- und Paulstag 1919 (ein traditioneller Bauernfeiertag) war mit der Gründung des Reichsbauernrates verknüpft. Der Protest richtete sich gegen die linksradikalen „Putschversuche“. 10 000 Bauern verkündeten eine klare Botschaft: Eine Rätediktatur bedeute die Abspaltung des Landes von der Metropole, bedeute Bürgerkrieg. Wie eine Mauer werden sich die Bauern gegen eine einseitige Diktatur stellen.⁷ Als Stabilitätsfaktoren wirkten auch die Formen der „Revolution von oben“, die in der österreichischen Revolution eingegossen waren. Der Übergang von der kaiserlichen zur republikanischen Regierung geschah durchwegs zivilisiert. Diese Revolution forderte kaum Tote. Drei Elemente stellten eine Kontinuität her: die Bürokratie, die Länder und die eigentlichen Träger der Veränderungen – die politischen Parteien. Gleichfalls an drei Fronten gab es ein Krisenszenario, welches die Republik belastete: Zum einen hatte der Staat das Gewaltmonopol weitgehend verloren – zunächst an die Räte, dann an die entstehenden Wehrverbände; zum anderen schleppte sich die Frage der Sozialisierung hin; drittens und letztlich aber war mentalitätsmäßig entscheidend: Die Durchsetzung der Republik und der Demokratie blieb mit der militärischen Niederlage und dem Zerfall des Reiches verknüpft. Ein „Transfer des Sakralen“ auf die Republik misslang. Und diese Verstörung griff tiefer als in Deutschland, wo zwar die Monarchie verloren ging, aber das Reich überlebte. Und das war auch ein Faktor für den versuchten Anschluss von Deutschösterreich an Deutschland.

- In einer westlichen Perspektive hatte die Demokratie über die autokratische Monarchie gesiegt. Der Demokratie schien die Zukunft zu gehören. Otto Bauer nannte das die „demokratische Revolution“. Die reichte weiter als die parlamentarische Revolution, wie Bauer den Bruch der Rechtskontinuität mit dem alten Staat seit dem 30. Oktober 1918 bezeichnete, dem Tag an dem die Provisorische Nationalversammlung eine erste Verfassung für Deutschösterreich verkündete. Implizit war ab diesem Zeitpunkt bereits die Republik angedacht, die dann am 12. November 1918, nach dem Verzicht des Kaisers auf die Staatsgeschäfte, offiziell ausgerufen wurde. Nun trat das Parlament die Herrschaft im Staat an. Ein Staat mit geringen

Machtmitteln, vom Hunger bedroht, ohne klare Grenzen, ohne internationale Anerkennung, ganz von der siegreichen Entente abhängig. Und Parlamentsherrschaft hieß konkret: Herrschaft der Parteien. Diese Parteien begründeten einen Elitenkonsens, der den Staat über die ersten Monate hinwegtrug. Der Sozialdemokratie, im Parlament keineswegs die stärkste Partei, fiel wie von selbst die Führung zu, nur ihr traute man zu, die Massenunruhen zu zähmen. Wie John W. Boyer erstaunt feststellte: Es war eine der großen Ironien dieser Revolution, dass ausgerechnet Karl Renner Chef der Regierung wurde.⁸ Aber war es wirklich eine Ironie, dass ein Mann des Kompromisses eine Konsensregierung anführte?

Hinter dem Konsens lauerten allerdings die scharfen ideologischen Profilierungen der Parteien. Bei den Christlichsozialen hieß die Hierarchisierung: katholisch-österreichisch-deutsch, bei den Sozialdemokraten: sozialistisch-deutsch, bei den Deutschnationalen: nur deutsch. Gemeinsam war eine nuanciert deutsche Einstellung, war ein Streben nach dem Anschluss, war 1918 eine Bereitschaft, die Demokratie zur installieren, ja sogar eine gewisse Bereitschaft zu einer gemäßigten Sozialisierung. Die gefährlichste Fragmentierung verlief zwischen den Vorstellungen vom katholischen und sozialistischen „guten Leben“. Für die Sozialdemokraten war die Farbe Rot emotional die Farbe der Morgenröte, die Farbe des Fortschrittes, die Farbe der neuen Welt des Sozialismus. Für die Katholiken hingegen war es „das wilde Rot des Zornes“, das „düstere Feuerrot, entzündet von der Fackel der Revolution“, war es „das schaurige Blutrot des Königsmordes“.⁹ Der Konsens der Parteien schaffte, nach dem Bruch der Koalition im Sommer, im Herbst 1920 noch eine neue Bundesverfassung. Aber die Formulierung der Grundrechte scheiterte (bis heute). Der Elan der Revolution war bereits gebrochen, die Sozialdemokratie hatte ihre Hegemonie verloren. Die Konflikte der ideologischen Weltbilder erwiesen sich als überstark. Die Konflikte bezogen sich, wie John W. Boyer anmerkte, auf die Felder: Staat/Kirche, Kollektiveigentum/Privateigentum, Gemeinschaft/Individuum, Mann/Frau, Eltern/Kind.¹⁰

Die österreichische Revolution entwickelte so einen eigenen Rhythmus. Ihre Phasen lassen sich dann (Karl Pribram folgend) dergestalt bestimmen: erstens die politische Revolution, von Ende Oktober 1918 bis Februar 1919; die soziale Basis war in dieser Zeit am breitesten – sie reichte bis weit ins Bürgertum und Bauerntum hinein. Zweitens die sozialrevolutionäre Phase von März bis Juli 1919, die im Wesentlichen von Arbeitern, Soldaten, Invaliden, Arbeitslosen getragen wurde; die Stoßrichtung ging auf eine gewaltsame Ver-

änderung der Gesellschaft in Richtung Sozialismus. Drittens das Abklingen und Mündewerden der Revolution von August 1919 bis Oktober 1920, als die bürgerlichen Kreise wieder erstarkten, aber der Reformelan gerade noch anhielt.¹¹ Diese Periodisierung müssen Autor wie Leser im Kopf behalten, denn diese Biografie folgt etwas anderen Kriterien. Sie orientiert sich an den Rollen, die Otto Bauer als ein zentraler Akteur in dieser Revolution einnahm: Außen-, Innen-, Parteipolitiker. Jeder dieser Rollen entsprach eine andere Funktionalität, jede entwickelte eine eigene Dynamik. Inhärenz waren dabei Rollenkonflikte und Rollendifferenzen, die sich in der Person Otto Bauer selbst abspielten und die gleichzeitig von außen unterschiedlich wahrgenommen wurden und auf die Person selbst zurückwirkten. Die wichtigste Rolle, die er übernahm, war sicherlich die Rolle des „Außenministers“. Die Rolle des Staatsmannes also, der in einem feindlichen Umfeld, möglichst objektiv, die Interessen der deutschösterreichischen Gesamtgesellschaft vertreten musste. Diese gesamtstaatliche Rolle stand häufig im Widerspruch zur Rolle des Parteipolitikers, der die partiellen Interessen der Arbeiterschaft und der Sozialdemokratie durchsetzen wollte; mit der Rolle des Gesellschaftspolitikers, der seiner Vision folgend den Sozialismus aufbauen wollte. Schließlich kam nach der Revolution die Rolle des Historikers hinzu, der als ein wesentlicher Akteur einige Jahre später auch die Geschichte dieser Systembrüche schreiben wollte und der diesen dramatischen Ereignissen auch den Namen gab: die österreichische Revolution.¹²

1. Plebisitz und Schiedsgericht als Modell: Staatsekretär des Äußeren

1.1 Das Palais auf dem Ballhausplatz

Darüber, ob die Ereignisse von 1918/19 in Österreich eine Revolution waren, gibt es unterschiedliche Meinungen.¹³ Für die Mitlebenden, vor allem aus den Oberschichten, gab es keinen Zweifel: Es war eine Revolution! Als eine Chiffre dafür kann das „Ministerium des k. u. k. Hauses und des Äußeren“ gelten. Dort, im Haus auf dem Ballhausplatz, ganz nahe der Hofburg, wo die Fürsten Kaunitz und Metternich regierten, wo die Grafen Andrassy, Gołuchowski, Aehrenthal Großmachtpolitik betrieben, wo Graf Berchtold den Ersten Weltkrieg begann, wo Baron Flotow (seit 2. November 1918) letzter Außenminister der Monarchie war, dort nun zog der bürgerliche Jurist, Marxist, Jude und Sozialdemokrat Otto Bauer ein. Die Außenpolitik war traditionell die Sphäre des Kaisers und des Hochadels. 90 Prozent der Mitglieder des diplomatischen Korps stammten



Abb. 6: Otto Bauer.



Abb. 7: „Karikatur der Woche“ von Otto Bauer
(aus der Zeitung *Der Morgen*), 1919.

aus dem Adel. 11 Prozent von ihnen wiesen zwar eine jüdische Herkunft auf, sie waren jedoch assimiliert und in die adelige Gesellschaft durch Verwandtschaft integriert. Im Ministerium des Äußeren hingegen dominierte die „zweite Gesellschaft“ des niederen Adels, mit 15 Prozent Bürgerlichen.¹⁴

Otto Bauer hatte zwar die notwendige juridische Ausbildung, besaß die nötigen Sprachkenntnisse, aber ihm fehlte die Diplomatenprüfung und die Erfahrung in der klassischen Außenpolitik. Allerdings hatte er einige Aufsätze und Broschüren, aus kritischer marxistischer Sicht, zur k. u. k. Außenpolitik verfasst, auch pflegte er internationale Kontakte im Rahmen der Zweiten Internationale, aber ihm fehlte vor allem jenes adelige Flair, das durch alte Familientraditionen, durch strenge Erziehung, durch Kenntnisse der diffizilen gesellschaftlichen Konventionen erworben wurde; ihm fehlte somit alles, was das europäische adelige Diplomatenkorps verband.

Sein Regierungskollege, der Staatssekretär für Volksernährung Hans Löwenfeld-Russ, ein erfahrener k. k. Bürokrat, beschrieb den 37-jährigen Otto Bauer am 1. Dezember 1918 in einem Brief an seine Eltern so: Ein junger Mann aus vermögenden deutsch-böhmischem Familienverhältnissen, Schrift-

steller, kam aus russischer Kriegsgefangenschaft eher als „Bolschewik“ zurück, nun aber sei er gemäßigt „und ist ohne Zweifel einer der fähigsten Männer, die wir derzeit haben. Sein Äußeres ist leider nicht einnehmend, klein, sehr jüdisch, aber sehr gescheit und von einer unglaublichen Auffassung, vielleicht mit zu viel Theorie“.¹⁵ Ein sozialdemokratischer Genosse besuchte Bauer im Frühjahr 1919 im Palais am Ballhausplatz: „Er war abgemagert, das Gesicht voller Falten, die Augen müde. Seine dreifache Belastung machte sich bemerkbar: Redakteur der ‚Arbeiter-Zeitung‘, Außenminister und Politiker, der immer gerufen wurde, wenn es galt, radikale Wünsche zu dämpfen, ohne den Ruf des zielbewussten Austro-Marxisten zu gefährden. Sein Aschenbecher war voller Stummeln und auch während meines Besuches hörte er nicht auf zu rauchen.“¹⁶ Das Staatsamt des Äußeren wurde nach der provisorischen Verfassung vom 30. Oktober 1918 mit der Zuständigkeit des bisherigen k. u. k. Ministeriums des Äußeren errichtet.¹⁷ Zur Unterscheidung von den weiter bestehenden monarchischen Ministerien wurden die Leiter der deutschösterreichischen Staatsämter nun Staatssekretäre genannt. So gab es im Palais auf dem Ballhausplatz zwei Außenministerien nebeneinander, ein österreichisch-ungarisches, ab 12. November 1918 als ein liquidierendes Ministerium (bis 1920), und ein deutschösterreichisches Außenamt. Neben den revolutionären Brüchen existierten eben auch zahlreiche Kontinuitäten. Leiter des liquidierenden k. u. k. Ministeriums blieb der letzte österreichisch-ungarische Außenminister, Ludwig Freiherr von Flotow, zum ersten Leiter des deutschösterreichischen Staatsamtes wurde der schwer herzkranke Victor Adler bestellt. Nach seinem Tod folgte ihm Otto Bauer als Staatssekretär nach (offiziell seit 21. November 1918).¹⁸ Bauer hatte bereits zuvor den kranken Adler vielfach vertreten, zunächst als Leiter des Präsidialbüros, dann, seit 31. Oktober 1918, als Unterstaatssekretär.¹⁹

Notwendigerweise musste das Staatsamt des Äußeren auf das Personal des k. u. k. Außenministeriums zurückgreifen. Allerdings gingen die hochadeligen Diplomaten, schwer gekränkt, meist in Pension (dafür war Flotow zuständig), während die Konsuln und Vertreter des eher niederen Adels im Dienste der Republik blieben. Nach der Geschäftseinteilung des Staatsamtes des Äußeren vom 22. November 1918 waren von 31 Positionen 21 mit Adeligen besetzt.²⁰ Die Beziehungen zwischen Bauer und Flotow verliefen korrekt, aber distanziert. In seinen Erinnerungen empörte sich Flotow über die „gewollte sozialdemokratische Manierlosigkeit“, weil Adler und Bauer ihn von ihren Anordnungen nicht informiert hatten.²¹ In dieses fremde Milieu implantierte der Staatssekretär einen Kreis von Sozialdemokraten, meist jüdischer Her-

kunft, als Leute seines Vertrauens. Dazu zählten Benedikt (Berndl) Kautsky, der Sohn des berühmten marxistischen Theoretikers Karl Kautsky, als Privatsekretär, der Auslandskorrespondent der „Arbeiter-Zeitung“ und spätere Gesandte in Moskau, Otto Pohl, als Leiter des Pressedienstes (bei dem auch Robert Musil publizistisch für den Anschluss tätig war)²² und der Historiker und Anschlussenthusiast Ludo Moritz Hartmann als Gesandter in Berlin. Zu den Männern seines Vertrauens gehörten auch Nichtsozialdemokraten wie der hervorragende Wirtschaftsexperte, Sektionschef Richard Schüller, den Bauer von seiner Studentenzeit kannte und der für alle Regierungen bis 1938 unverzichtbar war (der einzige jüdische Sektionschef, der sich auf eine „Karriereaufe“ nicht einließ) als Leiter der Wirtschaftssektion,²³ der Studienfreund Hans Kelsen, der zu Gutachtertätigkeiten herangezogen wurde und der angesehene Rechtsgelehrte und ehemalige Justizminister Franz Klein.

Das deutschösterreichische Staatsamt war in einer völkerrechtlich verwickelten Situation. Wie Bauer am 30. November 1918 im Staatsrat erklärte: Die Entente wolle mit ihm nicht verhandeln, weil sie Deutschösterreich als Staat betrachte, mit dem sie sich noch im Krieg befindet. Nur Deutschland habe den neuen Staat formell anerkannt. Die anderen neutralen Staaten, wie die Schweiz und die skandinavischen Staaten, verhandeln zwar de facto mit Deutschösterreich, verweigern jedoch eine formelle Anerkennung. Das führt dazu, dass der Staatssekretär zwar über die Schweiz Kontakte zur Entente aufnehmen könne, die Schweiz jedoch den deutschösterreichischen Vertreter Baron Haupt nicht als Gesandten betrachte und ihm den normalen diplomatischen Kurierdienst verweigere. Das wiederum bedeutet, dass der Staatssekretär nur über die noch bestehende k. u. k. Gesandtschaft mit dem deutschösterreichischen Vertreter in der Schweiz verkehren könne.²⁴ Zur Personalsituation des Außenamtes sagte Bauer in dieser Sitzung des Staatsamtes: „Ich habe immer Bedenken, das alte diplomatische Personal zu verwenden, weil wir dann als Fortsetzung der alten Monarchie erscheinen würden, und Herren, die hierfür geeignet sind, sind nicht leicht zu finden. Man holt sich, wenn man einmal jemanden gefunden zu haben glaubt, gewöhnlich einen Korb.“²⁵

Die Frage der Rechtsnachfolge der Habsburgermonarchie war eine völkerrechtlich entscheidende Frage für die Republik. Denn daran hing auch die Frage der Kriegsschuld und der möglichen Reparationen. Otto Bauer beauftragte Hans Kelsen mit einem Gutachten über die völkerrechtliche Stellung des Staates Deutschösterreich. Das Gutachten lag am 29. November 1918 mit folgendem Ergebnis vor: 1. Bei Zerfall eines Staates findet nach völkerrechtlichen Prinzipien keine allgemeine Rechtsnachfolge der neuen Staaten

in die Rechte und Pflichten des alten Staates statt. 2. Deutschösterreich habe niemandem den Krieg erklärt, brauche daher auch keinen Frieden zu schließen. Der neue Staat sei neutral oder quasi-neutral. 3. Es bestehe allerdings die Gefahr, dass Deutschösterreich von der Entente als „Rest“ der Monarchie erklärt werde und so alle Lasten der Kriegsentschädigungen tragen müsse.²⁶ Das war eine erste österreichische Opfertheorie und wie die zweite österreichische Opfertheorie nach 1945 blickte sie nur auf den „Staat“ und negierte die Verantwortung der „Gesellschaft“ für den Krieg und seine Folgen. Allerdings spielten die Alliierten 1918/19, zum Unterschied von 1945/46, dieses Spiel nicht mit. Die „Mantelnote“ des Staatsvertrages von Saint-Germain beharrte auf der Verantwortlichkeit des österreichischen Volkes für den Krieg.²⁷

Als Chef des Staatsamtes auf dem Ballhausplatz hatte Bauer auch Zugang zu Akten des k. u. k. Ministeriums des Äußeren über den Kriegsbeginn und die Kriegsschuld. Er ließ die Akten durch Dr. Roderich Goos sichten.²⁸ Bauers Erkenntnis aus den Akten war eindeutig: Österreich-Ungarn trage die Hauptverantwortung für den Ausbruch des Weltkrieges oder, wie er es diplomatischer in einer Denkschrift an alle in Wien vertretenen Mächte und Regierungen der Ententestaaten am 25. Dezember 1918 formulierte: Deutschösterreich „weiß, daß der Krieg ausgelöst worden ist durch den Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien; im letzten Grund also dadurch, daß die Integrität der alten österreichisch-ungarischen Monarchie unvereinbar war mit dem Streben des südslawischen Volkes nach nationaler Einheit und Freiheit.“²⁹ Die Spurte richtete sich nicht nur allgemein gegen das alte Österreich, sondern speziell gegen das k. u. k. Ministerium des Äußeren. In einem Privatschreiben an Karl Kautsky vom 6. Mai 1919 strich Bauer noch einen anderen Faktor der Aktensammlung heraus: Sie diene zur „Zerstörung der Entente-Legende, daß Österr.-Ung. nur von Deutschland benutzt und vorgeschenken gewesen sei. [...] Deutschland ist schuldig, Österreichs Überfall auf Serbien gedeckt zu haben. [...] An Schuld bleibt den Deutschen trotzdem reichlich genug...“³⁰ Das ist eine sehr präzise Analyse der Verantwortung für den Krieg;³¹ sie übergeht allerdings die sozialdemokratische Mitverantwortung und das persönliche schneidige Auftreten des k. u. k. Leutnants der Reserve, Dr. Otto Bauer, im Jahr 1914.

1.2 Grundzüge der Außenpolitik

Die vorher angesprochene Denkschrift vom 25. Dezember 1918 enthält die Grundzüge der Außenpolitik Otto Bauers. Sie ist ein diplomatisches Schrift-

stück fern von jeder marxistischen Rhetorik. Die „österreichische Revolution“ heißt „Umwälzung“ oder „Umsturz“. Bewiesen soll werden, dass trotz der „bitteren wirtschaftlichen Notlage“, trotz der Erregung über den „Beginn einer neuen Welt“ Ruhe, Ordnung und Sicherheit gewahrt blieben, dass alle Kreise und Schichten des Volkes (kein Wort von den Klassen) zur Selbstverwaltung und Selbstbestimmung fähig sind.³²

Die einzelnen Punkte der Denkschrift:

- Die völkerrechtliche Stellung Deutschösterreichs wird mit Kelsen so definiert: „Deutschösterreich beansprucht die Stellung einer befreundeten Macht gegenüber allen Staaten der Erde, einer neutralen Macht gegenüber den Kriegsführenden.“³³
- Das Staatsgebiet Deutschösterreich muss sich auf alle Gebiete erstrecken, auf denen das deutsche Volk der ehemaligen Monarchie ansässig ist. Dazu gehört: Deutschböhmen, das Sudetenland, Südböhmen, Südmähren und das deutsche Südtirol. Gestützt auf die letzte Volkszählung von 1910, plädiert die Denkschrift für die Fiktion eines „reinen“ Nationalstaates. Der tschechoslowakische Staat wird gewarnt: Eine gewaltsame Einbeziehung der deutschen Bevölkerung würde das Gefühl leidenschaftlichen nationalen Hasses gegen die tschechoslowakische Mehrheit entfachen. Der tschechoslowakische Staat wäre kein Nationalstaat, sondern ein Nationalitätenstaat wie das alte Österreich. Das Gleiche gilt – so Bauer – für die deutsche Bevölkerung der Südsteiermark und Unterkärntens in Bezug auf den „jugoslawischen Staat“ und für Südtirol in Bezug auf Italien.³⁴ Da Deutschösterreich diese territorialen Forderungen militärisch nicht durchsetzen konnte, berief sich der Staatssekretär auf die gängige, vieldeutige Formel der „Selbstbestimmung“ und forderte für die umstrittenen Gebiete ein Plebisitz unter neutraler Kontrolle.³⁵ Hinter diesem Engagement für Deutschböhmen und Deutschsüdtirol stand bei Otto Bauer auch eine persönliche Betroffenheit: Seine Familie stammte aus Böhmen, die Fabriken seines verstorbenen Vaters, an denen er beteiligt war, lagen in Warnsdorf und Umgebung, in Meran und Reichenberg hatte er seine Mittelschulzeit verbracht. Immer wieder brach bei dem emotional verschlossenen Theoretiker und Politiker ein ungewohnter Gefühlston durch, wenn es um das „Deutsche“, die deutsche Kultur ging. In der Provisorischen Nationalversammlung vom 4. Dezember 1918, in der Bauer die Richtlinien seiner Außenpolitik erläuterte, sagte er beispielsweise: „Es gibt vielleicht nirgendwo einen Fleck *deutscher Erde*, der jedem Deutschen so teuer ist, wie gerade dieses deut-

sche Südtirol. [...] So ist dieses Stück Erde jedem Deutschen *heilig* geworden und es wäre das ganze deutsche Volk in seinen tiefsten Gefühlen auf das Schmerzlichste verletzt, wenn es dieses Stück Erde verlöre...“³⁶

- Grundthese der Außenpolitik war die Annahme, dass Deutschösterreich „geographisch, wirtschaftlich und industriell für sich allein nicht bestehen“ kann.³⁷ Diese Grundannahme ist von der späteren Geschichte der Republik widerlegt worden. 1918/19 konnte man den künftigen Verlauf der Entwicklung nicht voraussehen. Damals galt die schmerzliche Alltagserfahrung, dass sich die Republik nicht selbst ernähren konnte. Aus dieser Situation entwickelte Bauer zwei Optionen (wie vor ihm schon Victor Adler): eine taktische Option der Donauförderation, die Bauer sich nur als Bundesstaat der Nachfolgestaaten der Monarchie vorstellen konnte und die er sofort mit dem Argument „der Abneigung und dem Widerstand“ der anderen Nationen gegen Wien ablehnte.³⁸ Die Bereitschaft, über eine Donaukonföderation überhaupt zu verhandeln, erklärte Bauer in einem Brief an den enttäuschten, bedingungslosen Anschlussfreund Hartmann als diplomatische Finesse. „Meine Politik ist daher, den Gedanken der Donau-Föderation nicht a limine abzulehnen, sondern ihn durch Verhandlungen selbst ad absurdum zu führen und dadurch die dann einzig noch mögliche Alternative, nämlich den Anschluss unter geringeren Opfern als dies auf andere Weise möglich wäre, zu erlangen.“³⁹ Otto Bauer hatte das Spiel der Diplomatie – Tarnen und Täuschen – rasch gelernt. Mit dieser Erklärung an Hartmann war auch die Rüge verbunden, dass dieser die Anschlusspolitik in Berlin allzu offen und ungeschminkt betriebe. Die zweite Option, der Anschluss an Deutschland, war das eigentliche Ziel Bauers, zumindest seit dem Zusammenbruch der Monarchie. Der Entente versuchte er diese Option mit dem Argument schmackhaft zu machen, dass durch den Anschluss der Vorherrschaft des „norddeutsch-preußischen Wesens innerhalb Deutschlands ein starkes Gegengewicht geboten werde.“⁴⁰ Gekonnt „dialektisch“, aber für Frankreich kaum überzeugend, erklärt er scheinheilig: „Das Deutsche Reich würde zwar um zehn Millionen Deutsche vergrößert, aber eben dadurch würde es die mittelbare Herrschaft über 40 Millionen Slawen, Magyaren und Romanen (die es durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn indirekt hatte, E. H.) verlieren. Die Vereinigung Deutschösterreichs mit dem Deutschen Reiche hätte also keineswegs eine Stärkung Deutschlands zur Folge ...“⁴¹

Vordringlicher als die Staatsform, die Staatsgrenzen, der Anschluss war für die Mehrheit der darbenden Bevölkerung die Frage der Ernährung, der Heizung,

der Arbeitsmöglichkeit. Schon vor dem Großen Krieg konnten sich die Alpenländer nicht selbst versorgen. In der integrierten Wirtschaft der Monarchie sorgte die Arbeitsteilung dafür, dass Wien und die Länder von Ungarn, Böhmen und Galizien alimentiert wurden. Nun aber spererten sich die neuen Nationalstaaten gegen Deutschösterreich ab. Das Land stehe, so Bauer, „unmittelbar vor der Gefahr der Hungersnot“.⁴² Dazu komme, wegen der Kohlennot, im kommenden Winter die Gefahr der Kälte, die Einstellung der Fabriken mit ungeheurer Arbeitslosigkeit als eine Folge. Im Parlament erzählte Bauer, dass allein für einen Kohlenzug, der von Schlesien über die Tschechoslowakei nach Wien kommen sollte, fünf diplomatische Verhandlungen notwendig waren, häufig ohne Ergebnis. „Wir haben das Erbe vollständiger Ohnmacht, vollständiger Wehrlosigkeit nach außen angetreten.“⁴³ Tatsächlich musste sich das Staatsamt für Äußeres häufig mit wirkungslosen Protestnoten begnügen. Gegenüber der Entente, vor allem gegenüber den USA, wies die Denkschrift auf die sozialen Folgen der drohenden Hungersnot hin: Ohne Zufuhr überseeischer Lebensmittel komme es zu der „furchtbarsten sozialen und politischen Katastrophe“, das Land werde der Anarchie überantwortet. Das Katastrophenszenarium wurde im Frühjahr 1919 durch die Gefahr des Bolschewismus, wie Bauer unermüdlich betonte, noch erweitert. Das war wohl das wirkungsvollste Argument überhaupt. Doch als Zentrale Linie der Außenpolitik kann Bauers Grundsatz gelten: in strittigen Gebieten soll ein Plebisit und ein neutrales Schiedsgericht entscheiden.⁴⁴

1.3 Die drei Plagen: Hunger, Kälte, soziales Chaos

Die Bevölkerung hungerte 1918/19, aber sie verhungerte nicht; sie fror, aber sie erfror nicht; sie schlitterte in ein soziales Chaos, aber die österreichische Revolution zähmte die linksradikalen Putschversuche, stabilisierte die Republik als liberale Demokratie. Das war die große Leistung der Regierung, auch die persönliche Leistung Otto Bauers. Im Staatsrat klagte Karl Renner am 8. November 1918, dass die Bevölkerung keine Kohle, kein Licht, keinen Zucker habe. Die Verzweiflung der Bevölkerung könne die Regierung hinwegfegen.⁴⁵ Ende November 1918 fasste der Staatssekretär für Volksernährung, Hans Loewenfeld-Russ, die Lage so zusammen: „Ohne Einfuhren aus dem Ausland müßte Wien verhungern.“⁴⁶ Trotz ausländischer Hilfslieferungen musste ein Jahr später die Brot-Quote pro Woche auf einen halben Laib Brot gekürzt werden.⁴⁷ Bei einer Pressekonferenz 1919 griff der Staatssekretär zu einem fast blasphemischen Vergleich: „Bei uns ist aber die Lage so, daß

wahrscheinlich auch der liebe Gott, wenn er vom Himmel käme, die Schwierigkeiten der Verhältnisse nicht überwinden könnte.“⁴⁸

Hilfe konnte nur aus dem Westen kommen. Das wiederum erforderte eine strikte Westorientierung der deutschösterreichischen Außenpolitik. Otto Bauer formulierte diese Politik am 11. November 1918 im Staatsrat: „Was die Entente-Demokratie betrifft, so steht die Entente ebenso feindlich den alten monarchischen Staatsformen gegenüber wie andererseits allem, was nach Bolschewismus aussieht. Wodurch man sich überhaupt das Spiel erleichtern kann, ist die schroffe Betonung der Demokratie gegenüber der Diktatur, sei es eine Autokratie nach der westlichen Terminologie, sei es eine Sowjetrepublik.“⁴⁹ Allerdings, ob die „Vertretung der deutschen Interessen“, letztlich das Streben nach dem Anschluss, die deutschösterreichische Situation verbessere, wie Bauer im nachfolgenden Satz meinte, wurde von Loewenfeld-Russ in seinen Erinnerungen entschieden bezweifelt.⁵⁰ Obendrein: War der Marxist Otto Bauer für den Westen ein glaubwürdiger Vertreter der liberalen Demokratie? Er bemühte sich redlich, in seinen diplomatischen Akten keinen Hauch einer marxistischen Terminologie aufkommen zu lassen (und in der realen innenpolitischen Situation in Österreich, mit der linken Hegemonie des Diskurses, konnte nur ein Linker die liberale Demokratie gegen eine Sowjetrepublik stabilisieren), das latente Misstrauen gegen ihn existierte trotzdem. Nach seinem Rücktritt als Staatssekretär schrieb Bauer am 2. September 1919 an Karl Kautsky: „Den Franzosen und Engländern ist jeder Sozialdemokrat unheimlich, besonders wenn er wegen seiner Haltung zum Krieg als Linker gilt; sie glaubten doch immer, man könne im Herzen doch ein Bolschewik sein. Wie sehr das die Arbeit erschwert, habe ich ausgiebig erfahren.“⁵¹

Da sich Deutschösterreich am 12. November 1918 mit dem Gesetz über die Staats- und Regierungsform auch als Bestandteil der Deutschen Republik erklärt hatte, war der erste Ansprechpartner für Hilfslieferungen Deutschland. Von dort war allerdings nur wenig zu erwarten.⁵² So blieb nur der Westen. Dabei tauchte jedoch ein weiteres Problem auf. Der amerikanische Vertreter, Oberst House, setzte am 4. November 1918 im Obersten Kriegsrat in Paris den Beschluss durch, die „befreiten Gebiete“ der Habsburgermonarchie mit Lebensmitteln zu versorgen.⁵³ Doch gehörte Deutschösterreich zu den „befreiten Gebieten“? Nach der Wiener Staatstheorie gewiss und Wien wurde davon auch verständigt. Gleichzeitig jedoch galt „German-Austria“ aber als Feindstaat.⁵⁴ Schließlich setzte sich die österreichische Argumentation durch, die Bauer an den Beauftragten Stephan Haupt in Bern so formulierte: „Mit der Gefahr des Bolschewismus ist solange nicht zu rechnen, als Deutsch-

österreich nicht vollständig von der Lebensmittel- und Kohlezufuhr abgeschnitten und dem Elend preisgegeben wird.“⁵⁵ Das Argument „Bolschewismus“ konnte Bauer zweiseitig einsetzen: gegenüber den Alliierten für Lebensmittelhilfe, gegenüber den Linksradikalen im eigenen Lager als Unmöglichkeit der Errichtung einer Räteherrschaft, weil sonst die Lebensmittelzufuhr sofort aufhöre.

Im Dezember 1918 verhandelte eine österreichische Delegation, geführt von Baron Leopold Hennet, mit den Alliierten. Das Kernproblem lag bei den Finanzen. Wer sollte die Lieferungen bezahlen? Deutschösterreich war zahlungsunfähig und die USA weigerten sich zunächst, einen Kredit an einen Feindstaat zu geben. Erreicht wurde immerhin, dass eine erste Zulieferung zu Jahresbeginn aus der Schweiz zugelassen wurde und weitere Lebensmittel aus den italienischen Depots nach Wien kamen.⁵⁶ Weitere Verhandlungen mit der interalliierten Komission folgten dann in Wien. Endlich, im März 1919, gewährten die Alliierten einen 30 Millionen Dollar hohen Warenkredit, wofür Deutschösterreich Staatseigentum als Pfand einsetzen musste.⁵⁷ Grundbedingung allerdings war, dass in Österreich Ruhe herrsche. Die linksradikalen Revolutionsversuche im April und Juni 1919 gefährdeten so direkt die Versorgung, wie der britische Lebensmittelkommisär Sir Thomas Montgomery Cuninghame in einem Interview in der „Neuen Freien Presse“ unmissverständlich klarstellte: Unruhen in Wien würde von der Entente mit dem Hungertod bestraft werden.⁵⁸ Als weiteres Problem trat das „Verwaltungschaos“ (Loewenfeld-Russ) auf, Länder und Städte gehorchten nicht mehr, führten selbstständige wirtschaftliche Verhandlungen und gefährdeten so das staatliche Monopol der Außenpolitik.⁵⁹ Und das Gespenst des Hungers dauerte das ganze Jahr 1919 über an.

1.4 Flucht aus Österreich: der Anschluss an Deutschland

Der Anschluss war das Herzstück der Außenpolitik Otto Bauers. Allerdings, bis in den Oktober 1918 galten immer beide Optionen: Staatenbund mit den Nachfolgestaaten, erst wenn das nicht geht – der Anschluss an Deutschland. Am 11. Oktober legte Bauer den Entwurf einer Kundgebung in dieser Richtung dem Parteivorstand vor. Der Antrag wurde als verfrüht bezeichnet.⁶⁰ Daraufhin entwickelte er seine Ansichten in einer Artikelserie in der „Arbeiter-Zeitung“. Der zu gründende deutschösterreichische Staat, führte er aus, bestehe aus drei geschlossenen deutschen Siedlungsgebieten: den Alpenländern, Deutschböhmen und dem Sudetenland (Ostböhmen und Nordmähren).

Praktisch sind es drei deutschösterreichische Staaten. Alle drei Staaten sind allein nicht lebensfähig. Daher gebe es nur die Möglichkeit des Bundes aller altösterreichischen Länder mit einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet oder den Anschluss an Deutschland. Die erste Möglichkeit hielt Bauer für wenig wahrscheinlich, so bleibe nur die „Rückkehr zur deutschen Reichsgemeinschaft“, die Rückkehr zur Revolution von 1848, die Rückkehr zum Programm von Marx und Engels. Das Kernargument in diesen Artikeln ist ein wirtschaftliches: der Erhalt eines großen Wirtschaftsraumes, sei es den Österreich-Ungarns oder den im Deutschen Reich.⁶¹

Am Parteitag Ende Oktober 1918 hielt Bauer das Hauptreferat. Was der Staatssekretär aus diplomatischen Gründen stets verhinderte, setzte er hier dröhrend ein: die Ankündigung der Weltrevolution, der der Kapitalismus erliegen werde; die Anklage gegen den Entente-Imperialismus; die Flucht aus Österreich. Österreich-Ungarn sei ein unmögliches, naturwidriges staatliches Gebilde, ein Völkerkerker, ein Staat der Gewalt und ein reaktionäres Prinzip.⁶² Es gebe in der gegenwärtigen historischen Situation nur einen Ausweg: die Durchsetzung der Demokratie. „Die Demokratie ist für uns eine Notwendigkeit geworden. Wir brauchen sie heute nur zu verwirklichen, um zum Sozialismus zu gelangen (lebhafte Zustimmung).“⁶³ Etwas später sagte er noch deutlicher: Wenn die Demokratie das Wirtschaftsleben beherrscht, wird sie „von selbst in den Sozialismus umschlagen“. Und: Deutschösterreich gehöre dorthin, „wo wir von Natur aus hingehören“, zu Deutschland. Bauer wusste allerdings zu diesem Zeitpunkt, dass der Anschluss in der Bevölkerung, nicht zuletzt bei den Arbeitern, noch „sehr unsympathisch“ war.⁶⁴ Die Erfahrungen, die Bauer als Staatssekretär mit den Nachfolgestaaten machte, ihr Hass auf die Deutschösterreicher, ihre Abspermaßnahmen, lösten die zunächst ernst gemeinte Option des gemeinsamen Wirtschaftsraumes auf und ließ die Donauförderung zu einem taktischen Spiel gegenüber den Alliierten verkommen. In seinem detaillierten Programm „Der Weg zum Sozialismus“ von 1919 mündete dieser Weg in den Anschluss: „Darum muß der Kampf um den Sozialismus hierzulande zunächst geführt werden als ein Kampf um den Anschluß an Deutschland.“⁶⁵

Was waren die Motive für diese Sehnsucht nach dem Anschluss? In den Tiefen der persönlichen Gefühle wirkte die persönliche Begeisterung des assimilierten Juden für das gelobte Land der deutschen Kultur. Hinzu kam die Rückkehr zum marxistischen Programm von Marx und Engels aus dem Jahre 1848: die Rückkehr zur Idee der großdeutschen Republik. Weiters: Das gewohnte Leben in einem Großstaat sperrte sich gegen das „Zwergstaatenle-



Abb. 8: Otto Bauer bei einer Anschluss-Kundgebung des deutsch-österreichischen Militärbunds im Militärkasino (1915–1925).

ben“, gegen „ein Leben der Kleinheit und Kleinlichkeit“.⁶⁶ An Karl Kautsky schrieb Bauer am 6. Mai 1919: „Kommt der Anschluß nicht zustande, so wird Österr. ein armseliger Bauernstaat, in dem Politik zu machen nicht der Mühe wert sein wird.“⁶⁷ Und schließlich: Nur ein Land mit einer großen Industrie und einer starken Arbeiterklasse könne den Sozialismus verwirklichen, die gebe es nicht im kleinen Alpenösterreich, sondern nur in Deutschland. Obendrein brauche das Volk, das noch nicht an den Sozialismus glaube, eine große Idee, um seinen Lebenswillen zu stärken.

Einen Teil der Motive musste Bauer vor dem Ausland verbergen. Allerdings, die Franzosen waren hier sehr hellhörig. Sie sahen richtig: „Österreich kann nicht den Bauch bei der Entente und den Kopf bei Deutschland haben.“⁶⁸ So zog sich ein Riss durch die österreichische Außenpolitik: Auf der einen Seite stand Bauer als Bettler vor den Alliierten, der flehentlich um Lebensmittelhilfe bat, auf der anderen Seite verkündete er lautstark den Anschluss; ein Riss, der sich auch aus der Position Bauers als Chef des Außenamtes und als Innen- und Parteipolitiker ergab, der dem Bolschewismus mit aller

Energie widerstand, aber dennoch in Österreich den Sozialismus (Sozialisierung!) aufbauen wollte.⁶⁹ Zudem reagierte der Partner des Anschlusses, das Deutsche Reich, auch die deutsche Sozialdemokratie, auf das österreichische Werben kühl und zurückhaltend. Aus Angst vor den Folgen für den deutschen Friedensvertrag.⁷⁰

Die Anschlussverhandlungen Ende Februar 1919 in Berlin sollten diese Blockade aufbrechen. Otto Bauer war bereits klar, dass der „direkte Anschluss“ zu diesem Zeitpunkt unmöglich war, aber die wirtschaftlichen Fragen sollten geklärt, die Währungsgemeinschaft vorbereitet werden, um die Entente vor vollendete Tatsachen zu stellen und bei einer späteren, günstigeren Gelegenheit den Anschluss rasch vollziehen zu können.⁷¹ Im Frühjahr 1919 verschob sich der Anschluss von einem kurzfristigen zu einem langfristigen Prozess. Gleichzeitig sollten durch eine „Währungseinigung“ die Versuche der Entente, Deutschösterreich in eine von Tschechen geführte Donauförderation zu zwingen oder eine unabhängige Republik Österreich zu begründen, blockiert werden.⁷² Aber bereits bei den Wirtschaftsfragen spießte es sich. Heraus kam zwar der sogenannte „Geheimvertrag“ vom 2. März 1919, der in Wahrheit ein „Geheimprotokoll“ der Verhandlungen mit Absichtserklärungen für die Zukunft war.⁷³ Verhandlungen über Rechtsangleichungen wurden weiter geführt, auch nach der Phase der Revolution in der Ersten Republik, aber das war alles.

Zwischen den beiden Sozialdemokraten Otto Bauer und Ludo Moritz Hartmann, dem Staatssekretär und dem deutschösterreichischen Gesandten in Berlin, entstand über die gescheiterte Währungsunion ein heftiger Streit. Das Vorgehen Bauers – zuerst wirtschaftlicher Anschluss, dann der staatsrechtliche – war dem forschen Hartmann zu vorsichtig, er wollte es genau umgekehrt; gegen „diplomatische Feinheit“ setzte er die rhetorische Leerformel „Entschlossenheit und Entschiedenheit“.⁷⁴ Tatsächlich jedoch scheiterten beide Strategien. Bauer war tief enttäuscht. Der liberale Gelehrte und ehemals kaiserliche Minister, Josef Redlich, der bereits am 13. Februar 1919 in seinem Tagebuch den „geistlosen Fanatismus“ der Anschlusspolitik Bauers kritisiert hatte, notierte am 15. März 1919 das Gerücht in der Wiener Gesellschaft, dass der Staatssekretär zurücktreten wolle und sein Mitarbeiter Franz Klein sein Nachfolger werden solle.⁷⁵ Tatsächlich dachte Bauer nach dem Berliner Fiasco an seinen Rücktritt.⁷⁶ Denn auch die andere Strategie scheiterte: Italien von den Alliierten loszulösen und für den deutschösterreichischen Verzicht auf die Donauförderation Südtirol und den Anschluss zu gewinnen.⁷⁷

Von den Folgen, von 1938 und 1945 her gesehen, war die Anschlusspolitik der erste große Fehler Otto Bauers als aktiver Spitzenpolitiker. Aus der

Stimmungslage von 1918/19, aus dem tiefen Hass gegen Habsburg-Österreich, der sich gegen Ende des Weltkrieges in Wien entwickelt hatte, war er einer unter vielen, die den Anschluss wollten. Aber er trug die Hauptverantwortung für diese Politik. In seiner Rechtfertigungsrede nach seinem Rücktritt, die er am 29. Juli 1919 vor seinen Wählern hielt, suchte er Schuldige für sein Scheitern. Als Person, so sagte er damals, gelte er bei der bürgerlichen Presse als Doktrinär, als Fanatiker, als Stubengelehrter, dabei habe er nur Ideen und Überzeugungen, kurz: Als Person sei er unschuldig.⁷⁸ Schuldig war das ganze Volk, dem ein einheitlicher, fester und starker Wille für den Anschluss fehlte; schuld waren die schwarz-gelben Kreise; schuld waren Teile der Industrie, die der finanziellen Belastung, die Deutschland treffen werde, ausweichen wollten; schuld war der Länderpartikularismus, der lieber sein eigens kleines Land retten, als an die große deutsche Nation denken wollte; schuld waren aber auch viele Arbeiter, die nicht zu einem „Deutschland Noskes“ kommen wollten.⁷⁹ Das war eine ziemlich klägliche Rechtfertigung, zumal Bauer durch seinen Rücktritt jede Verantwortung für den Friedensvertrag von Saint-Germain ablehnte – aus Scheu vor persönlicher Verantwortung, die Bauer später auch bei anderen Krisen zeigen wird (1927, 1934). Ob die Anschlusspolitik die Verhandlungen in Saint-Germain belastet haben, darüber kann man unterschiedlicher Meinung sein, Bauer selbst negierte einen Zusammenhang.⁸⁰ Er trat zurück, weil er mit seiner bisherigen Politik zu viel Feindschaft auf sich gezogen hatte, und so die Friedensverhandlungen nicht belasten wollte.⁸¹ Die Situation völlig verkennend, schrieb der ihn stets ablehnende Josef Redlich in sein Tagebuch: „Sturz des widerlichen Otto Bauers als Staatssekretär“.⁸² So dachten wohl viele Bürgerliche.

Genaueres über die Motive seines Rücktrittes erfahren wir aus einem privaten Brief, den Bauer aus seinem Urlaubsort an der Mariazeller Bahn am 4. August 1919 an den Freund Karl Kautsky schrieb: „Es wurden gegen mich ständig Intrigen gesponnen, die von Paris ausgingen, in Wien durch den französischen Gesandten organisiert wurden und sich als ihres Instruments eines großen Teiles der Wiener Bourgeois-Presse und des städtischen Flügels der Christlichsozialen bedienten. Hauptargument der Stimmungsmache: ohne Bauer wäre ein besserer Friede erreichbar. Ich habe den Stier bei den Hörnern gepackt und lasse die Leute jetzt das Experiment machen. Das verringert unsere Verantwortung für den schlechten Frieden und hat zugleich gute Wirkungen auf das Proletariat.“⁸³ In der Anschlussfrage, heißt es weiter, sei in nächster Zeit ohnedies nichts zu machen und er könne sich mehr um die Partei kümmern und die sozialdemokratische Politik nach dem Frieden vorbereiten,

vor allem nun die Sozialisierung (Bauer blieb ja als Leiter der Staatskommission für Sozialisierung in der Regierung).⁸⁴ Die persönliche Erleichterung, die er einen Monat später an Kautsky ausdrückte, kann man dem Theoretiker nachfühlen: „Persönlich geht's mir ganz gut. Ich habe, seit ich das Äußere los bin, doch etwas mehr Muße.“⁸⁵

Nicht kneifen vor der Verantwortung wollte Karl Renner, der, nach einem Gespräch in Feldkirch am 23. und 24. Juli 1919 mit Bauer, als Leiter der Delegation in Saint-Germain auch die Last des Außenministers auf sich nahm. Das offizielle Rücktrittsschreiben richtete Bauer am 25. Juli 1919 an den Präsidenten der Nationalversammlung, Karl Seitz. Als Begründung führte er an: erstens das Scheitern seiner Südtirolpolitik, zweitens das Scheitern der Anschlusspolitik, drittens seine „Stellung zur sozialen Revolution“, gemeint war, sein Eintreten für den Sozialismus.⁸⁶

1.5 Neutral gegenüber Räteungarn?

In Ungarn verlief die Revolution radikaler und die Gegenrevolution brutaler als in Österreich. Als Marxist interessierte sich Otto Bauer leidenschaftlich für das Geschehen in Ungarn, als Außenpolitiker versuchte er eine neutrale Position einzunehmen, um den Westen nicht zu verärgern. Am 7. April 1919 schrieb er, Österreich könne die Beziehungen zu Räteungarn nicht abbrechen, weil „unsere Interessen dort zu groß sind“; obendrein haben die hiesigen Arbeitermassen selbstverständlich Sympathie für die ungarische Revolution.⁸⁷ Im Kabinettsrat am 11. April 1919 argumentierte Bauer für eine neutrale Position zur Räteregierung in Bayern und Ungarn.⁸⁸ Ebenso wies er später die Vorwürfe der „Rätediktatur“ (Originalton Bauer) zurück, dass die deutschösterreichische Regierung die Gegenrevolution in Ungarn fördere. Weder könne die Regierung die Angriffe der Zeitungen gegen Ungarn behindern, die stehen unter dem Schutz der „Pressefreiheit“, noch erlaube sie direkte Einmengungen von österreichischer Seite in ungarische Angelegenheiten.⁸⁹ Im Gegensatz zur Räteregierung, die mit staatlichen Geldern und staatlichen Organen in Österreich eine Agitation für die Räterepublik betreibe, unterstützte die österreichische Regierung in keiner Weise die konservative ungarische Emigration (Antibolschewistisches Komitee des Grafen István Bethlen) in Wien. Sie gewährte nur das demokratische Asylrecht.⁹⁰ Die österreichische Regierung verhinderte allerdings auch nicht, dass 1200 der radikalen Volkswehrmänner zur Unterstützung der Räteregierung nach Ungarn fuhren.⁹¹ Konsequenterweise gewährte die Regierung nach der Niederlage der ungarischen Räteherrschaft

im August 1919 auch neun Volkskommissären, samt Anhang und Familie, das politische Asyl, als ein „Gebot der Menschlichkeit“ und als ein „demokratisches Prinzip“, wie die Regierung am 9. August 1919 im Parlament erklärte.⁹² Das sollte auch den nachfolgenden Regierungen einige Schwierigkeiten bereiten.

Diese hehren Prinzipien gerieten in ein Dilemma, als der Krieg zwischen den Tschechen und Ungarn um die Slowakei ausbrach und die Tschechen von der deutschösterreichischen Regierung Waffen und Munition forderten und von der Entente unterstützt wurden. An Renner schrieb Bauer am 8. Juni 1919: „Ich habe die Forderung bisher abgelehnt.“ Er sei aber ohnmächtig gewesen, zu verhindern, „daß die Entente sich selbst nimmt, was sie haben will. Die Antwort war die Mitteilung, daß Dienstag französische Offiziere nach Wöllersdorf (eine große Waffenfabrik, E. H.) gehen und dort die Auslieferung der Munition verlangen werden.“⁹³ Bauer reagierte auf das Dilemma „diplomatisch“. Aber die harte Tatsache besteht, dass der Marxist indirekt bereit war, Waffen gegen die marxistische Räteregierung zu liefern. Vor dem Gründungskongress der Arbeitergemeinschaft sozialistischer Parteien in Wien (Februar 1921) rühmte er sich lautstark: „Wir haben Widerstand geleistet. Wir haben uns nicht einschüchtern lassen durch Drohungen und die Tschechen haben nichts von diesen Waffen bekommen.“⁹⁴ Franz Klein in Saint-Germain kommentierte diese Tatsache: „Die Sozialdemokraten sind bereits in die Räder der Politik eingezwängt und beherrschen sie nicht mehr, werden von Fehler und Widerspruch zu immer weiterem Abirren vom richtigen Weg gedrängt. Sie müssen sich entscheiden, den Tschechen Waffen und Munition zum Kampf gegen Budapest (und vielleicht auch Wien?) auszuliefern.“⁹⁵

1.6 Der Weg nach Saint-Germain

Bereits Ende November 1918 betraute Bauer den eminenten Juristen Franz Klein mit den Vorbereitungen für den Friedensvertrag. Klein, der Schöpfer der österreichischen Zivilprozessordnung, ein Exponent der Reste einer wahrhaft liberalen Bürgerlichkeit (somit ein Partner für die Sozialdemokratie). Klein, persönlich menschenscheu, von einem abgrundtiefen Pessimismus erfüllt, misstrauisch und überempfindlich, mit gelegentlich antisemitischen Anfällen⁹⁶, wurde der Stellvertreter Bauers in Saint-Germain.⁹⁷ Bauer schätzte Klein hoch ein. Als „Seine Exzellenz“ Dr. Otto Bauer am 2. Mai 1919 die Einladung zur „Prüfung“ der Friedensbedingungen nach Saint-Germain erhielt, schlug er zunächst Klein als Leiter der Delegation vor. Das wurde von den Christ-

lichsozialen, mit denen Bauer unvorsichtigerweise vorher nicht gesprochen hatte, blockiert. So musste schließlich der Staatskanzler Renner selbst fahren. Er nahm damit in Kauf, dass er als Chef der Regierung monatelang von Wien fernblieb. Klein charakterisierte Renner im Gegensatz zu Bauer: „Mein Verkehr mit Renner bewegt sich in den besten Formen, er unterscheidet sich jedenfalls in Bezug auf Jovialität und Manieren sehr vorteilhaft von seinem Kollegen am Ballplatz.“⁹⁸ Warum leitete Bauer, wie vielfach angenommen wurde, nicht selbst die deutschösterreichische Delegation, die bei ihrer Rückkehr nur mehr eine österreichische Delegation war? Wir können nur vermuten. Sein Kollege in der Regierung, Loewenfeld-Russ, meinte, weil er das Odium des schlechten Friedens fürchtete.⁹⁹ Hinzu kam, dass er als Vertreter des Anschlusses, als Linker und Marxist – in der innenpolitischen revolutionären Situation ein Vorteil – das Gesprächsklima in Paris wahrscheinlich mehr belastet hätte, als der wendige, geschmeidige Renner. Diese österreichische Politik bezeichnete der verbitterte Franz Klein privat als eine „Politik des gekrümmten Rückens, des schmeichelnden Sichauslöschens, um den Mächtigen sich geneigt zu machen“, eine Politik voller Schweifwedeln und Schmeicheln.¹⁰⁰ Hatten die Österreicher eine andere Chance? Selbst Bauer, gewiss kein Schweifwedler, empfahl der Delegation in seinen Instruktionen, sich streng an die Vorschriften der französischen Regierung bezüglich der Bewegungsfreiheit zu halten. „Ich glaube, dass es für unsere Stellung zu den Vertretern der gegnerischen Mächte nur nützlich ist, wenn wir mit allem Nachdruck jedes Mal hervorheben, dass wir besiegt und machtlos sind und dass die Entente in der Lage ist, uns den Frieden zu diktieren.“¹⁰¹

In diesen Instruktionen erwies sich Bauer als gewiefter Außenpolitiker, der in Alternativen dachte und Kompromisse einzugehen bereit war. Ein Beispiel, unter anderen, war das Problem Deutschsüdtirol. Sollte die Zugehörigkeit Südtirols zu Österreich scheitern, schlug Bauer vier Kompromisse vor: Erstens Südtirol bleibt bei Deutschösterreich, wird aber militärisch neutralisiert. Scheitert auch das, soll sich zweitens die Neutralisierung auf ganz Tirol erstrecken. Geht auch das nicht, soll drittens Italien das Recht, dort Garnisonen einzurichten, gestattet werden. Bleibt schließlich die letzte Alternative: Soll Italien auf der Annexion beharren, müsse das Land wenigstens beim österreichischen Zoll- und Währungssystem bleiben.¹⁰² Tatsächlich scheiterten alle Kompromissvorschläge.

Als Anfang Juni 1919 der erste Teil der Friedensbedingungen bekannt wurde, bereitete sich im Lande das nackte Entsetzen aus. Präsident Karl Seitz drückte dieses Entsetzen in der Konstituierenden Nationalversammlung mit

dem Satz aus: „Wir wissen es, dass dieses Urteil ein Todesurteil ist.“¹⁰³ Bauer sprach unverhohlen vom „Diktat des Siegers“. „An die Stelle des verheißenen Sieges des Rechtes ist das alte brutale Recht des Siegers getreten.“¹⁰⁴ Die Hoffnung, die Bauer am 3. Dezember 1918 geäußert hatte, war etwas überraschend für einen Marxisten: „Es soll ja das Grundgesetz der neuen Weltordnung sein, deren Entstehung die ganze Menschheit hofft, daß Streitigkeiten in der Zukunft nicht mehr durch Gewalt, sondern durch Schiedsspruch auf Grund des Rechtes entschieden werden.“¹⁰⁵ Diese Hoffnung war in Saint-Germain vielfach gescheitert. Gescheitert waren auch die Optionen der Bauerschen Außenpolitik. Sein Rücktritt wurde unvermeidlich.

Eine der Friedensbedingungen traf auch Bauer persönlich. Seine Anleitung an die deutschösterreichischen Diplomaten zur Stellungnahme zu den Friedensbedingungen führte aus: Auch in wirtschaftlicher Beziehung wird Deutschösterreich schwerer getroffen als das Deutsche Reich. „Wenn Tschechen, Südlawen und Polen das Recht zugestanden wird, die Vermögen deutschösterreichischer Staatsbürger in ihren Gebieten zu konfiszieren, so wirkt das unvergleichlich schwerer als die analoge Bestimmung im reichsdeutschen Friedensvertrag. Die Konfiskation der in fremden Sprachgebieten gelegenen Bankfilialen, Fabriken (dazu gehörten die Fabriken von Bauers verstorbenem Vater, E. H.), Handelsunternehmungen und Landgüter bedeutet den Untergang Wiens.“¹⁰⁶ Etwas später schlug er für die deutschösterreichische Note über die Vermögenskonfiskation in den Sukzessionstaaten die Formulierung vor: „Wir sind bereit, Reparationen zu leisten. Aber die Vermögenskonfiskation, die uns gänzlich ruiniert, ist kein Mittel dazu.“¹⁰⁷ Hier nun hatte die österreichische Friedensdelegation einen Erfolg. Der Vermögensverfall wurde aus dem Staatsvertrag herausgenommen.¹⁰⁸

Der Vertrag von Saint-Germain, der am 10. September 1919 unterzeichnet wurde, war kein „Verbrechen an der Menschlichkeit“, wie die „Arbeiter-Zeitung“ emotional schrieb. Er war zwar hart, aber er war erfüllbar, wie die folgenden Jahre bewiesen.¹⁰⁹ Die nun strikt auf den Westen ausgerichtete österreichische Außenpolitik, die Bauer vor seinem Rücktritt in einem Brief vom 13. Juli 1919 selbst Renner empfohlen hatte, machte sich insofern bezahlt, als der endgültige Vertrag Erleichterungen bei den finanziellen Entschädigungen zugestand.¹¹⁰ Als dann 1922 Bundeskanzler Ignaz Seipel diese Westorientierung im Genfer Vertrag fortsetzte, wurde Bauer, aus parteipolitischen Gründen, der erbittertste Gegner dieser Politik.

2. Demokratie oder Rätediktatur? Der Parteipolitiker

2.1 Koalition der Not

Die österreichische Sozialdemokratie hatte den Ersten Weltkrieg ohne Parteispaltung (wie in Deutschland) überstanden, sie hatte ihre Parteiorganisation, geschwächt zwar, über den Krieg hinweg bewahren können (im Unterschied zu den anderen Burgfriedensparteien). Sie erfuhr seit Ende 1917 einen gewaltigen Aufschwung. 1913 hatte die Partei auf dem Gebiet der Republik 87 929 Mitglieder. Als bürokratische Partei führte sie, im Gegensatz zu den anderen Parteien, genau Buch über den Mitgliederstand. Im Sommer 1919 erreichte sie bereits den vierfachen Stand mit 322 826 Mitgliedern. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften stiegen von 295 147 (1918) auf 662 146 (1919).¹¹¹ Soldaten, Arbeiter(innen) und Angestellte, vom Krieg und Hunger erschöpft, strömten in die Partei, die in der chaotischen Zeit ein Programm für die Zukunft hatte: Republik und Aufbau des Sozialismus. Die anderen Parteien wirkten weit unsicherer. So fiel ihr wie von selbst die Hegemonie in der Regierung zu.

Otto Bauer war bis zum Tod Victor Adlers am 11. November 1918 dessen Adlatus. Er folgte ihm in die Position des Staatssekretärs des Äußeren, er folgte ihm nicht in der Position des Parteivorsitzenden. Den Vorsitz übernahm der ältere, in der Politik erfahrenere Karl Seitz. Es gibt keine Hinweise, dass Bauer einen Kampf um diese Position führte. Da mag wiederum seine persönliche Scheu vor der Macht mitgewirkt haben. Aber es gab auch andere, objektivere Gründe. Bauer kannte den Antiintellektualismus in der Partei und er war Jude, nicht wie Victor Adler von der Herkunft her, sondern bekennender, nichtreligiöser Jude. Und im Ersten Weltkrieg war wieder eine Welle des Antisemitismus in der österreichischen Gesellschaft ausgebrochen. Ein deklarierter Jude als Vorsitzender hätte so vielleicht den Aufschwung der Partei hemmen können. Darüber wurde allerdings nie gesprochen, aber es war als verschwiegenes Motiv ständig anwesend. So entstand das Paradox, dass Bauer in der Ersten Republik nie Parteivorsitzender wurde (nur Stellvertreter) und dennoch die politische Linie der Partei bestimmte. Das war nur möglich, weil Seitz die Überlegenheit Bauers akzeptierte, ihm das entscheidende Wort überließ und später als der elegante, sorgfältig gekleidete Bürgermeister von Wien genügend repräsentative Aufgaben fand, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen.¹¹² Bauer hingegen hasste als marxistischer Theoretiker solche Repräsentationen. Man kann ihn sich allerdings auch schwer als Bürgermeister mit einer prunkvollen Amtskette vorstellen.

Die Sozialdemokratie war die Herrin der Koalition (zunächst der Drei-Parteien-Koalition, nach den Wahlen vom Februar 1919 der Zwei-Parteien-Koalition), einer Koalition der Not. Bei seinem Amtsantritt als Staatssekretär des Äußeren sagte Bauer zu seinen adeligen Beamten: „Ich bin kein Freund solcher Koalitionen. Ich halte sie für naturwidrig und bin überzeugt, daß jeder solche Parteienbund durch seine inneren Widersprüche gelähmt und durch die unüberwindlichen Klassengegensätze nach kurzer Zeit gesprengt wird. Nur die höchste Not kann ein solches Zusammenwirken notwendig und dadurch auch möglich machen. Aber in solch höchster Not ist unser Staat entstanden und in solch höchster Not leben wir auch im Augenblick noch.“¹¹³ Er hielt als Staatssekretär loyal zur Koalition und forderte auch von seinen Beamten, trotz der Verschiedenheit der Weltanschauung, „vertrauensvolle Zusammenarbeit“. Von den Genossen am Parteitag 1919 rechtfertigte er zwar die Koalition noch, forderte aber gleichzeitig: Es müsse eine Politik gemacht werden, die sich mit „unseren Grundsätzen und mit der *Ehre* der Sozialdemokratie verträgt“.¹¹⁴ Anders gesagt: Die Sozialdemokratie muss die Hegemonie behalten. Im Herbst 1919, als die bürgerlichen und bäuerlichen Kräfte Tritt gefasst hatten, trat eine ernste Koalitionskrise auf und die SDAP stellte Bedingungen für die Fortsetzung (Vermögensabgabe, Achtstundentag, Gesetz zum Schutz der Republik ...).¹¹⁵ Am 20. Mai 1920 legte Bauer dem Parteivorstand ein streng vertrauliches Papier für Neuwahlen vor. Er selbst war längst nicht mehr in der Regierung. Nun standen für ihn Parteiinteressen im Vordergrund und er suchte Begründungen für den Ausstieg. Solange die SDAP in der Koalition bleibe, könne sie die Verantwortung für die wirtschaftliche Krise nicht den bürgerlichen Parteien zuschieben. Das war das demagogische Argument. Das parteitaktische Argument hingegen bezog sich auf den drohenden Verlust der Hegemonie. „Wir setzen in der Koalition nichts mehr durch.“¹¹⁶ Die Rolle der Partei in der Koalition bestehe nur mehr darin, für die Bourgeoisie die Aufgabe zu besorgen, die Arbeiter ruhig zu halten. „Eine solche Rolle ziemt der Partei nicht.“¹¹⁷ Der Schluss des Papiers: Man müsse einen geeigneten Vorwand für den Ausstieg suchen.

Der Vorwand fand sich einen Monat später, als im Juni 1920 im Parlament wieder vom Wehrgesetz gesprochen wurde. Probleme des Wehrgesetzes waren zwar der Vorwand, aber durchaus kein „nichtiger Anlaß“.¹¹⁸ Denn der Oberleutnant Bauer wusste, wie er bereits am 7. November 1917 über Russland geschrieben hatte: „Wer über die Bajonette und Maschinengewehre verfügt, ist Herr des Landes.“¹¹⁹ Bauer trieb seine Partei dorthin, wo er sich auch selbst am wohlsten fühlte – in die Opposition! Er fand allerdings in der Christlichsozialen Partei einen Partner für den Bruch. Auch in ihr gärte die Unzu-

friedenheit über die Koalition. Am christlichsozialen Parteitag Ende Februar nannte Vizekanzler Jodok Fink die Koalition „ein Übel“, weil nur eine „verwachsene Kompromißpolitik“ herauskomme.¹²⁰ Er fügte aber eine Perspektive hinzu, die in der engeren Klassenpolitik der SDAP im Sinne von Otto Bauer schwächer vorhanden war: „Höher aber als die stramme Parteipolitik musste uns stehen, Volk und Staat vor größerem Unglück zu bewahren ...“¹²¹

In einem Brief an Karl Kautsky vom 2. September 1919 enthüllte Bauer seine Strategie des „marxistischen Zentrums“ und er sprach auch seine Ängste an:

„Hier ist politisch wenig Neues. Der Sturz der ungarischen Räteregierung hat uns natürlich nach links gestärkt, aber nach rechts geschwächt. Irgendwelche näheren Gefahren von rechts her bestehen hier allerdings nicht. Doch kann sich die Situation immerhin verändern, wenn die Umbildung der Wehrmacht, zu der uns der Friedensvertrag zwingt, einen Konflikt hervorruft oder wenn die Kohlekrise im Winter die wirtschaftliche Krise verschärft. Jedenfalls ist unsere Lage nicht rosig. Ich arbeite jetzt an einer größeren Denkschrift, die die wirtschaftliche Lage Deutschösterreichs analysiert und die Mittel zu ihrer Sanierung aufzeigt. Je gründlicher aber ich die Dinge überlege, desto klarer wird mir, daß die Lage nur noch mit den radikalsten und heroischsten Mitteln zu sanieren wäre; welche Mittel ich mir vorstelle, wirst Du aus der Denkschrift ersehen, die ich Dir in etwa 14 Tagen zusenden zu können hoffe. Nun halte ich es aber für aussichtslos, daß eine Koalitionsregierung mit einer bürgerlichen Partei sich zu so radikalen Maßregeln entschließen könnte; und für ebenso aussichtslos unter unseren Umständen, daß eine rein sozialistische Regierung imstande wäre, so tief greifende Eingriffe in die Vermögensverhältnisse den Bauern aufzuzwingen. Einen solchen Versuch würden die Länder wahrscheinlich mit dem Abfall von Wien beantworten. Ist also eine radikale Sanierung weder mit den Bauern noch gegen die Bauern durchsetzbar, dann wursteln wir eben weiter, kommen immer tiefer in den Dreck, die Inflation schreitet fort, wir kommen aus eigener Kraft überhaupt nicht mehr heraus, sondern bestenfalls dadurch, dass unsere Naturschätze und unsere Großindustrie in ausländische Hände übergeht, und die Gefahr bleibt groß, daß die wirtschaftliche Verelendung uns schließlich doch in den Bolschewismus oder in die Konterrevolution oder in eines nach dem anderen schleudert.“¹²²

In dieser Phase der abklingenden Revolution war Bauer von einem tiefen Pessimismus erfüllt, dem Grundzug seines Charakters, den er nur privat dem Freund enthüllte, öffentlich jedoch durch die marxistische Revolutionsrhetorik

rik und durch einen forcierten Glauben an den Sozialismus überdeckte. Was aber war mit der Denkschrift, mit den radikalen Sanierungsmitteln? Sie trug er Ende Oktober 1919 dem Parteitag als „wirtschaftliches und soziales Aktionsprogramm“ vor.¹²³ Es war „starker Tobak“, was er den Arbeitervertretern zumutete. Denn er beginnt mit einer abstrakten Darlegung marxistischer Grundbegriffe, um dann festzustellen, dass in der derzeitigen Situation die österreichische Wirtschaft keine Mehrproduktion erzeugen kann. „Wo nichts ist, hat nun auch der Kapitalist sein Recht verloren.“¹²⁴ Daher könne es gar nicht um eine direkte Expropriation gehen, sondern nur darum, die Produktion überhaupt in Gang zu setzen. In Österreich liege der Kapitalismus am Boden, aber in den führenden Ländern des Westens blühe er auf, kündige sich das an, was später die „Roaring Twenties“ genannt wird. In einem Zitat von Bauer: „Frecher Luxus, Genußsucht, Fröhlichkeit auf den Straßen, die Pracht der Mode, gefüllte Theater, rauschende Feste...“¹²⁵ Aus diesem Zwiespalt, im eigenen Land der Kapitalismus schwer erschüttert, gleichzeitig das ausländische Kapital „unser Herr“, führe nach Bauer nur ein Weg hinaus: eine radikale Vermögensabgabe, die zum einen die reinen Mehrwerttitel (Kriegsanleihen, Inflation), wo also keine reale Mehrwertproduktion vorhanden sei, annulliere, und zum anderen ausländisches Kapital ins Land hole. Aber wie? Eine Sozialisierung großen Stils sei nicht möglich, denn dann bekomme man keine ausländischen Kredite.¹²⁶ Und im Inland zersetze die Geldentwertung jede wirtschaftliche Initiative: „Man kann nicht von bedrucktem Papier leben.“¹²⁷ Als Ausweg bot Bauer auch dafür den Königsweg der Vermögensabgabe an. Dabei soll der große Besitz „möglichst scharf“ getroffen werden.¹²⁸ Aktiengesellschaften müssen neue Aktien ausgeben und diese dem Staat übergeben. Beträgt die Vermögensabgabe etwa 50 Prozent, so müssen die Aktien eben verdoppelt und an den Staat weitergeleitet werden. Bei der Landwirtschaft dachte Bauer an die Form der Hypotheken. Mit diesen Wertobjekten in der Hand könne der Staat Auslandskredite aufnehmen.

Die einfachen Parteigenossen auf dem Parteitag reagierten auf diesen nationalökonomischen Vortrag irritiert. Ein Vorarlberger sagte: „Unsere Genossen, die uns hergeschickt haben, wollten weniger Theorie als praktische Arbeit.“¹²⁹ Und ein Vertreter der Konsumvereine meinte: In einer niedergebrochenen Volkswirtschaft können wir gar nicht sozialisieren, auch nicht verschleiern.¹³⁰ Tatsächlich war es eine Illusion mit dieser „verschleierten Verstaatlichung“ ausländisches privates Kapital nach Österreich zu holen. Mit den Genossen wurde Bauer fertig, indem er ihnen vorwarf, eben nicht mehr an den Sozialismus zu glauben.

Tief greifender waren die Konflikte zwischen Bauer und dem Staatssekretär für Finanzen, Joseph Schumpeter. Ihn, den Studienfreund, hatte Bauer im Mai 1919 als unabhängigen Fachmann in die Regierung geholt. Der erste Konflikt zwischen den beiden tauchte bei der Anschlussfrage auf. Schumpeter war kein Anschlussfreund, kooperierte dabei mit dem zukünftigen ersten Mann der Christlichsozialen, mit Ignaz Seipel.¹³¹ Als Schumpeter seine Skepsis gegenüber dem Anschluss öffentlich äußerte, schrieb ihm Bauer einen beleidigten Brief, in dem er aufdringlich auf seine Ressorthoheit bestand, der aber versöhnlich mit dem Satz endete: „Ich glaube, es wäre gescheiter, wenn wir uns einmal in einer freien halben Stunde bei einem Glas Tee oder Wein zusammensetzen, um die Sache zu besprechen.“¹³² Das Glas Tee war für Bauer, das Glas Wein für Schumpeter gedacht. Renner hingegen kündigte Bauer an: Schumpeter setze seine Intrigen fort. „Ich warte vorläufig noch zu, aber nach dem Frieden wird es unvermeidlich sein, mit ihm Schluss zu machen.“¹³³ Der zweite Konflikt entstand in der Frage der Auslandskredite und der Vermögensabgabe. Schumpeter erkannte das Dilemma schärfer als Bauer. „Man kann ein Anhänger der Sozialisierung sein, ohne zu erkennen, daß heute, wo der Staat in erster Linie Kredit braucht, die Sozialisierung von Unternehmungen vorhandene Kreditunterlagen zerstört, neue aber jetzt nicht schafft.“¹³⁴ Sein Vorschlag für die Vermögensabgabe – für die in der einen oder anderen Form alle waren – verband er ebenfalls mit der Kreditfrage, doch war er im Kern wesentlich moderater. Wenn ein Kapitalbesitzer ausländische Kredite dem Staat in der Höhe von 40 Prozent zur Verfügung stelle, solle die Abzahlung der Vermögensabgabe im Laufe von 30 Jahren gestattet sein.¹³⁵

Die Vorbereitungen für die Vermögensabgabe zogen sich über das ganze Jahr 1919 hin. Als sie am 21. Juli 1920 dann im Parlament beschlossen wurde – ohne die Stimmen der Sozialdemokraten, Bauer und Schumpeter waren nicht mehr in der Regierung –, erwies sie sich als Totgeburt. Bauern, Hausbesitzer und mittlere Unternehmen – die christlichsoziale Klientel – wurden geschont. Auch die Vermögensabgabe für Aktiengesellschaften löste die galoppierende Inflation in Luft auf.¹³⁶ Bauers Pessimismus in dem Brief an Kautsky hatte sich bestätigt, was allerdings nicht heißt, dass sein Finanzplan eine Alternative gewesen wäre. Realhistorisch war die Alternative für die Sanierung der österreichischen Wirtschaft nur eine große internationale Anleihe. Die aber wurde von Ignaz Seipel durchgesetzt.

In das Parlament wurde Bauer bei der ersten Wahl der Republik am 16. Februar 1919 gewählt – im Wahlkreis 1, der die bürgerlichen Wiener Bezirke Innere Stadt, Landstraße und Wieden (mit einem stark jüdischen Anteil)

umfasste.¹³⁷ Als im Sommer 1919 Josef Redlich bei einer Gesellschaft Arthur Schnitzler, der Bauer ganz und gar nicht leiden konnte, erzählte, dass alle Juden von Otto Bauer schwärmt, entgegnete dieser: „Auch ich bin Jude und schwärme nicht für ihn – und habe noch keinen einzigen Juden gesprochen, der ihn nicht widerwärtig und gefährlich finde.“¹³⁸ Bei dieser Wahl errangen zwar die Sozialdemokraten die meisten Stimmen, aber die Mehrheit in der Konstituierenden Nationalversammlung besaßen die bürgerlichen und bäuerlichen Parteien. Bauer hatte als Klubsekretär vor dem Krieg Erfahrungen mit der Parlamentsarbeit gesammelt. Er erhielt nun sofort eine starke Position. Er übernahm die Obmannstelle im Verfassungsausschuss. Er holte den Jugendfreund Hans Kelsen als Berater herein. Er wurde somit einer der Väter der Bundesverfassung von 1920 (die in den Grundzügen bis heute gilt). Er saß im Hauptausschuss und im Justizausschuss, er war Stellvertretender Obmann im Außenpolitischen Ausschuss. Nach seinem Rücktritt als Staatssekretär übernahm er faktisch die Obmannfunktion der sozialdemokratischen Fraktion (nominell besetzte sie Seitz). Das Parlament wurde 15 Jahre lang sein Hauptarbeitsfeld als Chef der Opposition.¹³⁹

Seine erste Rede als Volksvertreter hielt Bauer am 12. März 1919, noch in der Rolle des Staatssekretärs für Äußeres. Der Beschluss vom 12. November 1918, der Österreich als Bestandteil des Deutschen Reiches erklärte, wurde von der demokratisch gewählten Volksversammlung neuerdings legitimiert. Bauer sang das große Gloria des Anschlusses: Das ganze deutsche Volk ohne Unterschied der Parteien sei in dieser großen Sache „mit uns völlig eines Sinnes (lebhafter Beifall und Händeklatschen)“.¹⁴⁰ Die realen Schwierigkeiten des Anschlusses, die er in privaten und amtlichen Briefen ausdrückte, übertönte er in diesem großen Gesang. Es ging lediglich um die „große Erbauung, die wir alle brauchen, um nicht in dumpfe Verzweiflung zu versinken.“ (Friedrich Austerlitz)¹⁴¹

Dass Bauer selbst Ende 1919 recht pessimistisch war, lässt sich wieder aus einem Brief an Karl Kautsky erkennen: „Hier ist eine recht trübe Stimmung. Die Not ist furchtbar groß, wir können nicht einmal den Küchenbrand mehr ausgeben, von Zimmerbrand und Industriekohle gar nicht zu reden, die Verpflegung ist elend, die Teuerung schreitet immer schneller fort. Die Bevölkerung macht dafür natürlich uns verantwortlich. Die Ereignisse in Deutschland und Ungarn stärken die Reaktion, die Industriellen, die Banken und die Presse betreiben eine Kampagne gegen uns, die die Not wirksam ausnützt, die Mittelschichten fallen nach rechts ab, die Arbeiter sind unzufrieden. Dabei können wir einerseits gar nichts machen, da wir ökonomisch in den Händen

der Entente sind, und können andererseits nicht aus der Regierung heraus, da wir die Aufstellung der neuen Wehrmacht, die nach dem Friedensvertrag binnen 3 Monaten erfolgen muss, nicht einer bürgerlichen Regierung überlassen können. [...] So müssen wir in der Regierung bleiben, damit die Verantwortung für unabwendbares, nicht zu meisterndes Elend tragen und uns damit für geraume Zeit zu Grunde richten. [...] Leider lässt sich dagegen nichts machen, man muß das Unvermeidliche tun in der Hoffnung, damit wenigstens die errungene Demokratie zu sichern.“¹⁴²

Sehr klar zeichnet sich in diesem Brief Bauers depressive Grundstimmung ab, sein Fatalismus, die Ohnmacht gegenüber der Übermacht der Verhältnisse und die geringe Gestaltungsmöglichkeit der Politik, die Angst, dass die Partei in der Koalition Schaden nehmen wird. Auch der gelegentliche Überdruss an der Arbeit im Parlament, die er doch mit Eifer und Kompetenz ausführte, das Unbehagen des Intellektuellen und Theoretikers an der praktischen Arbeit wird deutlich, wenn er abschließend an Kautsky schreibt: „Dabei ist mir der Parlamentarismus innerlich zuwider. Ich wollte, man könnte wieder einmal ruhig wissenschaftlich arbeiten. Eigentlich ist es in der Kriegsgefangenschaft doch ganz schön gewesen!“¹⁴³

2.2 Der Kampf gegen die Linksradikalen in den Soldaten- und Arbeiterräten

Neben der Entente, der Regierung, dem Parlament, neben den Parteien und Ländern gab es in dieser Zeit noch ein weiteres Machtzentrum: die Räte. Beim großen Streik im Jänner 1918 spontan nach dem Beispiel der Sowjets der russischen Revolution entstanden verstanden sie sich als die eigentlichen Träger der Revolution.¹⁴⁴ Es war das große Verdienst der Regierung, vor allem der Sozialdemokraten, in erster Linie Friedrich Adlers und Otto Bauers, eine Rätediktatur mit allen Folgen in Österreich verhindert zu haben. Die bürgerliche Seite hatte dieses Verdienst der Sozialdemokratie nie richtig gewürdigt und die Linksradikalen (Kommunisten und Linke in der SDAP) sahen ohnedies nur den Verrat an der Revolution. Friedrich Adler, der seit dem Attentat auf Ministerpräsident Graf Stürgkh in der Arbeiterschaft als proletarischer Held gefeiert wurde, leistete diese Zähmung der wild ausschlagenden Rätebewegung als Vorsitzender des Reichsvollzugsausschusses der Arbeiterräte in der Praxis, Otto Bauer in der Theorie.

Es war allerdings auch nicht so, wie die Sozialdemokratie nach 1945 immer wieder behauptet hatte, sie hätten immer nur die Demokratie verteidigt. Am Parteitag 1919 sagte Otto Bauer eindeutig: Wenn die Klassengegensätze sich

verschärfen, dann kann die Frage entstehen: Diktatur der Bourgeoisie oder Diktatur des Proletariats, dann könnte die proletarische Diktatur gerecht fertigt sein.¹⁴⁵ Und in seiner Broschüre „Rätediktatur oder Demokratie?“ vom 30. März 1919 stellte er am Schluss fest: „Wir lehnen die Rätediktatur nicht für alle Länder, nicht für alle Zeiten ab.“¹⁴⁶ Wenn der Sturm der Revolution Europa ergreife, „dann kann der Tag kommen, an dem der Weg der Rätediktatur auch für uns gangbar wird.“¹⁴⁷ Das war keine leere Revolutionsrhetorik, keine Phraseologie, um die Arbeiter zu täuschen, keine bloße Drohgestik gegenüber der Bourgeoisie, um Sozialreformen zu erpressen, das war Teil seines marxistischen Glaubensbekenntnisses. Und die Denkfigur Diktatur wird auch nach der österreichischen Revolution im Linzer Programm von 1926 wiederkehren, mit verheerenden psychologischen Folgen. In der politischen Praxis von 1919 hatte die Sozialdemokratie, hatte Otto Bauer alles daran gesetzt, um die Demokratie gegen die Linksradikalen zu verteidigen. Das war allerdings nur möglich, weil die Partei tatsächlich wesentliche Sozialgesetze durchsetzen konnte (Acht-Stunden-Tag, Arbeiterurlaub, Arbeitslosenversicherung usw.). Nur so konnte die Partei ihre Hegemonie in den Räten halten, konnten die lautstarken Kommunisten dort auf fünf Prozent reduziert werden, konnte die Einheit der Partei gerettet und die Wählerschaft der Arbeiterräte von immerhin 800 000 Stimmträgern, trotz zahlreicher Übergriffe, in das politische System eingebunden werden.¹⁴⁸

Wie gewohnt, ging Otto Bauer die Frage der Stunde direkt an: Rätediktatur oder Demokratie?¹⁴⁹ Die Broschüre wurde in einer ungewöhnlich hohen Auflage von 55 000 Stück gedruckt.¹⁵⁰ Und Bauer näherte sich der Frage didaktisch geschickt. Er begann mit dem Zweifel der Arbeiterklasse am Wert der Demokratie. Kann sie den Kapitalismus beseitigen? Sollten nicht besser die Räte das Parlament ersetzen? Das heiße konkret: die „Selbstregierung des Volkes“ durch die „Diktatur des Proletariats“ ersetzen, die „Gleichberechtigung aller Staatsbürger“ durch die „Alleinberechtigung der Arbeiter und Soldaten“.¹⁵¹ Noch konkreter: Kann Österreich dem russischen (bald dem ungarischen und bayerischen) Beispiel folgen? Auf diese Fragen entwickelte Bauer klare Alternativen mit klaren Argumenten. Er setzt bei der Agrarfrage an: Außerhalb von Wien sei die Mehrheit der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig. Entscheidend aber sei, dass die österreichischen und russischen Bauern grundverschieden sind. Österreich sei kein Land der Großgrundbesitzer, daher gebe es auch keine landhungrigen Bauern, die sich der Revolution anschließen. Die Mehrheit unserer Bauern sei „konservativ, arbeiterfeindlich, antisozialistisch gesinnt“.¹⁵² Auch die Bauern haben ihre Räte gebildet. Kein

Bauernrat würde sich von einem Arbeiterrat dominieren lassen. Mit den Bauern gibt es keine Diktatur des Proletariats und gegen die Bauern würde eine Rätediktatur „in einer Hungerkatastrophe schnell und schmählich enden“.¹⁵³

Der zweite Strang der Argumente bezieht sich auf den militärischen Sieg der Entente, politisch den Sieg der bürgerlichen Demokratie über den militärisch-oligarchischen Obrigkeitstaat.¹⁵⁴ Diesen Sieg wird sich die „bürgerliche Demokratie“ nicht entreißen lassen. Geschickt die Woge des Pazifismus ausnützend, die seit Ende des Krieges die Gesellschaft bewegte, warnte Bauer vor den kommunistischen Sirenengesängen, überall in Mittel- und Osteuropa Rätediktaturen zu errichten. Das wäre nicht die Weltrevolution, sondern ein neuer Krieg mit der Entente: „Kann unser kriegsmüdes verhungerndes Volk einen neuen Krieg führen?“¹⁵⁵ Der Schluss, den Bauer aus beiden Argumentationssträngen zieht, ist eindeutig: Eine Rätediktatur in Österreich bedeutet erstens Krieg mit der Entente und zweitens eine riesige Hungerkatastrophe. Binnen weniger Wochen würde diese Diktatur zusammenbrechen. Bleibt als Alternative nur die Demokratie. Auch die Demokratie öffne den Weg für den Sozialismus, ohne zahlreiche Menschenopfer. Bleibt die Stärke der Arbeiterklasse in der Demokratie, bleibt, die Angst der Bourgeoisie vor der Diktatur ausnützend, möglichst viele Reformen für die Arbeiterschaft herauszuholen, bleibt die große Hoffnung auf den Anschluss!¹⁵⁶

Das Ziel bei Bauer und den Linksradikalen war das gleiche – Sozialismus! Doch die Wege unterschieden sich. Als führender mitteleuropäischer Marxist geriet er allerdings in das Dilemma, den Pfad der Diktatur abzulehnen, aber die revolutionäre Gestik beizubehalten und sich vom Reformismus und Revisionismus abzugrenzen.

Dieses Kunststück versuchte er gedanklich in einem Brief an Béla Kun vom 16. Juni 1919 durchzuführen. Kun wie Bauer leiteten die Außenpolitik ihrer Regierungen, beide waren Marxisten, beide waren jüdischer Herkunft, beide kehrten aus der russischen Kriegsgefangenschaft radikalisiert zurück. Persönlich kannten sie sich noch nicht. Bauer wird Kun erst auf der Burg Karlstein im Waldviertel besuchen, als dieser nach dem Zusammenbruch der ungarischen Räteregierung in Österreich politisches Asyl fand.

Drei Gründe nennt Bauer in seinem Brief an Kun, warum „die Diktatur des Proletariats in unserem Lande in der gegenwärtigen Phase unmöglich sei“.¹⁵⁷

- Der Konflikt zwischen Wien und den Ländern; sozial, der Gegensatz zwischen Arbeitern und Bauern, wobei auch die Arbeiter in den Ländern, unter den Einfluss der partikularistischen Tendenzen geraten sind und die

Ausfuhr der Lebensmittelüberschüsse nach Wien verhindern. Die Proklamation der Rätediktatur würde zur Losreißung der klerikal-agrarischen Länder von Wien führen.

- Die Versorgung von Wien und den wenigen Industriegebieten durch die Entente würde sofort eingestellt werden. Das hätte den „absoluten Hunger“ zur Folge. Die Kohlelieferungen aus der Tschechoslowakei und Polen würden aufhören, das wiederum führe zur Stilllegung aller Fabriken, des Eisenbahnverkehrs und der Gaswerke. „Die Massen, vom buchstäblichen Hungertod bedroht, würden sich gegen die Diktatur erheben.“¹⁵⁸
- Militärisch sei Wien für die Entente wichtiger als Budapest. Über Wien führe der Weg nach Tschechien und Polen. Österreich könnte der Entente keine rote Armee entgegenstellen. Die Proklamierung der Diktatur brächte so die Okkupation von außen.¹⁵⁹

Diese drei Gründe sind historisch nachvollziehbar (das ungarische Beispiel kann dann als Lehrbeispiel dienen) und auch der Schluss, den Bauer aus diesen Gründen zog: „Unter solchen Umständen glaube ich, daß es unsere Aufgabe ist, ein Abenteuer zu vermeiden, das sehr bald mit einer Niederlage und vollständiger Entwaffnung der Arbeiterschaft enden würde.“¹⁶⁰ Der zweite Teil des Absatzes zeigt bereits 1919 Otto Bauers ewige Strategie des Abwartens, der Hoffnung auf bessere Zeiten. „Unsere Aufgabe scheint mir vielmehr, abzuwarten, die Arbeiterschaft im Besitz ihrer Kampffähigkeit und ihrer Kampfmittel zu erhalten, so lange, bis der weitere Verlauf der Ereignisse die Aussicht eines energischen Schrittes günstiger gestaltet.“¹⁶¹ Was aber, wenn diese besseren Zeiten nicht kommen? Für diesen Fall zieht sich Bauer „dialektisch“ auf die Philosophie der Weltrevolution zurück. Die denkt er sich „viel weniger geradlinig, viel langwieriger, komplizierter, mannigfaltiger, nach Zeit und Ort differenzierter“ als die Kommunisten.¹⁶²

Diese Philosophie der Weltrevolution entwickelte er in einer weiteren Schrift mit dem plakativen Titel „Weltrevolution“.¹⁶³ Man muss sich das vorstellen: Da ist einer „Außenminister“ in einem von Krisen geschüttelten Land, da ist einer Parteiführer der hegemonialen Partei, da streitet einer ständig mit den Linksradikalen in den Arbeiterräten – und verfasst eine Broschüre nach der anderen. Ausgangspunkt seiner Analyse der Weltsituation ist der Sieg des Westens im Ersten Weltkrieg. Daraus folgt, wie Bauer annimmt, die angelsächsische Weltherrschaft, ein angelsächsisches Jahrhundert. Was bedeutet diese Tatsache für die Weltrevolution? Für den Westen denkt Bauer die englische und amerikanische Revolution weiter – als evolutionären Pfad tief greifender

Reformen, die demokratisch die Gesellschaft für den Sozialismus vorbereiten. Für den Kontinent hingegen denkt er die französische Revolution weiter. Die Jakobinerdiktatur war gescheitert, aber sie hatte die bürgerliche Rechtsordnung mit Napoleon durch ganz Europa getragen, das Feudalsystem weggefegt. Auch die Diktatur der Bolschewiki wird nicht das Tausendjährige Reich der kommunistischen Weltordnung errichten, aber sie kann den Boden bereiten, überall in Europa die bürgerliche Ordnung zu zersetzen. Dem russischen Pfad direkt zu folgen, wäre ein „wahnwitziger Selbstmord des Proletariats“.¹⁶⁴ Was Bauer erwartete, war nicht die sozialistische Revolution hier und jetzt, sondern: Wie die bürgerliche Gesellschaft durch die Jahrzehntelangen Kämpfe, mit Niederlagen und Rückschritten, sich im 19. Jahrhundert schließlich durchgesetzt hatte, so werde sich die sozialistische Gesellschaft eben auch erst nach Jahrzehntelangem Kampf im 20. Jahrhundert durchsetzen. Darauf müsse sich die Sozialdemokratie vorbereiten. Sie sei einig mit dem Kommunismus durch die Gemeinschaft des Ziels, was sie vom Kommunismus trennt, sind der kommunistische Doktrinarismus und die unterschiedlichen Methoden des Klassenkampfes.¹⁶⁵ Dann folgt jener dialektisch schillernde Satz, den Bauer auch 1938 beim nationalsozialistischen „Anschluss“ von Österreich verwenden wird: „Wir dürfen uns gegen den Kommunismus nicht reaktionär, aber wir müssen uns ihm gegenüber kritisch verhalten.“¹⁶⁶

Sichtbar wird in diesen weitreichenden Spekulationen: Jede Politik muss Annahmen über die Zukunft machen. Das gehört zur Gestaltungskraft der Politik. Jede Politik basiert auch auf einem historischen Weltbild. Das Gefährliche der marxistischen Politik war es aber, dass die Zukunft nicht als offener Horizont gedacht wird, sondern immer schon durch langfristige Gesetze der Geschichte determiniert. Das macht die marxistische Politik, ob sie es glaubt oder nicht, letztlich doktrinär, behindert ihre Flexibilität und verleitet zur Konstruktion von sich ständig verändernden kurzfristigen Prophezeiungen, die meistens falsifiziert wurden.

Otto Bauer lehnte die Rätediktatur ab, aber nicht die Räte. Als basisdemokratisches Instrument, unter der Führung der Partei, sollten sie die Massen regulieren, gleichzeitig Druck auf den rechten Rand der Partei und auf das Bürgertum machen, das Parlament als Herz der Demokratie nicht ersetzen, sondern ergänzen. Im politischen Alltag wurde dann die Auseinandersetzung mit den Linksradikalen in den Räten geführt. Bauer war als Intellektueller ko-optiertes Mitglied des Wiener Kreisarbeiterrates und er nahm an der entscheidenden 2. Reichskonferenz der deutschösterreichischen Arbeiterräte, Ende Juni–Anfang Juli 1919 im symbolträchtigen Parlamentsgebäude, mit beraten-

der Stimme teil. Helene Bauer vertrat die sozialistische Vereinigung geistiger Arbeiter.¹⁶⁷ Als die ungarische Rätediktatur noch an der Macht war, stellten die Kommunisten den Antrag: „Deutschösterreich wird als Räterepublik erklärt“.¹⁶⁸ Sofort warf sich Bauer in die rhetorische Schlacht. Er brachte die bekannten Argumente gegen die Rätediktatur vor. Er warf den Kommunisten das Zuckerl hin, in jeder revolutionären Epoche sei eine „äußerste Linke“ eine historische Notwendigkeit, um dann als Staatssekretär des Äußeren den Realpolitiker hervorzukehren: Die Kommunisten missachten einfach die reellen Machtverhältnisse. Dann der harte Vorwurf: Die Kommunisten wollen unter dem Titel „Diktatur des Proletariats“ in Wirklichkeit die Diktatur einer kleinen Minorität über das Proletariat aufrichten. „Propagieren Sie den Gedanken der Räterepublik, kritisieren Sie uns, soviel Sie wollen, aber versuchen Sie nicht, durch Gewaltstreiche, durch Putsche, den breiten Massen des Proletariats Ihren Willen aufzuzwingen …“.¹⁶⁹ Das war ein dramatischer Augenblick. Die Kommunisten wurden überstimmt. Das war allerdings leichter möglich, weil Bauer am Vorabend der Reichskonferenz bereits wusste, wie er an Renner am 29. Juni 1919 schrieb, dass die Kommunisten untereinander zerstritten waren und am Kongress nur eine kleine Minderheit stellten.¹⁷⁰ Nach dem Kongress berichtete er zufrieden an Renner: Die innenpolitische Lage habe sich stabilisiert. Die Reichskonferenz der Arbeiterräte habe beruhigend gewirkt.¹⁷¹ Bauer hielt an dieser Politik gegenüber den Kommunisten auch in der weiteren Folge fest: „in gewohnter Weise abzuwiegeln“.¹⁷²

Mit der „neuen Linken“ innerhalb der Partei, die sich im Herbst 1919 gebildet hatte und sich Sozialdemokratische Arbeitergemeinschaft Revolutionärer Arbeiterräte (SARA) nannte, rechnete Bauer 1920 ab, als sich die Gruppe den Parolen der Kommunisten angeschlossen hatte: heraus aus der Koalition, Kampf für die Diktatur des Proletariats.¹⁷³ Geführt wurde diese Linksopposition von Dr. Josef Frey, wie Bauer ein Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“, der zunächst vom Parteivorstand in die Rote Garde geschickt wurde, sich dort radikalierte, dann als Hauptmann Vorsitzender des Soldatenrates war. Seine spätere politische Karriere: 1921 Eintritt in die KPÖ, 1927 als Trotzkist ausgeschlossen.¹⁷⁴ In der Debatte mit Frey verteidigte Bauer noch Anfang Juni 1920, also knapp vor dem Koalitionsbruch, diese Koalition mit den Christlichsozialen. Eine Koalition sei keineswegs für alle Zeiten etwas „Verwerfliches, etwas Kompromittierendes, etwas Verunreinigendes“. Eine „Politik der Verantwortung“ muss manchmal zu diesem Ausweg greifen. „Es gibt Situationen, in denen es die Pflicht der Vertrauensmänner ist, den Mut zu haben, sich auch der augenblicklichen Stimmung der Arbeiterschaft entgegenzustellen. Einfach bloß alles

anzunehmen, was jederzeit populär ist, wäre zwar eine bequeme Politik, aber eine Politik, die die Arbeiterklasse sehr schnell ins Verderben führen würde.“¹⁷⁵ Hier nun erwies sich Bauer wieder als ein, höflich gesagt, sehr elastischer Politiker. Im Parteivorstand bereitete er den Ausstieg aus der Koalition vor, öffentlich jedoch verteidigte er sie gegen die Parteilinke. Zu fragen ist: Wer bestimmt, wann die Situation ist, mit den Massen oder gegen die Massen zu gehen? Natürlich der marxistische Theoretiker, der die Gesetze der Geschichte kennt! Welche Illusion daraus entstehen kann, lässt sich im Aufsatz „Die alte und die neue Linke“ ablesen.¹⁷⁶ Bauer predigte der Parteiopposition wieder einmal den Anschluss. Zur proletarischen Revolution könne nur der Anschluss an Deutschland führen. Auch der Anschluss an ein „reaktionäres Deutschland“ wäre „für uns die notwendige Vorbedingung der proletarischen Revolution“.¹⁷⁷ Bereits 1920 also liegt der Ansatz für Otto Bauers prinzipielle Zustimmung zum „Anschluss“ von 1938 vor. Dabei kann es keinen Zweifel geben, dass er den Faschismus seit den frühen Zwanzigerjahren erbittert bekämpft hatte.

Dieses gefährliche dialektische Spiel mit Diktatur und Demokratie, die Obsession für den Anschluss an Deutschland führten zu Klischeebildungen, die Otto Bauer sein weiteres politisches Leben hindurch begleiteten und die auch nach 1945 weiterwirkten. Von links her, wie die Komintern in Moskau bereits 1920 herausbellte, galt er als „Sozialverräter“.¹⁷⁸ Noch 1987 behauptete ein linker Historiker, dass die Gründe für den späteren Sieg des Faschismus und den März 1938 „letztlich in den 1918/19 unterbliebenen Veränderungen der Machtverhältnisse zu suchen sind“.¹⁷⁹ Von rechts her haftete ihm der Geruch des „Bolschewiken“ an. Alle diese Klischees sind falsch. Aber Bauer machte es seinen Gegnern zu leicht, sie aufzustellen.

In diesen Tagen, im Frühjahr 1919, als die Revolution blühte, als der Streit zwischen Demokratie und Rätediktatur heftig tobte, erlebte am 15. Juni 1919 ein aus dem Gymnasium entsprungener 17-jähriger Bursche, der sich damals als Kommunist betrachtete, eines der wichtigsten Ereignisses seines Lebens. Karl Popper sah den Zusammenstoß der kommunistischen „Putschisten“ und der Polizei mit einigen Toten. Das war seine Wende. Aus dem „Kommunisten“ wurde einer der einflussreichsten Theoretiker der liberalen Demokratie und ein Kritiker jeglichen Holismus. Die späteren Bücher „The Poverty of Historicism“ und „The Open Society and Its Enemies“ versuchten den zusammengebrochenen Liberalismus zu rekonstruieren, die falschen Propheten zu entlarven und die Freiheit gegen jede Diktatur zu verteidigen. Der österreichischen Sozialdemokratie, das heißt konkret Otto Bauer, warf Popper vor, dass der Glaube an die „große Erzählung“ des Marxismus sie (und ihn) gehindert hat-

ten, die Demokratie besser zu verteidigen.¹⁸⁰ Langsame, zähe Reformschritte seien wirkungsvoller als der große Wurf der Revolution, der nur zur Diktatur führe und unzähligen Menschenopfer koste.

2.3 Die Wiener Internationale. Ein „ehrlicher Makler“ zwischen Bolschewismus und Reformismus

Otto Bauer war ein internationaler Marxist, der die Politik der Sowjetunion (auch wegen seiner russischen Sprachkenntnisse) und die Entwicklung des europäischen Sozialismus aufmerksam verfolgte. Die Zweite Internationale zerbrach im Ersten Weltkrieg. In und nach dem Krieg spalteten sich die meisten Arbeiterparteien: in reformorientierte Parteien, die mit dem Bürgertum kooperierten, in linke, revolutionsorientierte, aber auf der Demokratie beharrende Parteien und schließlich die kommunistischen Parteien, die nach Moskau orientiert waren und auf der Diktatur des Proletariats beharrten. Am Anfang der Zwanzigerjahre gab es der Parteispaltung entsprechend *drei Internationale*: die wiederbelebte Zweite Internationale mit dem Sitz in London, die Dritte kommunistische Internationale (Komintern) mit dem Sitz in Moskau und jene linken Parteien, die sich zunächst keiner der beiden Internationalen anschlossen. Dazu gehörte auch die österreichische SDAP. Auf Betreiben von Friedrich Adler und Otto Bauer organisierte sich dieses Zwischenfeld (20 sozialistische Parteien aus 13 Ländern) am 22. Februar 1921 in Wien als Internationale Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Parteien.¹⁸¹ Offiziell mit der Kurzformel Wiener Internationale bezeichnet erhielt sie von den Kommunisten den Spottnamen Internationale 2½, was ihre ideologische Position ziemlich genau definiert. Sie stand tatsächlich zwischen Bolschewismus und Reformismus. Diese ideologische Position wurde wesentlich von Otto Bauer bestimmt. Der Sitz in Wien – als Sekretär fungierte Friedrich Adler – erleichterte dies. Bereits der „Aufruf an die sozialistischen Parteien aller Länder“ für die Wiener Konferenz trug die Handschrift Otto Bauers: Erstens die Verteidigung Sowjetrusslands gegen die Angriffe der imperialistischen Weltmächte, zweitens die klare Distanz zu den kommunistischen Methoden der Revolution und drittens die ambivalente Einstellung zur Demokratie und Diktatur: „Sollte das Proletariat mit den Mitteln der Demokratie die Macht erobern, so wäre, im Falle des Widerstandes der Bourgeoisie, auch die demokratische Staatsgewalt zur Anwendung der Diktatur gezwungen.“¹⁸²

Die theoretische Fundierung dieser ideologischen Position der Wiener Internationale hatte bereits 1920 Bauers Büchlein „Bolschewismus oder

Sozialdemokratie?“ geleistet.¹⁸³ Nach einer langen historischen Analyse der Grundlagen der Revolution, stellte er prinzipiell die Frage nach Diktatur und Demokratie. Demokratie heißt für Bauer: eine Staatsform, in der die Machtverteilung nicht durch materielle Gewaltmittel einer Klasse, sondern ausschließlich durch soziale Machtfaktoren bestimmt wird. Soziale Machtfaktoren sind: allgemeine und gleiche Wahlen, die Mehrheiten feststellen, Stärke der Organisationen, Beeinflussung der öffentlichen Meinung, Streiks und Aussperrungen usw. Demokratie ist seiner Meinung nach nur die bloße Form, die von den sozialen Machtfaktoren mit Inhalt gefüllt wird.¹⁸⁴ Was aber geschieht, wenn das Proletariat demokratisch die Macht erobert, wenn die Unternehmer enteignet werden? Realistisch nimmt Bauer an, dass sich die Bourgeoisie wehren wird: durch Gesetzesbruch, durch Sabotage der Verwaltung.¹⁸⁵ Seine Folgerung: „Auch ein demokratisches Parlament wird diktatorische Machtmittel für sich in Anspruch nehmen müssen, es wird Sabotage, vielleicht den aktiven Widerstand der Bourgeoisie mit diktatorischen, vielleicht auch mit terroristischen Mitteln zu brechen haben, sobald dieses Parlament zum Herrschaftsinstrument der Arbeiterklasse geworden sein wird. Auch das kann man Diktatur des Proletariats nennen; aber es ist eine ganz andere Diktatur als die des Bolschewismus. Es ist keine Diktatur gegen die Demokratie, sondern die *Diktatur der Demokratie*.“¹⁸⁶

Der kritische Punkt dabei ist: Demokratie ist für Bauer kein Wert an sich – der friedliche Ausgleich der sozialen Interessen, der minimale Schutz von Minderheitsinteressen –, Demokratie ist für ihn in diesem Argumentationsgang eine leere Form, die erst durch die Klassenkämpfe mit Leben erfüllt wird. Besonders prekär ist die Formel „Diktatur der Demokratie“. Bauer denkt nur an die Machtergreifung des Proletariats durch die Mehrheit bei demokratischen Wahlen. Er denkt nicht an die andere Alternative, dass die Arbeiterpartei als Vertreterin des Proletariats demokratisch auch wieder abgewählt werden könne. Ja, die Formel „Diktatur der Demokratie“ schließt eine solche Alternative geradezu aus. Dieses leichtsinnige theoretische Spiel mit Diktatur und Demokratie musste bei den anderen Parteien die Angst anfeuern: Wenn die Sozialdemokratie an die Macht kommt, wird sie uns nicht nur unser Privateigentum wegnehmen, die Religion abschaffen, sie wird uns auch die politischen Rechte rauben.

Diese Angst auf der nicht proletarischen Seite wurde noch durch das andere Szenario verstärkt, das Bauer in dieser Schrift entwarf. Es könnte eine Situation eintreten, bei der die Sozialdemokratie gar nicht dazu kommt, die Diktatur eines demokratischen Parlaments und der lokalen demokratischen

Selbstverwaltungskörper zu errichten. Es können sich die Klassenkämpfe bereits vorher so verschärfen, dass die leere Form der Demokratie gesprengt wird (von welcher Seite?), dann entsteht die Frage: Wer errichtet zuerst die Diktatur? Das Proletariat oder die Bourgeoisie?¹⁸⁷ Zumindest diese Alternative haben die autoritären Christlichsozialen in den Dreißigerjahren genauso gesehen. 1933/34 waren sie schneller mit der Errichtung der Diktatur.

Dieses gefährliche Sprachspiel von Diktatur und Demokratie hatte mit Sicherheit den bürgerlichen und bäuerlichen Parteien die Angst vor der Sozialdemokratie nicht genommen. Sie verstanden dieses Spiel als Drohung. Und auch bei den Kommunisten in Moskau schuf sich Bauer dadurch keine Freunde. Die Komintern nannte die Exponenten der Wiener Internationale „Lügner“ und „schmutzige Verräter“.¹⁸⁸

Auch diese Beschimpfungen konnten Bauer nicht beirren. Er wollte die internationale Einheit der Arbeiterparteien. Am Parteitag 1920 pries er das marxistische Zentrum der österreichischen Partei als Beispiel an, auf einer mittleren Linie die Einheit zu bewahren.¹⁸⁹ In einem Brief an Karl Kautsky vom 16. Juli 1921 nannte er die deutsche Parteispaltung den „eigentlichen Grund“ der internationalen Spaltung: „Der Wiederaufbau der Internationale setzt die Überwindung der deutschen Spaltung voraus.“¹⁹⁰ Gleichzeitig rechnete er mit dem Zusammenbruch der „neuen bolschewistischen Illusionen“, nämlich in Russland eine kapitalistische Wirtschaft ohne Rechtssicherheit anzustreben. Tatsächlich fand im April 1922 in Berlin eine Versöhnungskonferenz der drei internationalen Exekutivkomitees statt. Als „ehrlicher Makler“ suchte Bauer, wie er dort sagte, „die drei getrennten Armeen, in die sich das Proletariat leider gespalten hat, dazu zu führen, daß sie wieder fähig werden, gegen den gemeinsamen Feind vereint zu marschieren und ihn vereint zu schlagen“.¹⁹¹ Die „Einheitsfront“, so das damalige Schlagwort, scheiterte. Erfolgreicher war die Zusammenführung der sozialdemokratischen Parteien in Hamburg 1923. In der dort gegründeten Sozialistischen Arbeiter-Internationale (SAI) hatten die Österreicher eine starke Stellung. Friedrich Adler leitete das Sekretariat in London, Bauer besaß im Exekutivrat eine gewichtige Stimme.¹⁹² Nun arbeiteten die „siamesischen Zwillinge“ Bauer und Adler, geografisch zwar getrennt, auf internationaler Ebene doch eng zusammen. Bauer wuchs in den Zwanzigerjahren zu einer internationalen Figur des demokratischen Sozialismus heran. A. Fenner Brockway, der Vertreter des britischen Independent Labour Movement, schrieb über ihn: Bauers Formulierungen pflegten angenommen zu werden – „er war der geistige Riese des Exekutivrates“.¹⁹³

3. Enttäuschte Hoffnungen: Präsident der Staatskommission für Sozialisierung

Am 12. Dezember 1918 kündigte Bauer dem Parteivorstand an, dass er einen Entwurf zur Sozialisierung fertiggestellt habe, aber ihn zunächst noch mit den Gewerkschaften und Genossenschaften diskutieren müsse. Am 19. Dezember ließ er den akkordierten Entwurf im Parteivorstand absegnen, im Jänner 1919 veröffentlichte er ihn in einer Artikelserie in der „Arbeiter-Zeitung“, dann als Broschüre mit einer Auflage von 43 000 Exemplaren: „Der Weg zum Sozialismus“.¹⁹⁴

Bauer versuchte eine Synthese verschiedener Konzepte.

1. Sozialismus beruht auf der Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Das allerdings braucht Zeit. Denn der Sozialismus darf nicht weniger produktiv sein als der Kapitalismus, die Erzeugung der Güter darf nicht weniger werden. In der Kriegs- und Notzeit sei dies kaum zu leisten und eine gewaltsame Sozialisierung würde die Not noch vermehren. Der erste Hauptpunkt rechtfertigte bereits das Scheitern.
2. „Niemand verwaltet Industriebetriebe schlechter als der Staat.“¹⁹⁵ Daher müsse eine Bürokratisierung der Verwaltungsorganisationen der vergesellschafteten Unternehmen unbedingt vermieden werden. (Wirkte hier die Warnung von Max Weber?) Auch seien Arbeiter heute noch nicht in der Lage, einen Industriebetrieb zu leiten. Daraus zieht Bauer die Folgerung: Die neuen Verwaltungsräte der sozialisierten Industriebetriebe sollen zu einem Drittel von den Gewerkschaften, zu einem Drittel von den Konsumentenvertretern, der Rest vom Staat gestellt werden. Die eigentliche Leitung der Betriebe jedoch müssen Fachleute übernehmen.
3. Für eine Sozialisierung komme zunächst nur die bereits zentralisierte Großindustrie infrage (Kohle, Eisen und Stahl, Elektrizität). Und: Die bisherigen Eigentümer müssen entschädigt werden. Diese Entschädigungen zahlen aber nicht die Arbeiter, sondern die gesamte Kapitalistenklasse mittels einer progressiven Vermögenssteuer.
4. Nicht alle Industriezweige sind reif für die Sozialisierung. Die noch ungeeigneten Betriebe sollen in Industrieverbände zusammengefasst werden (was die Nazis dann tatsächlich machten), um sie nach und nach für eine weitere Welle der Sozialisierung vorzubereiten.

5. Und das ist der wichtigste Punkt: Die Betriebe werden demokratisiert. Jeder Betrieb mit 20 Beschäftigten muss einen Arbeiterausschuss (später: Betriebsrat) erhalten. Die Arbeiter sollen so Mitbestimmungsrechte gewinnen, sind aber, wie Bauer eigens betont, von der technischen und ökonomischen Leistung der Betriebe ausgeschlossen.¹⁹⁶ Sozialisierung heiße eben nicht, die Betriebe in die Hände der dort tätigen Arbeiter zu geben, sondern in die Hand der Gesamtgesellschaft. Das war auch als Warnung vor wilden Sozialisierungen gedacht.

6. Nur der Großgrundbesitz soll sozialisiert werden. Das bäuerliche Eigentum bleibt, wird aber in Genossenschaften eingebunden und der private Landwirtschaftshandel ausgeschaltet.

Das war im Rahmen des zeitgenössischen Marxismus eine relativ gemäßigte Form der Sozialisierung. Zwar hätte der Staat immer seine Hand in der Wirtschaft, selbst wenn Bauer stets beteuert, er wolle keinen bürokratischen, sondern einen demokratischen Sozialismus, in der Realität wäre eine zunehmende Bürokratie bei der Sozialisierung unvermeidlich gewesen.¹⁹⁷ Der freie Markt würde stark eingegrenzt werden. Doch Judith Garamvölgyi hat bis zu diesem Punkt recht, wenn sie nach sorgfältigen Abwägungen zu dem Ergebnis kommt, dass Bauers Sozialisierungsvision mehr mit dem Sozialstaat als mit dem Sozialismus marxistischer Prägung zu tun hat.¹⁹⁸

Aber es gibt in diesem Programm noch eine andere Problemzone. Warum nimmt Bauer die Banken von der ersten Sozialisierungswelle aus? Die Antisemiten hatten natürlich sofort eine Verschwörungsthese bereit: Der „Jude“ Bauer schonte die „jüdischen“ Banken. Das war Unsinn. Bauer wusste, wie Rudolf Hilferding, genau, im „organisierten Kapitalismus“ haben die Banken die Großindustrie ihrer Herrschaft unterworfen.¹⁹⁹ Doch im Krieg sind die Banken zu Instrumenten des Staatskredits geworden. Nach dem Krieg befinden sich im Portefeuille der Banken nur Forderungen an den Staat, die zunehmend wertlos werden. Daher sei auch die Sozialisierung der Banken zunächst sinnlos. Sie werde erst am Ende und als Krönung der ökonomischen Revolution kommen. Mit dem Ziel, eine Zentralbank zu schaffen, welche die ganze Volkswirtschaft planvoll leiten wird.²⁰⁰ Hier ist der Punkt, an dem Bauers Entwurf über die sozialstaatlich gemischte Wirtschaft hinausgeht und eine totale Planwirtschaft andenkt.

Die historische Realität verlief allerdings gar nicht nach dem Plan. In den ersten Sitzungen der Konstituierenden Nationalversammlung am 5. Mai 1919

wurde der Antrag auf Einsetzung einer staatlichen Sozialisierungskommission gestellt. Von wem? Von der Christlichsozialen Vereinigung, von Ignaz Seipel. Das überrascht auf den ersten Blick. Doch Sozialisierung war 1918/19 ein Zauberwort (wie der Anschluss), das parteiübergreifend wirkte. Obendrein, die Christlichsoziale Partei hatte einst als antikapitalistische Partei begonnen (Karl von Vogelsang!), die katholische Soziallehre lehnte ein absolutes Privateigentum ab und Karl Lueger hatte vorgeführt, wie die Kommunalisierung von Privateigentum tatsächlich funktionierte. Taktische Überlegungen spielten ebenfalls eine Rolle. Seipel wollte den Sozialdemokraten nicht die Oberhoheit in den sozialen und ökonomischen Fragen überlassen. Am 14. März 1919 wurde die Errichtung der Sozialisierungskommission im Parlament beschlossen. Die Kommission bestand aus dem Vorstand, Vertretern der politischen Parteien und aus einer weiteren Kommission mit 28 Mitgliedern, die aus den Interessenvertretungen, aus den Ländern und aus den Wissenschaften kamen (darunter Bauers Lehrer Carl Grünberg). Zum Präsidenten der Sozialisierungskommission (im Rang eines Staatssekretärs) wurde Otto Bauer, zum Vizepräsidenten Ignaz Seipel gewählt.²⁰¹

Hier nun treffen die beiden Kampfhähne der Ersten Republik zum ersten Mal aufeinander. Unterschiedlich von der sozialen Herkunft – kleinbürgerlich der ältere Seipel (geb. 1879), großbürgerlich Otto Bauer –, unterschiedlich vom religiösen Hintergrund – katholisch versus mosaisch –, unterschiedlich in den weltanschaulichen Grundlagen, doch ähnlich in der politischen Position: Beide waren im Ministerrang, Seipel als ehemaliger k. k. Minister, Bauer als amtierender Außenminister; beide kamen erst 1919 ins Parlament; beide waren die führenden Köpfe ihrer Parteien. Beide waren Intellektuelle, beide waren Theoretiker, Seipel katholischer Theologe, Bauer Marxist, beide verdankten ihren politischen Aufstieg großen Institutionen – Seipel der katholischen Kirche, Bauer der Sozialdemokratie. Beide waren Doktrinäre, aber letztlich erwies sich Seipel als der bessere, wendigere Politiker, der die Kunst der Intrige, des taktischen Spiels um die Macht virtuoser beherrschte. Als Theoretiker hingegen, der viele Disziplinen aufgesogen hatte, aufgeschlossen gegenüber den modernen Wissenschaften, war Bauer dem engen Scholastiker Seipel wohl überlegen. Beide führten persönlich ein bescheidenes Leben, glaubten in unterschiedlicher Weise an die soziale Gerechtigkeit, die das Ziel ihrer Politik war. Bauer und Seipel achteten sich gegenseitig, auch wenn sie sich im öffentlichen Raum gnadenlos bekämpften.²⁰² Diese – bei ihm seltene – Achtung drückte Bauer 1932 in dem berühmten Nachruf auf Ignaz Seipel aus.²⁰³ Darin würdigte er nicht nur den Prälaten, sondern spiegelte sich auch selbst. Der

verstorbene Seipel, so Bauer, war bei Weitem der „bedeutendste Mann des österreichischen Bürgertums, der einzige Staatsmann europäischen Formats“, den die bürgerlichen Parteien der Republik hervorgebracht haben (der andere Staatsmann europäischen Formats auf Seiten der Linken war – Otto Bauer). Als Priester diente er der großen konservativen Macht, der katholischen Kirche (wie Bauer der großen fortschrittlichen Macht der Arbeiterklasse). Die Genfer Sanierung, die Bauer 1922 erbittert über jedes Maß hinaus bekämpft hatte, nannte er 1932 ein waghalsiges kühnes, „aber überaus geschicktes außenpolitisches Manöver“. Nach außen trug Seipel eine undurchdringliche Maske. Wer ihn jedoch näher kannte (wie Bauer) wusste, welch „heiße Leidenschaften in dieser Seele waren“. So hart er nach außen wirkte, so gütig war er im persönlichen Verkehr; „von seinem Einkommen hat er einen großen Teil immer an die Armen verschenkt“.²⁰⁴ 1932, im Bewusstsein, dass die Sozialdemokratie die stimmenstärkste Partei im Parlament war, knapp vor ihrem vollen Sieg stehend, urteilte Bauer über Seipel, dass er als „Besiegter“ gestorben sei. Zwei Jahre später war Bauer der Besiegte, der aus Österreich floh. Als einer, der seinen Gegner überlebt hatte, konnte Bauer 1932 noch die großzügige Geste machen. Wer selbst ein Kämpfer sei (wie Bauer), werde Seipel die Achtung nicht versagen. Dann, am Schluss, ein Crescendo zeittypischer Männlichkeitseuphorie: „Er war ein Mann, nehmst alles nur in allem. Ein Soldat verweigert dem gefallenen Feind die letzten militärischen Ehren nicht. So schicken auch wir dem großen Gegner drei Salven über die Bahre.“²⁰⁵

1919, als Bauer und Seipel mit der Sozialisierung beschäftigt waren, lag das alles noch in einer offenen Zukunft. Bauer wollte mit der Sozialisierung den ersten Schritt in den Sozialismus machen; Seipel wollte diesen Versuch möglichst eingrenzen. Unter dem Druck der österreichischen Rätebewegung und der ungarischen Räterepublik hatte die Sozialisierungskommission rasche und aufwendige Arbeit geleistet. Bereits am 24. April 1919 wurden der Konstituierenden Nationalversammlung vier Gesetze vorgelegt. Das wichtigste Gesetz betraf die Betriebsräte, betraf die Wirtschaftsdemokratie im Sinne von Bauer, ein Gesetz, das die Erste Republik im Kern überlebte und eine der Grundlagen der Sozialpartnerschaft der Zweiten Republik ausmacht. Ein anderes Gesetz konstituierte die „gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen“, die beiden übrigen Gesetze sollten rechtstechnisch die Sozialisierung vorbereiten.²⁰⁶ Umstritten war die Frage der Betriebsräte in der Landwirtschaft, hier konnten sich die Christlichsozialen zum Schutz ihrer Klienten durchsetzen und die Einbeziehung der Großbauern unterblieb. Wirklich entscheidend aber war, dass die konkrete Sozialisierung auf besondere Gesetze verschoben wurde.

Klaus Berchtold nennt das den „Todesstoß“ der Sozialisierung.²⁰⁷ Denn als die Sozialdemokratie ihre Hegemonie verlor, kam es nie mehr zu diesen Gesetzen. Grundsätzliche Auffassungsunterschiede standen sich gegenüber, wie in der Parlamentsdebatte im April 1919 hörbar wurde. Nach der christlichsozialen Interpretation war das Privateigentum ein primäres Naturrecht, Teil der Natur des Menschen. Otto Bauer hingegen, der die Kompromisse bei der Formulierung der Sozialisierungsgesetzesanträge vermittelte hatte, betonte in der Parlamentsdebatte schroff: „Das Eigentum ist wie jedes andere Recht vom Staat verliehen ; der Staat kann das Recht, das er gegeben hat, auch widerufen ...“²⁰⁸

Unterlaufen wurde die Sozialisierung dann durch einen Coup des Finanzkapitals. Am 22. Mai 1919 nannte die Regierung offiziell jene Industriesparten, die für die Sozialisierung vorgesehen waren. Kurz darauf wanderte die Mehrheit der Aktien des größten österreichischen Industriekonzerns, der Alpine-Montan-Gesellschaft, nach Italien, zu einer Siegermacht. Finanzminister Joseph Schumpeter ließ es zu, was den Zorn Bauers auf ihn noch verstärkte.²⁰⁹ Als letztes Gesetz der Sozialisierung wurde am 29. Juli 1919 das Gesetz über gemeinwirtschaftliche Unternehmungen im Parlament beschlossen. Entnervt über die zahnlose Sozialisierung trat Bauer im Oktober als Präsident der Sozialisierungskommission zurück.²¹⁰

Sein Programm der Sozialisierung war gescheitert. Es blieben die Betriebsräte und die gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen, die nun als Schule für Wirtschaftsdemokratie bei den Arbeitern und als Beweis dafür, dass vergesellschaftliche Betriebe ökonomisch funktionieren, dienen sollten. Die ehemaligen staatlichen Heeresbetriebe, die in die Gemeinwirtschaft überführt wurden, hatten jedoch große Schwierigkeiten von der Kriegs- auf die Friedensproduktion umzustellen. Nur ein Betrieb überlebte die Weltwirtschaftskrise.²¹¹ Die Gemeinwirtschaft war nach dem Modell Bauers konstruiert, basierend auf einer Drittelparität (Staat, Arbeiter, Konsument). Das Grundproblem der Pläne Bauers hatte ein klug abwägender Beobachter wie Karl Pribam rasch erfasst: Es war der tiefe Irrtum, man könne den Gegensatz der Interessen, „den die kapitalistische Wirtschaftsordnung zum Gegenstand des Kampfes auf dem freien Markt gemacht hat, in der Verwaltung der Unternehmer selbst austragen“.²¹² Pribam spottete über die gemeinwirtschaftlichen Anstalten, sie gleichen dem Fabeltier, das vorne ein Löwe, hinten ein Drachen, aber in der Mitte eine Ziege sei.²¹³ Zur Verteidigung trat 1924 Käthe Leichter an, die Mitarbeiterin Bauers in der Sozialisierungskommission.²¹⁴ Sie sprach die zahlreichen Probleme offen an, den ständigen Konflikt zwischen der Betriebsleitung

und den Arbeitern, das Finanzierungsproblem, das Einmischen der Parteipolitik, das Fehlen großer Unternehmerpersönlichkeiten, um dann doch, wider den Anschein, den reinen Glauben an den Sozialismus hochzuhalten: „Freilich – und das ist entscheidend –, die Behauptung oder Nichtbehauptung der Gemeinwirtschaft sagt noch nichts über die Möglichkeit der sozialistischen Wirtschaft aus.“²¹⁵ Ähnlich wie Käthe Leichter hatte bereits Otto Bauer die gemeinwirtschaftlichen Anstalten beurteilt. Trotz der zahlreichen ökonomischen Probleme, die er realistisch einbekannte (vor allem die Frage der Finanzierung), hielt er an der Vision fest: Die Gemeinwirtschaft sei besser als die Staatswirtschaft; ihre eigentliche Funktion sei es, den Entwicklungsgang zu einer sozialistischen Gesellschaftsordnung zu ermöglichen. So verklammerte Bauer seine Vision mit den Resten der Gemeinwirtschaft, die von der im Großen gescheiterten Sozialisierung übrig blieben.²¹⁶

Ins Zentrum der Vision Sozialismus hingegen zielte der Studienfreund Bauers, der fundamentalistische Radikalliberale Ludwig von Mises, der damals als leitender Sekretär in der Wiener Handelskammer arbeitete. Sein klassisches Buch „Die Gemeinschaft. Untersuchungen über den Sozialismus“, 1922 in Jena erschienen, stellte jene Fragen, die im Konzept Bauers die Leerstellen bildeten:²¹⁷

- Auf welche Informationen über die Bedürfnisstruktur der Bevölkerung kann sich eine zentrale Planungsbehörde stützen, wenn sie auf die Signale des freien Marktes verzichtet?
- Wie rational kann ein System arbeiten, das bei der Allokation der (notwendigerweise) knappen Güter die Steuerfunktion des Marktes entbehrt?²¹⁸

Mises entschiedene Antwort: Die sozialistische Planwirtschaft kann auf Dauer nicht funktionieren, weil sie keine rationale (= rechenhafte) Möglichkeit besitzt, die Preise zu bestimmen. Denn, wo kein Markt, da kein rationales Preisystem, wo es aber kein Preissystem gibt, ist auch eine ökonomische Kalkulation nicht möglich. Keine zentrale Planungsbehörde könne das Rätsel des Marktes, das aus Hunderttausenden von Gleichungen mit Hunderttausenden von Unbekannten besteht, lösen.²¹⁹

Dieser Fundamentalangriff auf den Sozialismus löste eine jahrzehntelange Debatte aus. Die Kritik an Mises überließ Otto Bauer zunächst seiner ökonomisch gebildeten Ehefrau Helene. Ihre Kritik bestand weniger aus Sachargumenten als aus schneidendem Hohn. Als Beispiel: „Herr Mises als Vertreter der Lustethik ist für die Glückseligkeit seiner Freunde und findet, daß die

kapitalistische Wirtschaft, in der sich sein Freund seine Wohnung und seine Tafel nach eigenem Geschmack einrichten kann, die beste, die einzige mögliche Wirtschaftsordnung sei.“²²⁰ Dem Arbeiter, der eben auch „eigene Wünsche“ habe, versuche Mises objektiv zu beweisen, dass er im Unrecht sei. Auf diesem Niveau des Hohns freilich konnte man die ökonomischen Argumente der Liberalen kaum widerlegen.

4. Geschichte als Klassenkampf: der Historiker

Es ist zum Staunen: Da hatte einer an führender Stelle die Revolution mitgestaltet und kurze Zeit später schrieb er ihre Geschichte. „Die österreichische Revolution“ von 1923 war Bauers zweites Meisterwerk.²²¹ Niemand, der sich mit der Entstehung der Ersten Republik beschäftigt, kann auch heute noch auf diese Darstellung verzichten. Was macht die Faszination dieses Buches aus? Es war die methodische Innovation, die Bauer damit einleitete. Bauer schrieb eine Gesellschaftsgeschichte, eine transnationale Geschichte, bevor es die Namen dieser historischen Paradigmen gab. Die Darstellung überschreitet den Rahmen der politischen Geschichte, sie reicht auch weit über den klein-österreichischen in den mitteleuropäischen, ost- und südöstlichen Raum Europas. Als einer der wenigen deutschsprachigen Historiker verwendete Bauer slawischsprachige Quellen und Darstellungen. Dieser marxistisch inspirierte Typus der Geschichtsschreibung unterschied sich deutlich vom hegemonialen Typus des Historismus, der die Wiener akademische Geschichtsschreibung bestimmte. Die Wiener Schule war streng positivistisch ausgerichtet, achtete auf genaue Quellenkritik und lehnte theoretische Spekulationen entschieden ab.²²² Bauer hingegen war kein Mann der Fußnoten. Was ihn von der Wiener Schule trennte, war anfänglich auch nicht seine Offenheit gegenüber den Sozialwissenschaften – vor dem Ersten Weltkrieg hatte Alfons Dopsch bereits die Wirtschaftsgeschichte begründet, der junge Heinrich von Srbik begann seine Karriere als Wirtschaftshistoriker. Der Erste Weltkrieg und der Zusammenbruch der Habsburgermonarchie verengten die Forschungsprobleme dann auf „Kriegsschuld“ und die Stellung Österreichs in der deutschen Geschichte. Die Differenz zwischen Bauer und der Wiener Schule machte auch nicht die national politische Einstellung aus – alle dachten in einem gesamtdeutschen Zusammenhang, alle waren für den Anschluss an Deutschland. Was Bauer von der Wiener Schule prinzipiell unterschied, war die Frage: Gibt es in der Geschichte erkennbare Gesetzmäßigkeiten? Bauer bejahte, die Wie-

ner verneinten diese Frage. Weiters die Frage: Welche Faktoren wirken primär in der Geschichte, Strukturen oder Individualitäten? Für Bauer bestimmten die Klassen den Lauf der Geschichte, die Wiener setzten auf die großen Männer. Otto Bauer und Heinrich von Srbik, der herausragende Exponent der Wiener Schule in der Ersten Republik, waren fast gleichaltrig. 1923 erschien Bauers Buch über die österreichische Revolution, 1925 Srbiks wegweisendes Buch „Metternich. Der Staatsmann und Mensch“.²²³ Bauer schrieb eine zeitgeschichtliche Analyse, Srbik ging ins frühe 19. Jahrhundert zurück. Für Bauer waren Wirtschafts- und Sozialgeschichte Grundlagen der politischen Geschichte. Srbik arbeitete die ideengeschichtlichen Grundlagen der Politik Metternichs heraus.

Doch die weiteste Kluft öffnete sich beim Objektivitätskriterium. Die Wiener hielten eisern am Objektivitätsstatus der wissenschaftlichen Historie fest. In seiner Rektoratsrede (1920/21) sagte Alfons Dopsch zu Recht: Forschung und Lehre dürfen sich nicht durch das „politische Programm jeweils herrschender Parteien“ einschnüren lassen.²²⁴ Was er nicht erwähnte, war die Standortbezogenheit jeder historischen Analyse. Daher fehlte der Wiener Schule auch jede Selbstreflexion der eigenen Position. Otto Bauer hingegen hatte nie einen Hehl aus seiner Parteilichkeit gemacht. Er schrieb Geschichte vom marxistischen Standpunkt der Parteilichkeit – aus der (vermeintlichen) Sicht der Arbeiterklasse. Das macht bereits die Widmungen der „österreichischen Revolution“ sichtbar. Das Buch ist den Vertrauensleuten der österreichischen Arbeiterschaft gewidmet, jenen, die während des Krieges „den bluttrunkenen Militärgewalten tapfer die Stirn boten“ (ein höchst subjektives Urteil), ihnen soll es neue Kraft, neue Zuversicht für die Kämpfe der Zukunft geben. Das Buch widmete Bauer dann den österreichischen Intellektuellen, die lernen mögen, das Klassenvorurteil zu überwinden, das von unzähligen Kathedern (auch der Wiener Schule) auf sie herunterprasselt und weiters den Marxisten der Welt. Gleichwohl soll das Buch keine Parteischrift sein, sondern beharrt auf der „wissenschaftlichen Verarbeitung“ der neuen Erfahrungen durch Krieg und Revolution.

Parteilichkeit meinte nicht, dass der Historiker Fakten verschweigen dürfe, die Analyse müsse umfassend sein, müsse alle Faktoren beobachten, aber eben in einer bestimmten Beleuchtung. Parteilichkeit bedeutete auch nicht, dass Bauer die Arbeiterschaft von der Kritik verschonte. Als Präzeptor der Massen musste er sie oft genug rügen. Aber wie steht es mit der Kritik der eigenen Person als Akteur der Revolution? Die findet nicht statt. Ja, man hat manchmal den Eindruck, dass Bauer den riesigen Aufwand der Geschichte der Re-

volution nur unternimmt, um seine eigene Politik zu rechtfertigen. Dafür zwei Beispiele: Dass er bis 1918 an einer reformierten Gemeinsamkeit der Völker der Monarchie festgehalten hatte, verschleierte er 1923 mit dem Hinweis auf die Zensur: „Wir konnten nicht offen die Auflösung proklamieren, sondern nur umschreiben durch die Forderung, daß den Nationen nur diejenigen Angelegenheiten gemeinsam bleiben sollten, die sie durch freie Vereinbarung als gemeinsam feststellten.“²²⁵ Oder: Die Geschichte seiner indirekten Duldung, den Tschechen österreichische Waffen im Kampf gegen die ungarische Räterepublik zu überlassen, erzählt er 1923 als eine Geschichte des Widerstandes: „[...] wir lehnten dies ab. [...] gerade in dem Monat Juni, in dem der ungarische Kommunismus alle Mittel daransetzte, uns zu stürzen, waren wir in den schwersten Konflikt mit Frankreich geraten, weil wir uns weigerten, uns von den kapitalistischen Mächten gegen die proletarische Revolution in Ungarn benützen zu lassen.“²²⁶ Hier ist auch die Verwendung des persönlichen Fürwortes „Wir“ von Interesse. „Wir“ konnte heißen: Deutschösterreich, die Regierung, die Partei, aber auch das Außenamt, in Form des Pluralis Majestatis auch Bauer selbst. Sehr selten sagte er „Ich“.

Ideologisch und emotional unterschied Bauer von der Wiener Schule die Einstellung zur Donaumonarchie und zum Hause Habsburg. Bei den Wiener Historikern dominierte die Trauer über das verlorene Reich, vor allem Srbik versuchte in seinem gesamtdeutschen Geschichtsbild die entscheidende Rolle Österreichs im Rahmen der deutschen Geschichte herauszuarbeiten. Bauer und die Sozialdemokratie hingegen steigerten sich nach 1918 in den puren Hass auf Habsburg hinein; ein leidenschaftlicher Habsburg-Furor begann. Der Begriff Habsburg umfasste: den Kaiser, die Dynastie, die herrschenden Mächte, die Bürokratie, das Episkopat, das Militär, die Industrie, ja, Österreich als verhassten Namen. Habsburg wird zum diabolischen Akteur, zur Ursache des Krieges. „Habsburg bedrohte Serbien. Habsburg rüstete zum Krieg gegen Rußland. Und je feindlicher Habsburg den slawischen Mächten gegenüberstand, desto mehr war es auf Deutschlands Schutz angewiesen. [...] Die tschechischen Soldaten mußten es als fruchtbarste Leibeigenschaft empfinden, daß Habsburg sie zwang, für eine Sache zu kämpfen und zu sterben, die ihnen nicht die Sache des Volkes, sondern die Sache der Feinde ihres Volkes war. [...] Die tschechischen Soldaten sangen: Weh' rotes Tüchlein, dreh' dich ringsum, wir zieh'n gegen die Russen und wissen nicht warum.“²²⁷ (Erinnern wir uns: Bauer kämpfte im Weltkrieg als tapferer Offizier in einem tschechischen Regiment.) War Habsburg also der Dämon der neueren Geschichte? Manche Aussagen Bauers deuten in diese Richtung. Doch es existierte in

dem Buch auch noch eine andere Perspektive. Im Anschluss an Marx und Engels hielt Bauer fest: „Solange der russische Zarismus ungebrochen war, war die Existenz der österreichisch-ungarischen Monarchie eine europäische Notwendigkeit.“²²⁸ Seit 1917 bestand diese Notwendigkeit nicht mehr. Daher wurde 1918 für die Republik der Name Deutschösterreich gewählt, um sich von Habsburg, von Österreich loszusagen. Der Friedensvertrag indessen zwang der Republik den „verhaßten Namen“ Österreich auf, „weil er von der von der Arbeiterklasse geführten deutschösterreichischen Republik Sühne fordern wollte für die Verbrechen, die die Herrenklasse der habsburgischen Monarchie an den Völkern begangen hatte“.²²⁹

Bauer erzählt die Geschichte der Revolution als gewaltiges Drama. Es agieren aber nicht große Männer, sondern Klassen, Nationen, Parteien, Strukturen, Massen. Um die Dramatik zu steigern, wird im Fluss der Erzählung „Habsburg“ gleichsam zur handelnden Person. 1914: „Nun sah Habsburg den ganzen slawischen Süden seines Reiches in Auflehnung. Es zitterte vor der süd-slawischen Revolution. Die Furcht peitschte es in den Krieg.“²³⁰ (Auch hier die Differenz zur Wiener Schule: Sie sah mehrheitlich den Krieg als Verteidigungskrieg, Bauer sah ihn als Angriffskrieg). 1918: „Die jugoslawische Revolution hat Habsburg in den Krieg getrieben. Der Krieg hat die tschechische Revolution geweckt.“²³¹ Neben Habsburg treten die Massen als Akteur. Durch die Jahre im Schützengraben von der Arbeit entwöhnt, an Raub und Diebstahl gewöhnt, erfüllt mit dem Glauben an die Gewalt, wollten sie jetzt, in der Revolution, aufs Ganze gehen. Die Männer der Volkswehr, aufgeregte Heimkehrer, verzweifelte Arbeitslose, Invalide, „krankhaft erregte Frauen“, Intellektuelle und Literaten, die plötzlich den Sozialismus entdeckt hatten und von der „Romantik der Revolution“ erfüllt waren, sie alle forderten die „Diktatur des Proletariats“.²³² Aber bevor das Drama in die Tragödie mündete, traten die Sozialdemokratie, die Regierung, die Arbeiterräte, trat Otto Bauer als „Bremser“ auf. So blieb die österreichische Revolution, wie Bauer dann als Historiker analysiert, arm an „heroischen Taten, an dramatischen Episoden, an romantischen Kämpfen. [...] Aber gerade die Not und Ohnmacht dieser Revolution bewirkte ihre eigenartige Größe. Gerade weil Not und Ohnmacht uns hinderten, eine starke revolutionäre Gewalt aufzurichten, konnten wir nur mit geistigen Mitteln die Massen beherrschen“²³³

Bereits dieses Beispiel illustriert, wie es Bauer versteht, abstrakte Analysen durch konkrete Bilder mit Leben zu erfüllen (verzweifelte Arbeitslose etc.). Eine andere Strategie der Darstellung besteht in der Verwendung von kurzen Zitaten aus den Quellen. So, wenn er Berichte der Offiziere über den

verzweifelten Zustand der k. u. k. Armee im Oktober 1918 in die Darstellung einbaut: „Jeder Deserteur im Hinterland, selbst wenn er in den Wäldern versteckt leben muß, kann sich besser ernähren als der Soldat an der Front“, wie dem Verbindungsoffizier des Oberkommandos erklärt wird.²³⁴ Und die letzte Schlacht der k. u. k. Armee an der Piave, Ende Oktober 1918, als 780 österreichische 841 feindlichen Bataillonen gegenüberstanden, eine k. u. k. Armee, die hungerete, in Lumpen gekleidet war, der die Pferde und die Munition fehlten und die sich doch tapfer schlug, bewog den kaiserlichen Offizier Bauer zu dem abschließenden Satz: „Und nicht mit Unrecht rühmte der österreichisch-ungarische Heeresbericht vom 26. Oktober: „Die Leistungen unserer Truppen stehen gegenüber den größten Waffentaten früherer Schlachten nicht zurück!“²³⁵ Trotzdem löste sich die k. u. k. Armee rasch auf. Bauers Kommentar: „Es war ein Schauspiel, wie die Kriegsgeschichte kein ähnliches kennt.“²³⁶ In der Revolution 1918/19 selbst, so Bauer, wirkte ein dreifacher revolutionärer Prozess:

1. *Die nationale Revolution.* Der Erste Weltkrieg hatte die Völker der Monarchie reif für die Trennung von Habsburg gemacht. Sie gründeten ihre eigenen (vermeintlichen) Nationalstaaten. In der Interpretation von Otto Bauer war nicht das berühmte Oktobermanifest von 1918 der auslösende Faktor, es legitimierte lediglich einen Prozess, der ohne Erlaubnis bereits begonnen hatte. Diese nationalen Revolutionen schufen neue Staaten im Raum der Donaumonarchie. „Die soziale Grundlage dieser nationalen Revolutionen war das Erwachen des Kleinbürgertums, der Bauernschaft und der Arbeiterschaft zu selbständigerem politischen Leben.“²³⁷ Die nationale Revolution traf sicherlich auf die slawischen Völker der Monarchie zu, traf sie auch für Deutschösterreich zu? Wirkte in Wien und den Alpenländern tatsächlich auch eine nationale Revolution? War Deutschösterreich nicht der „Rest“, eine Notlösung – ohne die Energie, ohne das Selbstbewusstsein des Nationalismus? Hatte Bauer nicht selbst das nationale Zwitterdasein Deutschösterreichs in dem berühmten, häufig zitierten Satz ausgedrückt: „Durch die ganze neuere Geschichte Deutschösterreichs zieht sich der Gegensatz zwischen unserem Deutschtum und unserem Österreichertum.“²³⁸

Sozialgeschichtlich lebte die altösterreichische Tradition fort im Wiener Patriziat und im Kleinbürgertum, in der Bauernschaft der Alpenländer. Die deutsche Tradition wirkte in der Intelligenz und in den nationalen Grenzgebieten.²³⁹ Wo fand Bauer dann die nationale Revolution in Deutschösterreich? Er fand sie, im Bemühen, das ganze Deutschtum der Monarchie in Österreich

zu retten, fand sie im Anschluss.²⁴⁰ Aber, weiter gefragt, wie tief reichte das Anschlussstreben tatsächlich in der Bevölkerung? Bei der Arbeiterschaft war Bauer anfänglich selbst skeptisch, die Bauernschaft orientierte sich eher lokal und regional und die Wiener Bürgerschaft beschuldigte der Staatssekretär ohnedies, für das Scheitern seiner Anschlusspolitik mitverantwortlich gewesen zu sein.

2. Die demokratische Revolution. Sie erfolgte zunächst als „parlamentarische Revolution“. Jede Nation schuf sich ein eigenes Parlament, eine eigene Regierung. Dieser demokratische Prozess dehnte sich auf die Regionen und Gemeinden aus, schloss die Frauen mit ein. Anfänglich basierte die demokratische Revolution auf einem „*Contrat social*“, auf einem Klassenkonsens der Arbeiter, Bürger und Bauern, konkret auf der Zusammenarbeit der drei Parteien.²⁴¹ Rasch aber übernahm die Arbeiterpartei, von der Dynamik der Revolution getragen, die Führung. Die so entstandene Regierung besaß noch keine materiellen Machtmittel, sie musste sich (bemerkenswert diese Analyse für einen Marxisten) allein auf ihre moralische Autorität stützen. Doch die Entwicklung wurde durch die soziale Revolution bald vorangetrieben. Der Sinn für die Dramatik verleitete den intellektuellen Arrangeur der Revolutionsgeschichte, die demokratische Revolution mit dem 12. November 1918 abzuschließen.²⁴² Tatsächlich jedoch ging sie als staatsbürgerliche Revolution weiter.

3. Die soziale Revolution. Hier nun, bei der sozialgeschichtlichen Analyse dieses Prozesses, war der Historiker Bauer ganz bei sich. Hier gelangen ihm scharf gezeichnete, sozial gesättigte, lebenspralle Bilder des Revolutionsalltags.

1. Akt: Die soziale Revolution ging weniger von den Fabriken als von den Kasernen aus. Beispiel: Gründung der Roten Garde, 30. Oktober 1918: „Wo bisher der stumme Gehorsam gewaltet hatte, da setzte nun die elementare, instinktive, anarchisch revolutionäre Bewegung ein. Soldatenhaufen, die von Heimkehrern aus Rußland geführt wurden, versammelten sich nächst der Roßauer Kaserne und berauschten sich an den wilden Reden.“²⁴³ Zwar herrschte allgemein ein „wild aufflodernder Haß“ der Mannschaft gegen die Offiziere, aber ein Teil der Reserveoffiziere aus der Intelligenz, von der Revolutionsromantik mitgerissen, beteiligte sich an der Gründung der Roten Garde, die als Pionier des Bolschewismus dienen sollte. In den Kasernen brach die Disziplin völlig zusammen, die Garnisonen lösten sich auf, Plünderungen begannen. Die Kriegsgefangenenlager standen plötzlich ohne Bewachung.

Die Eisenbahnzüge brachten täglich hungernde, undisziplinierte, bewaffnete Heimkehrer von der Front, auf den Bahnhöfen kam es zu Schießereien. Dieses Chaos konnte nur die von der Sozialdemokratie gegründete Volkswehr bändigen.²⁴⁴ Bauer verschweigt die negativen Seiten der Volkswehr keineswegs. So, wenn er feststellt, dass sich nicht wenige „verbrecherische Elemente“ für das Volksheer gemeldet hätten, die mussten zuerst hinausgedrängt oder gezähmt werden.²⁴⁵ Sein abschließendes Urteil lautete jedoch: „Die Aufstellung der Volkswehr hat das Land vor der drohenden Gefahr der Anarchie bewahrt.“²⁴⁶ 2. Akt: Die soziale Revolution sprang von den Kasernen auf die Fabriken über. Auch dort herrschte das Chaos. Die im Krieg verwilderte Arbeiterschaft, auf Faulheit trainiert, musste erst wieder arbeiten lernen. Das gelang dadurch, dass die Unternehmer gezwungen wurden, mehr Arbeiter einzustellen und es ihnen verboten war, Arbeiter zu entlassen. Gleichzeitig sollte eine neue demokratische Arbeitsdisziplin (im Unterschied zur autokratischen Arbeitsdisziplin) durchgesetzt werden. Das Mittel dafür waren die Betriebsräte, war das Modell der „industriellen Demokratie“.²⁴⁷ In Betriebsversammlungen, der „geistigen Geschichte“ der Revolution, musste die große Versuchung durch den Bolschewismus abgewehrt und gleichzeitig mussten die Arbeiter an den Entscheidungen des Betriebes beteiligt werden.²⁴⁸ Das allerdings erforderte die Notwendigkeit der „Selbstbeschränkung des Proletariats“, das von der Partei gelenkt wurde.²⁴⁹ Das hohe idealistische Ziel, das Bauer mit allem Pathos vertrat, hieß: „Am Anfang dieser Entwicklung war der Arbeiter im Betrieb nichts als ein willenloses Werkzeug in der Hand des Fabriksherrn, in den kargen Mußestunden am Feierabend nichts als ein rohes, erschöpfstes Tier. Am Ende der Entwicklung muß der Arbeiter zur allseitig entwickelten Persönlichkeit gereift sein, die, zur Selbstregierung ihres Lebens und ihrer Arbeit fähig geworden, keinen Herren mehr erträgt, weil sie keines Herren mehr bedarf.“²⁵⁰ Diese Entwicklung vom „Arbeitstier“ zur allseitigen „Persönlichkeit“, das ist der Sozialismus! Den Weg dorthin sollten die von der Sozialdemokratie durchgesetzten Sozialgesetze ebnen. Der Weg der Realgeschichte allerdings verlief anders.

In der Typologie der Revolution verharrend, konstatierte Bauer: In der Tschechoslowakei verblieb die soziale Revolution im Rahmen der nationalen Revolution, in Ungarn und Deutschösterreich drängte sie darüber hinaus zur proletarischen Revolution.²⁵¹ Allerdings, die proletarische Revolution in Wien fand ihre Schranken in den Ländern. Zwar hatte der revolutionäre Prozess über die Arbeiter hinaus weitere Gesellschaftsschichten erfasst. Auch ein Teil der Bauern revoltierte für eine kurze Zeit. Doch von Anfang an existierte

der Gegensatz zwischen dem Wiener Proletariat und dem kleinstädtischen Bürgertum und den Bauern in der Provinz.²⁵² Selbst die Arbeiterräte in den Ländern verhinderten die Lebensmittelaustrau nach Wien.²⁵³ Aus dieser Pattsituation entwickelte Otto Bauer die Theorie des Gleichgewichts der Klassenkräfte. „Es war keine Regierung möglich ohne und gegen die Vertreter der Arbeiter. Es war keine Regierung möglich ohne und gegen die Vertreter der Bauern.“²⁵⁴ Das Bürgertum war in der ersten Phase nach Ansicht von Bauer ohne jede politische Bedeutung.

4.1 Die Theorie des Gleichgewichts der Klassenkräfte

Die Grundzüge der Theorie stammten von Marx und Engels.²⁵⁵ Doch Bauer entwickelte sie konkret aus einer gesellschaftsgeschichtlichen Perspektive, angereichert durch scharf gestochene Sozialbilder. Den Ansatzpunkt findet er in der *Währungskrise*. Ihre Ursache lag in der Auflösung der österreichisch-ungarischen Währungseinheit. Sie wurde durch die Kapitalflucht während der revolutionären Phase, der Vorherrschaft des Proletariats, verschärft. Das Defizit des Staatshaushaltes musste durch die Ausgabe von Papiergegeld gedeckt werden. Ende 1919 hatte die Krone neun Zehntel ihres Wertes verloren. Zunächst sah die Regierung die Inflation nicht ungern, denn so wurde auch die Wirtschaft angekurbelt. Die Investition in Devisen ließ die Wiener Börsenkurse ansteigen. Spekulationsgewinne lockten. Es begann aber auch der große Ausverkauf österreichischer Werte. Jeder Kommis aus valutenstarken Ländern konnte in Wien als reicher Mann auftreten. Gleichzeitig aber wurde Wien als Handelsplatz für Zentraleuropa wiederhergestellt. Die Inflation wirkte als Exportprämie, vor allem das Luxusgewerbe profitierte und die Arbeitslosenziffer sank zunächst rasch. Die Arbeiter strömten in die Gewerkschaften. Durch den amtlichen Teuerungsindex, der automatische Teuerungszulagen vorschrieb, stieg auch der Massenkonsum. Der revolutionäre Spannungszustand wurde im Laufe des Jahres 1919 aufgelöst. Die Industrie erstarkte und lehnte weitere soziale Experimente, die aus ihrer Sicht nur eine „schleichende Bolschewisierung“ förderten, ab. Obendrein entstand eine neue Bourgeoisie aus Valutenspekulanten und Schiebern, die rasch ein großes Vermögen anhäuften.²⁵⁶

Hier nun schuf Bauer ein Paradestück sozialgeschichtlicher Analyse: „Es waren Methoden der ursprünglichen Akkumulation in Marxens Sinne, aus deren Anwendung die neuen großen Vermögen entstanden. Den an die normalen Formen kapitalistischer Betätigung in hochindustriellem Milieu gewöhnten

Kapitalisten waren diese Methoden nicht vertraut. Desto besser vertraut waren sie mit dem Händlertum aus den agrarischen Ländern des Ostens, wo das Kapital, noch gleichsam in den Poren einer noch vorkapitalistischen Gesellschaft lebend, noch die brutaleren und korrupteren Methoden der ursprünglichen Akkumulation anzuwenden gewohnt war. Die galizischen Juden, die der Krieg in großen Massen nach Wien geworfen hatte, die ungarischen Händler, die vor der Revolution in Österreich Zuflucht gesucht hatten, stellten ein starkes Kontingent der Nutznießer der Geldentwertungskonjunktur. [...] Der kulturlose Luxus der an der Not des Landes bereicherten neuen Bourgeoisie erbitterte die Volksmasse. Eine Welle des Antisemitismus ergoß sich über das Land.²⁵⁷ Die pauperisierten Mittelschichten „sahen viele Juden unter den reich gewordenen Schiebern. Sie sahen Juden unter den Führern der Arbeiter. Ihr zweifacher Haß fand im Antisemitismus seine Vereinigung.“²⁵⁸ Diese Textstelle über die galizischen Juden entsprach auch antisemitischen Stereotypen. Aber Bauer verwendet den Typus „galizische Juden“ gerade für die sozialgeschichtliche Erklärung des Antisemitismus. Er geht von einem ökonomischen Ansatz aus (Inflation), zeigt die darauf basierende innere Differenzierung der sozialen Schichten (neue Bourgeoisie), analysiert die sozialpsychologischen Folgen (protzender Reichtum) und verknüpft diese Faktoren mit der Ideologie (Antisemitismus). Ferner wird auf der politischen Ebene die Umpolung dieser Ideologie dargestellt (antisozialistische Funktion des Antisemitismus).²⁵⁹

Den Kontrast zum neuen Reichtum setzte der Historiker Bauer mit der Darstellung der verarmten „bodenständigen“ Bevölkerung. Die Erfahrung mit dem Vermögensverlust der eigenen (jüdischen) Familie stand im Hintergrund. Die Rentierklasse wurde durch die verlorenen Kriegsanleihen expropriert, das Hauseigentum durch den Mieterschutz geschädigt. Die höhere Beamtenschaft verarmte durch die Inflation. Das altösterreichische Bürgertum konnte sich keine Hausgehilfinnen mehr leisten (Bauer allerdings schon), „Buch, Theater und Konzert“ wurden unerschwinglich.²⁶⁰ Dann folgt ein Satz, der zum Schatzkästlein jeder Bürgertumsanalyse wurde: „Es war das Altwiener Patriziat, es waren die führenden Schichten der österreichischen Intelligenz, es waren große Teile des mittleren und kleinen Bürgertums, die durch die Geldentwertung verelendet wurden. Sie waren die eigentlich herrschende Klasse der Habsburgermonarchie gewesen. Sie hatten der Habsburgermonarchie ihre Beamten, Offiziere gestellt. Sie waren die Träger des österreichischen Patriotismus, der altösterreichischen Tradition gewesen. Sie waren seit einem Jahrhundert die Träger der spezifisch österreichischen Kultur, der Wiener Literatur, der Wiener Musik, des Wiener Theaters gewesen. Sie waren die eigentlichen

Besiegten des Krieges. Es war ihr Reich, das im Oktober 1918 zusammengebrochen war. Und mit ihrem Reich hatten sie auch ihren Reichtum verloren.²⁶¹ Dass eine Waschfrau besser bezahlt wurde als ein Universitätsassistent – so die Agitation der bürgerlichen Presse –, setzte dem Ganzen die Krone auf.²⁶²

Bauer dehnte die Analyse dann auf die Literatur aus (eher selten bei ihm), lobte Karl Kraus' „Die letzten Tage der Menschheit“, „das gewaltigste Denkmal des Krieges“, zitierte aus expressionistischen Revolutionsgedichten, vergaß aber auch nicht den konservativen Teil der Literatur, der sich in den Habsburgermythos zurückzog.²⁶³ Dann klagte er diese Literaten an: Keiner von ihnen merkte, dass die Revolution den breiten Massen einen „neuen, höheren Lebensinhalt“ gegeben hatte.²⁶⁴ Jetzt antwortete Bauer auch auf Ludwig Mises' „Gemeinwirtschaft“. Dieser wolle die Gesellschaft zurück in den Manchesterliberalismus führen, feiere die Freiheit des Eigentümers, repräsentiere jedoch genau das wiedererwachte Selbstbewusstsein des Unternehmertums, das den Sozialismus leidenschaftlich ablehne.²⁶⁵ Für die Theorie des Gleichgewichts der Klassenkräfte jedoch war diese Beobachtung von Bedeutung: Jene bürgerlichen und bäuerlichen Schichten, die Ende 1918 von der Flut der Revolution mitgerissen wurden, kehrten sich Ende 1919 wiederum gegen den Sozialismus. Allmählich entwickelte sich eine Einheitsfront der Besitzenden, in scharfer Form gegen die Sozialdemokratie gerichtet: die Einheitsfront des Finanzkapitals, der Industrie, des Gewerbes und Handels, der neuen Reichen, der Intelligenz und der Bauern. „Der jüdische Schieber spendete gern für den Wahlfonds der bürgerlichen Parteien, deren Sieg allein ihn vor den hohen Besitzsteuern und vor den Anforderungen der Devisen, vor schweren sozialpolitischen Lasten und vor der staatlichen Reglementierung seines Handels schützen konnte; was verschlug es ihm, daß man die Sozialdemokratie mit antisemitischen Argumenten bekämpfte?“²⁶⁶

Das hatte Auswirkungen auf die Politik. Die erste Koalitionsregierung unter der Führung Karl Renners im Frühjahr 1919 repräsentierte – so Otto Bauer – das Bündnis von Arbeitern und Bauern, mit einer klaren Vorherrschaft der Arbeiterschaft. Die zweite Koalitionsregierung im Herbst 1919, ebenfalls unter der Leitung Renners, repräsentierte bereits die Zusammenarbeit von Arbeitern und christlichsozialen Bürgern; den Wiener Christlichsozialen war es bereits gelungen, die Bauern wieder in die Partei zu integrieren und diese unter die faktische Führung von Ignaz Seipel zu stellen. Dadurch war die Klassendominanz der Arbeiterschaft vorbei und die Phase des Gleichgewichts der Klassenkräfte begann, die zu einem „unfruchtbaren Stellungskrieg“ zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen führte. „Jede der beiden

Parteien war stark genug, die andere am Handeln zu hindern, keine stark genug, der anderen ihren Willen aufzuzwingen.“²⁶⁷ Nach den Herbstwahlen von 1920, in der die SDAP ihre Mehrheit verlor, ging sie in die Opposition. Die Regierung übernahm das „Bürgertum“, ein allerdings noch geschwächtes Bürgertum. Die Arbeiterklasse konnte die bürgerliche Regierung noch beeinflussen. „Die Republik war in dieser Phase kein Klassenstaat, das heißt kein Instrument der Herrschaft einer Klasse über die anderen Klassen, sondern das Ereignis des Kompromisses zwischen den Klassen, ein Resultat des Gleichgewichts der Klassenkräfte.“²⁶⁸ Diese Phase des Gleichgewichts wurde – nach Bauer – 1922 durch die Genfer Sanierung beendet. Die entscheidende Ursache für dieses Ende lag in der Hyperinflation im Sommer 1922. Es drohte ein völliger Zusammenbruch der österreichischen Volkswirtschaft. Um das zu verhindern, machte die Sozialdemokratie den Vorschlag, neuerdings in eine Konzentrationsregierung einzutreten und forderte für sich das Finanz- und Außenministerium (wollte Bauer wieder Außenminister werden?).²⁶⁹ Dafür gab es 1921/22 keine Chance mehr. So spitzte sich die Lage, wie sie Bauer interpretiert, zur Alternative: Restauration des Bürgertums oder Vorherrschaft der Arbeiterklasse? Scheiterte Seipel bei der Sanierung mithilfe des Auslandes, hätte die Sozialdemokratie wieder die Macht übernehmen können. Tatsächlich jedoch hatte Seipel das gewagte Spiel gewonnen und die „Herrschaft der Bourgeoisie gesichert.“²⁷⁰ „Seipel hatte ein kühnes Spiel gespielt. Er hatte alles auf eine Karte gesetzt. [...] Aber so waghalsig Seipels Spiel war, sein Ziel war erreicht.“²⁷¹ Es begann – so Bauer – die vierfache Herrschaft der Bourgeoisie: politisch, als Herrschaft der „reaktionären Kleinbürgerei“, wirtschaftlich, als Herrschaft des „Kriegsgewinn- und Schieberkapitals“, national, als „Fremdherrschaft der internationalen Hochfinanz“, und kulturell, als „dumpfe Enge des Wirtshauses in der alpenländischen Kleinstadt“ und als Herrschaft des „römischen Klerikalismus“.²⁷² Seipel war es gelungen, dass Gesamtbürgertum hinter sich zu versammeln: die Christlichsozialen und die Großdeutschen, die Großbanken und die Großindustrie, die Bauern und das Gewerbe, die Bischöfe und die Börse, „die jüdisch-kapitalistische Presse ebenso wie das radau-antisemitische Hakenkreuzlertum“.²⁷³ Zum ersten Mal treten die österreichischen Nationalsozialisten ins Blickfeld von Otto Bauer.

Die Theorie des Gleichgewichts der Klassenkräfte hatte eine gewisse Suggestivkraft, sie verknüpft eine politische mit einer ökonomischen und sozialen Analyse. Sie ist auch ausreichend beweglich, um verschiedene Faktoren und Dimensionen unter ein einheitliches theoretisches Dach zu bringen. Aber sie leidet an einigen gravierenden Schwächen:

- Klassen werden als kompakte Einheiten betrachtet: *das* Proletariat, *die* Bourgeoisie. Das ist die Krux des marxistischen Ansatzes generell. Die innere Differenzierung der Arbeiterschaft zum Beispiel, nach dem Beruf, dem Geschlecht, der Religion, der ethnischen Herkunft, der Region, geht verloren. Es ist richtig, in der Ersten Republik hatte die Klassenbildung einen Höhepunkt erreicht und die Sozialdemokratie repräsentierte einen Großteil der Arbeiterschaft. Aber im politischen Alltag war es der Parteivorstand, der festlegte, wie das Proletariat dachte, was es wollte und wie es zu reagieren hatte. Er musste zwar auf die Stimmungen der Arbeiterschaft Rücksicht nehmen, wer aber wusste wirklich, wie „*die*“ Arbeiter dachten? Tatsächlich waren die Interessen des großen Parteiapparates nicht immer gleichlaufend mit den Interessen der Wähler. Letztlich reduzierte sich die These des Klassengleichgewichts auf die Frage, ob die sozialdemokratische Partei Einfluss auf verschiedene Politikfelder hatte oder eben nicht.
- Die dauernde Rede von der „Bourgeoiserepublik“ trug einen denunziatorischen Charakter, der die Republik, die Demokratie und den Rechtsstaat beschädigte. Bauers Argumentationsgeflecht war auch widersprüchlich. Einerseits behauptete er, dass die Bourgeoisie sich mit der Republik nie abgefunden hatte, anderseits nannte er die Republik eine Herrschaft des Bürgertums – was konnte sie dann an der Republik stören? Hans Kelsen hatte, den Staat verteidigend, gegen Bauer eingewandt: Der demokratische Staat sei nie ein reiner Klassenstaat; das Gleichgewicht der Klassen sei der Normalzustand in der Demokratie; in ihr gehe es nicht um den Gegensatz von Herrscher und Beherrschten, sondern um die Konflikte von unterschiedlichen Interessen, die allerdings nur nach bestimmten rechtsstaatlichen Regeln ausgetragen werden dürfen.²⁷⁴ Bauer verteidigte sich gegen Kelsen mit einem wissenschaftstheoretischen Exkurs. Auf Ernst Mach sich beziehend, stellte er fest: „Alle Wissenschaft bildet Tatsachen in Gedanken nach. Aber keine Wissenschaft kann die Tatsachen vollständig nachbilden; sie muß vereinfachen, typisieren, symbolisieren.“²⁷⁵ Das klingt überzeugend, heißt aber auch, dass die Rede vom Gleichgewicht der Klassenkräfte mehr eine Metapher im politischen Kampf war als eine strenge wissenschaftliche Theorie. Das wird an einer Bemerkung Bauers (gegen Kelsen) sehr deutlich, wenn er als „Tatsache“ anführt, dass die Bankmagnaten dem Staat Kredit gewähren – und daraus schließt: Die Banken *beherrschen* dank ihrer wirtschaftlichen Funktion den Staat.²⁷⁶

Bauer unterschätzte den demokratischen Rechtsstaat. Nicht formale Rechts-gleichheit, sondern die realen Machtverhältnisse seien entscheidend.²⁷⁷ Das ist durchaus eine realistische Sicht. Aber sie übersieht die Schutzfunktion, die der Rechtsstaat für alle Staatsbürger ausübt. Und er geht noch weiter: Gegen die rein parlamentarische Demokratie, die auch eine Form der Klassenherrschaft der Bourgeoisie sein kann, setzt er die „funktionelle Demokratie“ – damit meint er die „wirkliche Selbstregierung der Volksgesamtheit“ gegenüber der „Demokratie als bloßer Form der Klassenherrschaft“.²⁷⁸ Was heißt nun „funktionelle Demokratie“? Bauer evoziert eine Demokratie von unten, in der Wirtschaft, in den Betrieben, in den Gemeinden und Verbänden. Er nimmt die Erfahrungen der außerparlamentarischen Rätebewegungen als Modell, denkt an Demonstrationen, Streiks, Obstruktionen, Beeinflussung der öffentlichen Meinung als Instrumente der „funktionellen Demokratie“.²⁷⁹ Es war das genaue Abbild der politischen Kampfkultur der Ersten Republik, dass den beiden Hauptexponenten des Kampfes Demokratie pur nicht genügte. Otto Bauer experimentierte mit der „funktionellen Demokratie“, Ignaz Seipel suchte die „wahre Demokratie“ (darüber später). Auch die „Volksrepublik“ war für Bauer nur der Ausdruck des Gleichgewichtes der Klassenkräfte. Es sei die Illusion kleinbürgerlicher Demokraten, in der Volksrepublik den Abschluss der Entwicklung zu sehen. Der werde erst nach vielen neuen revolutionären Prozessen mit dem Sozialismus kommen.²⁸⁰

II. Fragile Stabilität

Ich habe mir in Genf Vorstellungen von unserem Volk gemacht. Das Volk liebt die Freiheit, aber es will und muss zuerst leben, und daher müssen wir trachten, daß wir die nächsten Jahre überleben, daß wir uns wirtschaftlich erholen, dann erst wird die Zeit der wahren Freiheit kommen, wenn wir wirtschaftlich frei geworden sind.
(Ignaz Seipel, 1922)

Die meisten Menschen, die Politik in großem Stil betreiben, tun es nicht, um irgendjemand zu verraten, die meisten Menschen handeln im guten Glauben. Das gilt selbst von unseren Gegnern.
(Otto Bauer: Die Arbeiterjugend und die Weltlage des Sozialismus, 1924)

1. Sozialdemokratie in der Opposition

Von 1920 bis 1933 befand sich die SDAP in Opposition zur bürgerlich-bäuerlichen Bundesregierung, dort, wo sich Otto Bauer selbst vermutlich am wohlstens fühlte. In seiner Parteitagsrede 1921 nannte er die Opposition eine „geschichtliche Notwendigkeit“, naturalisierte sie zur „natürlichen Stellung des Proletariats“, meinte dabei jedoch eine „positive, aktiv schöpferische Opposition“, die auf der realen Macht des Proletariats ruhe.¹ Tatsächlich war die Sozialdemokratie auch in der Opposition ein machtvoller Herrschaftsträger. Sie beherrschte die Hauptstadt Wien fast absolut; sie regierte in den meisten Bundesländern mit; sie dominierte in den frühen Zwanzigerjahren das Bundesheer, die Wiener Polizei, die Verkehrsbetriebe, die Sozialversicherungen, die Arbeiterkammer; sie zog seit 1923 einen eigenen Wehrverband auf: den Republikanischen Schutzbund, der in seiner besten Zeit 60 000 Mann militärisch schulte;² sie füllte den Raum der Straße mit machtvollen Demonstrationen.

Die Partei selbst war eine Großorganisation, zentral geführt, mit zahlreichen Sonderformen, die fast alle Bedürfnisse der Menschen abzudecken suchte, ein „Lager“, das sich von der bürgerlichen Gesellschaft abtrennte (und doch mit ihr vielfach verbunden war). Geht man von einem einfachen Modell der Parteistruktur aus, so lassen sich vier Ebenen unterscheiden: 1. Parteielite, 2. Parteiaktivisten, 3. Parteimitglieder, 4. Wähler.

Zur *Parteielite* zählte der Parteivorstand, darin politisch führend Otto Bauer, die organisatorische Arbeit jedoch leisteten die Parteisekretäre, Julius Deutsch und vor allem Robert Danneberg,³ weiters die sozialdemokratische Parlamentsfraktion und die Mitglieder der Landesregierungen. Die *Parteiaktivisten* stellten 40 000 Vertrauensmänner, welche die Parteibetriebe einkassierten und den Kontakt zu den Mitgliedern herstellten.⁴ In der Broschüre „Die Arbeiterjugend und die Weltlage des Sozialismus“ beschrieb Otto Bauer einige Typen von Parteiaktivisten: den Gewerkschaftsvertrauensmann, der sich jahraus, jahrein mit Lohnfragen beschäftigte, wie viel Einkommenssteuer zu zahlen sei, wie es mit dem Mietrecht stehe – dabei gehe das Große, der „idealistiche Schwung“ leicht verloren –, den Gemeindevertreter, der sich den ganzen Tag mit den kleinen Sorgen der Gemeindeverwaltung herumschlagen muss, die Wahlmacher, Genossenschafter, Gewerkschafter und Gemeindeverwalter.⁵ Die *Parteimitglieder* wuchsen im Laufe der Republik auf mehr als das Doppelte an: von 332 391 (1919) auf mehr als 700 000 Ende der Zwanzigerjahre.⁶ Die SDAP war prozentuell die stärkste Arbeiterpartei Europas, die „Musterpartei“ der Arbeiterinternationale, wie Friedrich Adler am Parteitag 1924 stolz verkündete.⁷ 1932, als die Zahl der Parteimitglieder bereits stark zurückging, waren noch 25 Prozent der erwachsenen Bevölkerung in der SDAP organisiert, die Mehrheit in Wien mit mehr als 400 000 Parteimitgliedern. In Wien gehörten 47 Prozent der Arbeiter der Partei an. Selbst in Wien hatte so der Prozess der Klassenbildung nicht alle Kategorien der Arbeiter erreicht, zwar 54 Prozent der Männer, aber nur 32 Prozent der Frauen.⁸ 1919 hatten 1,2 Millionen *Wähler* für die SDAP gestimmt. 1927 und 1930 stieg die Zahl der Wähler auf 1,5 Millionen.

Zwei Faktoren sind besonders hervorzuheben. Erstens: Mit Schwankungen wurde die Partei insgesamt stärker. 1919 und 1930 war die SDAP die stimmenstärkste Partei. Zweitens: Seit 1923 gewann sie in Wien die absolute Mehrheit. Das nährte die Illusion, dass die Partei auch im Bund bald die absolute Mehrheit gewinnen werde. Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung bestand jedoch nicht nur aus der Partei. Ihre „Dreieinheit“ umfasste Partei, Gewerkschaften und Genossenschaften. Bei den Freien (sozialdemokratischen) *Gewerkschaften* stieg die Mitgliederzahl von 772 146 (1919) auf 1 079 777 (1921),

Tabelle 1: Anteile der SDAP-Stimmen bei den Nationalratswahlen in der Ersten Republik (Angaben in Prozent der Wahlberechtigten)

1919	34,1
1920	28,6
1923	34,1
1927	37,4
1930	36,8

Quelle: Dirk Hänisch, Die österreichischen NSDAP-Wähler (Wien 1978), 78–86

sank dann aber kontinuierlich auf 520 126 (1932), während die Mitgliederzahl der christlichen Gewerkschaften auf einem weitaus niedrigeren Niveau langsam zunahm.⁹ Zu den *Konsumgenossenschaften* gehörten nicht nur zahlreiche kleinere Konsumvereine, sondern auch große Betriebe wie die Hammerbrotwerke, das Warenhaus Stafa, Wäsche- und Kleiderfabriken und seit 1922 die Arbeiterbank.¹⁰ Als der Einfluss von Karl Renner seit Beginn der Zwanzigerjahre im Parteivorstand merkbar zurückging, verlagerte er den Schwerpunkt seiner Tätigkeiten auf die Konsumgenossenschaften. Die Arbeiterpartei war jene politische Gruppierung mit dem größten Kapitalbesitz. Das wirkt nur auf den ersten Blick paradox. Denn die Erklärung ist einfach. Sie konnte nicht, wie andere Parteien, auf Subventionen der Wirtschaft, der Kirche rechnen, sie musste ihre Gegengesellschaft aus Arbeitermitteln finanzieren. So auch zahlreiche Druckereien mit 127 Zeitungen und Zeitschriften und einer Auflage von drei Millionen.¹¹ Darunter die elitäre „Arbeiter-Zeitung“ (Auflage 1925: 99 000), auf Wien zugeschnitten „Der Sozialdemokrat“ (Auflage 1922: 154 000), populär für den Boulevard „Das kleine Blatt“.¹² Die Partei beschäftigte etwa tausend Angestellte, hinzu kamen die Gewerkschaften mit etwa 3.800 Arbeitenden. Ein so riesiger Betrieb, der tief in die Wirtschaft hineinreichte, war nicht frei von Korruption; der mächtige Apparat entwickelte einen spezifischen Organisationsegoismus und beeinflusste die Entscheidung der Führung. Die Protokolle des Parteivorstandes lesen sich zeitweise wie Protokolle des Aufsichtsrates einer Aktiengesellschaft. Da geht es um Personalentscheidungen, um Lohnfragen, um Kauf und Verkauf von Betrieben ... Da taucht die brenzlige Frage auf: Dürfen Arbeiter in sozialdemokratischen Betrieben streiken, wenn die Betriebe doch formell der Gesamtheit der Arbeiterklasse gehören? Der Korruption wollte die Parteiführung durch die Entwicklung einer spezifischen sozialistischen „Ehre“, einer sozialistischen „Moral“

begegnen. Schiedsgerichte als „Ehrengerichte“ sollten persönliche Streitigkeiten zwischen den Genossen beilegen. So demokratisch die Parteistruktur angelegt war, tatsächlich funktionierte sie hierarchisch, die Willensbildung verlief von oben nach unten, mit stark oligarchischen Tendenzen. In der Stunde der Krise, nach dem 15. Juli 1927, in einer Stunde des Kleinmuts, der Trübsal, der Miesmacherei, sagte Otto Bauer am Parteitag im Herbst desselben Jahres: „Das Größte, was uns gelungen ist, ist, daß wir die Begeisterung, die die alten Genossen erfüllt hat, der Nachkriegsgeneration vererben konnten.“¹³ Nach einer sonntäglichen Konferenz voller Pessimismus, als er selbst verzweifelt war, ging er nachher in den Wienerwald. „Wie man etwas in die Höhe gekommen ist, hat man nichts mehr gesehen als Naturfreundeabzeichen (der sozialdemokratischen Wanderorganisation, E. H.) und nichts mehr gehört als unsere Lieder. Sie sind nicht alle schön und nicht immer geschmackvoll (Heiterkeit). Die Lehrbuben erfinden sich eben nicht immer Lieder, die den alten Herren gefallen (Heiterkeit). Aber wie ich so das alles gesehen und gehört habe, da habe ich mir gesagt: Die Bourgeois, die fahren unten auf der Straße in den Autos, die Spießbürger, die sitzen in den Gasthäusern, aber fast alles, was oben wandert, das gehört zu uns (brausender Beifall)!“¹⁴

Die Sozialdemokratie strebte nicht nur eine tief greifende Sozialreform an, sondern auch eine umfassende Lebensreform. Bildung war das Zauberwort, das die barbarischen proletarischen Instinkte und Gewohnheiten zähmen, wissenschaftliche Erkenntnisse ins Volk tragen sollte. Das geschah auf vielen Ebenen.¹⁵ An der Spitze stand die *Arbeiterhochschule*, die 1925 mit den finanziellen Mitteln des Verkaufs der Hammerbrotwerke aufgebaut wurde.¹⁶ Die staatlichen Universitäten schotteten sich vom Marxismus ab. So errichtete die Arbeiterbewegung ihre eigene Privatuniversität. Die Partei kaufte ein Barockschlösschen in Wien-Heiligenstadt, das einst Maria-Theresia gehört hatte. Otto Bauer nützte dieses barocke Signal, um zu betonen: Wo einst Kaiserinnen und Erzherzöge höfische Feste feierten, wird nun Vertretern der Arbeiterklasse das Glück zuteil, „das geistige Erbe der Menschheit, Wissenschaft und Kunst, in sich aufzunehmen“ und das Gelernte in die Masse zu tragen.¹⁷ Die Leitung oblag einem Kuratorium, dem auch Otto Bauer angehörte, die Verwaltung führte der Schriftsteller und sozialdemokratische Bildungspolitiker Josef Luitpold Stern. Auf die Dauer von sechs Monaten als Internat angelegt, gab es zwar viel Selbstverwaltung, aber auch eine strenge Arbeitsdisziplin: Tagwache, Unterricht, Lernzeit, Nachtruhe, dazwischen Wehrturnen.¹⁸ Nicht eine Schlussprüfung, ein Schulbeschreibungsbogen sollte die Leistungen beurteilen. Die Elite der sozialdemokratischen Intelligenz unterrichtete



Abb. 9: Otto Bauer im Gespräch mit Absolventen der Arbeiterhochschule Döbling.

dort: Otto Bauer lehrte in 40 Doppelstunden Nationalökonomie und Politik, Helene Bauer hielt ein statistisch-volkswirtschaftliches Seminar ab. Da Bauer ein fabelhaftes Gedächtnis besaß, konnte er seine Vorträge frei halten. Die stenografierten Mitschriften wurden später veröffentlicht.¹⁹ In vier Kursen (1926, 1927, 1928, 1930) wurden 94 Männer und 20 Frauen unterrichtet: ein späterer Bundespräsident (Franz Jonas), ein Minister (Karl Maisel), ein Landeshauptmann (Hans Bögl) und Richard Bernaschek, mit dem Bauer später sehr spezielle Sorgen haben sollte.²⁰ Aus dem Kreis dieser Schülerinnen und Schüler gewann Bauer einen Teil seiner treuesten Anhänger.

1.1 Das „Rote Wien“ als Vorbild

Der Stolz, das Selbstbewusstsein der Arbeiterbewegung ruhte auf Wien, dem „Roten Wien“. Dort sollte der demokratische Sozialismus aufgebaut werden, jenseits des Bolschewismus und jenseits der kapitalistischen Demokratie; dort sollte der „Neue Mensch“ sich entwickeln – ein Vorzeigeprojekt für ganz Europa!²¹ Voraussetzungen dafür waren: die Trennung Wiens vom „schwar-

zen“ Niederösterreich, eine eigene Steuerhoheit und die Bevorzugung von Wien als Gemeinde und als Land bei der Abgabenteilung – dem ihr wohlgesinnten christlichsozialen Finanzminister Alfred Görtler rang die sozialdemokratische Stadtregierung 1922 einen Teilungsschlüssel ab, der Wien mit einem Drittel der Bevölkerung die Hälfte der Eintragsanteile zugestand.²² Doch die wichtigste Voraussetzung war eine außergewöhnlich fähige politische Fachelite. In Wien spielte nicht Otto Bauer die erste Geige (er war ziemlich unmusikalisch), auch nicht der elegante, nominelle Bürgermeister Karl Seitz, der eher eine Repräsentationsfigur war, obendrein ein bequemes Leben liebte und durch seine anderen Funktionen im Parteivorstand und im Parlament abgelenkt war; die fachliche Leitung der Wiener Politik hatten Hugo Breitner, Otto Glöckel und Julius Tandler inne. Hugo Breitner, etwas älter als Bauer, kam ebenfalls aus dem Judentum, trat allerdings 1901 aus der Kultusgemeinde aus. Als Bankbeamter machte er in der Länderbank Karriere und wurde 1917 einer ihrer Direktoren.²³ Er war ein harter Arbeiter, der daneben auch als sozialdemokratischer Stadtrat einen großbürgerlichen Lebensstil pflegte, mit einer repräsentativen Wohnung, mit Dienstpersonal, Musikfesten und einer Sammlung kostbarer Bilder.²⁴ Als Wiener Finanzchef sanierte er das Budget, er verknüpfte privatwirtschaftliche Grundsätze mit sozialen Prinzipien. Seine Steuerpolitik traf die Reichen und die Mittelschichten durch Luxussteuern und Wohnbausteuern, schonte aber durch Tariferhöhungen auch die Massen nicht. Als „Steuersadist“ geschnäht, leitete er eine sanfte Vermögensumverteilung ein. Der private Wohnungsbau stoppte, der Altbaubestand verfiel, aber die Gemeinde baute innerhalb einiger Jahre 60 000 neue Wohnungen. Wien bot der Welt ein Beispiel für die „Veralltäglichung der Revolution durch Evolution“.²⁵ Das stand durchaus in einer österreichischen Tradition der Aufklärung und Revolution „von oben“. Denn die Partei hielt alles unter Kontrolle, was von den Christlichsozialen, der katholischen Kirche als „Diktatur“ kritisiert wurde.

Bauer und Breitner unterhielten korrekte Beziehungen. In der Untersuchungshaft nach dem Februar 1934 sagte Breitner aus: Otto Bauer, Julius Deutsch, Johann Schorsch, der Partei-, der Schutzbund-, der Gewerkschaftsführer, gehörten als Radikale zum linken Flügel der Partei (korrekter: des Parteivorstandes). „Unzweifelhaft der politische Führer der Partei“ war aber Dr. Bauer. „Sein überragender Einfluß kann vielleicht durch das Wort ‚dämonisch‘ gekennzeichnet werden.“²⁶ Warum alle drei während des Aufstandes geflohen sind, beantwortete Breitner bei der Einvernahme mit der Vermutung, dass diese drei Personen auch die Verantwortung für den Aufstand trugen „und

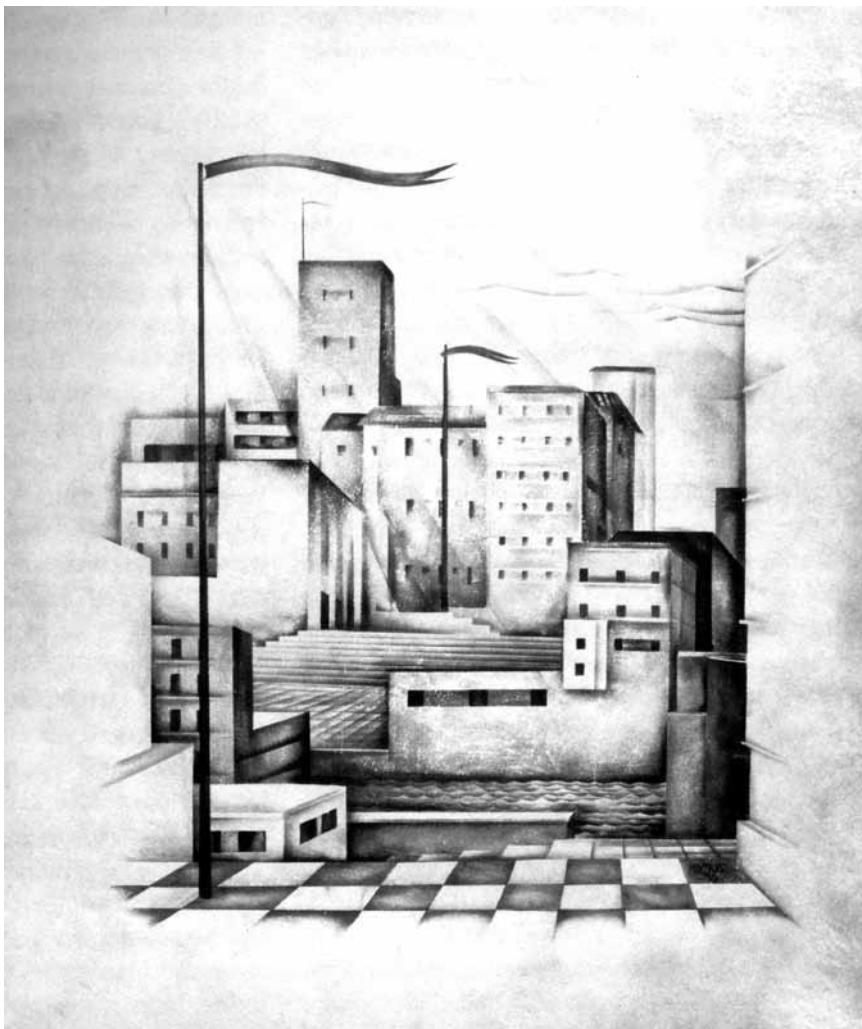


Abb. 10: Otto R. Schatz, *Die Neue Stadt*, 1927.

eben im Bewußtsein ihrer übergroßen Verantwortung die Flucht ergriffen haben“.²⁷ Das war eine sachliche Auskunft ohne Denunziation. Über den Februar 1934 hinaus sind die Gemeindebauten als Chiffre des „Roten Wien“ im kulturellen Gedächtnis präsent geblieben. Der englische Historiker G. M. Trevelyan feierte sie 1927 als „Tempel einer neuen Religion“. Die teilweise impo-

sante Architektur wurde von links als Recht des Volkes auf die Inbesitznahme des Architekturtypus „Palast“, als Metapher des Klassenkampfes verstanden, von rechts hingegen als Festung, als bedrohende Arbeiterburg, als „Rote Kaserne“ interpretiert.²⁸

In einer Rede von 1928, vor dem Arbeiter-Abstinentenbund, verband Otto Bauer die Frage der Arbeiterwohnungen mit der Frage des Alkoholismus.²⁹ In der modernen Gesellschaft stelle sich die prinzipielle Frage, wer Wohnungen bauen solle: das Gemeinwesen oder das Privatkapital? Vor dem Ersten Weltkrieg hatte das Privateigentum gebaut, die Folge war: Die Arbeiter mussten ein Drittel ihres Einkommens für die Wohnung ausgeben, um sie sich leisten zu können, mussten Untermieter und Bettgeher in die ohnedies kleine Wohnung aufnehmen. „Wenn man acht Stunden lang gearbeitet hat, müde ist, nach Hause kommt und die Kinder schreien und Wäsche gewaschen wird, und noch der Bettgeher da ist, das ist nicht auszuhalten. Man ist müde, will irgendwo ausruhen und kann in diesen sogenannten Wohnungen nicht ausruhen. Da gibt's nur eines: ins Wirtshaus gehen.“³⁰ Jetzt aber, nach dem Krieg, dank des Mieterschutzes, dank der Wohnbauten der Gemeinde Wien, zeigt eine empirische Studie der Arbeiterkammer: Die Arbeiter sind besser genährt, weil sie nur etwas mehr als zwei Prozent ihres Einkommens fürs Wohnen ausgeben müssen.³¹ Auch die Wohnungen der Gemeindebauten sind noch viel zu klein, wie Bauer kritisch anmerkte, aber sie sind hell und luftig.³² „Ich habe vor ein paar Tagen mit einem Genossen, einem Arbeiter gesprochen und ihn ausgefragt, was er mache, und er sagte mir, er gehe jetzt weniger aus, er müsse jetzt sparen, er müsse jetzt seine Wohnung schön einrichten.“³³ Dieses kleinbürgerliche Wohnungsideal malt Bauer dann aus: ein Ruheraum, wo man abends ein Buch lesen kann, ein geselliges Leben im Wohnungskomplex, ein Versammlungssaal, wo etwas los sei, wo man sich belehren, unterhalten, anregen lassen kann, ein großer Hof, wo man im Sommer am Abend zusammensitzen kann. Als Historiker soll man den Spott zurückhalten. Was heute trivial erscheint, war in den Zwanzigerjahren noch ein erstrebenswertes Ideal.

Die Wiener Schulreform leitete *Otto Glöckel*. Die Schule gehörte seit Langem zu den Brennpunkten des Kulturmampfes zwischen Klerikalismus und Antiklerikalismus. Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen ja oder nein, und wenn ja, welcher? Es ging um pädagogische Konzepte und politischen Einfluss. 1921 entwickelte Otto Bauer seine Vorstellungen in einem Vortrag vor sozialdemokratischen Lehrern und Lehrerinnen.³⁴ Jede Schulreform, sagte er, müsse sich an die neuen Machtverhältnisse anpassen. Nun habe die

Schule die politische Aufgabe, Republikaner zu erziehen, Republikaner, nicht Sozialisten. Denn für den Sozialismus, „das Größte, um das die Menschen ringen“, seien die Kinder noch nicht reif.³⁵ Wohl aber müsse die Schule zum freien Denken anleiten, damit keine „fügsame, gehorsame, autoritätshörige Jugend“ herangebildet werde.³⁶ Konkret entwickelte Bauer seine Vorstellungen am Beispiel des Geschichtsunterrichtes.

1. Er beginnt mit einer Definition der Geschichte, die durchaus modern klingt: „Die Geschichte ist eine ungeheuere Mannigfaltigkeit von Tatsachen, von Erlebnissen und Handlungen der Millionen Individuen. Kein Geschichtswerk, und wenn es hundert Bände umfaßte, wäre imstande, die unübersehbare Fülle dieser zahllosen Ereignisse und Erlebnisse vollständig darzustellen. Jeder Historiker ist gezwungen, aus der Fülle der Ereignisse eine Auswahl zu treffen, das auszuwählen, was ihm als wichtig, als wesentlich, als der Überlieferung würdig scheint, und unter diesen Ereignissen einen genetischen Zusammenhang herzustellen.“³⁷ Diese Auswahl sei standortgebunden, hänge von den politischen und sozialen Wertungen des Historikers ab.
2. In den weiteren Ausführungen kontrastiert Bauer den Geschichtsunterricht in der Monarchie mit dem Geschichtsunterricht in der Republik. Aufgabe der alten Schule sei es gewesen, die Habsburgerlegende (den Habsburgermythos) zu verbreiten. Im Zentrum stand die Stammtafel der Habsburger. Jede negative Bewertung eines Habsburgers war verboten. Aufgabe der republikanischen Schule hingegen sei die Dekonstruktion der Habsburgerlegende, „auf die Irrtümer, Fehler, die Laster, die Verbrechen der Habsburger“ aufmerksam zu machen.³⁸ Die monarchische Schule wollte den übernationalen Patriotismus erzeugen. Die republikanische Schule muss die deutschösterreichische Geschichte ins Zentrum rücken. Die Monarchie sei ein überwiegend nicht-deutsches Staatsgebilde gewesen; so wurden die Deutschösterreicher dem Deutschtum entfremdet.³⁹ Hier nun bricht der Deutschnationalismus Otto Bauers ungehemmt durch. Er fordert für die republikanische Schule eine „Nationalisierung des Geschichtsunterrichtes“.⁴⁰ Die deutschösterreichische Geschichte müsse als ein Stück der deutschen Geschichte erzählt werden. Die Trennung von Deutschland war für Bauer nur eine Episode. Als später geborener Historiker muss man an diesem Punkt doch die Frage stellen: Wie soll eine in dieser republikanischen Schule ausgebildete Jugend den nationalsozialistischen „Anschluss“ von 1938 nicht als logischen Vollzug der deutschen Geschichte erleben? Bauer hatte allerdings 1921 eine Bremse für den überschäu-

menden Deutschnationalismus eingebaut. Er forderte nämlich gleichzeitig eine Internationalisierung des Geschichtsbildes. Der Kampf der unterdrückten Völker gegen Habsburg beispielsweise war kein „Hochverrat“, sondern ein „Freiheitskampf“.⁴¹

3. Gegen das Übergewicht der politischen Geschichte, der Geschichte der Eliten, der Geschichte der Kriege, setzte Bauer die Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Der Geschichtsunterricht einer demokratischen Republik „muß dem Volk seine eigene Geschichte erzählen: die Geschichte seiner Arbeit, seines Lebens, seiner gesellschaftlichen Verfassung, seiner Kultur“.⁴² Da nun erinnerte sich Bauer an die Lektüre eines zaristischen Mittelschullehrbuches, das er in der sibirischen Kriegsgefangenschaft gelesen hatte. Offenbar unter dem Einfluss marxistischer russischer Intellektueller wurde in diesem Lehrbuch die „wirkliche Geschichte“ des russischen Volkes dargestellt: die Geschichte der Wirtschaft, des Lebens der Bauern, der Entwicklung der Städte, der Kultur.⁴³ Wehmütig maß Bauer daran die Erinnerung an seinen eigenen Geschichtsunterricht mit dem „alten Gindely“ (ein in der Habsburgermonarchie viel benutztes Lehrbuch).⁴⁴

4. Den Übergang vom Geschichtsunterricht zur wirtschaftlichen Funktion der Schulen suchte Bauer in folgender Bemerkung zu finden: In der Barockzeit hatte die Fronarbeit böhmischer und ungarischer Bauern die Basis geschaffen, auf der Fischer von Erlach seine herrlichen Paläste in Wien bauen konnte.⁴⁵ Um dann zur Landwirtschaft in der Republik überzuspringen. Die leide unter einer rückständigen Produktionsweise. Warum? „Weil wir den wichtigsten Zweig der Produktion, die Landwirtschaft, unwissenden, kulturlosen Menschen, dem rückständigen Teil der Gesellschaft überlassen haben.“⁴⁶ Dieser Satz zeigt die übliche Arroganz des Städters gegenüber dem Land, zeigt aber auch, dass die Kultur des Dorfes Otto Bauer völlig fremd war. Er wird sich später bemühen, die Geschichte der Landwirtschaft intensiv aufzuarbeiten. Aber er hatte recht mit der Feststellung, dass das Schulproblem das wichtigste Problem der Agrarpolitik sei; das allerdings wussten auch die Bauernpolitiker selbst.⁴⁷ Konkret fordert Bauer eine spezielle Ausbildung der Dorflehrer, die bei Lehrspaziergängen mit den Schülern auch etwas von der Pflanzenphysiologie wissen müssen, bei der Besichtigung des Misthaufens über die „Agrarkulturchemie“ aufklären sollen. „Arbeitsschule“ hieß das zeitgenössische pädagogische Fahnenwort.⁴⁸ Den Vortrag abschließend, stellte Bauer die Frage: Warum hat die Glöckelsche Schulreform solche Leidenschaften erweckt?

Dahinter stehe wie in der Wehrreform die Machtfrage. Welche gesellschaftliche Gruppe, welche Ideologie beherrsche die Armee und die Schule? Für die Sozialdemokratie sei die Schule deshalb so wichtig, weil der Sozialismus seine eigene Entwicklung „als einen großen Prozeß der Selbsterziehung der Arbeiterklasse zur sozialistischen Selbstregierung“ begreife.⁴⁹

1.2 Die Koalitionsfrage und die Strategie der Machtergreifung

Die SDAP war in der Opposition – einer Opposition gegen die bürgerliche Regierung, nicht gegen die Republik, wie Bauer hervorhob –, aber die Koalitionsfrage blieb ein Dauerthema in der Partei. In einem Brief vertraute Bauer dem Freund Friedrich Adler an, eine Dreierkoalition sei derzeit die einzige politische Möglichkeit, nur solle es Adler geheim halten, denn sonst drängen die Rechten in der Partei auf einen Regierungseintritt um jeden Preis.⁵⁰ Im Herbst 1921, auf dem Parteitag, legte er die Bedingungen für eine Koalition so fest: Eine Koalition mache nur Sinn, wenn sich das Proletariat dabei etwas holen könne.⁵¹ „Es ist meine feste Überzeugung, daß wir uns in die Koalition weder von der Bourgeoisie hineinlocken noch von irgendwelchen Proletarierschichten hineindrängen lassen sollen.“⁵² Es gebe auch den „Irrtum der Massen“. In der Regierung sitzen sei zwecklos, wenn man keine wirkliche Macht habe.⁵³ Im Sommer 1922, am Höhepunkt der Hyperinflation, war Bauer neuerdings bereit, in die Regierung einzutreten, wenn die Regierung Seipel den sozialdemokratischen Sanierungsplan beachte.⁵⁴ Seipel ging kühl darüber hinweg. 1923 präzisierte Bauer die Voraussetzungen für eine Koalition mit den Christlichsozialen: 1. Es müsse die internationale und nationale, die wirtschaftliche und soziale Lage beachtet werden; 2. die Mehrheit der Arbeiterklasse müsse es wollen (wie konnte er das feststellen?); 3. die Sozialdemokratie muss „wirkliche Macht“ in der Koalition haben, 4. sonst verliere die Parteiführung das Vertrauen der Arbeiterschaft.⁵⁵ Als im Sommer 1927 durch das Scheitern des Generalstreiks die Partei in eine Niederlage schlitterte, tauchte die Koalitionsfrage am Parteitag im Herbst neuerdings auf. Vertreter der Länder, die dort Erfahrungen mit der Proporzregierung gesammelt hatten, ventilierten eine Proporzregierung auch für den Bund. Bauer lehnte das mit dem Argument ab: Dadurch höre der politische Kampf generell auf und die Arbeiterschaft gleite in die politische Indifferenz!⁵⁶ Für die Phase der relativen Stabilität lässt sich zusammenfassend sagen: Bauer lehnte eine Koalition nicht prinzipiell ab, doch die Bedingungen dafür wurden durch die ausschließlichen Interessen der Arbeiterklasse, nicht durch die Interessen der Gesamtgesellschaft be-

stimmt. Bauer war auch in der politischen Konkurrenz ein Krieger (der allerdings in der konkreten Situation leicht die Nerven verlor). Sein Geschichtsbild wurde durch den Klassenkampf bestimmt. Und auch sein Politikbild war als männlicher Kampf konzipiert.

1924 versuchte Bauer der Arbeiterjugend die Weltlage des Sozialismus zu erklären.⁵⁷ Dabei stellte er auch die Frage, wie könne die Masse der jungen Arbeiter für den Sozialismus gewonnen werden, eine Masse, die sich in der Freizeit nur für Fußball und Kino interessiere? Bereits vor zwanzig Jahren habe er in England die Begeisterung für den Fußball beobachtet, aber damals als englische Marotte eingeschätzt. Nun aber hat das Fußballspiel auch Österreich erobert. Was lockt die jungen Leute ins Kino, auf den Fußballplatz? Bauers Antwort: Ins Kino lockt die Bewegung, die wechselnden Bilder, die Befriedigung der Fantasie. Auf den Fußballplatz lockt die Freude am Kampf. Aber gebe es nicht einen gewaltigeren Wettkampf als das Spiel Rapid gegen Amateure (= Austria), nämlich den Wettkampf zwischen Arbeiterklasse und Kapitalistenklasse, das „Match der Geschichte“, den Cup um den Sieg des Sozialismus?⁵⁸ Sei das nicht auch ein Film, den noch kein Kino gezeigt habe, ein „Film des weltgeschichtlichen Geschehens, in dessen Mitte wir stehen“.⁵⁹ Die jungen Menschen müssen merken, dass in der Sozialdemokratie größere Freuden zu erwarten sind als im Kino und beim Fußballspiel: „die Freude des Kampfes, die Freude des Sieges, die Freude des schließlichen Triumphes“.⁶⁰

Die politische Strategie des Kampfes entwarf Bauer 1924 in der Broschüre „Der Kampf um die Macht“.⁶¹ Wie stets saugte er seine Erkenntnisse aus der Geschichte. Aus der Geschichte des sehr schematisch skizzierten Klassenkampfes Bourgeoisie contra Feudaladel im 19. Jahrhundert. Die jahrhundertelange Auseinandersetzung Adel/Bürgertum endete in den 1860er-Jahren mit dem Sieg der Bourgeoisie. Wie aber war die konkrete politische Situation 1923/24? Mit der Genfer Sanierung habe Ignaz Seipel das kleine und mittlere Bürgertum unter die Hegemonie des Großbürgertums geführt. „Die wirtschaftliche Macht des Kapitals und die geistige Macht der Kirche sind gegen die Arbeiterklasse verbündet.“⁶² Durch Wahlspenden der Industrie, durch Kanzelpredigten der Kirche erhält dieses Bündnis bei Wahlen die demokratische Weihe. Das war eine zwar grobe, aber im Kern richtige Analyse, auch wenn real das Bündnis der Industrie mit den Christlichsozialen viel labiler und brüchiger war, als es Bauer hier darstellte. Als „Volkspartei“ musste die Christlichsoziale Partei stets die Interessen der Industrie mit den Interessen des Gewerbes, der Bauern, der christlichen Arbeiterbewegung austarieren. Was das Bündnis tatsächlich zusammenhielt, war die Angst vor dem Sozialismus.

Für die Strategie der Machtergreifung sah Bauer die Arbeiterbewegung, im Kern die industriellen und gewerblichen Arbeiter, als zu schwach an. Sie müsse Teile der Mittelschichten an sich ziehen. Wer aber waren diese Mittelschichten? Bauer unterscheidet die größeren und mittleren Gewerbetreibenden und die Großbauern – die könne von ihren Interessenlagen her die Sozialdemokratie kaum gewinnen. Aber es gab noch andere kleinbürgerliche Schichten: die Angestellten und kleinen Beamten. Sie waren lohnabhängig, aber durch Tradition, Lebensstil und Selbstverständnis mit dem Bürgertum verbunden. In den Städten haben diese Schichten, die vom Mieterschutz profitierten, bereits teilweise die sozialdemokratische Partei gewählt. Gespalten war auch die Intelligenz. Wie Bauer urteilte: drüben, im Lager der bürgerlichen Parteien, die reichen Advokaten, die in den Verwaltungsräten der Aktiengesellschaften sitzen, herüber hingegen müssen die Massen der Intelligenzberufe gezogen werden, die verarmt sind und voller Wut auf die Neuen Reichen schimpfen. Gespalten waren auch die Kleingewerbetreibenden. Drüben die Inhaber der Luxusgeschäfte in der Wiener Innenstadt, die kleinen Unternehmer mit einigen Arbeitern, herüber könnten die kleinen Schneider und Tischler der Vorstädte, die Scheinselbstständigen, die Greifler gezogen werden. Gespalten war auch das Dorf: hier die Herrenbauern, die für den Markt produzieren, dort die Kleinbauern, Keuschler, Taglöhner, Dienstboten und andere abhängig Arbeitenden.⁶³ Für das Dorf gab Bauer die Parole aus: „Wir werden den Staat nie beherrschen können, solange wir nur in den Städten und Industriegebieten stark sind; wir müssen auch in den Dörfern Stützpunkte unserer Macht erobern.“⁶⁴ Allerdings müsse klar bleiben, dass diese erobernten Mittelschichten unter die Führung des Proletariats gestellt werden müssen.⁶⁵

Wie nun sahen die realen Zahlen der Berufspositionen aus? Die Volkszählung von 1934 zeigte nach den Berechnungen von Ernst Bruckmüller 47 Prozent Arbeiter. Davon waren allerdings 21 Prozent in der Landwirtschaft tätig. Zumeist als Dienstboten in den bäuerlichen Haushalt eingebunden, waren sie für die SDAP nur schwer erreichbar. Hinzu kamen 18 Prozent Mithelfende (in der Regel Familienangehörige und vorwiegend Frauen), von denen 89 Prozent ebenfalls in der Landwirtschaft arbeiteten. Mehr Chancen hatte die Sozialdemokratie bei den Angestellten und Beamten, die insgesamt 14 Prozent stellten.⁶⁶ Von der Kategorie Arbeiter waren 44 Prozent in der Großindustrie beschäftigt (über 100 Beschäftigte), die Mehrheit in den mittleren und kleinen Betrieben, wo der Patriarchalismus der Unternehmer stärker ausgebildet und ein stärkerer Druck auf die Arbeiter möglich war.⁶⁷

Die Nationalratswahl 1923 hatte jene Hoffnung beflügelt, dass ein Einbruch in die Mittelschichten gelingen könnte. Am Parteitag 1923 rechnete Bauer den Genossen vor: Wenn wir noch 300 000 Stimmen gewinnen, haben wir die absolute Mehrheit im Parlament.⁶⁸ Das war die magische Zahl, um die nun der Kampf geführt werden sollte. „Die Zahlen beweisen: Wir können in wenigen Jahren mit dem Stimmzettel die Mehrheit und damit die Macht in der Republik, die Herrschaft über die Republik erobern.“⁶⁹ Die sprachliche Verschiebung von der „Macht in der Republik“ zur „Herrschaft über die Republik“ ist jene entscheidende semantische Verschiebung, die den Verdacht nährte: Die Sozialdemokraten wollen gar keine demokratische, sondern eine absolute Herrschaft. Trotz dieser Zweideutigkeiten – die Linie der demokratischen Machterringung blieb das große Ziel der sozialdemokratischen Politik. Bauer war überzeugt: In Österreich sei die Aussicht, mit den Mitteln der Demokratie die Staatsmacht für die Arbeiterklasse zu erobern, größer als in fast allen anderen Ländern. „Noch ein solcher Ruck – und wir sind die stärkste Partei.“⁷⁰ Diesen Ruck sollte ein sozialdemokratisches Agrarprogramm erleichtern, das Bauer sofort auszuarbeiten begann. Doch den realhistorischen Kampf um die Mittelschichten gewannen zehn Jahre später die Faschisten, die Heimwehr und die Nationalsozialisten, und sie brachen auch in die Arbeiterschaft ein. Das war jedoch nur möglich, weil die nicht voraussehbare Weltwirtschaftskrise die politische Konstellation grundlegend veränderte.

2. Ein weiterer großer politischer Fehler: die maßlose Agitation gegen die Genfer Protokolle (1922)

Ende Mai 1922 trat Ignaz Seipel aus dem Hintergrund in den politischen Vordergrund. Es gelang ihm, ein Bündnis mit den Großdeutschen zu schließen (wobei die strittigen Kulturfragen stillgelegt wurden) und die Kanzlerschaft zu übernehmen. Ironisch erinnerte Seipel bei seiner Antrittsrede die sozialdemokratische Opposition daran, dass sie ständig nach seiner offenen Führerschaft gerufen hatte.⁷¹ Otto Bauers Begrüßungsrede war gemäßigt. Er kündigte keine sture Opposition an, sondern verwies auf das „Wesen der Demokratie in unserem Sinn“: „Regieren nicht damit, daß man den Massen etwas mit Gewalt auferlegt, sondern regieren damit, daß man die Massen für das Verständnis des Notwendigen gewinnt und erobert ...“⁷² Hintergrund war die verzweifelte ökonomische Lage der Republik. Die Kosten für einen Laib Brot, die in der Friedenszeit eine halbe Krone betragen, stiegen in der Phase der Hyper-

inflation auf 6600 Kronen.⁷³ Anfänglich gab es eine Art Zusammenarbeit der Opposition mit der Regierung. In einer Rede vor dem Wiener Kreisarbeiterrat betonte Bauer, dass die Inflationskrise nur durch energische innere Maßnahmen und durch die *Hilfe von außen* behoben werden könne. Sein etwas wirrer Vorschlag einer Währungsunion mit Deutschland war eine Luftblase, wie viele seiner Vorschläge.⁷⁴ Konkreter war ein anderer Vorschlag Bauers, den er bei einer von Seipel geleiteten Konferenz der Regierung, der großen Banken und einiger Sozialdemokraten am 13. Juni 1922 machte. Devisen und Valutten der Banken sollten dem Staat mehr oder minder freiwillig für eine neue Notenbank zur Verfügung gestellt werden. Regierung und Banken stimmten zu.⁷⁵ Diesen Finanzplan der Regierung kommentierte Josef Redlich boshhaft, indem er schrieb, dass die Finanzpolitik Dr. Bauers mit den Falten der Soutane Seipels drapiert sei.⁷⁶ Doch die sich in ausländischem Mehrheitsbesitz befindende Anglo- und die Länderbank erhoben Einspruch, mit – wie Bauer im Parlament sagte – „unverschämten Zumutungen“.⁷⁷ Der Plan scheiterte. Seipel setzte nun alle Hoffnungen auf ausländische Hilfe. Seine geniale Taktik war es, das ökonomische Problem Österreichs zu einem politischen Problem Mitteleuropas umzudefinieren. Er konnte klarstellen, dass ein Zusammenbruch Österreichs „ein Loch in die Karte Europas“ reißen würde, dass die Stabilität von ganz Mitteleuropa, dass das Friedenswerk von Saint-Germain auf dem Spiel stünden.

Diese Taktik würdigte Bauer am 6. Juli 1922 in einem Brief an Friedrich Adler: Die Sanierungspolitik Seipels sei das „kühnste Wagnis, das je gemacht wurde. [...] Dabei ist gegen Kühnheit schwer etwas auszurichten, weil man den ganzen Ernst des Wagnisses öffentlich gar nicht sagen kann, ohne neue Panik hervorzurufen“.⁷⁸ Am 22. August 1922 rang Bauer der Partei die Bereitschaft ab, in die Regierung einzutreten.⁷⁹ Die Bedingungen aber waren so hoch (Finanz- und Außenministerium), dass sie Seipel leicht ignorieren konnte. Am 6. September hielt Seipel seine große Rede in Genf, am 14. September berichtete er im Parlament über die Verhandlungen. In seiner Antwort kritisierte Bauer voller Ironie die Regierungspolitik, lobte die „schier übermenschliche Besonnenheit und Selbstzucht“ des österreichischen Volkes und versprach die Kreditverhandlungen nicht zu stören.⁸⁰ Auch müsse man bereit sein, gewisse Kontrollen des Völkerbundes zu ertragen – aber nicht jede Form der Kontrolle. „Es ist offensichtlich, daß in Genf Kontrollpläne diskutiert werden, die weit über dieses Maß der Kontrolle hinausgehen“, einer Kontrolle, „der sich kein Volk unterwerfen darf, wenn es nicht sterben, wenn es nicht zugrunde gehen will“.⁸¹ Plötzlich kommt die nationale Ehre ins Spiel,

ist die Rede vom „offenen Landesverrat“ („Man gibt ihn der Verachtung preis, so lange er ungefährlich ist, und man schlägt ihn nieder, wenn er gefährlich wird.“⁸²). Plötzlich wird die Arbeiterklasse zum großen nationalen Helden, der, „wenn alle untreu würden“, mit allen Kräften die Freiheit der Republik verteidigen werde,⁸³ plötzlich wird Politik zum männlichen Kampfspiel, voller Leidenschaft, irrational, ohne konkretes Ziel und ohne klare Interessendefinition.

Am 4. Oktober wurden die Genfer Protokolle unterzeichnet, die, unter der Garantie der Mächte, Österreich eine Anleihe von 650 Millionen Goldkronen ermöglichten, gleichzeitig aber auch die Regierung der Vormundschaft einer strengen Kontrolle ihrer Finanzpolitik durch die Kontrollkommission und den Generalkommissar unterwarfen und dadurch auch das Budgetrecht des Parlaments für zwei Jahre aufhoben. Am 14. Oktober begann der vorgezogene sozialdemokratische Parteitag in Wien. Otto Bauer hielt eine sowohl dialektisch als auch demagogisch „meisterhafte“ Rede, die sofort mit dem Titel „Der Genfer Knechtungsvertrag und die Sozialdemokratie“ als Agitationsbroschüre gedruckt wurde.⁸⁴

Bereits der Beginn der Rede stimmt auf Kampf ein: Der Parteitag wird zum „Kriegsrat“, der zu erwägen hat, „mit welchen Mitteln, mit welchen Waffen wir die Gefahren, die uns drohen, abzuwehren vermögen“.⁸⁵ Diese Gefahren sind: Bedrohung der Freiheit des Volkes, neue Fremdherrschaft, schrankenlose Herrschaft des Kapitals. Die Metapher des Krieges wird dann weitergeführt, wenn Bauer die Situation vor der großen Schlacht imaginiert und den Parteivertretern vorführt: Es muss ein Schlachtplan entworfen werden auf Grundlage der Landkarte, die der Generalstab dem Feldherrn vorlegt. Darin sind die Stärke der eigenen und jene der gegnerischen Armee eingezeichnet, die Schwierigkeiten des Geländes usw. Diese militärische Rhetorik wird mit einem Schwenk auf den Parteitag übertragen und die Genossen, die den Beschluss zur Schlacht fassen müssen, werden schmeichelnd zum Feldherrn erklärt, während sich der Redner, Bauer, bescheiden mit der Rolle des Generalstabschefs begnügt, der obendrein verspricht, keine gefälschte Landkarte vorzulegen. Dieses Versprechen wird feierlich durch die Gerichtsformel, „die Wahrheit, die reine Wahrheit, und nichts als die Wahrheit zu sagen“, gleichsam beschworen.⁸⁶

Was aber ist die Wahrheit über Genf, wie sie Bauer wahrnimmt?

- Wird Genf von der Sozialdemokratie verhindert, so bedeute das: neuer Sturz der Krone, furchtbare Teuerung, Einstellen der Importe, Hungerkata-

strophe, Zusammenbruch Österreichs, Einmarsch fremder Truppen. Allein nur die Kredite zu verwerfen, wäre daher „Selbstmord“.⁸⁷

- Aber es gibt einen Ausweg: Selbsthilfe! Nun greift Bauer auf seinen Finanzplan vom Oktober zurück und rechnet dem Parteitag vor: Zwangsanleihen bei den Banken (bringen 120 Millionen Goldkronen), Zwangsanleihen bei den besitzenden Klassen (bringen 60 Millionen Goldkronen), Liquidationserlös der Österreich-Ungarischen Bank (bringt 35 Millionen Goldkronen). Darüber hinaus müssen die Besitzsteuern und die indirekten Steuern (Alkoholsteuer etwa) erhöht, Tarife angepasst, Beamte entlassen werden.⁸⁸

Dieses Zahlenspiel mag die Zuhörer beeindruckt haben. Tatsächlich waren es rein fiktive Zahlen. Obendrein war es eine Illusion, durch Skelettierung des Kapitals der Banken und Unternehmen einen Wirtschaftsaufschwung in Österreich möglich zu machen. Dem Parteitag sagte Bauer zusammenfassend: „Ich behaupte also, es ist möglich, ohne die fünfhundert Millionen Goldkronen, ohne das Sündengeld (Anspielung auf den Judaslohn, E. H.) des Völkerbundes die österreichische Volkswirtschaft zu sanieren, und es ist möglich, der ungeheuer schweren Gefahr, die uns droht, wenn wir Genf zu Fall bringen, zu entgehen, durch Maßregeln und auf dem Weg, den ich gezeigt habe.“⁸⁹ Dazu aber braucht es eine starke, mächtige, entschlossene Regierung. Wo aber ist diese zu finden, wenn Bauer obendrein mit der Sabotage der ganzen Bourgeoisie gegen seinen Finanzplan rechnet? Der Redner entwirft nun einige Optionen, um sie alle zu verwerfen: Die proletarische Revolution wie in Russland? Ging 1918 nicht und geht heute noch weniger. Eine bürgerliche Regierung, die unter Druck der SDAP die Selbsthilfe durchzieht? Völlig absurd. Eine Koalitionsregierung mit der Sozialdemokratie? Seipel habe schon im August 1922 diese Möglichkeit abgelehnt.

So bleibt als Fazit nur ein negativer Befund: „Die Bildung einer solchen Regierung ist derzeit schlechterdings unmöglich, das ist die wirkliche Zwangslage.“⁹⁰ Bauer hat mit viel rhetorischem Aufwand begründet, dass eine Verwerfung von Genf in die Katastrophe führt. Er hat mit ebensoviel Aufwand die theoretische Möglichkeit der Selbsthilfe entworfen, die aber praktisch nicht durchführbar war, wie er selbst zugeben musste. Was bleibt? Die Akzeptanz des „Genfer Diktats“? Bei soviel Leidenschaft gegen Genf war das unmöglich. Bauer sagt dazu auch deutlich: Nein!⁹¹ Der Ausweg aus der Zwangslage, den er am Parteitag fand, bestand aus zügelloser Demagogie, historischen Spekulationen, moralischen Appellen. Die Ignaz Seipel zugeschriebene Aussage über Bauer war wohl richtig: Dieser habe zwei linke Hände für die Politik.⁹²

Denn die Hoffnung, bürgerliche Kräfte gegen Genf zu mobilisieren, war wohl die größte Illusion. Noch dazu, wenn er gleichzeitig die Großbanken als die Hauptschuldigen des nationalen Hochverrates markierte.⁹³ Hochverrat, das muss man mitdenken, war damals ein in den Kern der männlichen Ehre reichender Vorwurf. Was dann als Ausweg blieb, war der Versuch, die „moralischen Kräfte“ des Volkes aufzurufen. Durch Massenagitation, Massenpropaganda, Massendemonstrationen. Einen großen nationalen Kampf führen, um den Verrat des Bürgertums am eigenen Volk der Öffentlichkeit aufzuzeigen, die große Auferweckung der Seele.⁹⁴ Solche pathetischen, aber leeren Worte wurden auch als Resolution vom Parteitag einstimmig beschlossen. Der einzige Erfolg dieser Strategie war, die Einheit der Partei zu demonstrieren.

Diese Politik Bauers gegen Genf trug auch ein Element der Unehrlichkeit in sich. Denn tatsächlich stimmte die SDAP *für* die Genfer Sanierung, als sie der Bildung des außerordentlichen Kabinettsrates zustimmte. Die Partei wollte weder die Verantwortung für das Scheitern von Genf, noch die Verantwortung für die Genfer Sanierung übernehmen.⁹⁵ Sieger auf allen Linien war Ignaz Seipel, der den Nimbus des Retters des Vaterlandes gewann, während die Sozialdemokratie den Geruch trug, das Volk in der größten Not im Stich gelassen zu haben, mehr an die Partei als an den Staat und die ganze Gesellschaft gedacht zu haben.

Welche persönliche Motive könnte Bauer für diese „paradoxe Politik“ (Edward März) gehabt haben? An erster Stelle stand wohl die gekränkten Eitelkeit, dass sein Finanzplan gescheitert war. Dann hatte der Genfer Vertrag neuerdings den „Anschluss“ verboten, das traf den Kern seiner Außenpolitik und seine tief sitzende „deutsche Sehnsucht“. Und schließlich stärkte die Genfer Lösung ökonomisch und politisch das Bürgertum und schwächte die Sozialdemokratie. 1922 wurde auch ein Grundzug der Bauer'schen Politik deutlich, den Karl Kraus satirisch in die Verse fasste:

Wie wir haben in der Hand die Massen,
ja da kann der Gegner sich verstecken:
blind gehorchen sie, wenn wir sie lassen
stracks und imposant die Waffen strecken.
[...]
Geht es gut, wir werden vorwärts schreiten!
Kommt es anders – nun, Sie werden lachen,
denn dann kommt aus längst verklungenen Zeiten
auch der Trost: Da kann man halt nichts machen.⁹⁶

Allerdings soll neben dem Demagogen Bauer nicht der Sachpolitiker Bauer vergessen werden. Ihn würdigte der, von dem Vorwurf „Hochverräter“ zu sein, tief verletzte Seipel: Am 9. November 1922 erklärte er im Ministerrat: „Die ersten Stunden der Anschlußberatung sind gut verlaufen. Dr. Bauer hat kurz so sachlich gesprochen, daß ich mich veranlaßt gesehen habe, meine Parteigenossen zu warnen, sich von ihm faszinieren zu lassen.“⁹⁷

Im Parteirat, einem verkleinerten Parteitag, der 1922 geschaffen wurde, musste Bauer am 22. November zugeben, dass die Kampagne gescheitert war. Erreicht wurde gerade das Gegenteil. Wegen Genf hatte sich die Einheitsfront des Bürgertums formiert: die einheitlich „reaktionäre Masse“ der besitzenden Klasse.⁹⁸ Mit den üblichen dialektischen Tricks rechtfertigte er den Kampf gegen Genf als historisch notwendig und feierte es als Erfolg, dass die Bestimmungen des Genfer Vertrags etwas gemäßigter ausfielen als vorher geplant. Und mit einer abenteuerlichen Volte schloss er seine Rede (durch einen lebhaften Beifall belohnt): „Bleiben wir nur frei von jeder Mitverantwortung für das Verbrechen, das da begangen wird, bleibt nur in uns der Geist des Widerstandes lebendig, dann ist der Tag nicht fern, an dem wir die Sieger sein werden.“⁹⁹ Der Tag des Sieges blieb zwar fern, doch die eigentlichen Verlierer des Genfer Vertrages waren nicht die Sozialdemokraten – die konnten bei den Nationalratswahlen 1923 Stimmen gewinnen –, sondern die Großdeutschen. Sie mussten ein neuerliches Verbot des Anschlusses schlucken und hatten mit dem Abbau von fast hunderttausend Beamten eine ihrer Kernschichten getroffen. Seipel war es gelungen, mit Genf die Finanzen zu sanieren, 1925 konnte ein Budgetüberschuss erzielt werden, doch die Strukturprobleme der österreichischen Wirtschaft bestanden weiterhin.¹⁰⁰

3. In die Dörfer gehen: Wirtschaftsgeschichte und Agrarprogramm

Der Bauer, der für sich selbst arbeitet,
leistete schwere, mühselige Arbeit.

(Otto Bauer: Der Kampf um Wald und Weide)

Der Weg zur Macht führe über die Dörfer. Diese Strategie Otto Bauers musste den Dorfbewohnern etwas bieten. Von seiner Herkunft, seinem Lebensweg her war das Dorf, die Landwirtschaft eine ihm völlig fremde Lebenswelt. Innerhalb kürzester Zeit erwarb er ein umfangreiches Wissen über Geschichte und Wirtschaftsverhältnisse der Bauern. Aus den Büchern. Immer stark im

Entwerfen von Zukunftsvisionen, plante er das Leben der Landarbeiter in der sozialistischen Gesellschaft bis in ihren Alltag hinein. Am Parteitag 1924 beschrieb er die politische Situation in Österreich mit einer Zwei-Lager-Theorie. Die Genfer Sanierung habe aus drei Parteien zwei Parteien geschaffen: die Sozialdemokratie und die Einheitspartei der Christlichsozialen und Großdeutschen (den nationalen Landbund ließ er allerdings aus). Das nun gebe der SDAP die Chance, einen Teil der Mittelschichten und das ländliche Proletariat herüberzuziehen. Dafür schlug er vor, eine agrarpolitische Kommission zu errichten, die ein eigenes Agrarprogramm erstellen sollte.¹⁰¹ Hinzu kam, dass Mitte der Zwanzigerjahre die christlichsozialen Bauernpolitiker durch Korruption, Bankenskandale, gescheiterte Spekulationen schwer belastet waren.¹⁰² Diese Skandale ermutigten die Sozialdemokraten, den Groll der Bauern auszunützen und verstärkt den Kampf um das Dorf zu wagen. Vor allem musste man den Bauern die Angst vor den „Roten“ nehmen, die durch die Propaganda der Klerikalen ständig genährt wurde: an den Bauern gewandt – die Sozis wollen dir den Hof wegnehmen; an die Frauen gerichtet – mit der Legitimierung der Scheidung soll die durch harte Arbeit und viele Geburten erschöpfte Bäuerin vom Hof verjagt werden, damit eine junge Bäuerin einziehen kann; auf die Kinder bezogen – die religionslosen Schulen sollen ihnen den Trost der Religion stehlen.

Als Vorbereitung für das Agrarprogramm erstellte Otto Bauer für die agrarpolitische Kommission einen Bericht, der sich zu einem umfangreichen Buch auswuchs: „Der Kampf um Wald und Weide“.¹⁰³ Gleichzeitig wollte er mit diesem Buch eine gemeinverständliche österreichische Wirtschaftsgeschichte schreiben, die dem Volk die Geschichte Österreichs nicht als Geschichte der Habsburger, sondern als Geschichte des Volkes erzählte. Sein drittes sozialgeschichtliches Meisterwerk. Dieses Urteil hat ein unverdächtiger Fachmann getroffen: der Agrarpolitiker Engelbert Dollfuß. Als Bruno Kreisky 1929 eine Arbeit über die österreichischen Wirtschaftsverhältnisse schreiben wollte, wurde er für den Agrarbereich von Benedikt Kautsky auf den Landwirtschaftsexperten Engelbert Dollfuß verwiesen. Der empfahl Kreisky das Buch von Otto Bauer als beste historische Darstellung.¹⁰⁴

Bauer hatte intensive *Quellen- und Literaturstudien* betrieben, bei denen ihm wohl seine Frau half: Sammlungen von Berg- und Forstgesetzen, österreichische Weistümer, deren etwas fremder frühneuhochdeutscher Sprachduktus den Zitaten eine besondere Färbung gab. Er bezog sich auf die Studien der zeitgenössischen Wirtschaftshistoriker und Sozialwissenschaftler: auf Alfons Dopsch, Hermann Wopfner, Heinrich von Srbik, Victor Bibl, Heinrich Fried-

jung, auf seine Lehrer Carl Grünberg und Walter Schiff, auf Max Weber und den russischen Agrarwissenschaftler Alexander Tschajanow.¹⁰⁵ Als Marxist benutzte er jedoch das Klassenkampfmodell als durchgehende *Methode*. Übersetzt man die Klassenkampf rhetorik in ökonomisch bedingte Interessenkonflikte, so ergibt der „jahrhundertelange Klassenkampf“ auf dem Land folgende Interessenkonflikte:

Landesfürst	versus	Grundherren
Landesfürst	versus	Bauern
Grundherr	versus	Bauern
Bauern	versus	ländliche Unterschichten

Wichtig dabei ist, dass Otto Bauer diesen „Klassenkampf“ nicht nur von oben nach unten, sondern immer auch von unten nach oben konzipiert. Meist gewannen zwar die Oberen, dennoch war die „Dialektik“, die „List der Geschichte“ am Werk. Beispiel Wald: Die Einschränkung der Rechte des Landvolkes auf die Wälder in der Frühen Neuzeit wird als grausame „Massenexpropriation“ des Volkes, als „ursprüngliche Akkumulation des Kapitals“ im Sinne von Karl Marx beschrieben. „Die Ausschließung der Bauernsöhne und Söllner von der Waldnutzung erzeugte die Proletarier, die sich in Berg-, Schmelz- und Hammerwerken und Salinen als Lohnarbeiter verdangten oder ihnen als Fuhrknechte Holz und Holzkohle aus den Wäldern zuführten. [...] Aber in diesem blutigen, grausamen Prozeß setzte sich eine ökonomische Notwendigkeit durch.“¹⁰⁶ Denn mit dem Anwachsen der Bevölkerung war eine ungeregelte Waldnutzung nicht mehr möglich. Der ökonomische Fortschritt hatte diesen blutigen Preis verlangt. Nur so konnte auf der einen Seite eine Kapitalistenklasse und auf der anderen Seite, aus einem Teil der vereideten Bauernmasse, eine Arbeiterklasse entstehen.

Ein anderes Beispiel ist der „aufgeklärte Absolutismus“ im 18. Jahrhundert: Entschieden wandte sich Otto Bauer gegen die „liberale Legende“, Maria Theresia und Joseph II. ausschließlich als Bauernbeschützer zu sehen. Die tatsächliche historische Funktion des „aufgeklärten Absolutismus“ war indessen: „Mit der Entwicklung des stehenden Heeres, der Bürokratie, der Großmachtpolitik hat der Absolutismus das Steuer- und Staatsschuldenwesen entwickeln müssen. [...] Die Entwicklung der Staatsschulden, vor allem der Kriegsschulden, wurde zum Mittel schneller Bereicherung, zur Voraussetzung der Anhäufung großer Vermögen ...“¹⁰⁷ Um die Steuerkraft zu stärken, wurden Gemeinweiden aufgelöst und die Forste vom Nutzungsrecht der Bauern befreit. Einerseits festigte

der Staat den individuellen Besitz der Bauern auf Kosten der Grundherren, zugleich wurde der bäuerliche Gemeinbesitz zugunsten der Grundherren zerstellt. Das Ergebnis: Es entstand die bürgerliche Gesellschaft, auf Kapitalbesitz, individuellem Grundeigentum und freier Lohnarbeit basierend.¹⁰⁸

Otto Bauer war ein Anhänger der *Kreislauftheorie*, die er etwas später im Zeitalter des Faschismus entwickelte: Wie der Kapitalismus vom staatsregulierten Kapitalismus der mercantilistischen Phase zum Staatskapitalismus des Faschismus zurückkehrte (selbstverständlich auf einer anderen Ebene), wie in der Sphäre der Politik der Absolutismus des 18. Jahrhunderts über den Parlamentarismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts zur faschistischen Diktatur sich entwickelte, so wird in dieser Kreislauftheorie auch im Agrarbereich der „alte Volksbesitz am Walde“ im Zeitalter des Sozialismus in neuen, höheren Formen wiederkehren. „Die alte Volksnutzung der herrenlosen Hoch- und Schwarzwälder entsteht wieder im Volkseigentum am sozialisierten Forst, die alten ‚gemain höltzer‘ leben wieder auf im vergenossenschafteten Bauernwald. Dem Volk wiederzugeben, was Fürsten und Herregewalt ihm geraubt hat, damit den tausendjährigen Krieg um den Wald durch die Wiederherstellung des Volksbesitzes am Walde auf höherer Stufe zu beenden, das ist die geschichtliche Mission des Sozialismus.“¹⁰⁹

Diese zweifelhafte abstrakte Kreislauftheorie soll uns nicht daran hindern, die zahlreichen wertvollen Detailanalysen, die Otto Bauer in seinem Buch bietet, hoch einzuschätzen. Sie waren prall mit vergangenem Leben erfüllt. So achtete er genau auf innere soziale Differenzierung der Landbevölkerung in der Frühen Neuzeit: bei den Bauern auf Ganz-, Halb- und Viertellehner, auf die Keuschler (deren Grundbesitz nicht für den Lebensunterhalt ausreichte), auf die Inleute (die in den Bauernhäusern wohnten).¹¹⁰ Geschickt setzte er bild- und lautstarke Zitate in den Text. Beispielsweise jenes Zitat von 1437 über die Ziegen, die nur in entfernten Wäldern graßen durften: „Wer gaisz hat, soll sie wie vor alter an in die grosze wäld und hölzer, dasz sie den hann nit krähen hören und niemand schäden thun, treiben.“¹¹¹ Beispielsweise ein Zitat eines rationalen Forstwirtes von 1786: „Den gemeinen Weiden geht es nur gar zu oft wie den gemeinen Huren. Ein jeder macht Gebrauch davon, sooft er sich laben will; keiner aber nimmt sich ihrer an.“¹¹² Komplizierte sozioökonomische Prozesse, wie das Güterschlachten im Gebirge, wo reiche Unternehmer im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hoch gelegene Bauerngüter und Almen für Jagdzwecke aufkaufsten, werden in emotionsstarke Sprachbilder zusammengezogen: „Hirsche ästen nun, wo vordem die Kühe geweidet hatten.“¹¹³

Was nun konnte Otto Bauer tatsächlich den Bauern und der ländlichen Bevölkerung in einer sozialistischen Zukunft bieten? Das Wichtigste wohl: die Garantie ihres Eigentums. Im Agrarprogramm von 1925 heißt es klar: „Auch im Rahmen der sozialistischen Gesellschaft werden Bauern als freie Besitzer auf ihrer Scholle leben.“¹¹⁴ Nur der Großgrundbesitz soll vergesellschaftet und die großen Forstwirtschaften sollen verstaatlicht werden. Bauer entwickelte sehr detaillierte Pläne für diesen Vorgang und darüber, wie die Bauern davon profitieren werden. Das war ein klarer Bruch mit der älteren sozialistischen Tradition. Helene Bauer schrieb bereits 1921: „Mit der Prophezeiung des Untergangs der bäuerlichen Kleinbetriebe aufs Land zu gehen und von der Bauernschaft zu verlangen, sie möge zum Vollstrecke des eigenen Todesurteils werden, erschien weder zweckmäßig noch aussichtsvoll.“¹¹⁵ Das Ziel des Agrarprogramms wurde im ersten Kapitel klar definiert: die Steigerung der Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit. Hierbei gab es keinen Dissens mit den christlichen Agrariern. Auch bei dem vorgeschlagenen Weg für die Produktivitätssteigerung konnte Otto Bauer deren Zustimmung finden (Ausbau der landwirtschaftlichen Bildung, Förderung der Genossenschaften ...).

Die SDAP schien im Agrarprogramm die Zauberformel gefunden zu haben: Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität plus niedere Agrarpreise für die Konsumenten plus höheres Einkommen der Bauern.¹¹⁶ Allerdings nur auf dem Papier. Der Test in der Praxis blieb aus. Der Dissens mit den Agrariern begann erst bei der etatistischen Steuerung der Agrarwirtschaft, die das Agrarprogramm durchzog und zu einer Bürokratisierung und zu staatlichen Zwangsmaßnahmen führen musste (Getreidemonopolanstalt). Der Dissens steigerte sich bei der Landarbeiterpolitik. Otto Bauer forderte beim Landarbeitergesetz die Verlagerung auf die Kompetenz des Bundes (ein Streitfall bei der Verfassungsreform 1925)¹¹⁷ und die radikale Gleichstellung der Landarbeiter mit den Industriearbeitern (Kollektivverträge, Einigungsämter, Betriebsräte, Gewerbeinspektoren, Überstundenbezahlung). Das nun griff markant in die traditionelle „moralische Ökonomie“ des Hofes und in das Patron-Klientel-Verhältnis des Dorfes ein.¹¹⁸ Für diese sensiblen sozialen Beziehungen im Dorf, wo zwar Hierarchien, aber auch gegenseitige Abhängigkeiten bestanden, fehlte Bauer die lebenspraktische Erfahrung. In einer Rezension des Buches von Bundespräsident Michael Hainisch über die Landflucht wies Bauer allerdings auf die „psychische Umwälzung“ im Dorf nach dem Krieg hin: „Der Bauernsohn will nicht mehr sein ganzes Leben lang auf Eheschließung und selbständigen Haushalt verzichten und der Autorität zuerst des Vaters, später des Bruders unterworfen bleiben. Er verlässt den väterlichen Hof und sucht

einen Erwerb, der es ihm ermöglicht, eine Ehe zu schließen, einen eigenen Haushalt zu führen, am Feierabend sein eigener Herr zu sein“.¹¹⁹ Das war eine richtige Beobachtung. Das ideologische Spiegelbild dieser individualistischen Umwälzung der Familie findet Bauer in der Lehre der Psychoanalyse vom Ödipuskomplex, der heftigen Auflehnung der Söhne gegen die Väter. Eine der wenigen Hinweise Otto Bauers auf das Werk von Sigmund Freud.¹²⁰ Das Thema „Landflucht“ wurde in der Zwischenkriegszeit heftig diskutiert und beschäftigte auch Otto Bauer.¹²¹ In den Erläuterungen des Agrarprogramms stellte er apodiktisch fest: „Die Landflucht ist zur größten Gefahr für unsere Landwirtschaft geworden; denn ohne eine ausreichende Zahl tüchtiger Arbeitskräfte ist die Aufwärtsentwicklung der Landwirtschaft nicht möglich.“¹²² Merkwürdigerweise denkt der Marxist bei seinen vielfältigen Überlegungen zu den Landarbeitern nie an die Möglichkeit der Mechanisierung der Landarbeit. Er ist eher bereit, der Landbevölkerung das ansonsten verachtete Jagdrecht („roher Herrensport“) zu geben, um sie für die geringe Unterhaltungsmöglichkeit auf dem Land zu entschädigen.¹²³

Auf dem Parteitag 1925 stellte Bauer das Agrarprogramm vor, rühmte es als erstes sozialdemokratisches Agrarprogramm der Welt (und er hatte es entworfen). Nochmals nannte er den Zweck all dieser Mühen: Der Aufbau des Sozialismus sei ohne das ländliche Proletariat nicht möglich; das Agrarprogramm sei das Mittel, „daß wir *Herren* der Republik werden“.¹²⁴ Dahinter stand die Absicht, das landwirtschaftliche Potenzial der Christlichsozialen zu spalten. Dazu musste er den Bildungsstand der christlichsozialen Bauernschaft abwerten. In Dänemark, behauptete er auf dem Parteitag, kann man mit jedem Bauern über Goethe und Shakespeare reden, hier hingegen findet man in einem Bauernhaus höchstens ein Gebetbuch und einen „schlechten klerikalen Bauernkalender“.¹²⁵ Als Führer zum landwirtschaftlichen Fortschritt sollte der Lehrer den Pfarrer ablösen (ein alter Gegensatz seit den liberalen Zeiten im Dorf). Otto Bauer verstand inzwischen viel von der Geschichte der Landwirtschaft und ihren ökonomischen Problemen. Er kritisierte die sozialdemokratische Presse wegen ihrer Ignoranz bezüglich der Bauern, forderte eine andere Sprache für den Bauernhof als für die Fabrik, nannte die Landarbeiterfrauen auf den Gutsbetrieben die „unglücklichsten, die belastetsten, die mißhandeltesten Opfer der heutigen Gesellschaft“.¹²⁶ Er hatte ein theoretisch durchdachtes Agrarprogramm vorgelegt, aber er verstand wenig von der Sozialpsychologie der ländlichen Gesellschaft. Ihr Symbolhaushalt, ihre Kommunikationsstrategien blieben ihm fremd. Der Tiroler Abgeordnete Simon Abram hielt ihm am Parteitag 1925 entgegen: „Der Weg zur Seele und zum Hirn der Bauern ist

nicht so einfach. Es gehört zur Arbeitsleistung eines Industriearbeiters in einer großen Fabrik oft weniger Intelligenz und Eigendenken, als sich draußen auf der Scholle bei Wind und Wetter und unter tausend Gefahren als selbstständiger Mensch zu behaupten.“¹²⁷ Man solle den Bauern bitte nicht mit Überheblichkeit begegnen.

3.1 Ein kleiner Disput über Religion

Was Otto Bauer allerdings sofort verstand, war, dass die antiklerikale Tradition der SDAP die Landagitation behindere. Das sagte er bereits auf dem Parteitag 1925 und dieses Problem analysierte er breit in der Broschüre „Sozialdemokratie, Religion und Kirche“.¹²⁸ Die Schrift argumentierte nach außen: Die Stellung der Partei zu Religion und katholischer Kirche sollte klargestellt werden; die Schrift argumentierte nach innen: Die Religionsfeindschaft der Freidenker sollte eingedämmt werden. Gewidmet war sie den Täufern, „tiefgläubigen Christen und tiefgläubigen Sozialisten“, die vor vierhundert Jahren „zu Tausenden in den Kerkern der Habsburger die Folter erlitten haben und auf dem Scheiterhaufen der Gegenreformation gestorben sind“.¹²⁹

Ausgangspunkt der Analyse war die These: Die Bourgeoisie könne nur durch die Unterstützung der Kirche herrschen. Nach Genf seien die großindustriellen Juden und Freimaurer in das christlichsoziale Lager abgewandert.¹³⁰ Dann die dramatischen Gegenbilder: Voll schwerer Sorge gehe der Arbeiter in die Fabrik. Wird er heute entlassen? Daheim bete die Frau, Gott möge „dem Manne, dem Vater, dem Ernährer das Schicksal der Arbeitslosigkeit ersparen“.¹³¹ Verzweifelt suche der Arbeitslose Arbeit. Daheim falte sein „Mütterlein“ die Hände: Unser tägliches Brot gib uns heute. Die Keuschlerfrau wandere auf den Markt. Alles werde teurer. „Am Kreuzweg kniet sie vor dem Bilde der Gottesmutter nieder: Gib, daß der karge Lohn ausreiche, die Kinder zu ernähren!“¹³² Diese suggestiven, emotionsgeladenen Bilder erinnern an die Tatsache, dass viele Arbeiter in der Sozialdemokratie organisiert sind, ihre Mütter und Frauen aber religiös geblieben sind. Daraus leitet Bauer die Folgerungen ab: Der Satz des Parteiprogrammes „Religion ist Privatsache“ bedeute, dass in der Partei Raum für Freidenker *und* für religiöse Menschen sein müsse. Nur so könne es gelingen die ganze Arbeiterklasse und ihr nahestehende Schichten (Kleinbürger und Kleinbauern) in der Partei zu organisieren.

Geschickt baut der Text Sprechrollen ein. Der *Sozialdemokrat* spricht zu religiös fühlenden Arbeitern: Die bürgerlichen Parteien verteidigen nicht die Religion, sondern die Herrschaft der Bourgeoisie. Wir führen den Kampf

nicht gegen den Herrn im Himmel, sondern gegen die Herren auf der Erde. Daher könne auch ein religiöser Mensch ein vollwertiger Kampfgenosse sein.¹³³ Die *Klerikalen* sagen: Die Sozialdemokraten lügen, sie wollen euch fangen und euch dann die Religion rauben. Ähnlich argumentieren die *Freidenker*: Es sei nur ein taktisches Manöver, in Wirklichkeit könne nur ein Atheist ein echter Sozialdemokrat sein. Beide Positionen lehnte Bauer ab.¹³⁴ Dann tritt der *religiöse Proletarier* auf: Wie können wir uns zu euch gesellen, wenn ihr alles mißachtet, was uns heilig ist? Da mengt sich der *geistliche Herr* in das imaginäre Gespräch: Ihr seid Marxisten und der Kern des Marxismus ist der Materialismus, also der Atheismus.¹³⁵ Bauer antwortet auf alle Einwürfe „dialektisch“. Wer aber taub ist gegenüber der „Musik der Dialektik“ (Ossip Mandelstam) wie der geistliche Herr, der hört darin nur (wie Bauer ihn sagen lässt) ein trügerisches Spiel mit Worten. „Uns kümmert es ja nicht, wie ihr zu jenen religiösen Luftbildern steht, die die Philosophen Religion nennen. Uns kümmert es vielmehr, wie ihr euch zu unserer positiven Religion, zum christlichen, katholischen Glauben unseres Volkes verhaltet.“¹³⁶ Plötzlich unterbricht Bauer das kunstvolle Gespinst der Worte und schreibt einen Satz nieder, der wohl aus der Tiefe seines Herzens kommt: „Der Sozialismus aber, der Anwalt des Elends, spottet nicht der Wundmale des Elends im Glauben des Volkes.“¹³⁷ Der Satz war gegen die Klerikalen und gegen die Freidenker in der Partei gerichtet. Dieser „Glaube des Volkes“ entsprach nur bedingt der katholischen Dogmatik, wie Bauer am Linzer Parteitag 1926 sagte, im Glauben eines Keuschlers in den steirischen Bergen leben noch magische Elemente weiter, ein uralter „primitiver Fetischismus“ und ein „primitiver Animalismus“.¹³⁸ Dagegen müsse die wissenschaftliche Aufklärung ankämpfen. Aber es gäbe Fragen, die über den menschlichen Verstand gehen. „So wie der Ochse nie begreifen wird, warum er da ist, von mir gefressen zu werden, so werde ich nie begreifen, warum ich von den Würmern gefressen werde. Das liegt außerhalb meines Verstandes.“¹³⁹

Die Freidenker irren, wenn sie in der Tradition der bürgerlich-liberalen Aufklärung meinen, man könne das Volk durch wissenschaftliche Erkenntnisse von der Religion befreien, daher dürfe man Religion nicht als Privatsache betrachten, sondern müsse sie aktiv bekämpfen. Ebenso irren die Bolschewiki, die nur Atheisten in die Partei aufnehmen und die Religion radikal vernichten wollen.¹⁴⁰ Das Linzer Programm fordere eine klare Trennung von Kirche und Staat wie in den USA. Ohne jene Verfolgungsmaßnahmen wie in Frankreich, in Mexiko und der Sowjetunion. Die positive Trennung von Kirche und Staat lasse der Kirche völlige Freiheit, in der Gesellschaft zu wirken.

Und die USA belege, dass dies nicht zum Schaden der Religion geschehen muss. Konventionskatholiken werden vielleicht abfallen, aber nicht die wirklich gläubigen Menschen.¹⁴¹

3.2 Welchen Erfolg hatte die differenzierte Einstellung zur Religion und das Agrarprogramm auf dem Land?

Der starre, integrale Katholizismus in der Zwischenkriegszeit achtete kaum auf solche Differenzierungen (mit einigen intellektuellen Ausnahmen). Die Kirchenverfolgungen, die Ermordung der Priester, die Zerstörung der Kirchen in Mexiko und der Sowjetunion, später im Spanischen Bürgerkrieg, wirkten weit aus stärker auf die katholischen Angstimaginierungen ein. Die Gleichsetzung von Sozialdemokratie, Marxismus und Bolschewismus verstärkte sich eher. Und das Feuer des 15. Juli 1927 gab ihr ein neues, weithin wirkendes Symbol.

Das sozialdemokratische Agrarprogramm irritierte dennoch die Christlichsozialen. Parteiobmann Ignaz Seipel polemisierte am Parteitag 1926 gegen die Sozialdemokratie: Aus Agitationszwecken versuche sie jetzt zu verbergen, dass sie eine „Partei des Negativen“, eine „Partei des Materialismus“ und des „Unglaubens“ sei.¹⁴² „Jetzt ist Dr. Bauer mit dem Agrarprogramm gekommen. Wie ernst der Versuch ist, die ländliche Bevölkerung in die sozialdemokratische Partei hineinzubringen, sehen Sie aus dem Preis, den Dr. Bauer zu zahlen bereit ist, nämlich die Kulturkämpferei – eine Herzenssache der Sozialdemokratie – zurückzustellen.“¹⁴³ Auch nach der Ansicht Seipels war also das Bemühen, einen Teil der ländlichen Bevölkerung zu gewinnen, ernst gemeint. Seipel fuhr optimistisch fort: „Es wird auch damit nichts werden. Wie ist man dazu gekommen, diesen Kampf ums Dorf zu entfalten? Mit Bleistift und Papier! Man hat gerechnet, wie viele Mandate fehlen, um zur Herrschaft zu kommen, und die kann man als reine Klassenpartei allein nicht erreichen. Von diesem Standpunkt aus müssen Sie den sozialdemokratischen Versuch anschauen.“¹⁴⁴ Die Taktik des „großartigen Bauernfangs“ (Ämilian Schöpfer) hatte Seipel rasch durchschaute, was er nicht erkannte, war, dass Otto Bauer durch seine Studien tatsächlich eine persönliche Sympathie für den kleinen Bauern und die ländliche Unterschichten gewonnen hatte. Seipel selbst blieb weit entfernt von der Position eines Bauernpfarrers. Er dachte „urbi et orbi“, er war ein Wiener Christlichsozialer, der die Bauernpolitiker brauchte, aber nicht ganz ernst nahm. Tatsächlich störte die Landagitation des deutschnationalen Landbundes die Christlichsoziale Partei mehr als die Sozialdemokratische. Und die Zwangskollektivierung der Bauern Ende der Zwanzigerjahre in

der Sowjetunion, die das bäuerliche Leben bis in die Wurzeln zerstörte, nahm auch der sozialdemokratischen Landagitation in Österreich den Atem.¹⁴⁵

Bauer hingegen redete die Zwangskollektivierung in der Sowjetunion schön. Ein Jahr vor der großen Hungersnot 1932 meinte er, dass die Kollektivierung bessere Erträge liefern werde, dass nur die notwendige Diktatur „den zähen hundert millionenköpfigen passiven Widerstand“ der Bauern brechen kann.¹⁴⁶ Selbst seinen engeren Freunde waren entsetzt.¹⁴⁷

Eine genaue Analyse des Wahlverhaltens der wahlberechtigten Bevölkerung in der Ersten Republik zeigte: Die SDAP hatte nie mehr als zwei Fünftel hinter sich scharen können, während die bürgerlichen und bäuerlichen Parteien gemeinsam fast die Hälfte erreichten.¹⁴⁸ Die Frauen wählten treu die Christlichsozialen. Auf 100 männliche Stimmen kamen 122 weibliche, bei der Sozialdemokratie nur 89,5.¹⁴⁹ Bei den Nationalratswahlen 1930, in der die SDAP stimmstärkste Einzelpartei wurde, erreichte sie bei den in der Landwirtschaft Tätigen (Österreich ohne Wien) nur 6 Prozent der Stimmen, die Christlichsozialen hingegen 59 Prozent.¹⁵⁰ Otto Bauers Strategie der Landesagitation war eindeutig gescheitert. Anders sah es bei den dienstleistenden Berufen aus, vor allem bei den Angestellten. Hier konnte die SDAP in Österreich (mit Wien) 1930 47 Prozent erreichen, die Christlichsozialen nur 16 Prozent.¹⁵¹

Der Erfolg bei den Angestellten basierte wohl auf einem anderen Agitationsthema, dem *Mieterschutz*. Bei diesem Thema entfachte Bauer das ganze Feuerwerk seiner demagogischen Kunst. Seine Rede am Parteitag 1928 zum Mieterschutz, die auch als Broschüre gedruckt wurde, begann zunächst sehr sachlich.¹⁵² Er führte demografische, lebensweltliche, kulturelle Gründe für den Anstieg des Wohnungsbedarfs an. Er führte den Interessengleichklang der auf Export angewiesenen Industrie mit der Arbeiterschaft an. Doch die Arbeiterklasse könne die relativ niedrigen Löhne nur dann akzeptieren, wenn der Mieterschutz (= Kündigungsschutz = Einfrieren der Mieten auf das Niveau des Weltkrieges) auch die Wohnkosten für die Arbeiter niedrig hält. Dann allerdings schlägt er los. Den Versuch Seipels, den Mieterschutz seit 1923 langsam zu durchlöchern, interpretiert Bauer polemisch: Die Regierung sage den jungen Menschen, die geheiratet und Kinder haben, sage den Obdachlosen, den Delogierten, sage den Arbeitern, die auf Jobsuche in andere Orte ziehen müssen: „Ihr geht mich nichts an, ich valorisiere die Hausherrenrente, damit ist für mich die Wohnungsfrage gelöst. [...] Die jungen Menschen sollen sich aufhängen; Hauptsache ist, daß die soziale Frage der Hausherren gelöst ist.“¹⁵³ Otto Bauer verbirgt in dieser Rede die wahltaktischen Gründe

für die Verteidigung des Mieterschutzes keineswegs. Wieder imaginiert er sich in die Rolle des Feldherren, der am Tisch vor seiner Landkarte überlegt, wo er in die Offensive oder in die Defensive gehen müsse.¹⁵⁴ Er wusste, dass der Mieterschutz neunzig Prozent der städtischen Bevölkerung betraf, also auch den Mittelstand.¹⁵⁵ Man müsse an der Fähigkeit der großen Mehrheit der österreichischen Bevölkerung, ihre eigenen Interessen zu erkennen, verzweifeln, wenn der Mieterschutz nicht zum großen Schlager der Sozialdemokratie bei den nächsten Wahlen werde.¹⁵⁶ In der Tat haben die Sozialdemokraten die Nationalratswahl 1930 gewonnen.

Wahlagitation war das eine, eine verantwortliche Volkswirtschaftspolitik das andere. Obwohl Seipel auch wusste, dass die Mietengesetzgebung Handhabe für eine „gewissenlose Demagogie“ biete, sei es auf Dauer volkswirtschaftlich unmöglich, dass jemand in einem wenig reparaturbedürftigen Hause „fast umsonst“ wohne, wie er bereits 1925 in einer Wählerversammlung sagte.¹⁵⁷ Der Hausbesitz „war immer und ist noch ein wichtiger Teil der Kapitalanlage der in der Produktion Tätigen, Industriellen und Gewerbetreibenden. Der Hypothekarkredit wurde in der Vergangenheit nicht etwa nur in Anspruch genommen, um den Hausbesitzern die Befriedigung nobler Passionen zu ermöglichen, sondern, weil der Gewerbetreibende oder Industrielle, dem das Haus gehört, das Geld in seinem Geschäft verwenden wollte und musste.“¹⁵⁸ Was Seipel 1925 plante, war eine stufenweise Anpassung des Mietzinses und eine „Kompensation für die wirtschaftlichen Schwächeren“.¹⁵⁹ Nicht weniger Demagoge als Bauer hieb Seipel dann auf die „theoretisch konstruierte sozialistische Wirtschaftspolitik“ ein. Österreich sei nicht gewillt, als „Experimentierfeld für sozialistische Doktrinäre“ zu dienen.¹⁶⁰

Ganz als Hohepriester der Wissenschaft trat 1929 Friedrich A. Hayek, ein führendes Mitglied des liberalen Ludwig-von-Mises-Kreises, in die Mieterschutz-Arena.¹⁶¹ Er trennte nach positivistischer Tradition (und gegen die marxistische Tradition gerichtet) Wissenschaft als Feststellung von Tatsachen und Aufzeigen von Kausalzusammenhängen strikt von Bewertungen und Entscheidungen der Politik. Das Bauer'sche Argument, beim Fallen des Mieterschutzes müssten die Löhne steigen, hielt er nicht für unzutreffend. Sein abschließendes Urteil, nach vielen klugen Überlegungen, lautete: „Es kann nach alldem wohl kein Zweifel bestehen, daß der zehnjährige Bestand der Mietzinsbeschränkungen eine beträchtliche Minderung der Produktivität der österreichischen Wirtschaft herbeigeführt hat, und sein Fortbestand die Unwirtschaftlichkeit der Ausnutzung der vorhandenen Produktivkräfte immer weiter steigern muss. Man darf sich aber freilich keiner Täuschung darüber

hingeben, daß diese Schäden nicht nur durch eine Aufhebung des Mieterschutzes von heute auf morgen beseitigt werden können.“¹⁶²

4. Vor dem Ziel: das Linzer Programm 1926

Von den alljährlichen sozialdemokratischen Parteitagen blieben der Gründungsparteitag in Hainfeld (1888/89) und der Linzer Parteitag (1926) besonders im kollektiven Gedächtnis. In Linz stand Otto Bauer am Höhepunkt seines Einflusses innerhalb der SDAP. Es war sein Parteitag und sein Parteiprogramm. Nach dem 15. Juli 1927 schwächte sich seine innerparteiliche Hege monie ab; der pragmatische Parteisekretär Robert Danneberg rückte nach vorne, ohne aber die Stellung Bauers je direkt anzugreifen. Die Vorbereitungen für das neue Parteiprogramm liefen seit 1924. Das geltende Programm von 1901 (das Wiener Programm) war längst überholt.¹⁶³ Zur Programm vorbereitung schlug Bauer am 18. Februar 1925 im Parteivorstand, neben der bestehenden agrarpolitischen Kommission, eine kirchenpolitische und eine Kommission für Justizreform vor.¹⁶⁴ Am 3. Mai 1926 wurde die engere Programmkommission gebildet.¹⁶⁵ Ihr gehörten Bauer, Danneberg, Ellenbogen, Renner, Max Adler, Kautsky, Hueber, Deutsch, Richter, Helmer und Popp an. Intellektuelle jüdischer Herkunft bildeten die Mehrheit. Der Parteitag tagte vom 30. Oktober bis zum 3. November 1926 im Linzer Volksgartensaal. Dort stellte Bauer das neue Parteiprogramm vor: Seine Rede war von Optimismus getragen; eine gewaltige Rede, voll innerer geistiger Spannungen, sicher eine seiner besten Reden.¹⁶⁶ Die österreichische Arbeiterklasse habe ihre „außerdentlich große Machtstellung“ bewahrt. Und schon der jetzigen Generation stelle sich die „geschichtliche Aufgabe“ der Machtergreifung. Allerdings: Die industrielle Entwicklung in Österreich lasse die Arbeiterklasse nicht mehr wachsen; sie werde eher schrumpfen. Daher müssen die Zwischenschichten erobert werden. Das war das eigentliche engere Ziel des Programms (und dazu diente die eiserne Verteidigung des Mieterschutzes). Diesem Ziel widersprach allerdings dann die Programmformulierung über Demokratie und Diktatur. In seiner Rede vor dem Parteitag strich Bauer klar heraus: Der Kampf um die Macht werde „unter den Formen und den Bürgschaften der Demokratie“ geführt, als Kampf um die „Seele der Mehrheit des Volkes“.¹⁶⁷ Aber: „Täuschen wir uns nicht! Gerade, wenn der Moment kommt, da wir mit den Mitteln der Demokratie die Macht erobern, wird die Bourgeoisie, *wenn sie das wagen kann*, es versuchen, die Demokratie zu stürzen und eine faschistische



Abb. 11: Erika Giovanna Klien, *Straßenkampf*, 1930.

Diktatur aufrichten.“¹⁶⁸ Wenn aber die Bourgeoisie „den demokratischen Kampfboden“ sprengt, dann, so sage das Programm, bleibe „dem Proletariat“ nichts anderes übrig, als zur Form der Diktatur zu greifen.¹⁶⁹ Die „defensive Gewalt“, die als Warnung für das Bürgertum gedacht war, wurde von den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen als Drohung mit der Gewalt der Diktatur verstanden; auch von solchen, die der Sozialdemokratie mit einer gewissen Sympathie gegenüberstanden. Alexander Spitzmüller beispielsweise, kaiserlicher Minister und Bankier, dem Otto Bauer durch seine Bildung und Verstandesschärfe durchaus imponierte, schrieb in seinen Erinnerungen: „Seine Linzer Rede im Jahr 1926, in welcher er die Diktatur des Proletariats als *letztes Ziel* der Partei proklamierte, hat beinahe ebensoviel Unheil angerichtet, wie die Stellung der Partei zur Religion. Dabei hat Otto Bauer in jener Rede nur der Theorie, in die er sich verbissen hatte, Rechnung getragen.“¹⁷⁰

Wie Bauer selbst in seiner Rede zugestand, war der Begriff „Diktatur“ im Parteiprogramm innerparteilich umstritten. Und er machte sich keine Illusionen, was Gewalt in der Realität heiße: Bürgerkrieg, Hungersnot, Zerrüttung

des Wirtschaftslebens. „Und wer jahrelang das Furchtbare erlebt hat, wer neben sich Menschen im Schützengraben hat sterben gesehen, wer einmal die zerfetzten und blutenden Leiber auf dem Hilfsplatz gesehen hat, der sollte darvor bewahrt sein, leichtfertig von Gewalt zu reden!“¹⁷¹ Er wusste auch: Wer zu Gewalt greife, bleibe der Gefangene der Gewalt. Siehe die Sowjetunion. Nur wenn es für das Proletariat (wie im „gerechten Krieg“) um „Sieg oder Knechtschaft“ gehe, sei die Gewalt erlaubt. Und Diktatur heiße, dass das Proletariat auch selbst auf die individuellen Freiheitsrechte verzichten muss, für die es so lange gekämpft habe.¹⁷² Was Bauer hier macht, ist, mitten in einer relativ friedlichen Periode eine Endzeitstimmung zu evozieren, die nur den Ausweg erlaubt: Sieg oder Tod! Sieg oder Knechtschaft! Hat, so muss der Historiker fragen, Bauer mit dieser Evokation nicht gerade diesen letzten Kampf heraufbeschworen, den er doch mit den Mitteln der Demokratie vermeiden wollte?¹⁷³ Seine Rede vor dem Parteitag endete mit strotzendem Selbstbewusstsein: Was ist dieses Programm? Ein Programm des Machtwillens, des Kulturwillens, des besonderen Verantwortungsgefühls, ein Programm, dass die großen Perspektiven der Geschichte aufrollt, ein Programm, dass die Begeisterung der Massen entfesseln kann, nicht nur in den Fabriken und Werkstätten, sondern auch (an die Zwischenschichten gerichtet) in den Forsten, auf den Feldern, in den Büros und Kontors, in den Kasernen. Hier, in dieser Hoffnung offenbarte sich Otto Bauer wieder als „großer Illusionist“.

Was kann ein Parteiprogramm wirklich leisten?

1. Es gibt der politischen Alltagsarbeit ein theoretisches Korsett. Im Linzer Programm hatte Bauer nur das, was er in zahlreichen Schriften bereits gesagt hatte, in die ehernen Formen des Parteiprogramms gegossen. Dadurch aber ändert sich der Stellenwert. Denn für theoretische Schriften des Einzelnen, sei es auch des wichtigsten Parteiführers, trägt nur der Verfasser die Verantwortung. Hinter einem Programm jedoch steht die Autorität der ganzen Partei.
2. Eine theoretische Schrift kann differenziert argumentieren. Ein Programm muss vergröbern. Damit ändern sich auch die Rezeptionsbedingungen. Hatten bleiben Schlagwörter, bei den Parteianhängern und noch mehr bei den politischen Gegnern. Die vorsichtige, defensive Einbettung des Schlagwortes „Diktatur“ in Otto Bauers Parteitagsrede und im Parteiprogramm wurde in den parteipolitischen Kontroversen entzerrt und zum Totschlagargument: Die Roten wollen die Diktatur. Ein politischer Praktiker wie Bauer hätte das wissen müssen.

3. Ein Programm will die Einheit der Partei sicherstellen. Dem rechten und dem linken Flügel in der Partei musste etwas geboten werden. Dem „marxistischen Zentrum“ um Otto Bauer war diese innerparteiliche Vermittlung jahrelang perfekt gegliickt. Es gelang auch in Linz. Wenig wissen wir allerdings über die Rezeption des Programms bei den Parteimitgliedern und den Wählern. Gewiss, eine gut organisierte Partei konnte es in den Sektionen und Parteiversammlungen kommunizieren. Es ist aber mehr als zweifelhaft, dass es einfache Arbeiter oder gar Arbeiterinnen wirklich gelesen haben. Letztlich war es ein Werk der Parteiintellektuellen und für Intellektuelle geschrieben.

Die Kontroversen über Formulierungen des Programms wurden auf dem Parteitag offen ausgetragen (das unterschied die Sozialdemokraten auch von den Christlichsozialen, auf deren Parteitagen stets ein vordergründiges Harmoniebedürfnis vorherrschte). Die Linke in der Partei, angeführt von Max Adler, wetterte gegen die „Illusion des Demokratismus“, setzte die „Diktatur der Bourgeoisie“ in der politischen Demokratie formal gleich mit der Diktatur des Proletariats.¹⁷⁴ Renner, Friedrich Austerlitz und Bauers engster Freund, Friedrich Adler, warnten vor dem zweideutigen Begriff „Diktatur“.¹⁷⁵ Auch Bauer selbst lehnte diese Gleichsetzung Max Adlers ab, spottete: „In Österreich herrscht die Bourgeoisie, aber wenn ich sagen würde, daß wir zwei Jahre unter der Diktatur des Ramek (Bundeskanzler Rudolf Ramek, E. H.) gelebt haben, so wäre das eine Übertreibung (lebhafte Heiterkeit).“¹⁷⁶ Der gehaltvollste Einwand gegen den Begriff „Diktatur“ kam von Oskar Trebitsch: Er verwies darauf, dass „Diktatur“ nur ein abstrakter, konstruierter Begriff sei. „Jede Diktatur ist in Wirklichkeit eine Diktatur der Diktatoren, eine Herrschaft von Einzelpersonen, die souverän darüber entscheiden, was den Interessen, deren Vertretung sie zur Macht gebracht hat, entspricht. Jede Diktatur des Proletariats ist so immer eine Führerdiktatur über das Proletariat und seine Gegner, eine Herrschaft oligarchischen Charakters, die Diktatur der ‚Apparatschiki‘.“¹⁷⁷ Gegen alle Einwände blieb der Begriff „Diktatur“ im Programm. Otto Bauer beendete die Programmdiskussion mit dem biblischen Satz: „Nun wollen wir hinausgehen und wollen, daß das Wort Fleisch werde.“¹⁷⁸ Das Protokoll merkte an: Gewaltiger Beifallssturm, die Delegierten erheben sich, viele Minuten lang braust der Jubel durch den Saal.¹⁷⁹ Otto Bauer stand in der Fülle seiner Macht. Wilhelm Ellenbogen kommentierte das Linzer Programm: Es war der erste sozialistische Parteitag der Welt, der die Realisierung des Sozialismus nicht als Traum, sondern als Angelegenheit der Realpolitik behandelte. „Wir stehen vor dem Ziele!“¹⁸⁰

4.1 Die Regeln des Textes

Das Linzer Parteiprogramm ist ein literarisch durchkomponierter Text.¹⁸¹ Der Prolog legt die Methode offen – den Bezug auf den wissenschaftlichen Sozialismus und die Erfahrungen der internationalen Arbeiterbewegungen und nennt das letzte Ziel – die Überwindung der kapitalistischen, den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft. Der erste Teil über den Kapitalismus ist dann als große Tragödie konzipiert, mit Tätern und Opfern, mit Helden und Schurken und mit der eintretenden Katharsis. Täter ist der kapitalistische Großbetrieb, der einen schnell wachsenden Teil des Volkes zu Lohnarbeitern und Angestellten herabdrückt. Ein weiterer Täter ist, anonym, die „Rationalisierung des Produktionsprozesses“, die die Opfer in das Elend der Arbeitslosigkeit stößt. Wirtschaftskrisen, anschwellender Reichtum auf der einen, drückende Armut auf der anderen Seite rauben der Lebensarbeit der Arbeiter „Sinn und Ziel“.¹⁸² Andere Täter sind Kartelle und Trusts, das Finanzkapital, die nicht nur den Arbeitern und Angestellten, sondern auch den Regierungen und Volksvertretungen ihren Willen aufzwingen. Nicht nur das: Ganze Länder werden zum Opfer des internationalen Finanzkapitals. Diese Tragödie wirkt weltweit. Der Kolonialismus unterwirft die Völker fremder Kulturreiche seiner Gewaltterrschaft. Da die Täter, die Kapitalistenklasse der hochkapitalistischen Staaten, in Konkurrenz zueinander stehen, erzeugen sie eine ständige Kriegsgefahr. Am Horizont taucht die große Angst auf: „Die Entwicklung des Kapitalismus droht so durch immer furchtbarere Kriege die ganze Zivilisation zu zerstören.“¹⁸³

Der zweite Teil des Parteiprogramms über den Klassenkampf ändert die Dramaturgie. Das Drama, das nun erzählt wird, kennt nicht mehr nur allmächtige Täter und hilflose Opfer. Die Opfer lernen sich zu wehren und sie werden immer stärker. Auf ihrer Seite steht die große Zahl. Ein neuer Held tritt auf: die organisierte Arbeiterklasse. Die Sozialdemokratie bricht das Monopol der besitzenden Klasse, gewinnt Einfluss auf Gesetzgebung und Verwaltung im Staat, setzt Schutzgesetze durch. Immer klarer stehen sich die Mächte der Finsternis und die Mächte des Lichtes gegenüber. Die Zwischenschichten werden aufgerieben. Einerseits wird die Arbeiterbewegung breiter, sie zieht Angestellte, kleine Gewerbetreibende, Kleinbauern und Landarbeiter an sich. Sie wird zur „Vorkämpferin des ganzen arbeitenden Volkes“. Andererseits schließen sich auch Adel, Großkapital und bürgerliche Mittelklassen zusammen (die „eine reaktionäre Masse“). Jetzt spitzt sich alles auf die letzte Schlacht zu: auf die Schlacht zwischen Kapital und Arbeit, auf den Kampf

zwischen Tradition und Fortschritt, zwischen Herrschaft der Autorität und Streben der Volksmassen nach Freiheit und Selbstbestimmung, zwischen einer Gesellschaftsordnung, die „Volksgesundheit“ und „Menschenglück“ dem Profitstreben opfert und einer Gesellschaftsordnung, die die Volkswirtschaft zum „dienenden Mittel der Volksgesundheit und des Menschenglücks“ verwandelt, auf den Kampf zwischen jener Ordnung, welche die Kultur der wenigen auf die Kulturolosigkeit der ausgebeuteten Massen gründet, und der kommenden Ordnung, die das ganze Volk zur Kulturgemeinschaft verknüpft.

In diesem apokalyptischen Weltendrama braucht die Arbeiterbewegung eine Strategie. Die wird nun im dritten Teil entwickelt. Das erfordert auch eine neue Sprachstrategie. Der geschichtsphilosophische Sprachduktus des ersten Teils verwandelt sich zu einem politisch-historisch-soziologischen. Doch die hochdramatische Erzählstruktur bleibt bestehen. Das Parteiprogramm wiederholt das sozialdemokratische Dogma der Republikgründung: Die Sozialdemokratie, sie allein, habe die demokratische Republik gegründet. Ihre bisherige Geschichte kennzeichnet der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Arbeiterklasse um die Herrschaft in der Republik. Mit der Unterstützung der kleinen Bauern, des Kleinbürgertums und der Intelligenz wird die Arbeiterklasse die Staatsmacht erobern. Nun kann sie die Mehrheit in der Demokratie benutzen, „um dem Großkapital und dem Großgrundbesitz die in ihrem Eigentum konzentrierten Produktions- und Tauschmittel zu entreißen und sie in den Gemeinbesitz des ganzen Volkes zu überführen“.¹⁸⁴ Der Begriff „Entreißen“ bedeutet hier einen „demokratisch“ legitimierten Akt der Gewalt. Doch die Bourgeoisie wird nicht tatenlos zusehen. Sie wird „versucht sein“, die demokratische Republik zu stürzen und eine monarchistische oder faschistische Diktatur aufzurichten. Auf die demokratisch legitimierte Gewalt könnte die nichtdemokratische folgen. Als Vorbild für diese Denkfigur dienten Ungarn und Italien. Um diese „Gegenrevolution“ zu verhindern, muss die Arbeiterklasse wehrhaft sein (Republikanischer Schutzbund), das Bundesheer und die Polizei müssen die demokratische Republik schützen. Misslinge das aber, sprengt die Bourgeoisie die Demokratie, müsse die Arbeiterklasse die Staatsmacht im Bürgerkrieg erobern. Das wäre die negative Perspektive. Die positive Perspektive hingegen wäre: Die Bürgschaft der Demokratie garantiere, dass die sozialdemokratische Regierung unter der ständigen Kontrolle der Volksmehrheit stünde, der Aufbau der sozialistischen Gesellschaftsordnung unter der „tätigen Teilnahme“ der Volksmassen stattfinden könnte. Wollen aber die Volksmassen den Aufbau der sozialistischen Gesellschaftsordnung? Auf diese Frage antwortet das Programm mit dem Hinweis, dass die

Volksmassen von der Arbeiterklasse geführt werden. In welcher Form? Da gibt es keine Antwort, sondern nur den Hinweis auf die sozialistische Utopie: Aufhebung jeder Klassenherrschaft, Vergesellschaftung der Produktionsmittel, Überwindung des Klassenkampfes, Selbstregierung des Volkes, Gemeinwesen der „vereinigten Volksgemeinschaft“.¹⁸⁵

Dann erfolgt der dramatische Höhepunkt der Geschichtserzählung: „Wenn sich aber die Bourgeoisie gegen die gesellschaftliche Umwälzung, die die Aufgabe der Staatsmacht der Arbeiterklasse sein wird, durch planmäßige Unterbindung des Wirtschaftslebens, durch gewaltsame Auflehnung, durch Verschwörung mit ausländischen gegenrevolutionären Mächten widersetzen sollte, dann wäre die Arbeiterklasse gezwungen, den Widerstand der Bourgeoisie mit den Mitteln der Diktatur zu brechen.“¹⁸⁶ Es heißt: mit den Mitteln der Diktatur, nicht mit den Mitteln der Diktatur des Proletariats. Ein sehr unzulänglicher Versuch, sich von den Kommunisten abzusetzen. Denn tatsächlich ist es die „Arbeiterklasse“, die in dem Konzept die Diktatur auszuüben hätte. Das hatten die Gegner durchaus richtig verstanden. Die eigentliche Tragik der Programmformulierung lag woanders. Nach allen historischen Erfahrungen der damaligen Zeit, war die Möglichkeit, dass sich die Unternehmer, die bürgerlichen und bäuerlichen Parteien, die katholische Kirche friedlich und „demokratisch“ ihr Eigentum entreißen lassen, ziemlich gering; dass sich also nicht die „demokratischen Bürgschaften“ durchsetzen, sondern dass dieses Parteiprogramm eher den Bürgerkrieg provoziert als ihn abgewehrt hat. Es war zwar defensiv gedacht, aber offensiv in den Konsequenzen.

Nach diesem dramatischen Paukenschlag schwenkt das Programm wieder auf eine pragmatische Politik um: auf den Ausbau der Republik. Hier einige Punkte, die später von Bedeutung werden: entscheidende Mitwirkung von Schöffen und Geschworenen bei der Rechtsfindung in allen Strafsachen und Erhaltung eines Heeres, das stark genug ist, um jede gegenrevolutionäre Erhebung niederzuwerfen (und wie wird es bei einer „revolutionären“ Erhebung reagieren?).¹⁸⁷ Das Programm platzt vor konkreten Forderungen in den Feldern der Wirtschafts-, Sozial-, Bevölkerungs-, Geschlechter- und Kulturpolitik. Vor allem der Abschnitt über Religion und Kirche (eine wichtige Unterscheidung in der Argumentation) war auf dem Parteitag heftig umstritten.

Die in der „Tragödie“ des Kapitalismus, im „Drama“ des Klassenkampfes aufgebauten Spannungen lösen sich in der Karthasis des Überganges zur sozialistischen Gesellschaftsordnung im vorletzten Teil auf: Es entwickelt sich die Solidarität zwischen der manuellen und der geistigen Arbeit. Die manuellen Arbeiter geben der vom Kommando des Kapitals befreiten geistigen Arbeit

ihre „würdige“, in der sozialistischen Produktion unentbehrliche Stellung.¹⁸⁸ Letztlich werden Klassenherrschaft und Klassenkampf überwunden: „Das ganze Volk wird zu einer die Früchte der gemeinsamen Arbeit *gemeinsam ge- nießenden* Volksgemeinschaft.“¹⁸⁹

Der Übergang allerdings wird hart sein. Das Parteiprogramm mit seinen großen Perspektiven gilt für die österreichische Sozialdemokratie. Plötzlich aber baut das hoch gestimmte Programm eine Sperre ein, einen Absatz, der besagt: Die sozialistische Gesellschaftsordnung könne gar nicht in einem einzelnen kleinen, von den kapitalistischen Weltmächten abhängigen Lande aufgebaut werden. „Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei wird daher nach der Eroberung der Staatsmacht im eigenen Lande die Vergesellschaftung der im Eigentum der Kapitalisten und der Großgrundbesitzer konzentrierten Produktionsmittel immer nur in dem Maße durchführen können, in dem die Entwicklung in den anderen Staaten bereits die Voraussetzungen dafür geschaffen hat.“¹⁹⁰ Das ist einerseits eine Art Rückversicherung dafür, dass die Arbeiterpartei an der Macht die Vision des Sozialismus nicht erreicht. Die Verantwortung dafür wird auf die anderen Länder abgeschoben. Das ist andererseits eine notwendige Stärkung der Internationale. Die primäre Aufgabe der Internationale wird im letzten Teil des Programms so bestimmt: Zusammenschluss der Arbeiter aller Länder zum Kampf gegen die aus dem Kapitalismus hervorgehenden Kriegsgefahren.¹⁹¹ Der Friede könne nur auf die Freiheit und Gleichberechtigung aller Völker gegründet werden, die aus dem Selbstbestimmungsrecht hervorgehen. Etwas unvermittelt wird dann eine von Otto Bauers Lieblingsideen in das Programm gesetzt: die Forderung des Anschlusses Deutschösterreichs an das Deutsche Reich. Gleichzeitig wird der bestehende Völkerbund, der den Anschluss verhindert, als „Werkzeug der Verteidigung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung“ abgewertet.¹⁹²

Trotz aller Probleme, die das Programm für die historische Interpretation bietet, trotz aller Sprengkraft, die es für die zukünftige politische Entwicklung in Österreich bereithält (Diktatur!), trotz der Widersprüche, die es in sich birgt – es ist ein intellektuell anspruchsvolles Programm, voller Leidenschaft und großen historischen Perspektiven. Das wird deutlich sichtbar, wenn man das Linzer Programm der Sozialdemokratie mit dem christlichsozialen Parteiprogramm vergleicht, das ebenfalls im Jahre 1926 verabschiedet wurde. Den Unterschied zeigt bereits die jeweilige Länge der Programme. Das christlichsoziale Programm braucht in der gedruckten Sammlung der österreichischen Parteiprogramme nur zwei Druckseiten, das Linzer Programm hingegen 17.¹⁹³ Das sozialdemokratische Programm wurde zwei Jahre vorbereitet

und am Parteitag ausführlich und teilweise sehr kontrovers diskutiert. Das christlichsoziale Programm wurde von der Parteileitung dem Parteitag vorgelegt und nach kurzen Diskussionen angenommen.¹⁹⁴ Es war ein sehr dürres Programm von nur acht Punkten. An erster Stelle steht die Verantwortung der Partei für den Staat. Die Christlichsoziale Partei präsentiert sich als Staatspartei, die die Grundsätze des Christentums als notwendige Voraussetzungen für die „Wohlfahrt der Gesamtheit“ betrachtet. Sie versteht sich als Volkspartei, die den Klassenkampf ablehnt. Die Familie, nicht die Klasse, mache den Hauptpfeiler der Gesellschaft aus. Als zweiter Hauptpfeiler stütze das „rechtmäßig erworbene Privateigentum“ Gesellschaft und Staat. Eine Enteignung wurde zugelassen, aber nur „aus zwingenden Gründen des Allgemeinwohls und gegen angemessene Entschädigung“.¹⁹⁵ Die soziale Gesetzgebung wurde bejaht, aber „unter Bedachtnahme der Zeitumstände und der Leistungsfähigkeit der Wirtschaft“.¹⁹⁶ Die Christlichsoziale Partei bekenne sich zum „demokratischen Staat“. Ein Bekenntnis zur Republik fehlt. Dieses heilige Wort der Sozialdemokratie wird im Programm der Christlichsozialen nicht ein einziges Mal genannt. Entschieden jedoch wird jeder Versuch zur Aufrichtung der „Klassendiktatur“ abgelehnt. Fordert die Sozialdemokratie die Trennung von Kirche und Staat, halten die Christlichsozialen am Zusammenwirken von Kirche und Staat fest. Das Bekenntnis zum Deutschtum und zum Antisemitismus (in der Tradition von Karl Lueger) wird zwar angeführt, aber eher moderat formuliert: Pflege deutscher Art und Bekämpfung der Übermacht des „zersetzenden jüdischen Einflusses auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete“.¹⁹⁷ Auch der Anschluss an Deutschland wird eher zart angedeutet: Ausgestaltung des Verhältnisses zum Deutschen Reiche aufgrund des Selbstbestimmungsrechtes.

In zentralen Punkten waren die beiden großen Parteien ideologisch-weltanschaulich strikt gegensätzlich ausgerichtet. Das waren sie von Anfang an. Während das Linzer Programm jedoch die Gegensätze hart und ausführlich anspricht, begnügt sich das „staatstragende“ christlichsoziale Programm mit einigen kargen Sätzen. Diese Kluft „zwischen Arbeit und Kapital“ erlebte Otto Bauer offenbar staunend einige Tage nach dem Linzer Parteitag. Er verhandelte mit der Regierung (trotz der Oppositionsstellung der Sozialdemokratie gab es ständige Gespräche mit der Regierung). Im Verlauf dieser Debatte sagte ein Minister zu ihm: „Sie dürfen sich nicht wundern, daß das Bürgertum beunruhigt ist. Wenn man so droht, wie sie in Linz gedroht haben …“¹⁹⁸ Bauer verstand zunächst nicht, dann wurde ihm klar, „wie unmöglich es ist, daß unsere Gegner uns, daß wir unsere Gegner verstehen“.¹⁹⁹ Dieser Augenblick, die-

ser Satz war auch eine Bankrotterklärung der demokratischen Kultur. Denn wenn die Konfliktparteien aufhören, zumindest ein Minimum an Verständnis für den Gegner aufzubringen, liegt tatsächlich der Bürgerkrieg in der Luft. Es war auch ein Eingeständnis, dass Bauer die politische Lage 1926 völlig falsch eingeschätzt hatte, nämlich, welche Wirkung das Reizwort „Diktatur“ auf der bürgerlichen Seite auslösen wird. Bauer erklärte plötzlich, dass das Linzer Programm sich gar nicht auf Österreich beziehe, dass die Frage Demokratie oder Sozialismus derzeit in Österreich „kein lebendiges politisches Problem“ mehr sei, dass Demokratie oder Diktatur „für uns in Österreich gewiß nicht mehr wie 1918 ein Problem aktueller, politischer Entscheidungen“ sei.²⁰⁰ Warum kam dann die defensiv gedachte Formel „Diktatur“ in das Linzer Programm? „Wir sprechen über ein Weltproblem des Sozialismus. Und sie glaubten, wir hätten darüber gesprochen, um ihnen zu drohen.“²⁰¹ Bauer habe in dem Programm als Weltbürger gesprochen, aus dem „Mitleben in einer großen geistigen Weltbewegung“, doch das österreichische Bürgertum denke aus der „provinziellen Enge eines aus dem Weltgeschehen ausgeschiedenen Ländchens“.²⁰² Da war sie wieder, jene gewisse Arroganz des internationalen Intellektuellen, der im Strom der Weltgeschichte steht, gegenüber den Provinzadvokaten, die über den Tellerrand ihres Mittagessens nicht hinaus sehen. Aber sie waren nun einmal die demokratisch gewählten Repräsentanten des größeren Teiles der österreichischen Gesellschaft. Und selbst Ignaz Seipel, der gewiss kein Provinzadvokat war, wird sich den Wahlschlager, die Sozialdemokratie denke an die Diktatur des Proletariats, nicht entgehen lassen.²⁰³ Da nützte es dann auch nichts, dass Bauer mit allem dialektischen Geschick den defensiven Charakter der „Diktatur“ herausarbeitete, dass er völlig zu Recht auf die sozialdemokratische Heldentat verwies, der bolschewikischen Versuchung 1918/19 widerstanden zu haben.²⁰⁴ Der böse Geist war aus der Flasche gelassen.

Hans Kelsen, der Freund, der die Sozialdemokratie bei der Nationalratswahl 1927 öffentlich unterstützte, hatte bereits 1923 gewarnt:²⁰⁵ Demokratie sei die Form des politischen Relativismus im Gegensatz zu dem, was Kelsen politischen Absolutismus nannte. Gemeint war der Glaube an die Existenz einer absoluten Wahrheit, an absolute Werte, sei es der politische Absolutismus eines Monarchen, einer Priester-, Adels- oder Kriegerkaste, sei es der Absolutismus einer Klasse. Vom Standpunkt eines absoluten Wertes muss „jede andere Weltanschauung, jede andere Meinung über das, was gut, zweckmäßig und gerecht ist und damit die *Freiheit des Einzelnen zurücktreten*“.²⁰⁶ Auch die Freiheit des Unternehmers, des Priesters, des nicht sozialistischen Arbeiters. Doch die De-

mokratie kann nur relative Wahrheiten und relative Werte gelten lassen. „Die Demokratie ist nämlich an sich nur ein formales Prinzip, das der jeweiligen Anschauung der Mehrheit die Herrschaft verschafft, ohne daß damit die Gewähr gegeben ist, daß gerade diese Mehrheit das absolut Gute, Richtig erreicht.“²⁰⁷ Herrschaft der Mehrheit aber setze in der Demokratie die Anerkennung und den Schutz der Minorität voraus. Der Minorität muss die Chance gewahrt bleiben, zur Mehrheit zu werden. Kelsens Warnung galt dem absoluten Sozialismus ebenso wie dem absoluten Katholizismus. Beide Systeme zielten nicht auf eine relative, sondern auf die absolute Wahrheit, wollten das Ganze ihrer Wahrheit durchsetzen und negierten die Wahrheiten der Andersdenkenden. Das aber untergrub auf Dauer die Stabilität der Demokratie.

5. Feuer – Gewalt – Massen: 15. Juli 1927

Der 15. Juli 1927, der Tag, an dem eine wütende Menge den Justizpalast in Wien anzündete, gehört sicherlich zu einem der besterforschten Tage der österreichischen Geschichte.²⁰⁸ Der Tag hat naturgemäß eine Vorgeschichte, die am 30. Jänner 1927 in Schattendorf, einem Straßendorf an der ungarischen Grenze, begann.²⁰⁹ Es war ein „rotes Dorf“, mit einer sozialdemokratischen Mehrheit im Gemeinderat. Von Wien her wurde dort 1926 eine Ortsgruppe der Frontkämpfer gegründet, ein rechtsradikaler Wehrverband mit 30 Mitgliedern. Ebenfalls 1926 entstand dort eine Ortsgruppe des Republikanischen Schutzbundes, des Wehrverbandes der Sozialdemokraten, mit 70 Mitgliedern. Soweit war Schattendorf ein Abbild der von Gewalt geprägten politischen Kultur in der Ersten Republik. Stützpunkte waren jeweils politisch zuordnbare Gasthäuser. Am 30. Jänner 1927 sollte eine größere Versammlung des Frontkämpferverbandes mit prominenten Teilnehmern aus Wien stattfinden. Gleichzeitig rief der Schutzbund zu einer Versammlung auf, ebenfalls mit Zugang von außen. Darin steckte bereits eine gewisse politische Provokation, die freilich zum politischen Alltag gehörte, der Mechanismus von Demonstration und Gegendemonstration, um zu zeigen, wer den öffentlichen Raum beherrschen darf. Tatsächlich gelang es dem personell weitaus stärkeren Schutzbund mit Gewalt und Drohungen, die auswärtigen Frontkämpfer am Einmarsch in das Dorf zu hindern. Die erste demokratietheoretisch bedenkliche Aktion an diesem Tag, die Verletzung von Meinungs- und Versammlungsfreiheit. Doch bald folgte das weitaus schwerere Vergehen. Als die siegreichen Schutzbündler triumphierend und mit Beschimpfungen an dem Gasthaus der Frontkämp-

fer vorbeizogen, schossen sie, ohne ernsthaft bedroht zu sein, mit Schrott-kugeln ungezielt auf die Marschierenden. Ein Kriegsinvalid und ein Kind wurden getötet. Es waren nicht die ersten Toten der politischen Gewalt in der Ersten Republik. Das Besondere daran war, dass besonders Hilfsbedürftige, ein Kind und ein Invalide, die Opfer waren. Die Sozialdemokratie reagierte mit kurzen Proteststreiks, sprach übertreibend von Arbeitermördern.²¹⁰ Bauer selbst beschwore bei der Trauerfeier im Burgenland den „ruchlosen Mord“, legte angesichts des sinnlosen Todes ein Bekenntnis zur Unsterblichkeit ab, zur „wahren Unsterblichkeit“, die jeder erreichen könne, der am Aufbau des Sozialismus mitarbeite.²¹¹ Im Parlament schleuderte er Ignaz Seipel den Satz entgegen: „Schützend hat der Herr Bundeskanzler seine Hand über die Hochverräter und Mörder im Burgenland gehalten.“²¹²

Die Anklage wurde am 7. Juni 1927 gegen drei Täter, welche die Tat an sich nicht leugneten, wegen des Verbrechens der öffentlichen Gewalttätigkeit mit Todesfolge erhoben. Das juristische Problem war, den Tätern eine „böse Absicht“ nachzuweisen. In der Anklage hatte der Staatsanwalt auch auf die moralische Mitschuld der Schutzbündler hingewiesen.²¹³ Zwischen der Tat und der Gerichtsverhandlung hatte eine Nationalratswahl stattgefunden, die der SDAP einen Stimmenzuwachs gebracht hatte. Die Partei fühlte sich „auf dem Weg zur Macht“, wie sie in einem Wahldank formulierte.²¹⁴ Die Hauptverhandlung des Geschworenengerichts begann am 5. Juli 1927. Bei der Auswahl der Geschworenen waren die politischen Parteien stark beteiligt. Unter den Geschworenen in diesem Prozess waren daher auch Arbeiter. Die Geschworenen verneinten am 14. Juli 1927 die Schuldfrage. Daher mussten die drei Berufsrichter die Angeklagten freisprechen. Es war ein krasses Fehlurteil, das allgemein so empfunden wurde und in der Arbeiterschaft selbst helle Empörung auslöste.

Die sozialdemokratische Führung steckte in einem Dilemma. Sie fühlte sich stark. Sie hatte stets für das Geschworenengericht als „Volksgericht“ gekämpft, noch das Linzer Programm hatte den Ausbau der Geschworenengerichtsbarkeit gefordert. Nun dieses Fehlurteil über „Arbeitermörder“! Friedrich Austerlitz, Chefredakteur der „Arbeiter-Zeitung“, selbst Verfassungsrichter, ein beharrlicher Verteidiger des Geschworenengerichts, schrieb noch am Abend des 14. Juli einen Leitartikel voll der überhitzten Worte eines leidenschaftlichen Polemikers, der die tief greifende Wut der Partei ausdrücken sollte. Die Rede war von „eidbrüchigen Gesellen auf der Geschworenenbank“, von „ehrlosen Gesetzesbrechern“. „Denn wenn die Arbeiter erkennen müßten, daß es für sie in dieser kapitalistischen Ordnung keine Gerechtigkeit gibt, daß die Justiz zur

Komödie herabsinkt, wenn ein den arbeitenden Menschen zugefügtes Unrecht zu sühnen ist, dann wird der Glaube an diese Gerechtigkeit vernichtet und das Vertrauen zu ihr verschüttet.“²¹⁵ Der Satz war in der Konditionalform verfasst. Solche sprachliche Feinheiten wurden allerdings kaum bemerkt. Der Leitartikel sollte die Protesthaltung der Arbeiterschaft stärken. Weiteres war von der Parteileitung nicht geplant. Ein schwerer Fehler, wie Otto Bauer im Parlament eingestand.²¹⁶

In der Nacht zum 15. Juli kam es im Parteihaus zu einer Szene, die, wenn sie stimmt, einen gräulichen Schatten auf die Person Otto Bauers wirft. Eine Delegation aus dem Elektrizitätswerk kam ins Parteihaus, um von Otto Bauer zu erfahren, was am nächsten Tag zu geschehen habe. Bauer ließ sich verleugnen und verließ über den Lift heimlich das Haus. Die Erzählung stammt von Ernst Fischer, dessen Erinnerungen nicht immer sehr verlässlich sind.²¹⁷ Doch in diesem Fall klingen sie glaubhaft. Seit dem April 1927 war Fischer in der Redaktion der „Arbeiter-Zeitung“, die sich im Parteihaus befand, angestellt.²¹⁸ Er konnte anwesend gewesen sein. Die erste Version der Erzählung schrieb Fischer bereits 1934, als er bereits zu den Kommunisten übergetreten war.²¹⁹ Das mag der Grund gewesen sein, sie zu diesem Zeitpunkt öffentlich zu machen. Obendrein wurde diese Erzählung dem besten Historiker des 15. Juli 1927, Gerhard Botz, 1971 von Otto Leichter (dem Biografen Bauers) bestätigt.²²⁰ Wenn die Information stimmt, warum ließ sich Bauer verleugnen, mied die Begegnung mit den Genossen? Er war ein langer, arbeitsreicher Tag, dieser 14. Juli, vielleicht diskutierte er noch spät in der Nacht den Leitartikel mit Austerlitz, er war müde und wollte nach Hause gehen. Das wäre menschlich verständlich. Obendrein, und das könnte der wahre Grund gewesen sein, wollte er mit den Arbeitern nicht stundenlang das Dilemma der Partei diskutieren, in dem sie steckte. Die Parole „Klassenjustiz“ zog nicht so recht gegenüber einem Entscheid der Geschworenen, wenn die Partei gleichzeitig prinzipiell am Geschworenengericht festhalten wollte. Diese Erzählung belegt so zweierlei: dass Bauer für den nächsten Tag nichts Großartiges erwartete, aber auch, dass er die Arbeiter im Stich ließ.

Das Geschehen am 15. Juli hat Gerhard Botz, auch mit Fotografien als Quellen, auf das Genaueste rekonstruiert.²²¹ Parteileitung und Polizeiführung wurden von der Demonstration ohne Lenkung überrascht. Die sozialdemokratischen Führer beruhigten Polizeipräsident Johannes Schober; Parteisekretär Julius Deutsch ersuchte die Polizei lediglich, unbewaffnete Mannschaft bereitzuhalten, um gegen Hitzköpfe vorzugehen. Da die Parteileitung offiziell schwieg, kam die Stunde der mittleren Funktionärsschicht, die nun

aktiv wurde. Am Morgen des 15. Juli schaltete das Elektrizitätswerk den Strom als Zeichen des Protestes ab. Dadurch stand die Straßenbahn still. Protestversammlungen folgten. Menschen strömten auf die Ringstraße. Zunächst nur 500, dann im Laufe des Tages stieg die Menge auf fast 200 000 Menschen an, wobei die soziale Zusammensetzung ständig wechselte. Es begann die gegenseitige Eskalation von Masse und Polizei. Vor dem als bedroht angesehenen Parlament begann die Polizei mit einer Reiterattacke, um die Menge vom Haus der Volksversammlung abzudrängen. Otto Bauer kam in der Früh ins Parlament (eine Besprechung mit der Regierung über Alltagspolitik war vorgesehen, Bundeskanzler Seipel sagte sie kurzfristig ab). Später schilderte Bauer die Szene: „Plötzlich Berittene auf der Ringstraße, was an sich etwas ist, was man seit Jahrzehnten nicht gesehen hat, und diese Berittenen noch dazu mit einem Querriegel die Ringstraße absperrend, so daß die Masse nicht mehr weiter kann. Jeder, der die geringste Erfahrung hat, begreift, welche Gefahr darin liegt.“²²² Jeder, der die Geschichte der Arbeiterdemonstrationen kenne, wisse, dass nichts die Menschen mehr aufrege als eine solche Reiterattacke. Ernst Fischer, ebenfalls ein Augenzeuge, hat in seinen Erinnerungen die Szene metaphorisch dramatisiert: Der Reiter „reitet hinein in das Fleisch und Blut, sein Säbel schneidet tief in die Stadt“.²²³ Bauer erwähnte noch die Kopflosigkeit des leitenden Polizeihofrates; es entstand ein richtiger Wiener „Pallawatsch“, wie jede Tragödie in Wien beginne (genau dieser „Pallawatsch“ wird am 12. Februar 1934 dann auch auf Seiten der Sozialdemokratie ausbrechen).²²⁴

Die abgedrängte Menge lief zum kaum geschützten Justizpalast, der als Symbol des Schandurteils (auch wenn es dort gar nicht gefällt wurde) galt. Sie bewaffnete sich mit Baulatten, Eisenhaken und Pflastersteinen, beschimpfte die Polizei als „Bluthunde“. Es gab Verletzte, aber noch keine Toten. Das falsche Gerücht über einen getöteten Polizisten stachelte nun auch die Wut der Polizei an. Die nahe gelegene große Polizeiwachstube wurde gestürmt und in Brand gesetzt. Jetzt waren die Polizisten die Gejagten, und es begann der Sturm auf den Justizpalast. Auch der zu spät mobilisierte Schutzbund wurde angegriffen, die Redaktionsräume der christlichsozialen Parteizeitung „Reichspost“ angezündet. Um 13 Uhr brannte der Justizpalast. Immer mehr Menschen liefen auf die Ringstraße und in die Umgebung, als Akteure und Zuseher (Feuerschauen). Die Masse erfüllte die Euphorie des Sieges. Diese Ekstase konnte nur so lange anhalten, als das Feuer brannte.²²⁵ Daher wurde der Löschzug, den Bürgermeister Karl Seitz durch die Menge zu dirigieren versuchte, blockiert, Seitz selbst beschimpft und tätlich angegriffen. Wo war

Otto Bauer? In den Quellen werden am Tatort Seitz, Deutsch, Theodor Körner, Glöckel genannt, nicht aber Bauer. Wir wissen, dass er im Parlament und kurz auf der Ringstraße war. In seiner großen Rede über den 15. Juli im Parlament verteidigte er Seitz gegen die Angriffe Seipels: „Er hat nicht nach dem Schießen gerufen, er hat nicht das Militär herbeigerufen, er hat sich dagegen gewehrt, daß auf die Wiener geschossen wird. Aber er hat etwas anderes getan, er hat sich selbst auf den ersten Löschwagen gestellt [...] und, umgeben von einer ganzen Anzahl von sozialdemokratischen Abgeordneten und sozialdemokratischen Stadträten haben *wir* alle nun versucht, der Feuerwehr den Weg zu bahnen.“²²⁶ Schloss das „*wir*“ auch Bauer mit ein oder meinte es unbestimmt Abgeordnete und Stadträte der Partei, wie zu vermuten ist? Es gibt keine weiteren Informationen.

Tatsächlich hatte Seitz den Militäreinsatz abgelehnt – ein zentraler Kritikpunkt der Regierung. Auf Intervention Seipels wurden mehrere hundert Wachleute und unerfahrene Polizeischüler mit Bundesheerkarabinern ausgerüstet. Gegen 14 Uhr räumte die Polizei durch Schüsse, erst in die Luft, dann in die Menge, den Platz. Nun gab es viele Tote und zahllose Verletzte. Die z. T. verängstigte Polizei, von zahlreichen grausigen Gerüchten aufgepeitscht, begann überzureagieren und veranstaltete eine Treibjagd auf Akteure und Zuseher, auf Männer, Frauen und Kinder. Nach dem 15. und 16. Juli wurden circa 90 Tote gezählt. Als Augenzeugen berichtete Bauer in seiner Parlamentsrede. „Meine Herren, ich habe es gesehen. [...] Es waren Frauen, es waren Mädchen, es waren Kinder dort. [...] Und da geht nun, meine Herren, eine Abteilung vor, ich habe sie gehen gesehen – das Gewehr in der Hand, Leute, die zum großen Teile nicht schießen gelernt haben, [...] sie schossen links und rechts und auf die Seite, sie gehen, und wenn sie Menschen sehen, eine kleine Gruppe von ein paar Menschen, [...] dann schossen sie auf sie.“²²⁷

Die von Gerhard Botz analysierten verletzten und getöteten 274 Demonstranten ergaben eine Sozialstruktur von 75 Prozent Arbeitern und 21 Prozent Angestellten und Beamten.²²⁸ Wolfgang Maderthaner hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich in diesen Tagen der Anarchie in das ausbrechende Chaos auch „Plattenbrüder“ einmischten, „Großstadtgesindel“ („Arbeiter-Zeitung“), der „Ruaß“ (Heimito von Doderer), Jugendliche aus den Vororten, die Wachlokale stürmten, Waffengeschäfte plünderten, Tote ausraubten, kurz, dass aus der „Tünche der Kultur die Bestie Mensch“ emporstieg („Neue Freie Presse“).²²⁹

Was tat der Parteivorstand in diesen dramatischen Situationen? Am 15. Juli 1927 tagte der Vorstand und Klub um 15.45 Uhr, von Schüssen unter-

brochen, im Parlamentsgebäude. Beschluss: Seitz und Bauer sollen zu Seipel gehen, ihm den Ernst der Lage klarmachen und seinen Rücktritt fordern.²³⁰ Ein unmögliches Verlangen. Seipel antwortete: „Wenn jemand zurückzutreten hat, dann sind Sie es, meine Herren!“²³¹ Am Abend dieses Tages, um 20 Uhr, beschloss der Vorstand den Aufruf zu einem eintägigen Generalstreik in Wien, einen unbegrenzten Verkehrsstreik überall in Österreich. Alle weiteren Demonstrationen sollten unterbleiben, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Schuld an dem Geschehen seien die sinnlosen Attacken der Polizei und Hunderte von undisziplinierten Elementen in der Menge gewesen. Das Feuer, für Bürger und Bauern das zentrale Ereignis, rückte bei dieser Schuldzuweisung an den Rand.²³² Am nächsten Tag, einem Samstag, tagte der Parteivorstand bereits um 9 Uhr. Bauer berichtete über die politische Lage. Das Ziel: Seipel soll zur friedlichen Beilegung der Situation abtreten, mit der Regierung soll wegen „Entwaffnung des Parteihasses“ verhandelt werden, eine Beamtenregierung soll als Regierung der Versöhnung gebildet werden, ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss soll die Vorkommnisse untersuchen, eine Amnestie für die Geschehnisse am Freitag soll erfolgen, Verbrechen der Brandlegung und Tötung ausgenommen. Wiederum gingen Seitz und Bauer zu Seipel.²³³ Um 16 Uhr kehrten sie zurück. Seipel hatte auf die beiden Verhandler aufgeschlossen gewirkt. Doch die Frage einer möglichen Koalitionsregierung mit der SDAP entzweite den Vorstand. Kann man über Leichen in ein Ministerfauteuil steigen? So die Frage im Vorstand. Nach 19 Uhr kam Friedrich Adler, der Sekretär der SAI, zur Sitzung, ein Signal, dass der 15. Juli internationale Aufmerksamkeit erregt hatte. Neuerlich Unterredung mit Seipel, nun ging es um den Aufbau einer Wiener Gemeindewache als sozialdemokratisch dominierter Ordnungstruppe. Polizeipräsident Schober war dafür, Bundeskanzler Seipel dagegen.²³⁴ Am Sonntag dem 17. Juli wieder eine Sitzung, abermals ein Gespräch mit Seipel. Der hatte nun sein Selbstbewusstsein wiedergefunden. Am Beginn der Arbeitswoche, Montag 10.30 Uhr, musste Bauer den Abbruch des in Westösterreich gescheiterten Verkehrsstreikes verkünden. Noch deutlicher als Bauer drängte Friedrich Adler auf eine Koalitionsregierung. Neues Gespräch mit Seipel. Bauer: Seipel wäre zu Konzessionen bereit, werde aber von den Mehrheitsparteien daran gehindert. Wörtlich: „Die Gegner fühlen sich stark. Von Seipel sei keine Erklärung zu bekommen, mit der man vor die Massen treten könne.“²³⁵ Bauer war sich bewusst, dass der Abbruch des Verkehrsstreiks das Eingeständnis der Niederlage war. Es gebe aber keinen Ausweg. „Wir sind die Schwächeren“. Der große Kampf sei nicht machbar! Renner, wie immer, war optimistischer. Alles

sei nicht so schlimm; immerhin sei die Aufstellung der Gemeindewache ein Machtzugewinn.²³⁶ Doch die Niederlage der Sozialdemokratie war eindeutig. Aus der Sicht Seipels hatte sie sich als „Papiertiger“ erwiesen. Und das hatte Folgen.

Am 26. Juli 1927 kam es im Parlament zur öffentlichen Konfrontation zwischen Seipel und Bauer.²³⁷ Zwei Weltanschauungen, zwei Denkschulen, zwei ausgeprägte Persönlichkeiten standen sich unversöhnlich gegenüber. Seipel, ganz Staatsmann, der Staatsräson verpflichtet, scheinbar bar jeder Gefühle, sprach von einem Abstraktum, der „verwundeten Republik“; es war die Sprache der Autorität und Ordnung. Die Schuldzuweisung betraf allein die Sozialdemokratie: die Hetze ihrer Presse, die Ablehnung eines Militäreinsatzes durch den Wiener Bürgermeister, der, nach Meinung des Bundeskanzlers, das Blutbad verhindern hätte können. Nicht zu Unrecht beschuldigte Seipel die Sozialdemokratische Partei „halb die Autorität [...] und halb doch die Beschützerin der Demonstrierenden und Unruhestiftenden [...]“ gewesen zu sein.²³⁸ Kein Wort von den schweren Übergriffen der Polizei, kein Wort von der Verantwortung der Regierung. Dann der berühmte Satz: „Verlangen Sie nichts vom Parlament und von der Regierung, das den Opfern und Schuldigen an den Unglückstagen gegenüber milde scheint, aber grausam wäre gegenüber der verwundeten Republik. Verlangen Sie nichts, was ausschauen könnte wie ein Freibrief für solche, die sich empören. (Rufe: sehr richtig!).“²³⁹

Während der Moralttheologe Seipel nur vom Staat sprach, redete der Marxist Bauer von der Moral und von den Menschen. Während der Priester öffentlich jede Gewissensprüfung ablehnte (privat sah das anders aus), begann Bauer seine große humanistische Rede mit der Erinnerung an 57 konkrete Särge, an 57 tote Menschen und ihren leidenden Verwandten, sprach von dem Augenblick, wo das Politische hinter dem Moralischen zurücktreten müsse, sprach von der Pflicht, nicht anzuklagen (das kam erst im zweiten Teil der Rede), sondern das eigene Gewissen zu prüfen.

Wo lag die Schuld der Partei und seine eigene? Das von Bauer formulierte Schuldbekenntnis umfasste drei Punkte:

Erstens, die schreckliche Verkennung der Situation, keinen Aufruf zu einer geordneten Demonstration erlassen zu haben. (Pochte hier das eigene Ge-wissen wegen des verweigerten Gesprächs mit den Elektrizitätsarbeitern?) Zweitens, die späte Mobilisierung des Schutzbundes, die vielleicht, wäre sie rechtzeitig geschehen, das „entsetzliche Eingreifen“ der Polizei verhindern hätte können. Drittens, dass die Gemeindewache erst am Samstag, nicht bereits am Freitag aufgestellt wurde; so hätte die blutige Nacht vom 15. auf den

16. Juli vermieden werden können.²⁴⁰ Bauer leugnete auch nicht, dass Arbeiter Gewalttaten verübt haben.²⁴¹ Die Brandlegungen, das Feuer, das Symbol der Leidenschaft und der Vernichtung, kam in dieser großen Rede kaum vor.

Im zweiten Teil der Rede kehrte Bauer den Parteipolitiker hervor: „Schießen, das ist jetzt populär, auf Staatsbürger schießen, das erweckt jetzt Gefühle der Dankbarkeit.“ Ein Christlichsozialer rief dazwischen – Hetzer!²⁴² Dann die Steigerung der Anklage: „Die Straße säubern von dem Arbeiterpack, nicht wahr, Ordnung machen, schießen in Verwundete hinein, schießen in das Allgemeine Krankenhaus hinein, Kinder herunterschießen, die irgendwo hinaufgekrochen sind und neugierig zugeschaut haben, schießen auf Sanitätsmannschaften, die Verwundete geborgen haben, schießen auf Flüchtende, vor allem schießen dort, wo von Notwehr keine Rede sein kann.“²⁴³ Und der Höhepunkt: „So sieben Jahre – wenn auch unter wechselnder Firma – regiert jetzt der Herr Bundeskanzler, und das Ergebnis dieser sieben Jahre, das sind diese 100 Toten.“²⁴⁴ Seipel persönlich, dem Priester Seipel, wird in dieser ungeheuren Anklage die Verantwortung für die (übertreibend) 100 Toten zugeschoben. Die Christlichsozialen tobten. Bauer hatte in diesem Augenblick jeden Maßstab einer demokratischen politischen Polemik überschritten. Die Leidenschaft der Politik kündete eine düstere Zukunft an.

War aber der 15. Juli tatsächlich der entscheidende Wendepunkt der Republik, der Beginn des Endes der Republik? War dieser Tag der „Anfang des Weges in Diktatur und kommende Gewaltepisode“?²⁴⁵ Diese Geschichtslogik ist so falsch. Die Republikfeiern 1928, die letztlich doch konsensuale Verfassungsreform von 1929, die im Kern gemeinsame Sanierung der Bankenkrise 1931 belegen die Möglichkeit eines anderen Weges der Republik. Allerdings, die politischen Kräfteverhältnisse hatten sich verschoben.

5.1 Folgen für die Politik

Am Parteitag 1927 erklärte Bauer: Der 15. Juli war „eine blutige, eine schreckliche Episode“, aber sie habe nichts an den ökonomischen und sozialen Prozessen geändert, welche bisher die Partei auf dem Boden der Demokratie emporgetragen hätte. Der Tag signalisiere keineswegs den Beginn einer neuen Geschichtsperiode.²⁴⁶ Und in „Der Kampf“ zog sich Bauer fatalistisch auf den großen Geschichtsprozess zurück. Die Stärkung des Gewaltapparates der bürgerlichen Ordnung war keine Folge von Fehlern der Parteiführung, sondern „ein unabwendbares Resultat der ganzen gesellschaftlichen Entwicklung Europas von 1919 bis heute“.²⁴⁷ Die Stärkung des staatlichen Gewaltapparates,

der Polizei („vom Blut der Arbeiter triefende Polizeibeamte“) und des Bundesheers, geschah eben nicht offen konterrevolutionär, sondern „konterreformistisch“, durch einen „molekularen Prozeß“ der Umpolitisierung – allmähliche soziale Umschichtung der Mannschaft, Veränderung ihrer politischen Einstellung (System Vaugoin).²⁴⁸

Ohne Zweifel sei das Selbstbewusstsein der Regierung angestiegen. Seipel habe sich den Heimwehren angenähert und, was 1927 noch nicht so klar war, aber historisch aus der Retrospektive feststellbar ist, er machte sich auf die Suche nach der „wahren“, ständischen Demokratie.²⁴⁹ Der 15. Juli habe die Heimwehren emporgetragen, wie der Redner feststellte, sie konnten Massen von Bauern und Kleinbürgern gewinnen. Die Führer stellten monarchistische Offiziere und die Dorfintelligenz, Gutsbeamte, Lehrer, Postbeamte usw. Finanziert wurden sie vom Großgrundbesitz, von der Großindustrie und den Banken.²⁵⁰ In der typologischen Einordnung der Heimwehren war Bauer 1927 noch unsicher. Am Parteitag sprach er von den „faschistischen Heimwehren“, um dann doch gegen die Linken zu betonen: Der Tiroler Heimwehrführer Richard Steidle sei kein Mussolini und die Heimwehren nicht ohne Weiteres mit den „faschistischen Banden“ gleichzusetzen.²⁵¹ Die Führer mögen „nach dem sechsten oder achten Viertel Wein“ vom Marsch auf Wien schwadronieren. Sie werden es nicht wagen (immerhin wagten sie bald den Aufmarsch in Wiener Neustadt).²⁵² Dann riskierte Bauer wieder einmal eine Voraussage: Einen Putsch der rechtsradikalen Gruppen werde der staatliche Gewaltapparat nie unterstützen. Anders jedoch, wenn sich die Arbeiterbewegung gegen die Verfassung der Republik erhebe. Dann werden sich Faschismus und staatlicher Machtapparat gegen die Sozialdemokratie verbünden.²⁵³ Was hier von Bauer als Warnung vor einem linken Putsch gedacht war, spielte sich am 12. Februar 1934, aus der Sicht der verfassungsbrechenden Regierung, tatsächlich ab.

Die kalte Rede Seipels im Parlament über den 15. Juli ermöglichte der Sozialdemokratie ein Propagandaschlagwort zu kreieren: „Prälat ohne Milde“. Der linke Antiklerikalismus entfesselte eine Kampagne zum Kirchenaustritt. Allein in Wien traten 1927 genau 28.837 Katholiken aus ihrer Kirche aus.²⁵⁴ Seipel wurde dadurch zutiefst in seiner Priesterehre getroffen.²⁵⁵ Aber diese Kampagne unterminierte auch Bauers Strategie, Wählerstimmen auf dem katholischen Land zu gewinnen. Die schwankenden, umworbenen Mittelschichten orientierten sich politisch nicht nach links, sondern eher nach rechts – zu den Heimwehren und dann zu den Nationalsozialisten. Was Bauer in allen seinen Äußerungen über den 15. Juli unterschätzte, war die Imaginationskraft des Feuers, war der Brand des Justizpalastes. Die Versicherung, die Sozialdemo-



Abb. 12: Gruppenbild sozialdemokratischer Funktionäre: Trauergedächtnis 20. Juli 1927.

kratie habe keine Revolution geplant, habe den Bürgerkrieg eher verhindert, wirkte dem gegenüber kaum. Die Schriftsteller haben diese „Frucht des Feuers“ viel genauer erfasst: Brandstiftung, Bolschewismus, Bedrohung des Eigentums, radikale Gleichmacherei, Massen als Akteure der Geschichte, die rote Flut. 40 literarische Texte wurden gezählt, die auf das Ereignis reagierten.²⁵⁶ Die Christlichsozialen ihrerseits nutzten das Feuer für die Wahlpropaganda. Ein Plakat für die Nationalratswahlen 1930 zeigt einen riesigen, mörderischen, roten Brandstifter mit wahnsinnigen, weit geöffneten Augen, die Brandfackel in der einen, den Petroleumkanister in der anderen Hand, hinter dem brennenden Justizpalast. Die weiße Überschrift hieß: „Denkt an den 15. Juli!“²⁵⁷

Die Niederlage der Sozialdemokratie verursachte auch eine Vertrauenskrise der Parteiführung. Die zentralistische Parteilinie Otto Bauers wurde von links und rechts attackiert. Von links kam der Vorwurf, die Partei habe nicht gewagt, offen das Recht der Arbeiter auf Waffen zu proklamieren²⁵⁸ von rechts die Kritik, die Partei habe die Chance zu einer Koalitions- oder Proporzregierung verpasst.²⁵⁹ Über die Koalitionsfrage wurde am Parteitag 1927 wieder einmal heftig gestritten. Bauer formulierte seine alte Position dazu: Es gebe drei Typen von Koalitionen – erstens eine Koalition, in der die Arbeiterschaft die Vorherrschaft habe (1918/19), zweitens eine, in der das

Gleichgewicht der Klassen die Lage beherrsche, in der die Arbeiterschaft aber noch stark genug sei, ihre Lebensfrage, wenn auch mühsam, durchzusetzen und drittens eine, in der die Arbeiterschaft vor der Bourgeoisie kapituliere. Nur die dritte Form sei in der heutigen Situation möglich. Daher lehnte Bauer eine Koalition entschieden ab, weil sie „mit der Ehre und Würde der Partei“ nicht vereinbar wäre.²⁶⁰ Bauer blieb bei seinem Politikkonzept: Weder ein „naives Revoluzzertum“, noch eine „Staatsmännerei“ hätte den 15. Juli verhindern können.²⁶¹ Erst als in „einer Stunde der Verwirrung“ ein paar Hundert oder Tausend Arbeiter den Weg des Linzer Programms verlassen haben und zur Gewalt griffen, haben sie der Partei den ersten Rückschlag seit vielen Jahren zugefügt.²⁶² Bauer blieb in der Parteiöffentlichkeit optimistisch. Die Partei werde bei jeder Wahl stärker. Dazu bedarf es aber der Einheit der Partei, die als das „kostbarste Gut“ um jeden Preis bewahrt werden müsse, dazu braucht es eine verschärfteste Disziplin der Arbeiterklasse, braucht es die „Seele des Sozialismus“, die dem großen Körper der Partei überhaupt erst Leben gibt²⁶³ In einer Epoche, in der sich die kapitalistische Weltwirtschaft nach den Turbulenzen der Nachkriegszeit stabilisiert habe, drohe die Gefahr des „Nichts-als-Reformismus“. Dadurch aber gehe der „Wille zum Sozialismus“ verloren, das Feuer erlöse und die Partei verliere ihre „Seele“.²⁶⁴ Wiederum griff Bauer, wenn er den Zielhorizont ansprach, auf eine religiöse Metapher zurück: Verlust der Seele!

Die Wehrhaftigkeit der Sozialdemokratie wurde durch die bewaffnete Parteiarmee, den Republikanischen Schutzbund, sichergestellt.²⁶⁵ Nach dem 15. Juli begann eine neue Phase der verstärkten Militarisierung des Schutzbundes. Politisch leitete ihn der Parteisekretär Julius Deutsch. Otto Bauer war als Parteivertreter in der Zentralleitung des Schutzbundes. Er war daher mitverantwortlich dafür, dass sich die Militarisierung verstärkte, dass das Soldaten spielen um sich griff. Anstelle von Versammlungen erfolgten Appelle, die Führung wurde hierarchisiert und von oben ernannt. Befehle ersetzen Diskussionen. Gegen den Rat eines erfahrenen Soldaten wie General Theodor Körner folgte der Schutzbund der „Dialektik der Bürgerkriegspsychose“ (Karl Renner) und verwandelte sich in ein Pseudomilitär – eine Strategie, die im Februar 1934 kläglich scheiterte. Ende der 1920er-Jahre konnte der Schutzbund etwa 80 000 bis 90 000 Mann mobilisieren, im März 1933 war es nur mehr die Hälfte.²⁶⁶ Bauer bestimmte die Rolle des Schutzbundes bei dessen Reichskonferenz 1929 so: Wenn der Gegner den Boden der Demokratie verlässt, dann werde die ganze Arbeiterschaft den (militärischen) Kampf führen, der Schutzbund aber werde „der eiserne, disziplinierte Kern“ sein, um den sich die Arbei-

terschaft schart.²⁶⁷ Im Gegensatz zu den putschlüsternen Heimwehrführern, dachte Otto Bauer jedoch ständig an die Möglichkeit der inneren Abrüstung.²⁶⁸ Er durchschaute die Strategie der Heimwehren, ständig Zusammenstöße mit Sozialdemokraten zu provozieren, um auf Dauer von der Gefahr des Bolschewismus reden zu können.²⁶⁹ Er fürchtete den Bürgerkrieg, aus Verantwortung vor „den Müttern dieses Landes“.²⁷⁰ Vor dem drohenden Zusammenprall von Heimwehr- und Schutzbundaufmärschen in Wiener Neustadt am 8. Oktober 1928 war er bereit, ein Verbot beider Aufmärsche zu akzeptieren.²⁷¹ Am 27. August 1929 legte Bauer im Parteivorstand den Plan eines Volksbegehrens für innere Abrüstung vor. Er umfasste ein Gesetz mit strengen Strafbestimmungen für nicht abgelieferte Waffen und die Überwachung der Abrüstung durch eine paritätische Kommission unter Vorsitz eines Richters.²⁷² Auf dem Parteitag 1929 machte er die Abrüstung zu einem zentralen Thema, zu einem eigenen Kampfziel der Partei – Auflösung aller Wehrverbände und Verbot einer Neugründung. Dadurch würde auch das militärische Denken aufhören.²⁷³ Bis es allerdings so weit sei, müsse der Schutzbund mit voller Kraft *aufgerüstet* werden. Und die Rede über die Abrüstung endet mit einer militärischen Metapher: „Wenn ein Feldherr seine Armeen zur Schlacht führt, dann denkt er nicht nur an strategische und taktische Gliederung, nicht nur an Bewaffnung und Ausrüstung, Verpflegung und Munition, sondern auch an den Geist seiner Truppen. [...] Das Wichtigste, was wir jetzt zu tun haben, ist, der gesamten Arbeiterschaft verständlich zu machen, daß dieser Faschismus, der so hochmütig auftritt, in Wirklichkeit nur ein Produkt der Angst vor unserer wachsenden Stärke ist.“²⁷⁴ Die Angst herrschte auf beiden Seiten. Wie der Ängstliche allein in der Nacht zu singen beginnt, sang Bauer den Traum des Sozialismus zur Beruhigung: Wir sind die Träger einer Bewegung, die siehaft durch die



Abb. 13: Otto Bauer hält eine Rede vor dem Republikanischen Schutzbund, 1932.

Geschichte geht, wir sind die „Soldaten einer Idee, für die zu leben und zu sterben dafürsteht“.²⁷⁵

Als Bundeskanzler Johannes Schober im Frühjahr 1930 vorschlug, Heimwehren und Schutzbund als Miliz unter staatliche Kontrolle zu stellen, lehnte Bauer den Vorschlag ab. Die Schutzbündler unter dem Kommando von Vaugoin-Offizieren würden auseinander laufen, die Heimwehr aber bleiben. Dieses Misstrauen war berechtigt, zumal Bauer Bundeskanzler Schober für schwach hielt.²⁷⁶ So stark sich Bauer nach außen gab, in einem privaten Brief an Friedrich Adler vom 3. April 1930 sprach er von der ungünstigen Lage der Partei, fürchtete durch schlechte Kompromisse eine Vertrauenskrise bei den Massen auszulösen.²⁷⁷

5.2 Die „Massen“

Was verstand Otto Bauer unter den Massen? Im engeren Sinn, die Partei- und Gewerkschaftsmitglieder, also die organisierte Arbeiterklasse, weiters die Arbeiterschaft insgesamt. Im weiteren Sinn, das nicht privilegierte Volk (Volksmassen), hier reichen die Massen tief in die unteren Mittelschichten hinein, die von Bauer umworbenen „Zwischenschichten“. Meist waren die Massen friedlich gesinnt, lebten im Alltag ihre „Kultur der Armut“. Aber immer wieder gab es die Stunde des Zornes, der Verzweiflung, der äußersten Erregung, gab es die Stunde der Zerstörung, gab es die „Stunde der Anarchie“. Otto Bauer hatte diese Stunden 1911 bei den Hungerrevolten, als Parteiführer die politisch erregten Massen 1918/19, dann den Brand des Justizpalastes am 15. Juli 1927 direkt miterlebt. Wie soll die Obrigkeit in diesen Stunden mit den Massen umgehen?

In seiner Auseinandersetzung mit Ignaz Seipel im Parlament am 26. Juli 1927 unterschied Bauer zwei Methoden des Umganges mit den blindwütigen Massen. Erstens: Die sozialdemokratischen Methoden in den Tagen der „österreichischen Revolution“ waren: Überreden, Beruhigen Appelle an die Vernunft, an das Gewissen, an das Verantwortungsgefühl, an die „moralischen und intellektuellen Qualitäten der österreichischen Arbeiter“.²⁷⁸ In der Parteitagsrede 1927 heroisierte er das Verhalten der Parteiführung am 15. Juli: „Die Partei warf sich, sobald sie die Gefahr sah, in die Menge hinein, wir suchten das Unheil zu verhüten.“²⁷⁹ Und im Parlament: „Ich habe die Szene gesehen, wie – das soll nicht geleugnet werden – wild erregte Menschen mit eisenbeschlagenen Latten auf unsere ersten Vertrauensmänner losgegangen sind, ich habe gesehen wie Schutzbündler hierhergetragen (ins Parlament, E. H.) worden sind, die schwere

Verwundungen in dem Kampfe gegen die Menge erlitten hatten ...²⁸⁰ Zweitens: die Methode der Regierung – staatliche Gewalt, das Schießen in die Menge.

Bauer beschrieb die Masse als launisch: Heute rufe sie Hosianna, morgen aber Crucifige!²⁸¹ Über die Spontaneität der Massen stritten sich die Intellektuellen dann am Parteitag. Max Adler: Die Demonstration am 15. Juli habe die Ehre des Proletariats gerettet, spontane Aktionen der Massen seien keine Disziplinlosigkeit.²⁸² Friedrich Austerlitz: Die Massen seien die „Urkraft unserer Bewegung“, der geheimnisvolle Strom, der die Partei vorwärts trage. „Die Begeisterung und Leidenschaft der Massen sind das wahre Fundament unserer Kraft.“²⁸³ Ironisch antwortete Julius Deutsch, es gebe Leute, die den Klassenkampf eben nur vom Schreibtisch her kennen.²⁸⁴ Otto Bauer bezog (wieder einmal) eine mittlere Position: Einerseits beschwore er den nüchternen Realismus, mit dem die Partei die Massen zum „planmäßigen, organisierten, zielbewußten, sozialdemokratischen Kampf“ erzogen habe; Ausbrüche von „wilder, begreiflicher Leidenschaft“ seien die Ausnahme. Was die Partei in dieser wirrenreichen Nachkriegszeit geleistet habe, sei, „in das düstere Elendsleben der Massen, ein bißchen Glanz, ein bißchen Hoffnung, ein bißchen Größe und Siegeszuversicht“ gebracht zu haben.²⁸⁵ Andererseits sagte er in seinem Schlusswort gegen Max Adler: Aktionen ohne Organisation, ohne Direktiven sind in dieser geschichtlichen Situation die größte Gefahr für die Partei.²⁸⁶ Erziehung der Massen zur Disziplin, auch zur militärischen Disziplin – das war Otto Bauers Lebensaufgabe. Die wilde Masse, die Masse des blinden Aufruhrs war ihm persönlich geradezu körperlich zutiefst unheimlich. Die „rote Flut“ – wie die Gegner sagten – müsse in das Flussbett der Disziplin geleitet werden. Bauer argumentierte gegen die „ideologischen Rückfälle“ von Max Adler und gegen die Forderung von Karl Renner, man solle die Massen mit dem „Marx-Dogma“ in Ruhe lassen.²⁸⁷ Natürlich, antwortete Bauer, verstehen die Massen Marxens Lehre von der Differentialrente II nicht, doch was sie wohl begreifen, sei jene „große Geschichtskonzeption“, dass durch Klassenkämpfe auf die kapitalistische die sozialistische Gesellschaft folgen werde. Der Marxismus führe die Arbeiterklasse von den „triebhaften Rebellionen“ gegen den Kapitalismus zum „bewußten, organisierten Kampf“ auf dem Boden des Kapitalismus gegen den Kapitalismus. Als 1918/19 breite Massen zur Partei stießen, hätten sie noch dieser „elementarsten sozialistischen Erziehung bedurft“²⁸⁸

Diese Erziehung der Massen bezog sich nicht nur auf die Politik, sondern auch auf die Kultur. Die Arbeiterbewegungskultur des „Roten Wien“ unterschied sich stark von der vormodernen, plebejischen, rohen Arbeiter- und Volkskultur sowie von der modernen Massenkultur. Sie wollte den „Neuen

Menschen“ schaffen, der auch das Erbe der bürgerlichen Hochkultur antrat. Otto Bauer verachtete die Vergnügungen der alten Volkskultur mit ihren Jahrmärkten, Kirchenfeiern, Schaustelltruppen, Gauklern, Tierbändigern, Wunderheilern, Volkssängern, ihrer „karnevalistischen Lachkultur“, ihrer wilden „Hatz“, die leicht zu Gewalttaten führen konnte, ebenso wie die moderne Vergnügungsindustrie, Kino, Fußball, Show, nackte Tänzerinnen usw.²⁸⁹ Eine Ausnahme machte nur der große sowjetische Revolutionsfilm „Panzerkreuzer Potemkin“ von Sergej Eisenstein mit seinen neuen glorifizierenden Massenbildern, den er gemeinsam mit 3 000 Wiener jugendlichen Angestellten am 12. Februar 1928 sah. Er lobte erschüttert das „aufrüttelnde Bild der Weltgeschichte.²⁹⁰ Doch rasch schwenkte er von der Weltgeschichte auf die revolutionäre Kleinarbeit in Wien ab, erklärte den Jugendlichen das Rot der Fahnen, die er ihnen überreichte. Rot als Zeichen des Endkampfes zwischen Kapital und Arbeit, als Zeichen des Kampfes um den neuen Menschen, um eine neue Gesellschaft, „in der nicht mehr die großen Schätze der Kultur, der Wissenschaft und Kunst nur wenigen gehören sollen, während die Massen von ihnen ausgeschlossen sind“.²⁹¹

Häufig sprach Bauer ziemlich undifferenziert von „den“ Massen. Aber es gelingt ihm dennoch manchmal, den Massen ein etwas individuelleres Gesicht zu geben. In dieser Rede beispielsweise erwähnte er die Verbreitung der marxistischen Ideen: „Die Bücher von Karl Marx wären bedrucktes Papier geblieben, wenn nicht Tausende von Arbeitern und Angestellten in der Werkstatt, im Büro, im Kontor, in der Fabrik, tief unten in der Erde im Bergwerk, hoch oben am Gerüst auf dem Bau, es einer dem anderen zugeraunt, wenn sie nicht einander Flugblätter und Broschüren zugesteckt hätten.“²⁹² Durch die Aufzählung der Arbeitsplätze werden verschiedene Typen der Arbeiterschaft, dadurch verschiedene Menschen evoziert. Es gibt in den Texten von Bauer allerdings auch Stellen, wo die Masse gleichsam als „großes Individuum“ erscheint, das sich freut, Angst hat, enttäuscht ist, Wut zeigt, zu Exzessen neigt. Der Parteiführer könne auf die Leidenschaft der Massen nicht verzichten, aber er darf aus seiner Verantwortlichkeit heraus nicht einfach den augenblicklichen Stimmungen der Massen nachgeben, „um ihren Beifall buhlen“ (wie ein Populist), er müsse an die Folgen für die Zukunft denken.²⁹³ Dies könne er, wie Bauer schreibt, weil er auf dem Fundament der marxistischen Geschichtstheorie die Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung kenne. Daher müsse der Parteiführer in bestimmten Situationen auch als Dompteur der Massen auftreten. Nach dem 15. Juli bestehe die Gefahr, dass die rechtsradikalen Gruppen ständig versuchten, die Sozialdemokra-

ten zu provozieren und so das Rad zum Bürgerkrieg weiterdrehen. Daher forderte Bauer von den Genossen „mehr Selbstzucht, mehr Disziplin, mehr Einheitlichkeit“. Der Befehl zum Kampf könne nur von der Parteileitung ausgehen, die die Gesamtsituation überblicken und die Folgen abschätzen könne.²⁹⁴ Demokratische Führerschaft allerdings unterscheide sich von dem Kult der „großen Männer“. In seiner Rede vor den jugendlichen Angestellten argumentierte Bauer explizit gegen die charismatischen Führer, die in den autoritären und faschistischen Bewegungen auftauchten, gegen jene Sehnsucht nach dem Retter in der Not, der die Ketten sprengt: „Hoffen wir nicht auf große Männer!“²⁹⁵

Die ständige sozialdemokratische Berufung auf die Massen barg eine Gefahr, auf die ironischerweise Ignaz Seipel aufmerksam gemacht hatte. Als im Parlament 1929 über eine Volksabstimmung debattiert wurde (wofür es noch kein Ausführungsgesetz gab), meinte Bauer: Es könne bei Einzelfragen eine Spannung zwischen der „Parlamentsmehrheit“ und der „Volksmehrheit“ geben. Die Sozialdemokratie dürfe sich gar nicht der Parlamentsmehrheit unterwerfen, „wenn sie Grund hat anzunehmen, daß in dieser Entscheidung die Parlamentsmehrheit den Willen der Volksmehrheit gar nicht vertritt, sondern sich usurpiert, gegen den Willen der Volksmehrheit zu entscheiden“.²⁹⁶ Gegen diese plebisitäre Strategie bemerkte Seipel trocken: „Wir sollten im Abbau des Parlamentarismus, soweit wir ihn haben, zugunsten der unmittelbaren Demokratie recht vorsichtig sein. Die Zeiten sind so, daß sonst das Volk auf den Geschmack kommen könnte, viel gründlicher den reinen Parlamentarismus abzubauen.“²⁹⁷ In der Tat: Auf das „Volk“, nicht auf die „Masse“, beriefen sich auch die Christlichsozialen, auf das ständisch geordnete Volk, das alle sozialen Schichten umfasste; als „große Volksbewegung“ stilisierte sich der Heimatschutz, der die Demokratie von der Parteiherrschaft befreien wollte; auf das biologische, rassistisch reine Volk bezogen sich die Nationalsozialisten, um den Volkswillen durchzusetzen und das „System“ abzuschaffen. Die Weltwirtschaftskrise verstärkte diese autoritären und faschistischen Tendenzen, die zunächst als „Politik der Sachlichkeit“ getarnt waren.

III. Die größte Krise, welche die Welt jemals durchgemacht hat

Ich bin der letzte der Kompromisse
ablehnt. Denn der Kompromiß,
das ist die einzige Form, in der
die Minderheit im Parlament ihre
berechtigten Interessen zu Geltung
bringen kann.

(Otto Bauer am Parteitag 1930)

1931 wurde Otto Bauer 50 Jahre alt. In Wien hatte er seinen Geburtstag „mit großem Erfolg verheimlicht“, wie er ironisch an Friedrich Adler schrieb.¹ Er hatte den Zenit seines Lebens überschritten. Biologisch: Es häuften sich Krankheiten, Herzbeschwerden des starken Rauchers, der das Nikotin nicht lassen konnte; der Druck des Doppellebens zwischen Ehefrau und Geliebter. Die Kämpfe der Politik, die Anstrengungen der Theorie, dann die Einsamkeit des Spitzpolitikers gruben tiefe Falten in sein Gesicht. Politisch: Seit dem 15. Juli 1927 hatten sich die Spannungen innerhalb der Partei zwischen rechtem und linkem Flügel verstärkt. Es brauchte seine ganze Kompromissfähigkeit, um die Partei zusammenzuhalten. Zwar war die SDAP in den Nationalratswahlen 1930 im Parlament zur stärksten Partei geworden, doch die Freien Gewerkschaften verloren dramatisch an Mitgliedern. Die bürgerlich-bäuerliche Regierung trat selbstbewusster auf, von den Heimwehren als „Wachhunden“ gestärkt.

Fast überall in Europa zeichnete sich um 1930 ein Diskursbruch ab, kam es zu Brüchen der Mentalität. Das Trauma der Weltwirtschaftskrise – „die größte Krise, die die Welt jemals durchgemacht hat“, wie Bauer schrieb² – rief tiefe Verstörungen hervor. Der liberale Kapitalismus und die Demokratie schienen am Ende zu sein. Das geistige Großklima schwenkte um: Staat kontra liberale kapitalistische Wirtschaft, autoritäre Systeme kontra Demokratie, Nationalismus kontra Universalismus, Land kontra Stadt; Jugend kontra Alter, Männlichkeit kontra Frauenemanzipation, militärische kontra zivile Männlichkeit, „Gemeinschaft“ kontra Individuum. Überall etablierten sich autoritäre und totalitäre Bewegungen. Der politische Liberalismus befand sich im vollen Rückzug. Die Sozialdemokraten standen mit dem Rücken zur Wand.



Abb. 14: Otto Bauer



Abb. 15: Helene Bauer

Von den drei Optionen, die Eric Hobsbawm für die Dreißigerjahre aufzählt, erwies sich die demokratisch-sozialistische Option vor dem Zweiten Weltkrieg als schwach (nur in Schweden konnte sie sich durchsetzen), die autoritär-faschistischen und kommunistischen Optionen dominierten.³ Vielfach spitzten sich die Optionen zur Alternative zu: Wer gegen den Faschismus war, musste für den Kommunismus sein. Oder umgekehrt: Wer gegen den Kommunismus war, musste für den Faschismus sein. Otto Bauer wird sich in der Emigration an diesem Dilemma abarbeiten und aufreiben. Doch der wahre Grund für dieses Dilemma lag, wie selten so eindeutig in der Ökonomie, „in the most traumatic episode in the history of capitalism“.⁴

1. Der tiefste Strukturbruch in der Geschichte des westlichen Industriekapitalismus (H.-U. Wehler)

Die Einsicht, dass die kapitalistische Wirtschaft von Konjunkturzyklen bewegt wird, war keine Idee der Linken. 1926 wurde in Wien (wie in anderen Ländern) von den Erzliberalen Mises und Hayek das Österreichische Institut für Konjunkturforschung gegründet.⁵ Otto Bauer wies 1925 bei einer Rede über die Wirtschaftskrise in Österreich auf den später berühmtesten Nationalöko-

nomen des 20. Jahrhunderts hin, auf John Maynard Keynes.⁶ Bauer lobte den scharfen Kritiker der „Infamien der Gewaltfriedensverträge“ von 1919. Seiner frühen Geldtheorie – die Annahme, über die Regulierung der umlaufenden Geldmittel können die Konjunkturausschläge abgemildert werden – konnte Bauer wenig abgewinnen.⁷ Bauer selbst unterschied 1925 zwei Konjunkturphasen für Österreich: 1. die *Inflationskonjunktur* knapp nach dem Ersten Weltkrieg: Belebung der Industrie, Bildung neuer Reichtümer, Lohnerhöhungen, aber auch Vereindlung des Mittelstandes; 2. die *Deflationskrise*, die nach der Genfer Sanierung um 1924 begann und bis 1926 reichte. Durch das Steigen der Krone ermutigt haben zahlreiche neue und alte Banken mit dem ausgeborgten Geld der Nationalbank im großen Stil zu spekulieren begonnen.⁸ Als die Spekulationen gegen den französischen Franc fehlschlugen und 500 Milliarden Kronen Verluste gemacht wurden, scheiterten 37 Aktien- und 136 Privatbanken, wie die Historiker später feststellten.⁹ Als die Nationalbank den Geldumlauf reduzierte, begann, was Bauer die Deflationskrise nannte. Doch die Krise von 1924–1926, eine „Krise von beispielloser Tiefe“ mit einer „Massenarbeitslosigkeit von unerhörter Ausdehnung“, eine Krise mit dem „Elend von Hunderttausenden Familien, mit den Entbehrungen von Kindern, die ihr ganzes Leben lang Wundmale des Hungers ihrer Kinderzeit an ihrem Körper tragen werden, mit Hekatomben von Menschenleben“, diese Krise reichte weiter, war eine strukturelle Krise.¹⁰ Was waren die Ursachen dafür? Bauer verwies 1925 auf die Auflösung der Habsburgermonarchie, auf den „Wahnsinn der Hochschutzzöllerei“ der Nachfolgestaaten als Ausfluss eines „wahnsinnigen Nationalismus“.¹¹ Die Industrie hatte seit 1914 kaum investiert, sei in dieser Krise nur zu vierzig bis sechzig Prozent ausgelastet.¹² Wie kann Österreich aus dieser Krise Mitte der Zwanzigerjahre herauskommen? Bauer stellte einander zwei Antworten gegenüber: die kapitalistische Antwort – niedere Löhne, längere Arbeitszeit und Abbau der Sozialpolitik – und die gewerkschaftlich-sozialdemokratische Antwort – Steigerung der Qualität der Arbeit, bessere Ausbildung, erreichbar nur durch höhere Löhne.¹³ Sein Bezugsmodell dafür war der Fordismus in den USA. Angesichts dessen, was noch kommen sollte, war die Diagnose der Krise 1924 bis 1926 polemisch weit übertrieben. Schon 1927 folgte der Aufschwung.¹⁴ Nun wurden Bauers Prognosen optimistischer. Nun glaubte er an die „allmähliche Wiederherstellung unserer Wirtschaft“.¹⁵ Aus demografischen Gründen erwartete er in der Zukunft das Verschwinden der Jugendarbeitslosigkeit.¹⁶ Für die Aufschwungphase prophezeite er 1928 eine neue Offensive der Arbeiterbewegung. Denn trotz der vorhergehenden Krise sei das Leben der Arbeiterschaft gesünder und froher gewor-

den. „Gehen Sie einmal an einem warmen Sonntagnachmittag an die Donau hinunter und sehen Sie sich die Hunderttausenden Wiener Arbeiterfamilien an, die da längs der Donau den Sonntag verbringen, freier und gesünder, als sie es vor dem Krieg getan haben und Sie sehen, wie da etwas Neues wird, etwas Neues im Organismus der Arbeiterklasse: mehr Gesundheit, mehr Freiheit der Lebensführung, mehr Kultur in der Lebensführung ...“¹⁷ Die Zahlen rechtfertigen für die Aufschwungphase tatsächlich einen gewissen Optimismus. 1929 hatte die österreichische Wirtschaftsentwicklung das Niveau von 1913 bereits überschritten, vor allem die Landwirtschaft hatte die Produktion des Jahres 1913 weit übertroffen. Und der reale Wochenlohn eines ungelerten Industriearbeiters betrug fast das Doppelte von 1910.¹⁸

Dann aber kam der Paukenschlag: die weltweit „große Depression“. Die österreichische Wirtschaftsentwicklung sank von 105 Punkten (1929) auf 81,5 Punkte (1933), bezogen auf die Ausgangssituation von 100 Punkten im Jahr 1913, und sie erholt sich bis 1937 nur wenig. Der für das kleine Land so wichtige Außenhandel (von Bauer immer herausgestrichen) sank von 100 Punkten (1929) auf 51 Punkte (1933). Österreich drohte zu einem „Friedhof von Fabriken und Gewerbebetrieben“ zu werden, wie die „Arbeiter-Zeitung“ schrieb. Die Arbeitslosenrate betrug 1930 bis 1934 im Durchschnitt 20 Prozent. Am Tiefpunkt der Krise waren 600 000 bis 700 000 Menschen ohne Arbeit. Was der österreichischen Depression ihr Gepräge gab, war weniger die Intensität der Krise (die war in anderen Ländern noch tief greifender) als die lange Dauer – bis zum „Anschluss“ an Hitlerdeutschland.¹⁹

1.1 Signaturen der ökonomischen Krise

Gegen Ende der Zwanzigerjahre begann Otto Bauer mit einer neuen, groß angelegten Arbeit, den Analysen von Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg. Nun nicht auf Österreich bezogen, sondern in einer globalen Perspektive, nicht mehr von der Geschichte ausgehend, sondern ganz auf Gegenwart und Zukunft orientiert. Im Zentrum stand nun die größte Industriemacht der Welt, die Vereinigten Staaten von Amerika. Rasch erarbeitete er sich ein neues Wissensgebiet – Technikstandard, Industriesoziologie, Betriebswirtschaftslehre, Arbeitsphysiologie und -psychologie usw. Den Rahmen stellte zwar die marxistische Wirtschaftstheorie, daher begann der erste Band mit der Analyse der Produktivkräfte, doch Bauer versuchte, die neueren Rationalisierungstheorien in den Denk- und Darstellungsprozess einzuarbeiten. Der erste Band mit dem Untertitel „Rationalisierung – Fehlrationalisierung“

erschien 1931, gleichsam ein persönliches Geburtstagsgeschenk zum Fünfziger.²⁰ Auf diesen Band werde ich noch eingehen. Zwischen dem ersten und zweiten Band lag das Jahr 1934, die Tragödie der österreichischen Arbeiterbewegung. Die Polizei beschlagnahmte, wie bereits erwähnt, 15 dicke Hefte mit Exzerten und Entwürfen für den zweiten Band. Doch das bereits fertiggestellte Manuskript des zweiten Bandes über die Weltwirtschaftskrise konnte (von der Ehefrau? Der Freundin?) hinausgeschmuggelt werden. Diesen wohl überarbeiteten Teil mit dem sprechenden Titel „Zwischen zwei Weltkriegen? Die Krise der Weltwirtschaft, der Demokratie und des Sozialismus“ veröffentlichte Bauer 1936 im Exil. Noch steht ein Fragezeichen zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, aber immer deutlicher verdichtete sich die Einsicht bei Bauer, dass der Zweite Weltkrieg kommen werde.²¹

Zunächst soll Bauers Erklärung der Weltwirtschaftskrise nachgezeichnet werden. Er unterschied nun eine *Retablierungskonjunktur* (Wiederaufbaukonjunktur) knapp nach dem Ersten Weltkrieg, mit großen Erfolgen des demokratisch-reformistischen Sozialismus, die kurzfristig von einer *Stabilisierungskrise*, vor allem in den Inflationsländern wie Österreich, unterbrochen wurde. Bereits 1925 setzte in den USA die Prosperität ein. „Seines anschwellenden Reichtums froh, rühmte sich Amerika, God's own country, Gottes eigenes Land zu sein.“²² Um Amerika einzuholen, begann in Europa die *Rationalisierungskonjunktur*, von riesigen Auslandskrediten finanziert. Dann kam der Schwarze Donnerstag, der 24. Oktober 1929 in New York, der Zusammenbruch der Börse, und die Weltwirtschaft stürzte in eine *Kreditkrise* unerhörter Ausdehnung. In Wien brach im Mai 1931 die Credit-Anstalt zusammen und riss die Banken ganz Mitteleuropas mit. Eine Weltuntergangsstimmung breitete sich aus. John M. Keynes schrieb bereits (wie Bauer zitierte), wenn keine Wendung eintrete, dann werde „unser gegenwärtiges Regime des kapitalistischen Individualismus unzweifelhaft durch einen weitreichenden Sozialismus ersetzt werden“.²³ Die große Depression hatte als „normale“ zyklische Krise begonnen, war dann aber weit darüber hinausgewachsen.

Bauer arbeitete drei einzelne Krisen heraus, die sich überlagerten und die allgemeine Krise verstärkten:

1. *Die Preis- und Kreditkrise*: Die Prosperitätsphase nach dem Krieg brachte eine sprunghafte Vergrößerung und Rationalisierung der Produktion. Gleichzeitig setzte eine gewaltige Expansion des Zirkularkredits ein. Kapitalreiche Länder wie die USA und England gewährten Milliardenkredite, meist kurzfristiger Natur, an kapitalschwache Länder wie z. B. Deutschland. Als die Krise

1929 in New York begann, wurde die gesamte Weltwirtschaft getroffen. Die Warenpreise stürzten, die Banken konnten die Schulden der Unternehmer nicht mehr eintreiben und brachen zusammen. Allerdings – und dabei war Bauer ganz dem marxistischen Erklärungsmuster verpflichtet – die eigentliche Ursache der Weltwirtschaftskrise lag nicht in der Kreditkrise, sondern in der Überproduktionskrise, genauer: in der Differenz zwischen der rasch anwachsenden Produktion und der zurückbleibenden Kaufkraft!²⁴ Doch die Kreditkrise leitete einen „Weltbankrott“ ein, zerstörte das internationale Kreditsystem.²⁵

2. Die Krise in der Landwirtschaft: In den Zwanzigerjahren wurde weltweit der Getreideanbau enorm ausgeweitet (USA, Kanada, Australien). Gegen Ende der Zwanzigerjahre verfielen die Agrarpreise. Durch die Industriekrise sank die Nachfrage der Bevölkerung noch weiter. Schutzzölle der einzelnen Länder sollten den Preisverfall stoppen. Dadurch entstand eine Kluft zwischen Bauern, die höhere Preise forderten, und den Arbeitern, die niedere Konsumpreise wollten. Nur in Skandinavien – darauf wies Otto Bauer eigens hin – gelang ein Bündnis zwischen Bauern und Arbeitern.²⁶ In Österreich hingegen hetzten die autoritären Kräfte (Bauer sagt: der „Faschismus“) die Bauern gegen die Arbeiter auf. „Der verelendete, rebellierende Bauer wird zum Schiedsrichter zwischen der Demokratie und dem Faschismus.“²⁷ Generell gilt jedoch die historische Erfahrung, so Bauer, dass ein Zusammentreffen von Agrar- und Industriekrise die allgemeine Krise wesentlich verschärft.²⁸

3. Die Industriekrise: Die Rationalisierungskonjunktur der Zwanzigerjahre hat beispielsweise die Stahlproduktion in den USA um 20 Prozent, in Europa sogar um 42 Prozent ansteigen lassen.²⁹ Als die Industriekrise ausbrach, sank die industrielle Produktion – Bauer verweist auf Daten des Völkerbundes – von 100 Punkten (1925–1929) in den USA auf 59 Punkte.³⁰ „So sind in den alten Industriestaaten industrielle Notstandsgebiete entstanden, deren Industrie zu dauernder Schrumpfung, deren Arbeiterschaft zu dauernder Arbeitslosigkeit verurteilt ist. [...] Die Last der toten und absterbenden Industrien, die auf den lebenden Industrien ruht, ist ihrer Erholung ein Hindernis mehr.“³¹ Das nun war das humanitäre und politische Zentralproblem: die langfristige Massenarbeitslosigkeit.

Indirekt hatte Bauer eine klassische sozialwissenschaftliche Studie über die Folgen der Arbeitslosigkeit in einem Industriedorf angeregt, die berühmte

Studie über Marienthal.³² Eine ehrgeizige und innovative Gruppe von jungen Leuten um den engagierten Sozialisten Paul F. Lazarsfeld hatte sich Anfang der Dreißigerjahre mit dem Plan, das Freizeitverhalten der Arbeiter zu untersuchen, an Otto Bauer gewandt. Der reagierte unwirsch. Sie sollten besser die Wirkung der Arbeitslosigkeit untersuchen.³³ Heraus kam ein methodisch reichhaltiges Buch über eine müde Gesellschaft, die zunehmend auch politisch apathisch wurde.

In Bauers Prognose von 1936 registrierte er zwar die Wiederbelebung der Wirtschaft durch die verstärkte Rüstung in verschiedenen Ländern (nicht nur in Deutschland), er erwartete aber keine so glänzende Prosperitätsepisode mehr wie in der Vergangenheit.³⁴ Eine krasse Fehlprognose, denkt man an das „Goldene Zeitalter“ (Eric Hobsbawm) nach dem Zweiten Weltkrieg. Bauer hingegen prophezeite einen neuen Weltkrieg mit noch größeren Wirtschaftskrisen (hier hatte er recht), mit noch tieferer Vereindung der Massen – dann aber werde endlich die kapitalistische Weltordnung gestürzt (hier hatte er unrecht).³⁵ Das Kapitel endet mit Bauers ewigem Credo: Die Befreiung der Menschheit vom Kapitalismus sei kein „unabsehbares fernes Endziel“ mehr, sondern „die Aufgabe der Geschichtsepoke, die mit der gegenwärtigen Krise des Kapitalismus begonnen hat“.³⁶ Ein Garant dafür war die Sowjetunion. Dort werde die sozialistische Gesellschaftsordnung, zwar „in Wehen ohnegleichen“, aber doch zur „anschaulichen Wirklichkeit“.³⁷

1.2 Neue Sachlichkeit des Denkens

Lassen wir diese schlechten Prophezeiungen und wenden wir uns Bauers viertem Meisterwerk zu, dem Buch über „Rationalisierung – Fehlrationalisierung“. Darin breitet er ein reichhaltiges (aus der internationalen Literatur geschöpftes) Faktenwissen aus und ordnet es analytisch in sein marxistisches Weltbild ein. Wenn auch die großen Ideologiesysteme Anfang der Dreißigerjahre ihre Kämpfe auf den Straßen mit Gewalt, in den Köpfen mit Symbolen – Hammer und Sichel, Hakenkreuz, Drei-Pfeile, Kruckenkreuz – führten, sie alle instrumentierten angebliche wissenschaftliche Erkenntnisse. Trotz der hochgehenden politischen Emotionen, die nur mehr Sieg und Niederlage kannten, konnte damit durchaus eine szientistische Denkstruktur, ein naturwissenschaftliches und ingenieurmäßiges Denken verknüpft werden.

Die Referenzfiguren in dem Buch über Rationalisierung waren weniger Marx und Engels als die Nordamerikaner F. W. Taylor, der die modernen Methoden der Intensivierung der Arbeit gefunden hatte, Henry Ford, der das

Fließband in seiner Autofabrik aufgestellt hatte, und Herbert Hoover (den Bauer aus seiner Zeit als Staatssekretär kannte), der die Normierung und Typisierung, die moderne „Gemeinschaftsarbeit“ und die wissenschaftliche Betriebsführung eingeführt, als Präsident der USA angesichts der Weltwirtschaftskrise aber versagt hatte und 1932 von F. D. Roosevelt abgelöst wurde.³⁸ Was Bauer unter Rationalisierung verstand, definierte er gegen Ende des Buches: Verwissenschaftlichung der Arbeitsanordnung und Vermehrung der Arbeitskraft, Verwissenschaftlichung der Unternehmensführung.³⁹

Ausgangspunkt seiner Analyse ist die zweite Industrielle Revolution am Beginn des langen 20. Jahrhunderts: Elektrizität als neuer Energieträger, Automobilisierung und Flugverkehr als neue Strukturierung des Raumes, Erdöl als neuer Faktor der Weltpolitik, Mechanisierung der Landwirtschaft durch Kunstdünger, Traktoren und Mähdrescher, Chemie als neuer Werkstoff der Großindustrie. Das hatte tief greifende Folgen für das Alltagsleben der Menschen. Das elektrische Licht, früher ein Luxus der Reichen, konnte in den technisch fortgeschrittenen Ländern auch in Arbeiterwohnungen und Bauernhäusern eingeführt werden; die Automobilisierung erreichte (in den USA) die Volksmassen. Dieser neue Leitsektor veränderte Siedlungs- und Wohnverhalten der Menschen. Hier gelingen Bauer wieder einige scharf gestochene Einzelbilder: „Ländliche Arbeiter fahren mit der Familie im Wagen, eine Ziege auf dem Trittbrett angebunden, von Farm zu Farm, um ihre Dienste anzubieten. Der Freizeit geben Autofahrt und Camping neuen Inhalt. Mr. Babbitt (eine literarische Kunstfigur von Sinclair Lewis, E. H.) ist ständig mit dem Basteln an seinem Auto beschäftigt und wird dadurch für alle technischen Neuerungen interessiert.“⁴⁰ Auto und Autobus verringern die Differenz zwischen Stadt und Land. Kino und Radio dringen in die Dörfer. Das konservative Land wird aufgebrochen – ein Hoffnungsgebiet für die Revolution, wie Bauer denkt. Die Menschen ändern ihre Denkstruktur: „In Wirkungsgraden denken ist zum Leitsatz der Zeit geworden.“⁴¹ Das mechanische Weltbild des 19. Jahrhunderts wird durch „Vorstellungen der Feld-, Quanten-, Elektronenphysik“ abgelöst.⁴² In der mechanisierten Landwirtschaft tritt ein neuer Arbeitertypus auf. Der naive, instinkthafte, naturgebundene Typus wird von dem technisch-rechnerisch denkenden, naturfremden Typus abgelöst.⁴³ Der Ingenieur wird zum Helden der Epoche und die humanistische Bildung wird von der naturwissenschaftlich-technischen Bildung abgelöst. Otto Bauer, selbst technisch unbegabt, war von den Möglichkeiten der Technik fasziniert. Sie offerierte ihm neue Chancen für eine sozialistische Gesellschaft. Dabei nun zeigte er sich ganz und gar als ein Mann der neuen Sachlichkeit. Als Intel-

lektueller in seiner Lebensführung eher naturfremd, achtete er noch kaum auf die Folgekosten für den Lebensraum Natur.

Weitaus sensibler reagierte er bei der Beschreibung der Rationalisierungsfolgen für die Arbeiterschaft. Denn Rationalisierung, Normierung der Massenproduktion, Intensivierung der Arbeit schufen nicht nur eine weitaus höhere Produktivität, sie setzten auch Arbeitskräfte frei, erzeugten eine „technologische Arbeitslosigkeit“. „Die Generation, die so stolz auf ihre technischen Leistungen ist, zittert vor ihren Wirkungen.“⁴⁴ Bauer meint in diesem Prozess den tiefsten Widerspruch der kapitalistischen Welt zu entdecken: „Millionen in rasender Arbeitslast am Laufband auf der einen, Millionen arbeitslos, zum unfreiwilligen Müßiggang verurteilt, auf der anderen Seite.“⁴⁵ In der Prospektätsphase konnte die technologische Arbeitslosigkeit dadurch verdeckt werden, dass freigesetzte Arbeitskräfte in anderen, neuen und rasch wachsenden Wirtschaftssparten untergebracht wurden.⁴⁶ In der Weltwirtschaftskrise jedoch bricht sie voll auf. Eine andere Folge der biotechnischen Rationalisierung erkennt der Autor in der Zunahme von Nervenkrankheit bei den Fließbandarbeitern und der Ausstoßung alter Arbeiter aus dem Arbeitsprozess. Was so als Rationalisierung den Unternehmen nützt, schadet als Fehlrationalisierung der Gesellschaft. Während die Produktionskosten der Betriebe gesenkt werden, steigen gleichzeitig die gesellschaftlichen Produktionskosten (Arbeitslosenversicherung, Krankenversicherung).⁴⁷ Und noch eine Folge sieht Bauer – die Entstehung einer gleichförmigen Massenkonsumgesellschaft: „Zugleich wird das Leben der Massen durch die Mechanisierung der ihnen aufgezwungenen Arbeitsverfahren, durch die Typisierung der Gebrauchsgegenstände, die die Großindustrie ihnen liefert, durch die Suggestion der Reklame, die allen dieselben Gebrauchsgegenstände, dieselben Massenvergnügungen aufzwingt, durch Presse, Plakate, Kino, Radio, politische Massenpropaganda, die allen dieselben Mitteilungen vermitteln, dieselben Meinungen suggerieren, standardisiert.“⁴⁸

Im letzten Kapitel des Buches diskutiert Bauer das Problem Rationalisierung – Fehlrationalisierung im Sozialismus am Beispiel der Sowjetunion. Zunächst legt er sich mit Max Weber an. Der hatte in seinem großen und großartigen Werk „Wirtschaft und Gesellschaft“ behauptet, wie Bauer es zusammenfasst, „daß eine sozialistische Produktionsweise formaler Rationalität, rechnungsmäßigen Vergleiches der Ergebnisse und des Aufwandes wirtschaftlichen Handelns nicht fähig wäre“.⁴⁹ Dem widerspricht Bauer mit den oben skizzierten Argumenten. Der Kapitalismus schaffe zwar eine wirtschaftliche Rationalisierung, aber um den Preis, dass die Kosten auf die Gesamtgesell-

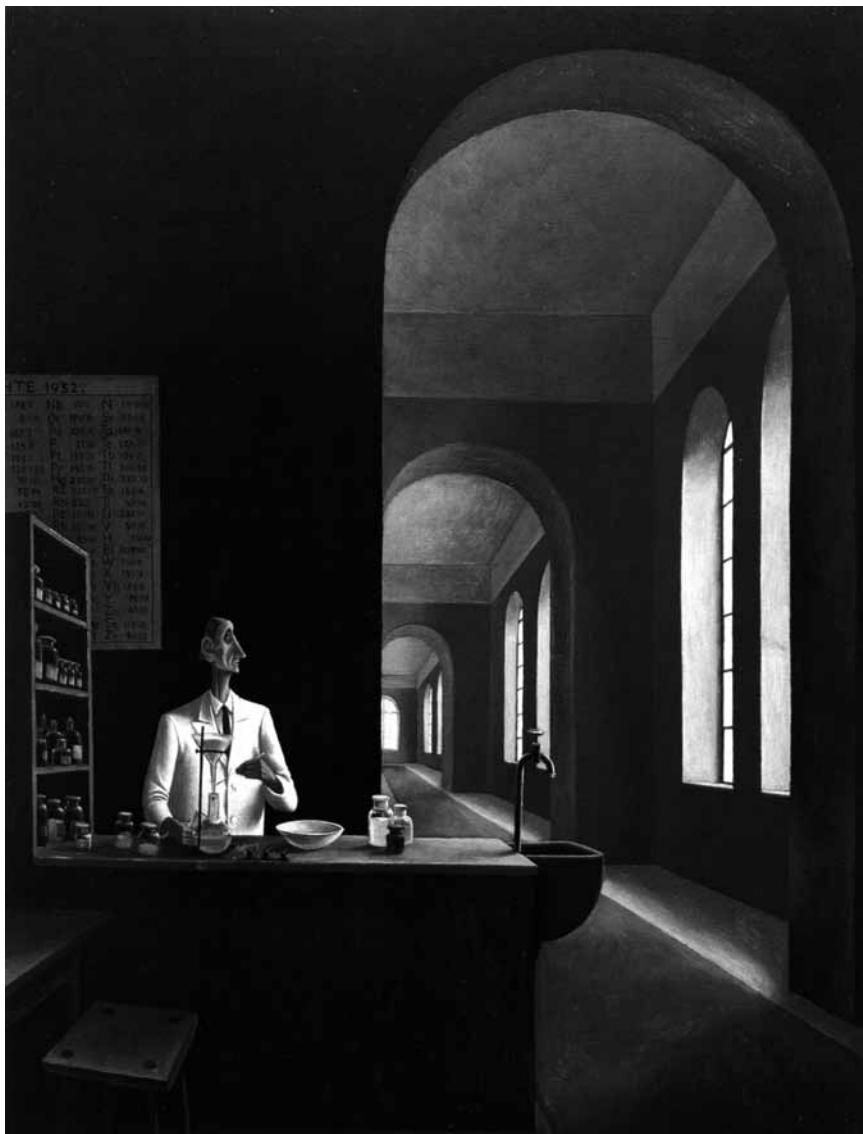


Abb. 16: Franz Sedlacek, *Der Chemiker*, 1932.

schaft ausgelagert werden. Die höchste Form der Rationalisierung kann daher erst der Sozialismus schaffen, nämlich die Rationalisierung der Gesellschaftsordnung selbst!⁵⁰ Gesellschaftsplanung, Planwirtschaft. Bauer stimmte 1931 eine Hymne auf den ersten Fünfjahresplan in der Sowjetunion (1928/29–1932/33), auf den gigantischen, gewaltsamen Aufbau der Schwerindustrie an. Ein Faktor wirkte in dieser Zeit auf einen Sozialisten besonders verlockend: Während der westliche Kapitalismus in eine schwere Krise versank, erlebte die Sowjetunion (allerdings von einem weitaus niedrigeren Niveau aus) ein jährliches Wirtschaftswachstum von zehn Prozent.⁵¹ Dass diese Rationalisierungs- und Planungseuphorie in der Sowjetunion bald eine scharfe Differenz von Rhetorik und Realität aufwies, dass Hunderte von Projekten des ersten Fünfjahresplanes stecken blieben, dass sich die Kommandowirtschaft als chaotisch und ineffektiv zeigte, konnte Bauer 1931 noch nicht genau wissen.

Der Autor der „Rationalisierung“ war sicherlich kein kritikloser Bewunderer des sowjetischen „Wirtschaftswunders“. Offen sprach er die Folgen der schnellen Industrialisierung an – sie musste „erhungert“ werden; die Lebenshaltung der Arbeiter sei dort dürftriger als die Lebenshaltung der Arbeitslosen in West- und Mitteleuropa;⁵² das Organisationsproblem sei nicht gelöst, die Zerschlagung der bürgerlichen Intelligenz habe einen Mangel an fähigen Managern erzeugt; die totale Kontrolle lähme jede Initiative. „Wenn jeder Betriebsleiter fürchten muß, daß jeder Versuch, eine neue Maschine, ein neues Arbeitsverfahren zu erproben, ihn, wenn es mißlingt, seinen Kopf kosten kann, dann wird die Betriebsdisziplin vollends zerstört.“⁵³ Der Despotismus züchte Gesinnungslose, Spitzel, Denunzianten und Streber.⁵⁴ Scharf war auch Bauers Kritik der Zwangskollektivierung in der Landwirtschaft. Die „beispiellos grausame Vernichtung“ der Kulaken habe auch die tüchtigeren Landwirte ausgemerzt. Obendrein: „Der Bauer arbeitet für ein Artel (Landwirtschaftskollektiv, E. H.) weniger sorgfältig als für sich selbst. Er behandle das lebende und tote Inventar des Artels weniger pfleglich als sein eigenes.“⁵⁵ Kurz: Die Rationalisierung der Landwirtschaft sei eine Fehlrationalisierung. Bei soviel Kritik an der Sowjetunion, wie kann Bauer dann letztlich doch an das „Modell Rußland“ glauben? Den Trost findet er in der Geschichte – auch die Frühindustrialisierung in England habe zahlreiche Menschenopfer gefordert.⁵⁶ In der Gegenwart könne nur eine „terroristische Diktatur“ die Menschen zwingen, um einer „größeren Zukunft“ willen, so schwere Entbehrungen auf sich zu nehmen.⁵⁷ In der Zukunft – wenn es gelänge, die Notsituation zu beseitigen –, dann könne auch die Diktatur abgebaut, das Sowjetregime demokratisiert, der „Staatskapitalismus“ der Diktatur in eine sozialistische Organisation der

Gesellschaft umgewandelt werden.⁵⁸ Das war eine der großen Illusionen des Otto Bauer, wie wir heute wissen. Sein Buch von 1931 stand im Kontext einer Rationalisierungsdebatte auch in Österreich: in den Gewerkschaften, in der Arbeiterkammer, im Industriellenverband. Doch die führenden katholischen Ideologen bezogen sich auf das Mittelalter, auf die ständische Gesellschaft, auf die Berufsstände. Und sie setzten sich 1933/34 politisch durch.

1.3 Die katastrophale Verschlechterung der Wirtschaftslage in Österreich

Wie ich ein junger Student war, war meine
erste nationalökonomische Arbeit, die ich
im Seminar meines verehrten Lehrers,
des Professors Philippovich, gemacht habe,
eine Arbeit über die Wirtschaftskrise ...

(Otto Bauer im Parlament am 16. Oktober 1929)

Den Beginn der Bankenkrise in Österreich erzählte Otto Bauer im Abgeordnetenhaus am 16. Oktober 1929 so:⁵⁹ Man müsse sich den „beschämendsten Tag“ der österreichischen Volkswirtschaft, Sonntag den 6. Oktober 1929, vergegenwärtigen, als die Regierung mit den Direktoren zweier Großbanken verhandelte, um den Zusammenbruch der Boden-Credit-Anstalt zu verhindern, der ehemaligen Bank der kaiserlichen Familie, die einen beträchtlichen Teil der österreichischen Industrie kontrollierte. Die Rettungsaktion war, wie Bauer erklärte, notwendig und unvermeidlich, um eine Katastrophe für die österreichische Volkswirtschaft zu verhindern. Sie bestand in der Fusion der maroden Boden-Credit-Anstalt mit der mächtigsten Bank des Landes, der Credit-Anstalt, deren größter Aktionär und Präsident des Verwaltungsrates Louis Rothschild war. Um die Bedeutung Rothschilds herauszustreichen, sagte Bauer plakativ am Parteitag 1931: Das alte Österreich wurde von der Dynastie Habsburg und der Dynastie Rothschild regiert; in der Republik blieb nur die Dynastie Rothschild über.⁶⁰ Am 6. Oktober 1929 – es war Jagdsaison – befand sich Louis Rothschild in seinem Jagdrevier in Niederösterreich. Er musste von der Gendarmerie erst gesucht und nach Wien gebracht werden, wo er dann, unter dem massiven politischen Druck der Regierung, der Fusion zustimmte.

Was waren die Ursachen für den Zusammenbruch der Boden-Credit-Anstalt? Bauer nannte im Parlament als wichtigste Ursache (und die Forschung hat ihn darin bestätigt) den maßlosen Expansionsdrang, den „bankenpolitischen Imperialismus“ ihres Direktors, Dr. Rudolf Sieghart.⁶¹ Sieghart, Journa-

list, Universitätslehrer, ehrgeiziger Sektionschef, Bankier, ein überaus tüchtiger, machtgieriger und skrupelloser Mann, mit einem dichten Netzwerk und besten Kontakten zur Politik. Seine von ihm kontrollierten Zeitungen unterstützten die bürgerliche Regierung, er finanzierte die Heimwehren. Ihm war es gelungen, 45 Prozent aller Wechselkredite, die die Nationalbank ausgab, zu lukrieren.⁶² Und dieser für den Zusammenbruch der Banken verantwortliche Mann zog sich, wie Bauer im Parlament anklagend hervorhob, mit einem für österreichische Verhältnisse „ganz außerordentlich großen Vermögen“ zurück.⁶³

Rhetorisch geschickt stellte der Redner diesem Bericht die melodramatische Geschichte einer alten Beamtenwitwe gegenüber, die Bauer vor wenigen Stunden besucht hatte. In ihrer Tasche trug sie 25 Boden-Credit-Aktien, die kleine Erbschaft ihres Mannes, ihren letzten Notpfennig. Und am 6. Oktober hatte sie sieben Achtel ihrer Ersparnisse verloren.⁶⁴ Es war etwas komisch, als der überzeugte Marxist im Parlament mit Pathos das ehrlich erworbene Recht des Eigentums verteidigte.⁶⁵ Der Kern der Rede jedoch war Bauers prinzipielle Zustimmung zur Fusion, wenn er auch die Umstände scharf kritisierte.

Und die Fusion hatte Folgen. Denn im Mai 1931 stand auch die Credit-Anstalt vor dem Zusammenbruch und sie war eine Großbank europäischen Zuschnitts. Die Hälfte ihres Aktienkapitals stammte aus dem Ausland. Die Verluste, zunächst mit 140 Millionen Schilling angegeben, betrugen tatsächlich fast eine Milliarde. Das war die Hälfte des damaligen Staatsbudgets, beziehungsweise zehn Prozent des Bruttonationalproduktes von 1931. Angeblich waren Dreiviertel der Großindustrien von der Credit-Anstalt abhängig. Die neuere Forschung nennt etwas weniger, 42 Prozent des österreichischen Aktienkapitals sei unter ihrer Kontrolle gestanden.⁶⁶ Die Sanierung zog sich bis 1934 hin und hatte weitreichende Folgen auf Wirtschaft und Politik.

Der Parteivorstand der SDAP beschloss am 12. Mai 1931, nur Zuwendungen des Staates für das Institut, nicht für die Aktionäre zuzulassen.⁶⁷ An diese Richtlinie hielt sich Otto Bauer bei der Beratung über das Credit-Anstalt-Gesetz am 13. Mai 1931. Prinzipiell unterstützte er die Verpflichtung des Staates einzugreifen, um zu verhindern, dass Industrie und Handel zugrunde gehen und noch mehr Arbeitslosigkeit entstehe.⁶⁸ Dabei sprach er allerdings auch das Dauerproblem an: Private Wirtschaftsführer treiben ein Großunternehmen in den Konkurs, dann wenden sie sich hilfesuchend an die sonst so verachtete und verschmähte öffentliche Hand.⁶⁹ Daraus zog er die Folgerung, wenn der Staat zahlt, muss er auch die Verwaltung der Bank übernehmen. Heftig polemisierte er gegen die Entschädigung der ausländischen Aktionäre.

Er träumte von einem Fünfjahresplan für die österreichische Volkswirtschaft. Da die Mehrheit im Parlament weiter greifende Staatseingriffe ablehnte, stimmte die SDAP gegen das erste Credit-Anstalt-Gesetz. Doch die Sanierung verlief weitaus komplizierter. Die Verluste übertrafen ein Vielfaches des zuerst genannten Betrages. Laufend wurden Guthaben abgezogen. Die Nationalbank und die Währung gerieten unter Druck. So glaubte die Regierung, mit Zustimmung der Sozialdemokratie, die sich dabei als durchaus staatstragend erwies, die Staatsgarantie auf alle Gläubiger, auch auf die ausländischen, ausdehnen zu müssen.⁷⁰ Der Wirtschaftshistoriker Dieter Stiefel urteilt darüber harsch: „Diese Staatshaftung kann als der größte wirtschaftspolitische Fehler der an wirtschaftspolitischen Dummheiten nicht armen Zwischenkriegszeit angesehen werden.“⁷¹ Das Ergebnis der komplizierten Finanztransaktionen waren:

1. Die Credit-Anstalt gab ihr gesamtes Auslandsgeschäft ab. Sie wurde von einer großen internationalen Bank zu einer (praktisch verstaatlichten) österreichischen Großbank.
2. Die wirtschaftliche Belastung durch die CA-Krise schränkte jeden wirtschaftspolitischen Spielraum in der Weltwirtschaftskrise enorm ein. Die Investitionsausgaben am Bundesbudget betrugen 1927–1930 zehn Prozent, 1931–1933 nur mehr 2,5 Prozent.⁷²
3. Die katastrophale Verschlechterung der Weltwirtschaftslage und die Sanierung der Credit-Anstalt führten zu einer Budgetkrise. Österreich brauchte wieder eine große ausländische Anleihe. Doch das französische Finanzkapital in Genf stellte Bedingungen. Österreich musste auf die bereits ausgehandelte Zollunion mit Deutschland verzichten. Das löste eine Schwierigkeit auf, in der Otto Bauer steckte. Im Parteivorstand am 23. März 1931 bezeichnete er den Zeitpunkt der Zollunion als falsch und gefährlich, doch die Partei als Partei des Anschlusses müsse öffentlich „vorbehaltlos dafür eintreten“.⁷³ Weiters forderte Genf, die Regierung müsse scharfe Sparmaßnahmen ergreifen.

Am 9. Oktober 1931 konnte nach schwierigen, eine Nacht währenden Verhandlungen das Budgetsanierungsgesetz im Parlament beschlossen werden. Mit den Stimmen der Sozialdemokraten. Das Gesetz enthielt Bezugskürzungen des öffentlichen Dienstes, Krisenopfer bei der Einkommenssteuer, Erhöhung der Vermögenssteuer.⁷⁴ Die Zustimmung zu dem Gesetz musste

Bauer vor einer sehr unwilligen Parteiöffentlichkeit verteidigen. Sein Hauptargument nannte er in einem Vortrag vor den Vertrauensmännern der Postgewerkschaft, die ja direkt durch Gehaltskürzungen betroffen waren: die Sorge vor einer neuen Inflation. „Jeder muß verstehen, daß das das schlimmste von allen Übeln ist“.⁷⁵ Fast alle politischen Akteure litten unter dem Inflationstrauma von 1922. Daher die Deflationspolitik, daher Gleichgewicht des Staatshaushaltes um jeden Preis. Das war auch der Kern der sozialdemokratischen Wirtschaftspolitik zu diesem Zeitpunkt. Diesen Kern umhüllte er am Parteitag 1931 mit einer dröhnenden Polemik gegen die „Verbrechen“ der bürgerlichen Regierung, gegen das Diktat der französischen Hochfinanz, gegen die „hochmögenden Wirtschaftsführer“ Rothschild und Sieghart und mit der klassischen Verteidigungsrethorik, man habe mitgestimmt, um Schlimmeres zu verhindern, etwa die Kürzung der Arbeitslosenunterstützung.⁷⁶ Der Ratlosigkeit angesichts der Wirtschaftskrise, der steigenden Arbeitslosigkeit, der Unruhe in der Arbeiterschaft begegnete Bauer mit dem Appell zur Disziplin: „Genossen! Wir haben die Massen noch immer in der ganzen großen Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie erzogen, nicht auf eigene Faust zu handeln, sondern diszipliniert als Kompanien und Bataillone eines großen disziplinierten Heeres.“⁷⁷ Die Ratlosigkeit formulierte er zur „lebenswichtigen Aufgabe“, jeden Konflikt mit den starken Gewaltmitteln der gesetzlichen Staatsgewalt zu vermeiden.⁷⁸ Die Ratlosigkeit überspielte er mit herzzerreißenden Schilderungen der Not der Arbeitslosen in den Textilorten Niederösterreichs, in den Bergarbeiterorten der Steiermark, überall „dieselbe Not, dasselbe Elend, der selbe Hunger, dieselbe physische und kulturelle Verkümmерung.“⁷⁹ Und mit leerem Pathos: „Wenn wir uns wehren müssen gegen den Faschismus, dann nur noch eine Parole: Die Freiheit oder den Tod (Tosender Beifall).“⁸⁰

1.4 Ein ganzes Volk ist in Gefahr, körperlich und seelisch zugrunde zu gehen: die Massenarbeitslosigkeit

Das schmerzlichste Problem für die Arbeiterbewegung war die Massenarbeitslosigkeit. Sie zehrte an ihrem Mark. Ein neues Denken setzte zuerst in den Freien Gewerkschaften ein, die laufend Mitglieder verloren. Beim Gewerkschaftskongress 1928 plädierte Bauer für zurückhaltende Lohnforderungen, um die Exportchancen der Industrie nicht zu gefährden. Johannes Schorsch, erster Sekretär des Bundes freier Gewerkschaften, hingegen forderte Lohnerhöhungen, um die Massenkaufkraft zu stärken.⁸¹ Die Gewerkschaften initiierten die Wirtschaftskonferenz 1930, den Versuch, den liberalen



Abb. 17: Kongress der Freien Gewerkschaften Österreichs: Vorne Vertreter des Parteivorstandes Robert Danneberg, Otto Bauer, Wilhelm Ellenbogen, 1931.

Korporatismus, die Zusammenarbeit von Staat und großen Interessenverbänden in Österreich durchzusetzen. Was in Schweden gelang, scheiterte hier. Eine Ursache lag darin, dass die harte Klassenkampf rhetorik mit dem liberalen Korporatismus schwer vereinbar war. Der Präsident der Nationalbank, Richard Reisch, sagte wohl zu Recht, wenn man Kredite wünsche, könne man die Geldgeber, die in- und ausländischen Kapitalisten, nicht dauernd angreifen.⁸² Die Interessen der Wirtschaft wurden bei der Konferenz offen dargelegt: Keine Staatsintervention, Steuersenkungen, Rückbau des Sozialstaates. Ludwig von Mises, der radikalliberale theoretische Kopf der Wirtschaft, trug seine Krisentheorie offensiv vor: Nicht wie die Linke meine, Überproduktion und Unterkonsumtion sei die Ursache der Arbeitslosigkeit, sondern monetäre Ursachen. Geldvermehrung und Kreditausweitung führen zur Inflation und zur Fehlallokation der Ressourcen. Zu hohe Löhne und Interventionen des Staates verschärfen die Krise und führen dadurch zu steigender Arbeitslosigkeit. Nur ein funktionierender Markt könne die Krise beseitigen.⁸³ Otto Bauer war als Politiker nicht eingeladen. Ein direktes Zusammentreffen von Mises

und Bauer hätte zumindest theoretische Funken schlagen können. Der junge Benedikt Kautsky, als Vertreter der Wiener Arbeiterkammer, war Mises theoretisch wohl nicht gewachsen.

Bauer selbst war allerdings auch ziemlich ratlos und verwies immer wieder auf die globale Krise, in der ein kleines Land wie Österreich nichts tun könne. In der Sitzung von Partei und Gewerkschaft (4. und 5. September 1931) zur Ausarbeitung eines gemeinsamen Wirtschaftsplans regte er lediglich an: Ermäßigung der sozialen Lasten der Industrie *und* der Arbeiterschaft, dafür aber eine Sozialsteuer in Gestalt eines Zuschlages zur Warenumsatzsteuer.⁸⁴ Es fällt auf, dass Bauer für die wirtschaftlichen Nöte der Industrie immer ein offenes Ohr hatte. War das ein unbewusster Reflex des Industriellenlohnes? Das wird zum Teil auch deutlich in dem Forderungsprogramm vom 9. Juli 1932, in dem er eine Initiative für den Export, allerdings auch (einer seiner Lieblingsgedanken) progressive Steueraufschläge für Vermögende forderte.⁸⁵ Das verschärfte auch den Konflikt zwischen Partei und Gewerkschaft, die unter dem Druck der kochenden Basis gegen das Dogma des ausgewogenen Budgets wetterte und im Rückblick später darauf verwies: „Die Arbeiterschaft selbst konnte der Parole, daß die endgültige Überwindung der privatkapitalistischen Wirtschaft durch den Sozialismus die Krise beenden könne, immer schwerer folgen. Es genügt nicht mehr, gleich einem Pfaffen, der das Glück im Jenseits predigt, auf die Zukunft [...] zu verweisen.“⁸⁶ Notwendig sei ein kreditfinanzierter Arbeitsbeschaffungsprogramm.

Erst im Sommer 1933 änderte Bauer sein Denken, erfolgte eine „keynesianische Wende“, wie es Eduard März und Fritz Weber nannten, zu einem Zeitpunkt allerdings, da in Österreich bereits die Pressefreiheit eingeschränkt, die Versammlungsfreiheit aufgehoben war, die Gewerkschaften nicht mehr gehört wurden und es kein Parlament mehr gab.⁸⁷ Wieder einmal zu spät! Bei der Reichskonferenz der freien Gewerkschaft am 15. Juli 1933 schlug Bauer vor: Eine zielbewusste, tapfere Politik könne durch staatliche Aktionen Arbeitsplätze für 200 000 Arbeitslose schaffen.⁸⁸ Finanziert sollte die Aktion der öffentlichen Arbeiten durch die Lausanner Anleihe und eine innere Anleihe werden. Nicht die Schulden des Bundes bei der Nationalbank durch die Anleihe auszugleichen, wie die Regierung beabsichtigte, sei notwendig, sondern alles Geld für die Arbeitsbeschaffung bereitzustellen. Bauer begründete seine Meinungsänderung kaum. Er will nach wie vor keine Geldentwertung. Er glaubt den Zauberstab in der Hand zu haben, ohne „unbeherrschbare Geldentwertung“, entgegen den „kreditpolitischen Lehrmeinungen aus einer vergangenen Zeit“, die Möglichkeiten der „Kreditausweitung und der Kre-

ditschöpfung im Interesse der Arbeitsbeschaffung“ gefunden zu haben.⁸⁹ Der Staat könnte, nach der Sanierung der Credit-Anstalt und der Nationalbank, aus der äußeren und inneren Anleihe 300 Millionen Schilling für die Arbeitsbeschaffung bereitstellen. Die nun angestellten Rechnungen, um Arbeit für 200 000 Personen zu schaffen, sind rein fiktiv, ein Werk der Fantasie. Innerhalb dieser Fiktionen machte Bauer aber einen Vorschlag, der bisher wenig beachtet wurde, der aber in der Zukunft, in der Zweiten Republik, von entscheidender Bedeutung wurde. Nicht mehr der „Anschluss“ war das außenpolitische Ziel, sondern „die vorbehaltlose völkerrechtliche Neutralisierung Österreichs“.⁹⁰ Zweck dieses Vorschlages war es, dass Österreich ohne politische Belastungen den Handel mit den Nachfolgestaaten intensivieren könne. 1933 blieben alle diese Vorschläge illusionär.

2. Politik des Einerseits/Anderseits

Am Parteitag 1927 charakterisierte der burgenländische Landespolitiker Ludwig Leser die Politik Bauers: „Wenn man sich bemüht, sich der ungeheuren Suggestionskraft der Bauerschen Dialektik zu entziehen, muß man sich sagen, daß eine solche Synthese, von der er gesprochen hat, als Norm für die praktische Politik, zu einer Politik des Einerseits und Anderseits [...] führen muß.“⁹¹ Weniger die Politik der radikalen Phrase – die gab es zeitweilig auch – als diese Politik des Einerseits/Anderseits bestimmte den Kern der Bauerschen Politik nach 1927. Einerseits blieb die Partei beharrlich in der Opposition, obstruierte in den Parlamentsausschüssen gegen die Lockerung des Mieterschutzes und gegen das „Antiterrorgesetz“, beharrte auf dem Zwang zum Eintritt in die sozialdemokratischen Gewerkschaften in den Großbetrieben, andererseits kooperierte sie stillschweigend bei wichtigen Fragen mit der Regierung. Einerseits lehnte Bauer 1931/32 alle Wünsche der Regierung nach Sondervollmachten, um die ökonomische Krise zu bekämpfen, ab, andererseits gestand er 1933/34, nach der Blockade des Parlaments, viel zu spät der Regierung Dollfuß weitreichende Vollmachten zu, als diese längst auf dem Weg in die Diktatur war. Einerseits verweigerte die Partei mehrfach das Koalitionsangebot der Christlichsozialen, andererseits argumentierte Bauer beim 4. Kongress der Sozialistischen Arbeiter-Internationale in Wien 1931, seinem letzten großen internationalen Auftritt, gegen eine Resolution, die allen sozialistischen Parteien die Koalition mit bürgerlichen Parteien verbieten wollte. Sein Argument: Eine Koalition könne notwendig sein, um zu verhindern, dass der

Gewaltapparat des Staates in die Hände der Faschisten gelange. Das sei „in solchen Zeiten eine Lebensfrage, eine Entscheidung über Zehntausende Proletarierleben, eine Frage der Entscheidung über die ganze Zukunft der Arbeiterklasse“.⁹² Genau dies aber geschah 1930 und 1932 in Österreich, als das Innen- und Sicherheitsressort in die Hand der Heimwehr gelangte.

Diese Politik des Einerseits/Anderseits wurzelte wohl in dem Typus des „Politiker-Intellektuellen“, der Politiker in Bauer drängte zu Entscheidungen, der Intellektuelle dachte in Alternativen, wurzelte wohl auch in seiner Persönlichkeitsstruktur, auf Vermittlung ausgerichtet und gleichzeitig voller Scheu, eindeutige Entschlüsse zu treffen. Ein Hamlet eben. Die Widersprüche übersprang Bauer als begabter Dialektiker mit seiner gewaltigen Wortakrobatik, einer endlosen Wortkoloratur, mit der er den Parteivorstand auf seine Seite brachte.

Das Dilemma wird am Parteitag 1930 klar sichtbar. Bauer skizzierte dort zwei Möglichkeiten, zwei Extreme, wie er es nannte: 1. Wenn wir als stärkste Partei im Parlament die gegenwärtige bürgerliche Regierung stürzen, komme eine Regierung mit Einschluss des Heimatblockes. Daher müsse die SDAP diese bürgerliche Regierung stützen. 2. Wir stürzen diese reaktionäre Regierung, richten „die volle Kampfkraft gegen diese Regierung“, egal, was dann geschieht. Beide Möglichkeiten lehnte der Redner ab, so blieb nur der alte Weg, der Weg Otto Bauers seit Langem: Bereitschaft zur sachlichen Mitarbeit im Parlament bei einer ruhigen Wirtschaftspolitik, die großen strittigen Fragen durch Vereinbarung, Verständigung und Kompromisse zu lösen, aber keine politische Verantwortung zu übernehmen. Die Parteibasis versuchte er durch eine umso lautere, aber leere Klassenkampf rhetorik zu beruhigen.⁹³

Der Pessimismus, der sich in der Partei ausbreitete, wurde durch den Erfolg bei den Nationalratswahlen im November 1930 zunächst kompensiert. Die Sozialdemokraten gewannen (trotz Stimmenverluste) wieder, wie 1919, mit 41 Prozent der gültigen Stimmen die Mehrheit im Parlament. Unter normalen demokratischen Verhältnissen wären sie vom Bundespräsidenten mit der Regierungsbildung beauftragt worden. Aber in der polarisierten politischen Landschaft in Österreich gab es für sie keine Koalitionspartner. So überlegte Robert Danneberg, der neben Bauer nun die Strategie der Partei bestimmte, ob über eine Beamtenregierung, die von der SDAP und den deutschnationalen Parteien gestützt werde, nicht Einfluss auf die Staatsverwaltung gewonnen werden könne. Bauer unterstützte diesen Plan gegen Renner, der auf eine Konzentrationsregierung drängte (mit ihm als Kanzler?).⁹⁴ Beide Pläne scheiterten. Am 24. November 1930 wurde im Vorstand daher eine neue Strate-

gie festgelegt: Die SDAP werde jede „vernünftig bürgerliche Koalition“, ohne den verhassten Heeresminister und Obmann der Christlichsozialen, Vaugoin, ohne die Heimwehr, unterstützen, wenn diese den sozialdemokratischen Interessen Rechnung trage. Hauptaufgabe der demokratischen Kräfte sei die Lösung der Wirtschaftsprobleme.⁹⁵

Im Gegensatz zu der verfahrenen politischen Situation in Österreich gab es ein zeitgenössisches Beispiel, wie die Sozialdemokratie demokratisch an die Macht kommen und den Umbau der Gesellschaft mit dem Ziel einer „demokratischen Volksgemeinschaft“ beginnen konnte: in Schweden.⁹⁶ Auch dort war ein „Politiker-Intellektueller“ führend beteiligt – Gunnar Myrdal (und seine Frau Alva). Doch das Endziel war nicht, marxistisch gedacht, der Sozialismus, sondern das „folkhem“ das „Volksheim“. Auch dort wurde am „Neuen Menschen“ gearbeitet, aber diese Arbeit leiteten nicht „Sozialrevolutionäre“ (wenn auch nur in der Theorie), sondern „Sozialingenieure“. Auch diese Volksheim-Ideologie trug, wie Myrdal formulierte, „in gewisser Weise revolutionäre Möglichkeiten in sich“, doch sie waren „zu technisch orientiert, um sich in reinen Allgemeinheiten und innerweltlichen Idealkonstruktionen zu verlieren“. Denn die Ideologie des „folkhem“ ist sachlich, „ihre Romantik ist die des Ingenieurs“.⁹⁷ Das schwedische Beispiel erinnert etwas an das Experiment „Rotes Wien“, allerdings ohne den ideologischen Überbau.

„Schweden“ konnte in Österreich nicht gespielt werden, weil andere Voraussetzungen vorhanden waren. Schweden hatte nicht das Trauma des Zusammenbruches eines Vielvölkerstaates zu bewältigen, es hatte keinen Weltkrieg mitgemacht, keine nationale Identitätskrise mitzuschleppen, kein „Fremdenproblem“, sei es mit wirklichen oder „gemachten“ Fremden, daher kaum Antisemitismus. Es gab auch keine ideologisch hochgerüstete katholische Kirche, die ihr Gesellschaftsbild mithilfe des Staates durchsetzen wollte, keine bewaffneten Wehrverbände, die für den Bürgerkrieg rüsteten. Die schwedische Sozialdemokratie setzte auf Sozialreform, nicht wie die österreichische auf Sozialrevolution, daher spielte sie auch nicht (theoretisch) mit der Diktatur. Die schwedische Sozialdemokratie an der Macht konnte sich auf die Bauern stützen, während die Mehrheit der österreichischen Bauern, trotz der Bemühungen der SDAP, fest im christlichsozialen Lager verankert war. Und die Christlichsoziale Volkspartei erklärte auf ihrem Parteitag 1931 dezidiert: „Wer die proletarische Diktatur nach russischem Muster für eine zulässige und verteidigungswürdige Art der sozialistischen Erfüllung hält, ist durch einen tiefen und breiten Abgrund von allen anderen Parteien geschieden. Dies sind die Ursachen, warum in Österreich zum Unterschied von anderen Staaten die Sozial-

demokratie seit mehr als zehn Jahren Opposition ist und auch in absehbarer Zukunft bleiben wird, und warum die Christlichsoziale Partei die von Zeit zu Zeit ertönenden Lockrufe, eine Koalition oder Konzentration mit den Sozialdemokraten zu bilden, geflissentlich nicht hört.“⁹⁸

Der Parteitag der Christlichsozialen fand Ende April 1931 statt. Am 19. Juni 1931 kam der „Lockruf“ zur Konzentrationsregierung, ausgerechnet von Ignaz Seipel. Unter seiner Führung sollten vier Sozialdemokraten, drei Christlichsoziale, ein Großdeutscher und ein Landbündler in die Regierung eintreten.⁹⁹ In einem Interview betonte Seipel: „Konzentration bedeutet für mich Zusammenarbeit mit Otto Bauer.“¹⁰⁰ Das hieß wohl konkret: Seipel als Kanzler, Bauer als Vizekanzler. Dieses überraschende Angebot Seipels wird in der Forschung sehr kontrovers diskutiert. Die einen meinen, das war für den überlegenen Taktiker Seipel nur ein Manöver, um die SDAP zu unterwerfen, eine typische „Seipeliade“, andere wie Bruno Kreisky und Norbert Leser meinen, es wäre eine Chance für die Demokratie gewesen.¹⁰¹ Doch der sozialdemokratische Klub lehnte einstimmig ab. Denkt man an die Weltwirtschaftskrise, so bestand ein Staatsnotstand wie 1919, die Zusammenarbeit der beiden großen Parteien hätte bessere Chancen gehabt, gegen die Krise anzukämpfen. Gewiss bestand bei dem schlauen Seipel auch die Gefahr, dass er die Sozialdemokratie in eine Falle locken wollte, um sie durch das Mittragen von harten, unangenehmen wirtschaftlichen Maßnahmen bei ihren Anhängern zu diskreditieren. Im Nachhinein betrachtet, hätte der Regierungseintritt der Sozialdemokraten aber die Chance eröffnet, einen Regierungseintritt der Heimwehr, wie es ein Jahr später geschah, zu verhindern. Das wäre genau der Anlassfall gewesen, für den Bauer die Koalition mit bürgerlichen Parteien am Kongress der Arbeiterinternationale gerechtfertigt hatte. So gesehen war es eine vertane Chance.

Otto Bauer ließ sich wieder einmal von der Ideologie, nicht von der pragmatischen Politikgestaltung leiten. Er glaubte an den völligen Zusammenbruch des Kapitalismus. Ein Regierungseintritt würde bedeuten, wie er am Parteitag 1931 sagte, „daß wir in der Regierung nur die Geschäfte des zusammenbrechenden Kapitalismus mitadministrieren sollten (stürmischer Beifall) und nicht in der Lage wären, wirklich den Interessen der Arbeiterklasse und den Idealen des Sozialismus in ihr entsprechend zu dienen“.¹⁰² Doch 1931 ging es nicht primär um die „Ideale des Sozialismus“, sondern um die Lösung der Wirtschaftsprobleme und die Stabilisierung der Demokratie. So blieb nur eine diffuse Hoffnung und eine diffuse Parteistrategie. Die Hoffnung formulierte Bauer vor der Wiener Vertrauensmännerversammlung: Der österreichische Kapitalismus sei so schwach, dass bald die Voraussetzungen auftauchen wer-

den, unter denen die Sozialdemokratie bei besseren Bedingungen in die Regierung eintreten könne.¹⁰³ Die Strategie legte Robert Danneberg mit Zustimmung des Parteivorstandes im Herbst 1931 fest. „Man werde also so lange wie möglich einer Teilnahme an der Regierung ausweichen müssen, ohne aber grundsätzlich abzulehnen.“¹⁰⁴ Bis es dann eben zu spät war.

2.1 Kann Österreich eine Insel der Demokratie bleiben?

Die Landtags- und Gemeindewahlen des Jahres 1932 veränderten das politische System in Österreich grundlegend. Die Nationalsozialisten erreichten 15 bis 26 Prozent der Stimmberechtigten.¹⁰⁵ Die Großdeutschen wurden minimaliert, die Christlichsozialen verloren stark in Wien, die Sozialdemokraten auf dem Land. Otto Bauers Analyse war zutreffend: Der österreichische Faschismus der Heimwehren stehe in der österreichischen Tradition – spießerhaft, provinziell, schlampig; der Nationalfaschismus der Nationalsozialisten stehe jedoch in der preußischen Tradition: diszipliniert, großstädtisch.¹⁰⁶ Er bemerkte das Abschwenken der Jugend zum Radikalismus. In einem Gespräch erklärte ihm eine junge Arbeiterin aus einem niederösterreichischen Industrieort: „Im deutschnationalen Turnverein sind die besseren Leute im Ort. Das sind die Beamten aus der Fabrik und dem Bezirksgericht. Wer dort ist, der gilt als etwas Besseres als wir. Ihre Mädeln werden doch nicht mit uns Fabrikmädchen turnen. *Früher waren sie großdeutsch, jetzt sind sie Nazi.*“¹⁰⁷ Bauer wusste auch, dass sich die Propagandamethoden der SDAP ändern müssen; um die Jugend zu gewinnen, erklärte er den Kampf gegen den Nationalsozialismus als wichtigste Aufgabe der Partei. Aber aus diesen klugen Analysen zog er wieder den falschen Schluss: Nicht ein Zusammenwirken der demokratischen Kräfte aller Parteien könne den Nationalsozialismus eindämmen, sondern nur eine entschlossene Opposition zur Regierung, um dann mit dem Pathos der Männlichkeit zu enden: „Nur männliches Wollen und kühnes Handeln bezwingen den neuen Feind.“¹⁰⁸

Im Parteihaus wurde eine Propagandastelle eingerichtet; im Rahmen der Partei entstand eine Jungsozialistische Front, die bald gegen die eigene Parteiführung opponierte; Rednerstoßtrupps gegen die Nazis sollten geschult werden.¹⁰⁹ Doch die Grundstruktur der Politik des Einerseits/Anderseits blieb bestehen. Am 14. März 1932 beschloss der Parteivorstand keine gemeinsame Versammlung mit der NSDAP abzuhalten (weil sie im Dienst der deutschen Schwerindustrie stehe). Gleichzeitig agitierte die Sozialdemokratie mit den Nationalsozialisten, den Großdeutschen und der Heimwehr für Neuwahlen.

Bauer hoffte, dass daraus die SDAP gestärkt hervorgehen werde; mit Nationalsozialisten könnte man im Parlament besser fertig werden als auf der Straße. Am 28. April 1932 erklärte Bauer im Parlamentsklub: Das „souveräne Volk“ habe bei den Landtagswahlen entschieden, die Regierung Buresch (mit der die Sozialdemokratie ganz gut zurechtkam) müsse abtreten.¹¹⁰ Mit dieser Taktik half die SDAP mit, dass Engelbert Dollfuß im Mai 1932, nach schwierigen Verhandlungen, nur eine Regierung mit der Heimwehr bilden konnte. In seiner Rechtfertigungsschrift „Der Aufstand der Arbeiter“ musste Bauer 1934 eingestehen, dass die Neuwahlforderung ein Fehler war, dass die Tolerierung der Regierung Buresch die Koalition Dollfuß mit der Heimwehr verhindern hätte können. Als Intention damals nannte er: Die Nationalsozialisten sollten im Parlament bei konkreten wirtschaftlichen Fragen ihre Demagogie demaskieren; eine „forsche Oppositionspolitik“ sollte das Abschwimmen der Arbeiter zu den Nazis verhindern.¹¹¹

Im Mai 1932 bildete Engelbert Dollfuß unter Vermittlung des steirischen Landeshauptmanns Anton Rintelen (einer der skrupellosesten Politiker der Ersten Republik) seine erste Regierung mit dem Heimatschutz und dem Landbund. Dollfuß war ein anerkannter, fähiger und moderner Agrarfachmann, keineswegs ein Provinzpolitiker, der über den eigenen Zaun nicht hinausblickte. Als Landwirtschaftsminister hatten er und Otto Bauer bei der staatsinterventionistischen Agrarmarktregulierung ein gemeinsames Terrain gefunden.¹¹² Er war anfänglich kein Antidemokrat und auch kein Sozialistendiffuser. Wie Bauer gehörte er als k. u. k. Offizier der Frontgeneration an, liebte den militärischen Jargon, war aber im Gegensatz zu diesem keine Hamlet-natur, sondern setzte seinen Willen zäh und autoritär durch. Die Dollfußregierung hatte nur eine Mehrheit von einer Stimme, sodass jede Abstimmung im Parlament zur Zitterpartie wurde, abhängig von der Gesundheit der Abgeordneten und von den Launen des Heimatschutzes.

Otto Bauer anerkannte am 27. Mai 1932, nach der Regierungserklärung, dass Dollfuß als Landwirtschaftsminister „sehr viel Energie, sehr viel Tatkraft“ gezeigt hätte, sprach der Regierung jedoch gleichzeitig die moralische Legitimation ab und stellte einen Misstrauensantrag.¹¹³ Auf Basis von Gerüchten griff er den von der Heimwehr kommenden Handelsminister Guido Jakoncig wegen Hochverrates und Urkundenfälschung scharf an. Die Debatte eskalierte, wie zu dieser Zeit häufig. Der Ruf „jüdische Frechheit“ ertönte. Bauer bewies einmal Ironie, als er darauf erwiderte: „Es macht zwar einen bißchen komischen Eindruck, wenn die Partei des Herrn Dr. Kienböck sich jetzt plötzlich wieder als Partei des Mechanikers Schneider maskiert.“¹¹⁴ Gemeint war,

dass der christlichsoziale Spitzopolitiker Viktor Kienböck, nun Präsident der Nationalbank, teilweise jüdischer Herkunft und Ernst Schneider einer der wildesten antisemitischen Demagogen der frühen Christlichsozialen Partei war.

Den sozialistischen Misstrauensantrag bereits am Beginn seiner Regierung vergaß Dollfuß nicht. Sein Hass auf die „Roten“ begann und er steigerte sich, als diese im Sommer 1932 der Lausanner Anleihe die Zustimmung verweigerten, aus ähnlichen Gründen wie 1922 bei der Genfer Anleihe. Der Staat aber brauchte dringend diesen Kredit von 300 Millionen Schilling. Im rechten Lager befestigte sich die Meinung, die Sozialdemokraten verweigern sich jeder Staatsnotwendigkeit. Am 17. Juni 1932 sagte Justizminister Kurt Schuschnigg frustriert im Ministerrat: „Die Parlamente aller in wirtschaftlicher Not darniederliegenden Staaten haben sich als ungeeignet erwiesen, Staat und Volk aus der Krise herauszuführen. Die Regierung steht daher vor der Entscheidung, ob sie weiter verantworten könne, mit dem Parlament zu arbeiten, und ob der nächste Kabinettswchsel nicht gleichbedeutend mit der Ausschaltung des Parlaments sein müßte.“¹¹⁵

Der persönliche Hass Dollfuß' auf Bauer entstand dann im Herbst 1932. Die Sitzungen des Nationalrates am 20. und 21. Oktober 1932 entwickelten sich zum Chaos. Ständig aggressive Zwischenrufe von beiden Seiten, ein Heimwehrler warf zwei schwere Tintenfässer auf die Reihen der Sozialdemokraten, die Sitzung musste wegen dieser Gewalttaten geschlossen werden. Ursache der Aufregung war das kriegswirtschaftliche Ermächtigungsgesetz, das zwar verfassungskonform war, vorher auch bereits mehrfach angewandt worden war, jetzt aber von der Regierung exzessiv ausgelegt wurde.¹¹⁶ In der Verfassungsdebatte sagte Karl Seitz unmissverständlich: „Jeder Proletarier weiß: die Demokratie ist kein Endziel, sie ist ein Mittel, zum Ziel zu gelangen, zum Sozialismus“, den Satz quittierte Dollfuß mit dem Zwischenruf: „Ein sehr wertvolles Bekenntnis, Herr Bürgermeister.“¹¹⁷ Als am 21. Oktober der Heimwehrangehörige, Staatssekretär Emil Fey, ans Rednerpult trat, machte Otto Bauer den historischen Zwischenruf: „Herr Dr. Dollfuß! Seine dieswöchige Gesinnung! Man hat ihn schon anders reden gehört.“¹¹⁸ Der übernervöse, überempfindliche Dollfuß rief von der Regierungsbank zurück: „Und Sie sind in ihrer Gesinnung ständig ein Bolschewik, der sich niemals deutlich zur Demokratie bekennt!“¹¹⁹ Das war historisch falsch und resultierte aus dem Missverständnis des Linzer Programms. Bauer trat zur Regierungsbank hin: „Ich habe vor jedem, der ehrlich Bolschewik ist, Achtung, für Leute, die jede Woche eine andere Gesinnung haben, Verachtung, Herr Bundeskanzler.“¹²⁰ Dollfuß: „Herr Präsident, ich mache Sie aufmerksam, daß mich der

Herr Staatssekretär Bauer, mich, den Chef der Regierung, als Gesinnungslump bezeichnet hat! Ich bitte die geschäftsmäßigen Konsequenzen zu ziehen.“¹²¹ Die Sitzung wurde unterbrochen. Das war der Stil der österreichischen politischen Kultur – man beschimpfte sich, aber sprach sich per Titel an. Bauer hatte das Wort „Gesinnungslump“ nicht ausgesprochen, aber wohl gemeint. Dollfuß war persönlich schwer beleidigt. Bauer erhielt vom Nationalratspräsident Karl Renner einen Ordnungsruf, was wiederum Leute in der SDAP ärgerte, so musste er am Parteitag 1932 Renner verteidigen. Der Ordnungsruf war korrekt; seine Charakterisierung des Bundeskanzlers hätte in jedem Parlament einen Ordnungsruf ausgelöst.¹²² Bauer reagierte öffentlich mit dem Leitartikel „Wir Bolschewiken“ in der „Arbeiter-Zeitung“ vom 23. Oktober 1932. Es war seine Antwort auf Dollfuß. Es war eine ruhige, sachliche Antwort. Aber das Unglück war bereits geschehen. Dollfuß’ Hass auf Bauer war nicht mehr auslöscharbar. Angesichts der Situation im Parlament, schrieb Bauer in der „Arbeiter-Zeitung“, konnte er keine „Gesinnungsbekenntnisse“ ablegen, „angesichts jener grinsenden und tobenden Ignoranz, deren Urinstinkt der Kanzler mit so handgreiflichem Erfolg gegen mich aufzupeitschen suchte“. So antwortete er hier: „Was mich vom Bolschewismus scheidet, ist etwas viel Wesentlicheres als alle taktischen Erwägungen, ist etwas Grundsätzliches, etwas, was in meiner ganzen Auffassung der menschlichen Kultur begründet ist: ist meine Schätzung des unersetzlichen Wertes der individuellen, der geistigen Freiheit [...] das kostbare Gefäß der geistigen Freiheit.“¹²³

Das war ein großer, ein nobler Satz. Ob ihn Dollfuß verstand, ist zweifelhaft. Aber er belegt, dass ein Erbe des Liberalismus tatsächlich in der Sozialdemokratie weiterlebte.

Der Streit um Lausanne hatte noch eine andere Folge. Am Parteitag der Christlichsozialen im Mai 1933 wetterte Dollfuß: „Wir haben kein außenpolitisches Missverständnis gehabt, das nicht in Österreich selbst seine Wurzeln gehabt hätte. Darum erkläre ich: Wer zur Durchsetzung seiner innenpolitischen Ziele und in parteipolitischem Interesse gegen die verfassungsgemäße Regierung sich des Auslandes bedient, begeht Hochverrat (stürmischer Beifall). Ich hoffe, dass diesen Satz auch Herr Seitz und Herr Bauer lesen.“¹²⁴ Die Pathosformel „Hochverrat“ gehörte zu den Beschimpfungen, mit denen sich Parteien gegenseitig bewarfen. Bauer hatte sich schon am 31. Jänner 1933 in der „Arbeiter-Zeitung“ gegen diesen Vorwurf gewehrt: „Ich habe weder damals noch später den französischen Genossen einen Rat gegeben, wie sie sich bei der Abstimmung über die Garantie Frankreichs für die österreichische Anleihe verhalten sollen.“¹²⁵ Allerdings im Frühjahr 1933, als es um die Emission

der Anleihe ging, scheint Bauer tatsächlich bei den französischen Genossen interveniert zu haben, um die Anlage so lange zu verzögern, bis in Österreich wieder demokratische Zustände einkehren – so sagte zumindest Oskar Helmer im Verhör nach dem Februar 1934 aus. Schließlich aber sollte Helmer Dollfuß mitteilen, dass sich die österreichischen Sozialdemokraten doch für die Flüssigmachung der Anleihe einsetzen werden.¹²⁶ Das war neuerdings ein Signal für die unklare Politik Bauers in dieser Zeit. Das wiederum stärkte die Meinung des Bundeskanzlers, dass mit den Sozialdemokraten keine Sanierung der österreichischen Wirtschaft möglich sei.

Besser belegt ist eine Intervention Bauers, die er über den tschechoslowakischen Gesandten in Wien, den Sozialdemokraten Zdeněk Fierlinger, an den tschechoslowakischen Außenminister Edvard Beneš weiterleiten ließ; der sollte die Westmächte informieren.¹²⁷ Das Memorandum, geschrieben am 19. März 1933, besagte: Die Politik von Dollfuß sei von der Angst vor dem Nationalsozialismus bestimmt. Die Sozialdemokratie habe daher dem Kanzler eine Zusammenarbeit gegen die Nationalsozialisten vorgeschlagen. Die Sozialdemokraten seien bereit für ein oder eineinhalb Jahre in die Regierung mit den Christlichsozialen einzutreten oder, auch ohne Regierungseintritt, die Regierung zu tolerieren. Bauer hoffte, dass sich Hitler in Deutschland rasch blamieren werde, weil er die ökonomischen Probleme nicht lösen könne, dadurch werden auch die österreichischen Nationalsozialisten eine geringere Gefahr für den Staat. Dollfuß habe alle diese Vorschläge mit dem Argument abgelehnt: Jede Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten würde die christlichsozialen Wähler zu den Nazis treiben, ebenso würde die Heimwehr zu ihnen abschwenken. Bauer führte weiter aus: Die Sozialdemokratie gestehe Dollfuß zwar eine große Verfassungsreform zu, aber ohne einen ausgedehnten Notstandsparagrafen. Die Heimwehr ihrerseits strebe einen bewaffneten Konflikt mit der Arbeiterbewegung an, um den „Marxismus“ militärisch niederzuwerfen und ein faschistisches Regime in Österreich zu errichten. Die organisierten Arbeiter wiederum seien in höchster Erregung; ein Funke könne zum offenen Konflikt führen. Und ein Generalstreik würde unvermeidlich in einen bewaffneten Konflikt münden. Die Sozialdemokratie sei zu einem Kompromiss bereit, der auch von ihrer Seite Opfer fordern würde. Unter drei Bedingungen: eine Regierung ohne Heimwehr, die Einberufung des Nationalrates, eine Verfassungsreform ohne harten Notstandsparagrafen.

Der britische Gesandte in Wien, Sir Eric Phipps, kommentierte das Memorandum trocken, Bauer zeige hier „sweet reasonableness“, die aber würde er bald fallen lassen, „if the old, red, palmy days returned“. Er kleide sich in

das Kostüm „of one of those pantomime figures – red on the left side and white (in his case white as the driven snow) on the right“.¹²⁸ Er zeige dem Gesprächspartner nur die im Augenblick passende Seite. Das Memorandum blieb erfolglos. Der Westen misstraute Bauer wie 1918/19. Aber er war eine internationale Figur. Daher ist es eher zweifelhaft, ob die österreichische Regierung im Februar 1934 es gewagt hätte, ihn hinrichten zu lassen.

Bereits die Parteitagsrede von 1932 über „Faschismus, Demokratie und Sozialismus“ widmete Bauer fast zur Gänze der Verteidigung der Demokratie. Österreich sei von autoritären und faschistischen Regimes umgeben (mit Ausnahme der Tschechoslowakei und der Schweiz). Dann die bangen Fragen: Kann das österreichische Proletariat „hier eine Insel demokratischer Freiheit“ erhalten?¹²⁹ Kann die Skepsis gegenüber der Demokratie in der Arbeiterschaft und besonders bei den Hunderttausenden Arbeitslosen selbst überwunden werden? Zumal die Kommunisten mit der „Einheitsfront“ zwischen den beiden Arbeiterbewegungen werben? Dieser Kampf für die Demokratie heiße jedoch auch, die Arbeiterdemokratie, die vielfältigen Organisationen der Arbeiterbewegung zu verteidigen.¹³⁰ Die Rede endet mit Bauers Ceterum Censeo: Die schwere Depression zeige die „Weltblamage des Kapitalismus“, er sei nun eindeutig in den Auflösungsprozess eingetreten. Für dieses Glaubensbekenntnis erntete er begeisterte Ovationen und Rufe „Hoch Bauer!“¹³¹

Wie sollte jedoch die Demokratie verteidigt werden, wenn Hitler in Deutschland an der Macht war, ohne Widerstand der Arbeiterbewegung, wenn in Österreich seit März 1933 das Parlament ausgeschaltet war, die Kommunisten die Demokratie entschieden ablehnten und die Arbeiter vielfach an der Demokratie irre geworden waren? Die autoritäre Regierung Dollfuß, so Bauer in „Der Kampf“, stütze sich auf die Christlichsozialen, auf die Aristokratie und die „jüdische Bourgeoisie“, welche die „Vaterländische Front“ (VF) als Einheitsbewegung finanziell unterstützte.¹³² Diese Regierung sei zwar eine Diktatur, aber keine faschistische Diktatur, fehlen ihr doch alle Merkmale eines totalitären faschistischen Staates.¹³³ Dann setzt Bauer zu einer leidenschaftlichen Verteidigung der Demokratie an.

Was ist die Demokratie? Die Vereins-, Versammlungs-, Presse-, Demonstrations-, Streikfreiheit, das „schöpferische Wirken in unserem roten Wien“. Und das alles wiederzuerobern sei kein lohnendes Kampfziel?¹³⁴ Gegen die Verächter der Demokratie in den eigenen Reihen verwendet Bauer wieder einmal eine militärische Metapher, diesmal noch in einer besonders dubiosen Form. Er vergleicht die Partei mit einer Armee, die eine Bergkette räumen musste. Ihre Wiedereroberung wäre zwar nicht der Sieg im Krieg, aber eine Stärkung

ihrer Verteidigungsstellung. Ganz Offizier der k. u. k. Armee (wie Dollfuß in seiner Metaphorik) schreibt Bauer: „Da gehen nun in den Bataillonen Leute herum und schwätzen: ‚Ach, wozu um die Bergkette kämpfen (um die Demokratie, E. H.)! Wir waren doch schon oben und wissen: gar so schön ist es auch dort nicht. Und wenn wir sie wieder nehmen, ist der Krieg (für den Sozialismus, E. H.) auch nicht gewonnen.‘ Was macht man mit Leuten, die mitten in der Schlacht solche Reden führen? Nach dem alten k. u. k. Dienstreglement waren sie *niederzumachen* (Hervorhebung von Otto Bauer!, E. H.). Mit Recht. Denn keine Armee kann eine Stellung nehmen, wenn man den Männern, die sie mit Einsatz von Leib und Leben erobern sollen, mitten in der Schlacht den Glauben nimmt, daß die Stellung dieses Einsatzes wert sei.“¹³⁵

Diese militärische Kraftmeierei kann nicht verbergen, dass Bauer keine konkrete, überzeugende Strategie für die Wiedergewinnung der Demokratie zu entwickeln vermochte. Worauf hoffte er? Auf das Ausnützen der Gegensätze im bürgerlichen und bäuerlichen Lager. Dort wollte er „Bundesgenossen“ finden.¹³⁶ Weil er die „Klerikofaschisten“ und die „Nationalfaschisten“ nicht zusammentreiben wollte, deshalb habe er im März 1933 „schmerzhliche Zurückhaltung und Selbstbeherrschung“ üben müssen. Eine etwas klägliche Entschuldigung für die Untätigkeit der Partei nach der Blockade des Parlaments. Doch die Hoffnung auf die demokratischen Kräfte in der Christlichsozialen Partei war nicht ganz unberechtigt. Im Frühjahr 1933 verlief der Weg in die Diktatur keineswegs zwangsläufig. Dollfuß wollte nach der Parlamentskrise die Oppositionsparteien „dunsten“ lassen, den Freiraum zu energischen Maßnahmen in Wirtschaft und Politik nützen, um bei besserer Gelegenheit das Parlament mit einer neuen Geschäftsordnung und einer neuen Verfassungsrevision nach rechts zu reaktivieren. Doch der Weg des Verfassungsbruches entwickelte seine eigene Logik. Als „Notstandsregierung“ versuchte Dollfuß gleichzeitig den Kampf gegen Nationalsozialisten, die immer stärker den Terror einsetzten, und gegen die bereits an die Wand gedrückten Sozialdemokraten zu führen.

Im Kampf gegen die Nationalsozialisten war Bauer bereit, der Regierung einen Schritt entgegenzugehen: „Außerordentliche Zeiten, außerordentliche Gefahren können auch außerordentliche Maßregeln, außerordentliche Vollmachten gegen Feinde der Demokratie erheischen.“¹³⁷ Aber es müsse eine demokratische, vom Parlament kontrollierte Regierung sein, die „diktatorische Ausnahmeverfügungen“ erlassen darf. Das war Bauers Politik einerseits. Doch sofort setzt er auch seine Politik andererseits ein: „Unterdrückungsmaßregeln der Staatsgewalt gegen die Nazis treiben diese erbitterten Menschen

den Nazis nur zu. Unterstützen wir die Gewaltmaßregeln einer bürgerlichen Diktatur gegen die Nazis, erscheinen wir damit als Stütze des bürgerlichen Systems, so würde manch junger Arbeitslose, der noch zwischen uns und den Nazis schwankt, ihnen zugetrieben. [...] Ein opportunistischer Demokratismus aber, der über die Verletzung demokratischer Freiheitsrechte sehr entrüstet ist, wenn sie sich gegen uns richtet, aber derselben Verletzung demokratischer Freiheitsrechte applaudiert, wenn sie unsere Gegner trifft, wird niemals starke moralische Kräfte gegen die Diktatur mobilisieren können.“¹³⁸ Das war demokratisch ehrenhaft gedacht! Aber wie geht man mit Gegnern um, welche die Demokratie zutiefst verachten, den Terror einsetzen und das „System“ radikal beseitigen wollen? Obendrein dachte die Regierungsseite ähnlich, nur spiegelverkehrt. Jede Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie würde die eigenen Anhänger den Nationalsozialisten zutreiben.¹³⁹

2.2 Die Dollfußstraße in die Diktatur und die Polarisierungen in der Sozialdemokratie

Über den Parteivorstand:
„Ich sah die müden Züge und
das müde Lächeln“.
(Richard Bernaschek, 1934)

Echte Demokratie ist immer vom Geiste
der Verständigungsbereitschaft und
des Kompromisses beherrscht. [...]
Ein autoritäres Regierungssystem
liebt das Verhandeln nicht.
(Otto Bauer, Arbeiter-Zeitung 1933)

Otto Bauer war mitverantwortlich für die Geschäftsordnungskrise am 4. März 1933 im Parlament. In seinem Rechenschaftsbericht über den Februar 1934 gesteht er den Fehler ein. Auf seinen Rat hin habe Renner die Präsidentenstelle niedergelegt, um seine Stimme für die sozialdemokratische Mehrheit in einem Abstimmungs-Wirrwarr zu gewinnen. Die Regierung aber definierte die Geschäftsordnungskrise am 4. März, die rasch gelöst hätte werden können, als „Selbstausschaltung des Parlaments“ und begann zunächst halb, dann ganz autoritär ihre Macht auszunützen.¹⁴⁰ Und eines weiteren Fehlers klagte Bauer sich an: Als die Regierung am 15. März den Versuch, das Parlament

wieder flott zu machen, durch die Polizei gehindert hatte, hätte die Partei den Generalstreik verkünden müssen.¹⁴¹ Dieses Argument wurde nach dem Februar 1934 häufig, ja bis zur Gegenwart vorgebracht. Stimmt dieses Argument jedoch? Gewiss, der Republikanische Schutzbund war im März 1933 noch intakt, die Führerschaft aktiv, Waffen noch vorhanden, die Partei vielleicht besser motiviert. Aber 1933 hatte auch die Massenarbeitslosigkeit ihren Höhepunkt erreicht. Mit den Folgen: Resignation, Desinteresse an der Politik, Lethargie auf der einen, eine gewisse Radikalisierung bei einem Teil der Parteiaktivisten auf der anderen Seite. Das Gelingen des Generalstreiks war 1933 so unwahrscheinlich wie 1927 und 1934. Den militärischen Kampf hätte 1933 der Schutzbund gewiss besser organisiert führen können, aber er hätte länger gedauert und noch mehr Todesopfer gefordert. Letztlich aber – und das hatte Bauer ja selbst formuliert (er dachte damals allerdings an eine demokratische Regierung) – hätte ein Arbeiteraufstand gegen eine entschlossene Regierung, die Bundesheer und Polizei kontrollierte, die die bewaffneten rechten Wehrverbände auf ihrer Seite wusste, kaum eine Chance.¹⁴² Die SDAP hatte ihre letzte Chance, den Regierungseintritt der Heimwehr zu verhindern, 1931/32 definitiv verpasst. Auch das wusste Bauer, wenn er an seine Begründung des Koalitions-eintrittes dachte, die er bei SAI-Konferenz 1931 in Wien gegeben hatte, nämlich dadurch den Regierungseintritt der „Faschisten“ zu verhindern.¹⁴³

Dollfuß selbst war schlau genug, nicht den großen Schlag gegen die Sozialdemokratie zu wagen, sondern schrittweise vorzugehen und der in einer defensiven Drohgebärde erstarnten Sozialdemokratie langsam die Luft zum Atmen zu nehmen. Am 3. Mai 1933 begründete er sein Vorgehen: „Die Sozi haben sich alles gefallen lassen, weil sie sich sagen, es sind noch immer nicht die Nazi“ und fügte hinzu: „Die Meinung mancher Herren, es noch schärf-fer und rascher zu machen. Aber nichts geht den Sozi mehr auf die Nerven als diese gewisse langsame Taktik. Alles auf einmal bringt die Leute zum Kampf.“¹⁴⁴ Dollfuß allerdings war auch ein Getriebener: Er stand unter dem Druck der Unternehmer, die den Abbau der sozialen Lasten wollten: daher Aufhebung des Kollektivvertragsrechtes, autoritärer Eingriff in die Lohnverhandlungen, Kürzungen der Arbeitslosenunterstützung, Streikverbot. Er stand unter dem Druck von Mussolini und der Heimwehr: daher Einschränkungen der liberalen Freiheitsrechte (Vorzensur, Aufmarsch- und Versammlungsverbot). Mussolini forderte den ultimativen Schlag gegen die sozialdemokratische „Felsenfestung Wien“, wünschte Reformen in „entschieden faschistischem Sinn“, die Dollfuß in seinem Antwortschreiben zu Reformen „im Sinne einer berufsständischen und autoritären Verfassung“ abbog.¹⁴⁵ Ein Teil die-

ser „Reformen“ traf die Sozialdemokraten – Auflösung des Republikanischen Schutzbundes, permanente Waffensuche, finanzielle Abwürgung des „Roten Wien“; ein anderer Teil traf zunächst mehr die Nationalsozialisten – Betätigungsverbot für die NSDAP, Anhaltelager, Einführung der Todesstrafe, Säuberung der Beamenschaft. Paradoxe Weise drängte auch der Vertreter des Völkerbundes, der Holländer Rost van Tonningen, später ein glühender Nationalsozialist, auf einen autoritären Kurs.¹⁴⁶

Wie reagierte die SDAP? Sie wirkte wie gelähmt. Am 5. März 1933 wurde im Parteivorstand tagungsordnungsgemäß über die Krise des Parlaments beraten und Abwarten und Verhandeln beschlossen.¹⁴⁷ Am 13. März hieß es, falls am 15. März der Zusammentritt des Nationalrates mit Gewalt verhindert werden sollte, sei dies das Signal für den Generalstreik.¹⁴⁸ Am 15. März geschah genau diese Verhinderung der Parlamentsversammlung. Die Partei versuchte nicht einmal, eine kleine Protestdemonstration zu organisieren. Am 10. März hielt Otto Bauer in einer geschlossenen Versammlung vor Wiener Vertrauensmännern eine seiner großen Reden, die dann in der „Arbeiter-Zeitung“ als „Freiheitsschwur“ pathetisiert wurde. Der Redner stand unter dem Schock der deutschen Ereignisse. Sinnbildlich dafür erwähnte er das Aufziehen der Hakenkreuzfahne auf dem Geburtshaus von Karl Marx in Trier.¹⁴⁹ Bauer rief zum „zähesten, hartnäckigsten Widerstand“ auf, sagte aber auch: „Wenn es zum Entscheidungskampf kommt, Opfer fallen würden, die wir vor den Müttern dieses Landes nur verantworten können, nachdem wir vorher alles getan haben, was eine friedliche Lösung auf dem Boden der Volksfreiheit möglich macht.“¹⁵⁰ Dann stellte er drei Regeln auf:

- Bemühen um eine friedliche Lösung, solange es geht.
- Wenn Österreich auf die Bahn des Faschismus geführt wird, müssen wir uns auch militärisch wehren.
- Wenn die Parteileitung am Handeln gehindert wird, muss die Arbeiterschaft selbstständig handeln.¹⁵¹

Am Schluss seiner Rede steigerte sich Bauer in einen rhetorischen Rausch: Wenn uns die Bürgerlichen auch das Ideal des Sozialismus nehmen, rief er aus, „dann wäre uns das Leben nichts mehr wert!“¹⁵² Die Versammlung respondierte mit donnerndem Beifall, erhob sich und rief begeistert „Freiheit“. Bauer erinnerte an den 13. März 1848, an den Beginn der bürgerlichen Revolution in Wien – am Grabe der Märzgefallenen „wollen wir uns geloben, daß wir, wenn es sein muß, unser Leben hingeben wollen für die Freiheit“.¹⁵³

Meinte er auch sein eigenes Leben? Wird er sich ein knappes Jahr später an diesen Schwur erinnern, wenn er noch während der Februarkämpfe in die Tschechoslowakei flieht? Dann hieß es im „Freiheitsschwur“ von 1933 weiter: Am Grab von Engelbert Pernerstorfer, „des Mannes, dessen Herz so heiß ge-glüht hat für das Erbe der deutschen Nation, für das Erbe der deutschen Wissenschaft und der deutschen Kunst und des deutschen Sozialismus, dort an Engelbert Pernerstorfers Grab wollen wir uns geloben, daß wir hier im deut-schen Österreich der deutschen Freiheit ein Asyl erhalten wollen, so lange, bis sie von hier aus das ganze Deutschland wieder erobert hat“.¹⁵⁴ Es ist heute schwer, dieses deutsche Pathos des Juden, Sozialisten, Marxisten, Österreicher auszuhalten und noch schwerer, es zu verstehen. Aber es gehörte zum Kern der Person Otto Bauer. Entsprang dieses Pathos nicht auch aus einer depressiven Grundstimmung, aus der er sich gleichzeitig mit solchen rheto-rischen Kräfteanstrengungen herauszuholen versuchte? Klar zeichnete sich bereits ab: Der Parteivorstand und Otto Bauer hatten an Autorität verloren, gerieten zunehmend in die Isolation und sahen sich einer linken und rechten Opposition innerhalb der Partei gegenüber. Die Linksopposition wurde ideo-logisch von Ernst Fischer geführt, eine Gruppe junger Leute, die ein eigenes Kommunikationsnetzwerk im Rahmen der Partei aufzog. Die Rechtsopposition führten Karl Renner und die Niederösterreicher. Sie wollten auf die er-starren Drohgebärden verzichten und durch ständige Verhandlungsversuche die Situation entspannen. Mit wenig Erfolg. Dollfuß machte gelegentlich ver-bale Zugeständnisse, um sie dann durch weitere autoritäre Maßnahmen zu entwerten.¹⁵⁵ Nun geriet auch Bauer immer stärker ins Visier der Kritiker. Ei-ner der schärfsten Kritiker war seine ehemalige Mitarbeiterin Käthe Leichter. Sie warf ihm vor, dass sein ständiges Bekenntnis zum Sozialismus zur „wert-losen Phrase“ erstarrt sei, dass er die Automatik des wirtschaftlichen Lebens überschätze, dass er in jeder Situation „objektive“ Gründe finde, um die ei-gene Untätigkeit zu rechtfertigen. Aber einen Ausweg wusste auch sie nicht. Denn ihr Vorschlag, die „sozialistische Leidenschaft“ zu wecken, war 1933 auch nicht mehr als eine wertlose Phrase.¹⁵⁶ Käthe Leichter warf jedoch eine Frage auf, die das politische Ziel des Februarauftandes von 1934 berührte. „Ist es überhaupt denkbar, daß, wenn sich die Arbeiterschaft aus der furchtbaren Umklammerung der faschistischen Gefahr befreit haben wird, sie nach den bisherigen Erfahrungen ihren Unterdrückern Freiheit und Muße geben wird, sich wieder zu sammeln und das Spiel von vorne anzufangen?“¹⁵⁷ Sie gab sich selbst die Antwort: Wohl nicht! Was dann notwendig sein wird, ist „die Macht mit *diktatorischen Mitteln* zu behaupten“.¹⁵⁸

Der Autoritätsverlust Bauers zeigte sich auch auf der Reichskonferenz vom 15. und 16. April 1933.¹⁵⁹ Das Hauptreferat hielt nicht wie sonst er, sondern Danneberg. Der bewegte sich allerdings auf der politischen Linie, die Bauer vorgegeben hatte. Er riet zur Mäßigung. Die Kritik an seiner Linie übernahmen zwei Männer, die in der Zukunft wichtige Rollen übernehmen werden: Joseph Buttinger und Richard Bernaschek, beide in der Arbeiterhochschule Schüler Otto Bauers. Buttinger sprach treffend von der „Zwiespältigkeit“ der Partei. Bernaschek spielte auf die Rücktrittsabsichten Bauers an (tatsächlich dachte er eine Zeit lang daran, dass er und Renner aus der Parteiführung ausscheiden sollten), forderte ein Ultimatum an den Bundespräsidenten mit klaren, kurzen Bedingungen und drohte: „Hinter meinem Vorschlag steht der eiserne Wille, es darauf ankommen zu lassen.“¹⁶⁰ 13 Redner fanden kein gutes Wort für die Parteileitung. Dann war der Dampf draußen und Bauer konnte zum letzten Mal in seiner Lieblingsrolle als Chef des Generalstabes auftreten. Wenn die Führer der Truppen vom Wunsch der Mannschaft zu kämpfen berichten, muss der „Chef“ auch die Stärke des Gegners prüfen und vielleicht sagen: Noch ist der Moment für die Angriffsschlacht nicht gekommen. Wieder berief er sich auf die Mütter und auf das Schicksal der weitverzweigten Partei, führte die Zwiespältigkeit der Sprache der Führung auf die Zwiespältigkeit der politischen Situation zurück. Als der Delegierte Moser aus Steyr die Schmach der Sozialdemokratie in Hitler-Deutschland ansprach, dass die Gewerkschaftsführer Braun (der preußische Ministerpräsident) und Grzesinski (der Berliner Polizeichef) nach Genf geflohen sind, rief Bauer dazwischen: „Wissen Sie, daß Grzesinski schon aufgehängt wäre, wenn er nicht in Genf wäre. Es ist bequem aus der Etappe für die Schützengräben zu reden.“¹⁶¹ In diesem Augenblick wird Bauers Angst deutlich, könnte nicht auch er von den „Faschisten“ aufgehängt werden? Die abschließende Resolution war weit entfernt von einem Ultimatum, sie betonte neuerdings den „unersetzlichen Wert der Demokratie“ und wurde einstimmig angenommen. Bauer wirkte 1933 wie ein Zombie, der immer wieder die gleiche Botschaft verkündete. Der Politiker-Intellektuelle konnte keine Entscheidung fällen. Die Studie über Marienthal lieferte ihm eine Rechtfertigung, dass die Arbeitslosigkeit die Lebensenergie der Arbeiter schrittweise aufsauge, somit auch keine Protestenergie bei einem großen Teil der Massen mehr vorhanden sei.¹⁶²

Als die Regierung im Juni 1933 ein Betätigungsverbot für die NSDAP verhängte, stimmte er im Parteivorstand zu, forderte aber gleichzeitig eine parlamentarische Kontrolle.¹⁶³ An Kathia Adler schrieb er am 27. Juni 1933: „Augenblicklich ist die Regierung mit den Nazi beschäftigt und lässt uns daher



Abb. 18: Friedrich Adler, Otto Bauer, Karl Kautsky (v.l.n.r.) in einer Reihe sitzend. Das Foto ist auf einem außerordentlichen Parteitag der SDAP im Wiener Arbeiterheim Favoriten entstanden, der vom 14. bis 16. Oktober 1933 stattgefunden hat.

mehr in Ruhe.“¹⁶⁴ Den Sommer verbrachte er auf Urlaub in St. Gilgen. Im Herbst begann eine Reorganisierung der Partei. Um rascher handlungsfähig zu sein, wurde eine Parteiexecutive eingesetzt (Seitz, Bauer, Danneberg, Deutsch, Richter) und ein Parteirat mit 60 Mitgliedern gebildet, der, ohne Partefunktionäre, die Parteiführung besser mit den Arbeitern verbinden sollte. Beide Institutionen konnten das Dilemma der Partei nicht auflösen. Der Gang in die Illegalität wurde zumindest angedacht, Partiegelder ins Ausland transferiert. Am 9. Oktober brachte Bauer selbst den Antrag in den Parteivorstand, die Anschlussforderung aus dem Parteiprogramm zu streichen. Ein schmerzlicher Bruch mit seinen politischen Programmen.¹⁶⁵

Der jährliche Parteitag vom 14. bis 16. Oktober 1933 konnte nur unter Mühe ohne Polizeiüberwachung als Außerordentlicher Parteitag durchgesetzt werden. Dafür waren eine Intervention des führenden französischen sozialistischen Politikers Léon Blum und ein Gespräch des niederösterreichischen sozialdemokratischen Landesrates Heinrich Schneidmadl mit Dollfuß, der mit Kopfweh in seiner Wohnung im Bett lag, mitten in der Nacht vor der

Parteitagseröffnung, notwendig.¹⁶⁶ Zum letzten Mal konnte Bauer direkt zur Parteiöffentlichkeit sprechen. Es war eine eher schwache Rede, ohne neue Perspektiven. Zum letzten Mal verteidigte er die Demokratie gegen die Linksopposition. Nochmals warnte er vor einem bewaffneten Aufstand, berief sich auf Friedrich Engels, dass ein solcher Kampf nur gelingen könne, wenn das Militär den Gehorsam versage oder auf die Seite des Volkes übergehe.¹⁶⁷ Nochmals betonte er aber, wenn es doch zu diesem Kampf komme, dann müsse man wissen, „daß das ein anderer Kampf ist als alle Kämpfe vorher, daß es kein Pardon mehr gibt und keine Rücksicht, daß es keine andere Entscheidung gibt, als zu siegen oder unterzugehen und für lange Zeit zu verschwinden (stürmischer Beifall).“¹⁶⁸ Diese Politik des Einerseits/Anderseits kommentierte ein einfacher Arbeiter im Dezember 1933: Bauer, der „unbestrittene geistige Führer der Partei, verantwortlich für ihre Haltung und Taktik [...] habe Hoffnungen erweckt, die er nicht erfüllt hat“.¹⁶⁹ Formell ließ Bauer auf dem Parteitag den „Anschluss“ aus dem Parteiprogramm streichen; jedem Arbeiter sei klar, „daß wir den Anschluß an die Deutsche Republik, nicht aber an das Zuchthaus Hitlers wollten“¹⁷⁰ und formulierte nochmals die vier Punkte, die Vorstand und Gewerkschaften am 17. September 1933 als Grenze der Versöhnungsbereitschaft der Partei aufgestellt hatten:¹⁷¹

- Einsetzen eines Regierungskommissars in Wien
- Auflösung der Freien Gewerkschaften
- Verbot der Partei
- Oktroyierung einer faschistischen Verfassung

Als Gegenrede der Linksopposition trat nicht Ernst Fischer auf, der kein Mandat zum Parteitag hatte (er saß in der Nähe in einem Gasthaus), sondern Karl Scharmer, der stotternd, rhetorisch ungenügend einen Text von Fischer vorlas, der immerhin die Taktik der Regierung durchschaute: „Nicht einen stürmenden, sondern einen schleichenden Faschismus haben wir abzuwehren.“¹⁷² Die Linke legte eine eigene Resolution vor. So kehrte die Konstellation des Parteitages von 1917 zurück, allerdings mit anderer personeller Besetzung. Otto Bauer stand nicht mehr auf der linken Seite, sondern agierte in der damaligen Rolle von Victor Adler. Jedoch wie 1917 formulierte er mit einem Vertreter der Linken eine gemeinsame Resolution, welche die Linke ideologisch befriedigen sollte. Das war wieder einmal eine theoretische Exerzitie, wie sie die Sozialdemokratie so sehr liebte, die aber praktisch ohne Folgen blieb. Denn tatsächlich setzte sich die Politik der Rechten durch. Im November 1933 er-

hielten die Niederösterreicher (Helmer, Schneidmadl) den inoffiziellen Auftrag, mit der Regierung über eine neue ständische Verfassung zu verhandeln.¹⁷³ Dollfuß jedoch ließ die Sozialdemokratie weiter „dunsten“, zeigte sich gesprächsbereit, um dann das Gespräch zu verweigern oder auf untergeordnete Personen abzuschieben. Der Versuch zu verhandeln dauerte bis zum 12. Februar 1934. Bauer jedenfalls war als Gesprächspartner völlig ausgeschaltet. Er fasste die Linie der Partei an der Wende 1933/34 in einem Brief an Friedrich Adler so zusammen: „Wir haben Dollfuß ein Vollmachtsgesetz für zwei Jahre unter der Bedingung anbieten lassen, daß die Freiheitsrechte und das Streikrecht garantiert würden, und daß jedes aufgrund der Vollmacht erlassene Gesetz von einem proportional zusammengesetzten Ausschuß des Parlaments genehmigt würde.“¹⁷⁴ Robert Musil kommentierte diese Politik der SDAP um diese Zeit wohl zutreffend: „Über alles schal, leere Wiederholung aus Gelegenheit, sind aber auch die Proteste der öffentlichen Meinung von links, und daß von der Sozialdemokratie als politischer Organisation irgend eine entscheidende Äußerung noch zu erwarten wäre, wird meines Wissens nirgends mehr angenommen.“¹⁷⁵

2.3 Annäherungen an die berufsständische Ordnung

Am 11. September 1933 hielt Engelbert Dollfuß (dem Bauer am Parteitag „Mut und Kühnheit“ attestierte) seine große programmatiche Rede über den autoritären berufsständischen Staat.¹⁷⁶ Ihm antwortete Bauer mit einer Artikelfolge in der „Arbeiter-Zeitung“, die Dollfuß mehr als einen Schritt entgegenging. Geschickt spielte er Papst Pius XI., die Enzyklika „Quadragesimo anno“ (1931), die Jesuiten Gustav Gundlach und Oswald Nell-Breuning gegen den Kanzler aus:

1. Der Papst anerkenne den Klassenkampf in der gegenwärtigen Gesellschaft. Ein berufsständischer Aufbau müsse daher von der Gesellschaft, nicht vom Staat ausgehen. Die Sozialdemokratie kann sich mit einer berufsständischen Selbstverwaltung verständigen, wenn sie von unten aufgebaut wird.
2. Die Berufsstände, gedacht als organisatorischer Zusammenschluss von Unternehmern und Arbeitern, können aber den natürlichen Interessengegensatz nicht aufheben, sie können ihn nur „zivilisieren, entgiften“; das aber setze eine Kompromissbereitschaft von beiden Seiten voraus. Als Beispiel nennt Bauer die Industrielle Bezirkskommission und die Tarifgemeinschaft.

3. Entschieden lehnte er eine faschistische Zwangsorganisation von oben ab. Das Streikrecht der Arbeiter und das Aussperrungsrecht der Unternehmer müsse gewahrt werden. Berufsständische Elemente können die Demokratie ergänzen, aber nicht ersetzen. Den Problemen eines „Stände-parlaments“, um die es eigentlich ging, wich Bauer zunächst aus.¹⁷⁷ Er zeigte sich jedoch abermals nicht als sturer Klassenkämpfer, er demonstrierte sein als Kind im familiären Dauerkonflikt erlerntes Vermittlungstalent, ohne seine Grundsätze aufzugeben. Die Linksopposition in der Partei konnte diese Haltung kaum verstehen.

Die größere historische Perspektive entwarf Bauer in „Der Kampf“, in der letzten legalen Ausgabe im Jänner 1934.¹⁷⁸ Die drei verbleibenden Großbanken in Österreich, heißt es darin, stehen unter der Kontrolle des Staates, dadurch auch ein großer Teil der Industrie. Der Agrarkurs der Regierung unterstreiche den Einflussverlust des Banken- und Industriekapitals. Als neue (alte) Herrschaftsträger des beginnenden autoritären Staates etablieren sich Bürokratie, Aristokratie und Generalität. Sie hassen die Demokratie und die Revolution von 1918/19. Ihre Gesinnung ist altösterreichisch, schwarzgelb, klerikal. Ein anderer Teil der österreichischen Industrie stehe seit Längerem unter der Kontrolle des deutschen Kapitals, vor allem die modernen Sektoren wie Stahl und Elektrizität. Dieser Teil fördere indirekt die illegale NS-Bewegung, der es gelungen sei, breitere Massen der Bürger und Kleinbürger mitzureißen. Dazwischen befindet sich eine durch die ökonomische Krise stark geschwächte Arbeiterbewegung. Außenpolitisch möchte Hitler Österreich mit Deutschland gleichschalten. Aus Angst davor fliehe die Regierung unter den Schutz Italiens. Der Anziehungskraft des Deutschtums versuche sie den österreichischen Patriotismus entgegenzustellen, den autoritären Staat durch die berufsständische Ideologie zu legitimieren.¹⁷⁹

Woher kommen diese Ideen? Bauer breitet dazu sein enormes geistesgeschichtliches Wissen aus, verspottete nebenbei den Heros der Studenten, den Professor der Wiener Universität Othmar Spann, der bei Plato gräbt, um die „Weisen“, das heißt die Professoren, zum führenden Stand hochzustilisieren.¹⁸⁰ Den Anknüpfungspunkt auch für die Arbeiterbewegung findet er in der Enzyklika „Quadragesimo anno“. Die Kirche fürchte den „totalen Staat“, weil er ihren Einfluss einzuschränken drohe, daher lehne sie den „totalitären Allmachtanspruch des faschistischen Staates“ ab.¹⁸¹ Den Anknüpfungspunkt findet er besonders im Modell des „organisierten Kapitalismus“: Die berufsständi-

sche Organisation war unvereinbar mit dem liberalen Kapitalismus, sie ist aber vereinbar mit dem „organisierten Monopolkapitalismus“ der Gegenwart.¹⁸² Sie kann zwar die Klassengegensätze nicht überwinden, die Arbeiterklasse kann aber durch eine „berufsgenossenschaftliche Wirtschaftsdemokratie“ eine Form der „Mitherrschaft über das kapitalistische Wirtschaftsleben erlangen“.¹⁸³ Das nun war eine wahrhaftig kühne dialektische Volte, die Bauer schlug, ohne jede Bedeutung für die konkrete Politik, gleichzeitig auch ein Flehen: Schließt uns nicht ganz aus; lasst uns doch auch ein wenig mitmachen!

Konkreter wird Bauer bei der sozialgeschichtlichen Analyse des österreichischen Systems: Seiner Meinung nach wird es getragen von der Heimwehr und den Christlichsozialen, von Bürokraten, Aristokraten und k. u. k. Generälen, von Kleinbürgern und Bauern, von Faschisten *und* kleinbürgerlichen und bäuerlichen Demokraten. Der Ständgedanke verbindet sie, doch die konkrete Ausgestaltung der ständischen Ordnung trennt sie wieder. „Weltliche Klassenkämpfe hüllen sich in die Gestalt eines theologischen Streits um die Exegese der kirchlichen Gesellschaftslehre.“¹⁸⁴ Auf diesen Streit setzte der Theoretiker seine letzte (alte) Hoffnung: Bauern und Kleinbürger für den gemeinsamen Kampf mit der Arbeiterklasse zu gewinnen.¹⁸⁵ Was er allerdings völlig übersah, war, wie breit sich die Abneigung gegen Parteien, Parlament, somit gegen die Demokratie, in den Mentalitäten, den kollektiven Gefühlen der Bevölkerung bereits festgefressen hatte.

3. Hat der Kapitän als Erster das Schiff verlassen?

Verzweiflung und Panik im Februar 1934

Die Schwächung des Parteizentrums, das Bauer repräsentierte, verlagerte die Brennpunkte in die Peripherien der Partei, die zunehmend selbstständig agierten.¹⁸⁶ Im Zentrum jedoch wurde die zweigleisige Politik zu Beginn des Jahres 1934 fortgeführt: Es gab ständige Versuche, mit Repräsentanten der Regierung zu verhandeln; die Niederösterreicher erhielten am 7. Jänner 1934 das offizielle Mandat der Partei mit Regierungsvertretern über eine Verfassungsreform zu sprechen.¹⁸⁷ Am 17. Jänner 1934 schrieb der Kärntner SDAP-Spitzenpolitiker Mathias Zeinitzer in einem Brief an Oskar Helmer: Es müsse eine gemeinsame österreichische Front gegen die Nationalsozialisten gegründet werden. „Es sind viele wie fasziniert durch das Schlagwort Dollfuß-Faschismus und übersehen dabei, dass die braune Flut höher steigt, in die wirrettungslos versinken müssen, wenn wir nicht selber endlich die Parolen ändern. [...] Die

jetzige Einstellung entspricht dem Fatalismus, dem leider manche Marxisten verfallen sind, und bedeutet von vornherein unseren Untergang.“¹⁸⁸ Zeinitzer trat im Februar 1934 zu Dollfuß über.¹⁸⁹ Auf dem anderen Gleis wurden Vorbereitungen für die militärische Auseinandersetzung getroffen – hektische Waffenkäufe in der Tschechoslowakei mit Unterstützung des Internationalen Gewerkschaftsbundes und der SA1, um die von der Polizei beschlagnahmten Waffen zu ersetzen, halbherzige Vorbereitungen für den Gang in die Illegalität. Bereits 1931 wurde ein Wertpapierdepot in Zürich angelegt, Friedrich Adler kaufte dafür später Goldbarren, die vor dem Krieg nach London transferiert wurden. Knapp vor den Februarereignissen schmuggelte Friedrich Adler persönlich die Aktien des Vorwärtsverlages und beträchtliche Geldmittel nach Zürich. Nach dem Zweiten Weltkrieg betrug dieses Parteivermögen noch immer 426 kg Gold. Das Geld wurde nicht, wie die Regierungspropaganda nach dem Februar 1934 behauptete, für das Luxusleben der geflüchteten Parteiführer ausgegeben, sondern für die knappe Lebenserhaltung der Emigranten, für die illegale Parteiarbeit in Österreich und für die Unterstützung der Opfer der Februarkämpfe. Darüber wurde penibel Buch geführt.¹⁹⁰

Zur militärischen Vorbereitung wurde Anfang Jänner 1934 eine Konferenz des illegalen Schutzbundes abgehalten. Anwesend waren Bauer und Deutsch und die militärischen Führer. Wie der Kreisleiter Wien-Süd Josef Sispela am 16. Februar in der Haft aussagte, hielt Otto Bauer eine längere Rede, in der er die Befürchtung äußerte, die Regierung lasse es auf Waffengewalt ankommen. Eine andere Möglichkeit als Gewalt sei nicht mehr möglich. Wer Sieger sein werde, wisse er nicht. Dann wurde der Alarmplan für den Generalstreik besprochen. Dabei wurde beschlossen: Nach der Ausrufung des Generalstreiks soll der Schutzbund mobilisiert werden, aber zwölf Stunden noch in Ruhestellung verharren, sich nur verteidigen, wenn er angegriffen wird, um die Reaktion der Regierung und die Wirkung des Generalstreiks abzuwarten. (Militärisch, wo es auf die Schnelligkeit der Aktionen ankommt, eher kontraproduktiv, aber ein weiterer Beweis für die Zwiespältigkeit der sozialdemokratischen Politik). Erst dann sollen Polizeikasernen und weitere staatliche Dienststellen besetzt werden. Diese Aktionen müssen in 24 Stunden beendet werden. Inzwischen soll eine sozialdemokratische Regierung gebildet und die Regierungsmacht in ihrer Hand sein.¹⁹¹ Die zentrale militärische Leitung – Deutsch, Eifler, Heinz, Löw – soll im Ahornhof in Favoriten installiert werden, wie der vorgesehene Militärführer Major Alexander Eifler, längst vor dem „Aufstand“ verhaftet, am 22. Februar aussagte.¹⁹² Daraus geht zum einen hervor: Otto Bauer war für die politische, aber nicht für die militärische Di-

mension des 12. Februar verantwortlich, zum anderen lässt der Alarmplan die Reaktion der Regierung fast völlig außer Acht. Ein sträflicher Leichtsinn, wie sich bald zeigen wird. Überhaupt war der Plan eher auf eine Niederlage als auf einen Sieg eingestimmt.

Die Situation der Partei war desaströs. Es gab 45 Prozent arbeitslose Industriearbeiter und binnen weniger Monate hatte ein Drittel der Wiener Mitglieder die SDAP verlassen.¹⁹³ Die innere Zerstrittenheit der Partei und die Kritik an der Parteiführung wird aus zwei gegensätzlichen Stellungnahmen deutlich: Die Denkschrift der Niederösterreicher kritisierte die „widerliche Überheblichkeit im Umgang mit den Mitgliedern“, sprach vom „geistigen Hochmut der Spitzenvertreter“ (damit war wohl Otto Bauer gemeint), verwies auf die „Verjudung des Apparates“ (insbesondere bei der Presse). Dann die Forderung: Das Bekenntnis zur Demokratie muss jene Zweideutigkeit beseitigen, die aus dem Linzer Programm abgeleitet werden kann.¹⁹⁴

Im scharfen Gegensatz dazu standen die Thesen der „Jungfront“:

- Die Partei müsse den „Faschismus“ mit allen Mitteln bekämpfen und die Revolution vorbereiten. Entscheidend sei nicht der Gegensatz Faschismus – Demokratie, sondern der Gegensatz Faschismus – Sozialismus. Niemand in Österreich sei bereit, für die Demokratie sein Leben einzusetzen.
- Das Ziel müsse sein, Dollfuß zu stürzen und eine Regierung der Arbeiter und Bauern einzusetzen. Dazu bedarf es eines Kampfplanes, der vom Siegerwillen getragen wird, nicht von der Perspektive der ehrenvollen Niederlage.
- Der alte Parteiapparat sei für diesen revolutionären Kampf ungeeignet. Daraus müssen neben ihm Kampfausschüsse in den Betrieben gebildet werden, die sich zu „Räten“ weiterentwickeln sollen.¹⁹⁵

Das Forschungsproblem ist, dass wir nicht wissen, wie weit die Zustimmung zu den „rechten“ oder „linken“ Thesen bei den Parteimitgliedern reichte. Anzunehmen ist, dass die „rechte“ Position eher bei den Aktivisten in der Provinz, die „linke“ aber bei den jungen Aktivisten in Wien und in einigen Industriegebieten angekommen ist. Otto Bauer reagierte auf diese Kritik am 11. Jänner 1934 bei einer Sitzung der sozialdemokratischen National- und Bundesräte mit dem schwachen Satz: „Wo Leute uns für schwach halten, *muss man auf seine Würde sehen*, weil das politische Wirkungen hat.“¹⁹⁶ Besser konnte er seine Hilflosigkeit und Isolation nicht ausdrücken; letztlich blieb ihm nur seine „Würde“ als Mann und Politiker.

Den entscheidenden Schlag führte der neue Sicherheitsminister, der Heimwehrführer Major Emil Fey, nach umfangreichen Waffendurchsuchungen in den sozialdemokratischen Parteihäusern mit der Verhaftung der militärischen Führung des illegalen Schutzbundes, Major Alexander Eifler und Hauptmann Rudolf Löw, am 3. Februar 1934. Bald waren fast alle Wiener Bezirkskommandanten interniert.¹⁹⁷ Damit war auch das militärische Haupt des Schutzbundes abgeschlagen. Wer wird als nächster verhaftet werden? Bei einer Sitzung der Parteiesekutive im Rathaus am 9. Februar soll Bauer gesagt haben, wenn Deutsch verhaftet wird, muss der Generalstreik ausgerufen werden.¹⁹⁸

Dann allerdings ging die Initiative an die Provinz. Der unmittelbare Anlass für den 12. Februar war der staatstreichartige Versuch der Heimwehr Ende Jänner/Anfang Februar die Macht in den Bundesländern zu übernehmen, die Sozialdemokraten, die noch in den Landesregierungen saßen, hinauszuwerfen.¹⁹⁹ Richard Bernascheck, Parteisekretär und Schutzbundführer in Oberösterreich, politisch sprunghaft (nach seiner Flucht aus dem Gefängnis mithilfe der Nationalsozialisten schwankt er kurzzeitig zwischen ihnen und den Kommunisten hin und her), ehrgeizig und autoritär, fürchtete den Zerfall seiner Partei, wie er am 5. Februar nach Wien meldete: Die Versammlungen seien schlecht besucht, die Jugend fehle, neue Funktionäre seien kaum zu finden. „Der Hass gegen die Christlichsozialen, beziehungsweise gegen das Dollfuß-Regime, ist viel größer als der Haß gegen den Nationalsozialismus [...]“²⁰⁰ Die Gefahr der Abwanderung der Genossen zu den Nazis werde immer stärker. Ihm reiche es. Am 11. Februar, einem Sonntag, schrieb Bernascheck den berühmten Brief: „Wenn morgen, Montag, in einer oberösterreichischen Stadt mit einer Waffensuche begonnen wird oder wenn Vertrauensmänner der Partei beziehungsweise des Schutzbundes verhaftet werden sollen, wird gewaltsam Widerstand geleistet und in Fortsetzung des Widerstandes zum Angriff übergegangen werden. Dieser Beschuß sowie die Durchführung ist unabänderlich. Wir erwarten, daß, auf unsere telefonische Mitteilung nach Wien, ‚Waffensuche hat begonnen, Verhaftungen werden vorgenommen‘, Du der Wiener Arbeiterschaft und darüber hinaus der gesamten Arbeiterschaft das Zeichen zum Losschlagen gibst. Den Parteivorstand hier habe ich von diesem Beschuß nicht verständigt. *Wenn die Wiener Arbeiterschaft uns im Stiche läßt, Schmach und Schande über sie.*“²⁰¹ Zwei Faktoren sind hier von Bedeutung: 1. Bernascheck handelte aus eigener Verantwortung. Der oberösterreichische Parteivorstand wurde nicht verständigt. Als der Ernstfall am 12. Februar dann tatsächlich eintrat, ließ er sich, ohne Widerstand, sofort festnehmen. 2. Er setzte die Bundespartei unter Druck, indem er an ihre proletarische Ehre appellierte. Das war damals noch eine ernste Sache.

Drei Durchschläge des Briefes brachte der Bundesbahnbedienstete Anton Mayr, begleitet vom Reichssekretär der Kinderfreunde Alois Jalkotzy, der zufällig in Linz war, per Bahn nach Wien. Gerichtet waren die Briefe an Otto Bauer, an den Gewerkschaftschef Johann Schorsch und General Körner, nicht an den nominellen Parteivorsitzenden Karl Seitz. Bauer konnte erst um 23.30 Uhr in seiner Wohnung, Kasernengasse 2, erreicht werden. Selten bei ihm, hatte er mit seiner Frau Entspannung im Kino gesucht, bei „Königin Christine“ mit Greta Garbo, einem Film über Macht, Liebe und Verzicht auf die Macht.²⁰² Bauer war wütend über die Eigenmächtigkeit Bernascheks und verlangte von dessen Boten, dass dieser verständigt werde, am Montag nichts zu unternehmen und sofort nach Wien zu kommen. Ein Telegramm an Bernaschek des Inhalts wurde abgesetzt: „Tantes Zustand fast hoffnungslos. Verschiebe deshalb die Operation bis zum Ärztekonsilium Montag“. Das bedeutete – keine Aktion vor der Parteivorstandssitzung am Montag. Das Telegramm wurde von der Polizeizensur zurückgehalten. Alois Jalkotzy konnte vom Sitz der Kinderfreunde in Schönbrunn ein verschlüsseltes Telefongespräch mit Linz, Hotel „Schiff“, führen, wo die Parteiführung und die oberösterreichischen Kinderfreunde lokalisiert waren. „Das Befinden des Onkels Otto und der Tante wird sich erst morgen entscheiden. Ärzte raten abwarten, vorläufig noch nichts unternehmen.“ Die Botschaft kam in Linz an, wurde aber auch von der Telefonüberwachung abgehört. Am Montag, dem 12. Februar, um 2.30 Uhr fuhr Mayr nach Linz und kam ins Hotel „Schiff“.²⁰³

Aus beiden Mitteilungen geht klar hervor, dass Bauer die Sonderaktion Bernascheks ablehnte. Doch die Kugel rollte. Montag gegen 6.30 Uhr positionierte sich eine Polizeieinheit vor dem Hotel „Schiff“, um eine Waffensuche zu beginnen. Aus dem Haus wurde geschossen. Der Kampf begann. Der 12. Februar war so ein von der Regierung und der Heimwehr provoziert Aufstand, gegen den Willen der Parteiführung. Damit lag die politische Hauptverantwortung eindeutig bei Dollfuß und Fey. Ein Brief Bernascheks führte im Exil zu einer dramatischen Konfrontation zwischen ihm und Bauer, die ihr Verhältnis für immer zerstörte. Am 24. Jänner 1936 schrieb Bernaschek an Bauer: Neben den üblichen Exil-Querelen – so soll Julius Braunthal 1935 zu Bernaschek gesagt haben „Schade, dass sie dich nicht gehängt haben“ – bewertete er die Rolle der Juden in der Partei negativ – eine Kritik, die Bauer an einem empfindlichen Punkt traf – und steigerte sich zu dem Vorwurf, Bauer habe ihn an die Polizei verraten: „Wiederholt ist mir gesagt worden, daß das ominöse Telephonat und das Telegramm in der Nacht vom 11. auf den 12. Februar von Ihnen veranlaßt wurde, um mich noch ‚rechtzeitig‘ durch die Linzer Polizei festnehmen zu

lassen, und um dadurch Ihre politischen Absichten von meiner Absicht nicht durchkreuzen zu lassen. Ich war so anständig, daß ich niemals und niemand davon Mitteilung machte [...]“²⁰⁴ Bauer war von dem Vorwurf des Verrates tief getroffen. Er antwortete: „Sie scheinen sich gar nicht dessen bewusst zu sein, dass Sie mich damit einer *ehrlosen* Handlung beschuldigen, wie sie mir noch von keinem Mensch in der Welt vorgeworfen wurde. Ich bin seit beinahe 30 Jahren öffentlich tätig und bin an Verleumdungen gewöhnt und gegen sie abgestumpft. Aber in diesen 30 Jahren hat noch kein politischer Gegner, auch kein Faschist, mich einer ehrlosen, so diffamierenden Handlung beschuldigt wie Sie.“²⁰⁵ Bauer brach jeden Verkehr mit Bernaschek ab.

Man kann sich leicht vorstellen, dass Bauer nach der Ankündigung Bernascheks, bei einer Waffensuche sofort loszuschlagen, in der Nacht vom 11. auf den 12. Februar 1934 kaum schlafen konnte. Auch in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar, als die Kämpfe begonnen hatten, dürfte er kaum Schlaf gefunden haben, ein möglicher Faktor für die voreilige Flucht. Am 12. Februar begab sich Bauer morgens gegen 9 Uhr in das Parteihaus. Telefonisch verlangte er von den Angestellten des Wiener Sekretariats Alois Pipberger die Kassenbücher der Wiener Partei, die ihm gebracht wurden. Dann schickte er Pipberger zu einer Filiale der Arbeiterbank, wo dieser ein geschlossenes Kuvert, das er zur Zentrale der Bank bringen sollte, erhielt. Was war der Zweck dieser mysteriösen Aktion, zu einem Zeitpunkt, da Bauer bereits von den Linzer Ereignissen wusste? Die Information stammt aus einem Verhör Pipergers bei der Polizei, es ist daher anzunehmen, dass er nicht die volle Wahrheit gesagt hatte.²⁰⁶ Wollte Bauer weitere Parteigelder sicherstellen und ins Ausland schaffen?

Gegen 10 Uhr musste Bauer zur geheimen Sitzung der Parteixerkutive in die Wohnung der Schwester von Julius Deutsch, der verheirateten Dr. Helene Popper, Gumpendorfer Straße 144, gekommen sein. Wie die Tochter der Rechtsanwaltsgattin aussagte, kamen seit 9.30 Uhr mehrere Herren, die sich mit „Freundschaft“ grüßten und bis 11.30 Uhr blieben.²⁰⁷ Dort wurde der Generalstreik, damit das Signal für den Aufstand, beschlossen. Seitz wie Danneberg betonten nach ihrer Verhaftung, dass der Aufruf zum Generalstreik nicht formell vom Parteivorstand hinausgegeben wurde.²⁰⁸ Die unmittelbaren Verantwortlichen waren Bauer, Deutsch und Schorsch. Seitz war vermutlich gar nicht bei dieser informellen Sitzung, bei der ein unruhiges Kommen und Gehen bezeugt wird.²⁰⁹ Im Verhör erzählte Seitz langatmig, dass er für seine Morgentoilette und das Zeitunglesen zwei Stunden brauchte und daher erst um 11.30 Uhr ins Rathaus gekommen sei.²¹⁰

Warum hat Bauer nun dem Signal für den Aufstand zugestimmt, für eine Aktion, die er von vornherein weitgehend für verloren hielt? Das Hauptmotiv findet sich in der proletarischen Solidarität; man konnte die Linzer nicht im Stich lassen. Bernascheks Appell an die proletarische Ehre zeigte Wirkung. Mit dieser Ehre hing auch das zweite Motiv zusammen. Die schmachvolle Niederlage der deutschen Arbeiterbewegung 1933, der stärksten Arbeiterbewegung in Europa, sollte sich in Österreich nicht wiederholen. Rationalistisch betrachtet ist die Frage möglich, ob Hunderte Menschenopfer bei einer erwartbaren Niederlage mit der „proletarischen“ Ehre begründbar waren? Für die durchmilitarisierte Mentalität dieser Generation war es wohl so!

Wie Julius Deutsch in seinen Erinnerungen berichtet, wurde bei dieser Befreiung auch die ominöse Wartepause angeordnet. Bauer soll gesagt haben, „daß vorerst der Schutzbund die Waffen bereitstellen sollte. Der Kampf hätte nur zu beginnen, wenn wir angegriffen werden.“²¹¹

Um 11.46 Uhr fiel in Wien der Strom aus, die Straßenbahnen standen still, der Generalstreik begann. Der scheiterte allerdings. Gleichzeitig sperrte die Polizei, ohne Wartepause, die Innere Stadt ab. Von der Gumpendorfer Straße fuhr Bauer in den Ahornhof, wo die zentrale Kampfleitung untergebracht werden sollte. Der Ahornhof gehörte zum George-Washington-Hof im 10. Gemeindebezirk, einer der größten Wohnanlagen in Wien. Laut Aussage des Kellnerlehrlings befanden sich gegen Mittag circa zehn Herren im dort lokalisierten Café-Restaurant, darunter Bauer, Deutsch und Schorsch, die meisten essend.²¹² Von dort bezog die Kampfleitung eine private Wohnung – eine etwas seltsame Kampfleitung, weil fast völlig isoliert, ohne Telefonleitungen, ohne militärischen Schutz, nur durch Rad- und Motorradfahrer und Taxis konnten sporadische Verbindungen nach draußen hergestellt werden. Bald wusste auch das Militär, wo sie steckte. Folgt man der Aussage des stellvertretenden Bezirksführers des Republikanischen Schutzbundes, Leopold Bergmann, soll Otto Bauer durch Radfahrer um 13 Uhr den Befehl hinausgegeben haben: Alles auf die Straße, alles schießen.²¹³ Der Befehl mag stimmen, ob ihn Bauer persönlich gab, ist eher zweifelhaft. Rosa Jochmann sagte aus, dass sie um 14 Uhr mit dem Auto zu Bauer gebracht wurde, um die Radionachrichten stenografisch aufzuziehen.²¹⁴ In einem Interview erzählte sie Jahre später: „Otto Bauer wirkte verzweifelt – ratlos und allein gelassen [...] General war er keiner.“²¹⁵ Auch Julius Deutsch nicht, der Führer des Schutzbundes. Was die Leitung des Aufstands betraf, herrschte Chaos und Dilettantismus. Die übrigen Parteiintellektuellen zogen von Kaffeehaus zu Kaffeehaus, um die neuesten Nachrichten zu besprechen.²¹⁶ Nur an den Rändern der Stadt, in

den großen Gemeindebauten, begann der Kampf von Teilen des Schutzbundes, isoliert, auf sich selbst gestellt, ohne Verbindung zur Zentrale, unendlich hoffnungslos.²¹⁷ Gegen Mittag wurde das Standrecht verhängt. Am späten Nachmittag begann der Angriff eines Feldjägerbataillons auf den Ahornhof, gestört nur durch einige „aufrührerische Schützen“. Der Hof wurde durchsucht, aber die Kampfleitung nicht gefunden. Nach 19 Uhr rückte das Militär ab.²¹⁸

Worum ging der Kampf, welche Parolen wurden ausgegeben? Die Regierung hatte es einfacher. Sie verfügte über fast alle Kommunikationsmittel: Radio, Presse, Anschläge ... Der Aufruf an das österreichische Volk beschuldigte eine „verantwortungslose Führung der Sozialdemokratischen Partei“, den Versuch zu unternehmen, sich „mit Waffengewalt gegen die staatlichen Behörden aufzulehnen“, drohte mit dem Standrecht, sprach von einem „sozialistisch-kommunistischen Umsturzversuch“, der zu einem Zeitpunkt unternommen wurde, da Österreich im „härtesten Kampf um die Freiheit des Vaterlandes“ gegen die Nationalsozialisten stehe.²¹⁹ Kein Wort vom Bruch der bestehenden Verfassung durch die Regierung, kein Wort aber auch von der Absicht, in Österreich ein faschistisches Regime zu errichten. Nur von der Staatsautorität war die Rede. Karl Renner stellte nach seiner Verhaftung vor der Untersuchungsbehörde fest (gar nicht sich der Situation anpassend, wie es sonst oft seine Art war): „Nicht die sozialdemokratische Partei, die Regierung hat durch ihre Maßnahmen alle Sicherheitsventile beseitigt, so daß die Explosion kam, als soziales Elementareignis, das nur als geschichtliches Faktum und nicht kriminell beurteilt werden kann. [...] Einen Umsturz der bestehenden Rechtsordnung betrieb zunächst nur die Heimwehr und später mit ihr die öffentliche Gewalt, die verfassungsmäßige Rechte beiseite setzte.“²²⁰ Die Sozialdemokratie verfügte über fast keine Informationsmittel. Die Herstellung eines Flugblattes wird von Joseph Buttinger, Bruno Kreisky und Franz Olah als ein Abenteuer berichtet: ein hinterlegter Parteiaufruf, viel zu lang, konnte wegen des Stromausfalls nicht gedruckt werden, musste gekürzt in einer privaten Wohnung mit Matrizen hergestellt werden. Der Inhalt ist unbekannt.²²¹ In den Untersuchungssakten findet sich eine Flugschrift mit den Worten: „Alarm! Alles heraus zum Endkampf gegen den Faschismus. Generalstreik in ganz Österreich ausgerufen.“²²² War das Ziel des „heroischen Ringens der österreichischen Arbeiterbewegung“ tatsächlich „Demokratie und Freiheit“, wie nach 1945 gesagt wurde?²²³ Der einzige längere bekannte Text wurde am 12. Februar in einer Extraausgabe der Grazer Parteizeitung „Arbeiterwille“ gedruckt. Angeblich gezeichnet vom Parteivorstand und den Freien Gewerk-

Extraausgabe des

Arbeiterwille

Organ des arbeitenden Volles für Steiermark und Kärnten

Nummer 41 Graz, Montag, 12. Februar 1934 45. Jahrgang

Alarm! Alles heraus zum Endkampf gegen den Faschismus!

Generalstreik in ganz Oesterreich ausgerufen!

Abb. 10: Aufruf zum Generalstreik, 12. Februar 1934.

schaften. Der Hintergrund konnte auch von den Untersuchungsbehörden nicht aufgeklärt werden.²²⁴ Der Text selbst nennt als Ziel nicht die Demokratie, sondern den Endkampf gegen den Faschismus: „Nun gilt es den Endkampf gegen Dollfuß und seine Faschisten! Den Endkampf gegen Kapitalismus, Wirtschaftsnot und Bedrückung aufzunehmen und zum Sieg zu führen. [...] Es lebe der Sozialismus! Es lebe die um ihre Freiheitsrechte kämpfende Arbeiterschaft.“²²⁵

Und Otto Bauer, der die Demokratie 1932/33 noch so leidenschaftlich gegen rechts und links verteidigt hatte, machte nach den Februarereignissen in der Brünner „Arbeiter-Zeitung“, die in der Tschechoslowakei legal erschien, in Österreich eingeschmuggelt wurde, Mitte März 1934 eine radikale Linkswende²²⁶ Erst jetzt begann in der Tat eine „Politik der radikalen Phrase“. Dazu gehörte die Dämonisierung der Regierung als „austrofaschistische Diktatur“, die Hoffnung auf eine „revolutionäre Volkserhebung in Österreich“, angefeuert durch die inneren Gegensätze des herrschenden Regimes, durch den Gegensatz zwischen „Austrofaschisten“ und „Nazifaschisten“, durch die Krise des Weltkapitalismus und den drohenden neuen Weltkrieg.²²⁷ Nach den Erfahrungen des Februar könnte das Ziel der revolutionären Volksbewegung nicht mehr die Demokratie, sondern zunächst nur die „revolutionäre Diktatur der Arbeiterklasse“ sein. Die Diktatur muss die „faschistischen Mörderbanden“ entwaffnen, die „bluttriefenden Verfassungsbrecher“ – also die Regierung – vor ein Revolutionsgericht stellen, die rechtsbrechenden Beamten davonjagen. Sie muss den Großgrundbesitzern, den Kapitalisten und der Kirche ihre wirtschaftlichen Machtmittel entreißen und diese vergesellschaften. Die „sozialistische Demokratie“ blieb weiterhin das Fernziel. „Nicht die Wiederherstellung der bürgerlichen Demokratie von gestern, sondern eine revolutionäre Diktatur als Übergangsform zu einer echten, auf dem Eigentum des Volkes an seinen Arbeitsmitteln und seinem Arbeitsertrag gegründeten, also sozialistischen Demokratie ist unser Ziel.“²²⁸ Dieser Rache- und Zukunftstraum blieb ein Nebelgespinst. Es gab in Österreich keine revolutionäre Volksbewegung nach links, sondern eine nach rechts, den Nationalsozialismus. Es war weiters eine der großen Illusionen Bauers, dass sich eine revolutionäre Diktatur mit der Zeit in eine sozialistische Demokratie verwandeln lasse. Alle Erfahrungen des 20. Jahrhunderts sprechen dagegen.

3.1 Darstellungen der Flucht Bauers

Eine der Ursachen für diese Rache- und Machtfantasien lag im Versagen Bauers als Führer des Februarauftandes, seiner voreiligen Flucht noch während der Kämpfe. Dieses Versagen kompensierte er mit einer gesteigerten Revolutionsrhetorik. Über diese Flucht existieren verschiedene Darstellungen. In der „Internationalen Information“ der SAI erschien am 18. Februar 1934 eine Erklärung der Genossen Bauer und Deutsch, gezeichnet mit 15. Februar 1934: „Otto Bauer und Julius Deutsch, letzterer am linken Auge verwundet, sind heute (das heißt am 15. Februar, E. H.) in Bratislava eingetroffen.“²²⁹ Das Datum signalisierte, dass Bauer und Deutsch nach den Kämpfen in Wien, die am 15. Februar zu Ende waren, in die Tschechoslowakei gekommen sind. Gleichzeitig wird in der „Information“ die Rundfunkrede Justizminister Kurt Schuschnigg, die er in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar gehalten hatte, widerlegt, die beiden Arbeiterführer seien bereits geflohen und haben die Arbeiter „auf den Barriaden“ allein gelassen.²³⁰ Tatsächlich war diese Behauptung zu diesem Zeitpunkt falsch, denn Bauer und Deutsch waren damals „in einem Wiener Arbeiterbezirk (im Ahornhof, E. H.) auf ihren Posten“.²³¹ Korrekt wurde in dieser Erklärung auch festgehalten, dass sie Wien erst verlassen haben, „als die Kämpfe im ganzen Gebiet, in dem sich die Genossen aufhielten, aufgehört hatten“, also in Favoriten und Hietzing, aber eben nicht in ganz Wien, dass sie Wien verlassen haben, „um der unmittelbaren drohenden Gefahr der Verhaftung zu entgehen“²³² – der Verhaftung, nicht der Hinrichtung durch das Standgericht! Was nicht stimmte, war das Datum.

Joseph Buttinger, einer der Leiter der Revolutionären Sozialisten, spottete später über die Verschiebung des Datums um zwei Tage aus Propaganda-zwecken, verwies darauf, dass Bauer zu den verschiedenen abenteuerlichen Versionen seiner unheroischen Flucht beharrlich schwieg, Deutsch hingegen



Abb. 20: Der angeblich verwundete Julius Deutsch (aus einer zeitgenössischen Broschüre).

seinen persönlichen Heldenmythos aufbaute, indem er sich in Bratislava mit einer schwarzen Augenbinde fotografieren ließ und dieses Bild auch in seiner Darstellung des Bürgerkrieges veröffentlichte, um eine Verwundung im Kampf zu suggerieren.²³³

Doch Bauer schwieg nicht ganz. In seiner Rechtfertigung „Der Aufstand der österreichischen Arbeiter“, datiert mit Bratislava, 19. Februar 1934, heißt es im Kapitel „Kriegslügen des Faschismus“: Von den bekannteren Führern seien nur Deutsch und er der Verhaftung entgangen. „Gerade uns beide hätte Herr Dollfuß am liebsten hängen lassen.“²³⁴ Aus der drohenden Verhaftung der ersten Stellungnahme wird nun ein drohender Galgen. Dann erzählt Bauer relativ korrekt, wie sie als Kampfleitung – ständig von der Verhaftung bedroht – ihre Arbeit bis Dienstag früh fortgesetzt haben. Dann war das nicht mehr möglich. Die Kampfleitung wurde geteilt. Nach wenigen Stunden waren die neuen Standorte in den Händen der Regierungstruppen. „Wir versuchten es nunmehr, zu einer der kämpfenden Gruppen zu gelangen. Dieser Versuch scheiterte an der militärischen Absperrung. [...] Ich wurde trotz der Verkleidung (im blauen Schlossergewand, E. H.) auf der Straße erkannt. Deutsch, schon verwundet, entging der Verfolgung nur durch einen fast wunderbaren Zufall. [...] Erst als *in dem ganzen Stadtgebiet*, in dem wir uns aufhielten, alle Kämpfe zu Ende waren und jede Hoffnung auf eine Wendung geschwunden war, haben wir uns zum Versuch entschlossen, die tschechoslowakische Grenze zu erreichen.“²³⁵ Gegen die Verleumdung, mit viel Geld die Grenze überschritten zu haben, nannte Bauer den genauen Betrag, den er in der Tasche hatte: hundertfünfzig Schilling. Was er nicht nannte, war der genaue Tag seiner Flucht.

Diesen Tag nannte Deutsch dann in seinen Erinnerungen: Dienstag, den 13. Februar am Nachmittag, mithilfe zweier sozialdemokratischer sudetendeutscher Journalisten, die Bauer im Auto über die Grenze brachten.²³⁶ Vorher berichtet Deutsch noch von einem anderen wichtigen Detail: In der Nacht am 12. Februar schlich er sich aus dem Ahornhof, auf einem Hügel stehend, sah er den hell erleuchteten Südbahnhof, die Züge fuhren ein und aus. Er berichtete Bauer. Dieser „war sehr blaß. Er war sich darüber klar, was diese Hiobsnachricht bedeutete. „Bevor ich mich arretieren lasse, nehme ich Gift“, flüsterte er mir zu, auf eine kleine Kapsel zeigend, die er in der Westentasche trug“²³⁷ Wieder geht es um die Verhaftung, nicht um die Hinrichtung. Und Bauer war auf eine Selbsttötung vorbereitet!

Die verlässlichste Rekonstruktion der Flucht Bauers erstellt Manfred Marschalek mithilfe der vorhandenen Quellen: Im Laufe des Vormittags am

13. Februar wurden Bauer und Josef Pleyl, ein Angestellter des Parteisekretariats, der dann die Flucht organisierte, in den ruhigen, bürgerlichen, von den Kämpfen kaum berührten 13. Bezirk, nach Hietzing, gebracht. In der Nähe befand sich auch die tschechoslowakische Gesandtschaft. Ihr Chef, Zdeněk Fierlinger, übernahm die Regie der Flucht. Der sudentendeutsche Redakteur der Parteizeitung „Sozialdemokrat“ und Führer der „Republikanischen Wehr“, Ernst Paul, holte Bauer und Pleyl am 13. Februar um 17.30 Uhr aus der extraterritorialen Hietzinger Wohnung des tschechoslowakischen Legationsrates Šrom ab. Mit dem Luxusauto eines Länderbankdirektors, mit dem Pass eines anderen Redakteurs der Zeitung „Sozialdemokrat“, Emil Franzel, als vornehmer Ausländer getarnt, fuhr Bauer über die Grenze.²³⁸ Das nun ist eine unleugbare Tatsache: Otto Bauer verließ am späten Nachmittag des 13. Februar Wien. Am 14. Februar tobten noch harte Kämpfe in Floridsdorf.²³⁹ Vom „Freiheitsschwur“ des vorigen Jahres, von „Sieg oder Tod“ keine Spur mehr, zumindest bei Bauer. Ernst nahmen den Schwur nur die Kämpfenden. Wie der österreichische Konsul in Pressburg am 15. Februar nach Wien meldete, sei Deutsch am 14. Februar in der Nacht im Hotel Savoy abgestiegen.²⁴⁰ Helene Bauer folgte am 20. Februar, mit Pass und in der Eisenbahn.²⁴¹

Der Biograf steht vor einem schwierigen Problem. Welche Erklärung gibt es für diese voreilige Flucht? Soviel Bauer auch geschrieben hatte, über sich selbst schwieg er immer. Auch in den wenigen privaten Briefen. In fast allen Erzählungen über Bauer in den Februarartagen erscheint er wie gelähmt, unfähig zu handeln, ja, wie Deutsch berichtet, zum Selbstmord bereit. Der schneidige Offizier der Vergangenheit hatte jeden Mut verloren. Ohne große psychologische Spekulationen zu riskieren, kann man vielleicht eine These wagen, die zumindest eine gewisse Plausibilität enthält: Bauer befand sich in einer Paniksituuation. Abgeschnitten von draußen, ja geradezu eingesperrt im Ahornhof, gepeinigt von der Verantwortung vor den „Müttern des Landes“, bedrückt von der Last, die große, schöne Partei, die er von Victor Adler übernommen hatte, in den Ruin geführt zu haben, unterlag er einer Panikattacke, die alle Alternativen zu einem einzigen, alles andere überwältigenden Gefühl verengte, einem totalen Gefühl: Flucht! Das war nicht heldenhaft – er ließ die kämpfenden Arbeiter im Stich –, aber es ist zumindest eine menschlich verständliche Erklärung. Die spätere Erklärung, dass Bauer die Hinrichtung gedroht hätte, halte ich für eine nachträgliche Rechtfertigung. Gewiss hasste Dollfuß inzwischen den Menschen Bauer. Aber er hätte es kaum gewagt, schon aus außenpolitischen Gründen, einen so international vernetzten Politiker, der Freunde in den Regierungsparteien vieler Länder hatte, hinrichten zu

lassen. Gewiss wäre er eingesperrt worden, vielleicht hätte man einen großen Prozess zu inszenieren versucht, mehr kaum. Julius Deutsch, als Führer des Schutzbundes, hätte vielleicht eher die Todesstrafe gedroht als Bauer. Erst im Exil fand Bauer wieder zu sich, erst in einer relativen Freiheit konnte er das machen, was er am besten konnte: schreiben, theoretisieren, internationale Verbindungen herstellen, das Versagen der Führung rechtfertigen, auch Fehler eingestehen, Zukunftsperspektiven für den Sozialismus entwerfen, die Partei rekonstruieren. Doch es bleibt ein Geheimnis – die Flucht und die Person Bauer. Der nachgeborene Historiker, vom sicheren Schreibtisch aus, soll vorsichtig sein, von seinem biografischen „Helden“ selbstverständlich auch „Heldenataten“ zu erwarten.

Unbestreitbar allerdings war, dass bei den geschlagenen Schutzbündlern, die sich von der Führung verlassen fühlten, diese Flucht Empörung, Wut, ja Verachtung auslöste. Deutsch, als Führer des Schutzbundes, traf diese Enttäuschung noch mehr als Bauer.²⁴² Schon in der Nacht des 12. Februar meldete sich ein Schutzbündler aus Simmering in der bereits polizeilich überwachten Wohnung Bauers telefonisch bei der Köchin: Sie solle Bauer sagen, dass er ihm den Buckel hinunterrutschen kann; wahrscheinlich war der Satz noch drastischer.²⁴³ Ein Teil der Aufständischen (in den großen Städten und Industriegebieten) ging zu den Kommunisten, ein Teil (vor allem in der Provinz) zu den Nationalsozialisten, die meisten resignierten, flüchteten in eine Art „innere Emigration“.²⁴⁴ Ein Nachhall dieser Wut durchzittert noch 2003 die Kindheitserinnerungen des Grazer Historikers Herwig Ebner.²⁴⁵ Er stammte aus einer streng sozialistischen Familie. Der Vater kämpfte im Februar mit Koloman Wallisch, die Mutter leistete Kurierdienste. Der Vater floh nach der Niederlage in die Tschechoslowakei, die Familie folgte. Sie wurde später ausgebürgert, der Vater zu mehrjährigem schweren Kerker verurteilt, das kleine selbst gebaute Haus beschlagnahmt. In der Emigration führte die Familie im Lager, dann in Prag und im Sudetengebiet ein armseliges, karges Leben. In Brünn hatte der Vater noch Otto Bauer getroffen. Über ihn und andere führende Sozialdemokraten heißt es in dem Erinnerungstext, sie hatten „noch rechtzeitig ihre Genossen im Stich gelassen“,²⁴⁶ dass Bauer in Brünn in einer „feudalen Wohnung“ lebte – Letzteres ist nur ein Gerücht und falsch. Glaubwürdig ist hingegen der Satz: „Einig war man sich in der Ablehnung Otto Bauers, dem von einem Besuch im Lager abgeraten wurde, weil die Lagerleitung seine Sicherheit nicht gewährleisten konnte.“²⁴⁷

4. Arbeit am Februarmythos

Was ist die Freiheit wert, wenn
niemand bereit ist, sie mit Einsatz
von Leib, Leben und Existenz
zu verteidigen.

(Otto Bauer: Der Aufstand als – Fehler)

Die Arbeit am Mythos begann bereits kurz nach der militärischen Niederlage. Die Rechtfertigungsschrift Otto Bauers war mit 19. Februar 1934 datiert; sie war durchweht von den Leidenschaften des Bürgerkrieges. Die Widmung galt dem Andenken der gefallenen und standrechtlich hingerichteten Helden des Republikanischen Schutzbundes. Der Titel hieß übertreibend „Der Aufstand der österreichischen Arbeiter“.²⁴⁸ Übergangen wurde, dass nicht alle österreichischen Arbeiter Sozialdemokraten, nicht alle Sozialdemokraten beim Schutzbund waren und nicht alle Schutzbündler kämpften. Im Kampf stand eine Minorität in Wien, der Steiermark und Oberösterreich. In den anderen Bundesländern geschah kaum etwas. Das „Pathos der Niederlage“ (Bruno Kreisky), wohl auch das schlechte Gewissen wegen der eigenen frühzeitigen Flucht, verführte den Verfasser zu einem Heldengesang ohne alle Maßen: Er zählte den Aufstand – „gewaltig, imponierend, hinreißend“ – „zu den größten, heldenhaftesten Kämpfen der Revolutionsgeschichte aller Zeiten und Länder“.²⁴⁹ Dann der Höhepunkt der Rechtfertigung: Der Verzweiflungskampf der österreichischen Arbeiter habe „die revolutionäre Ehre des internationalen Sozialismus gerettet“.²⁵⁰ Denn die beiden „gewaltigen Arbeiterparteien in Deutschland“ haben sich „mit einem Federstrich“ von Hitler zerstören lassen, nur die österreichischen Schutzbündler wagten den Kampf. Deshalb fieberten die Arbeiter in aller Welt, von London bis Melbourne, mit „weinten sie mit uns an der Bahre von Wallisch und Weissel, schworen sie mit uns Rache den Henkern des österreichischen Proletariats“.²⁵¹ Die Arbeiter der ganzen Welt sagten: Die Österreicher sind doch andere „Kerle“ als die Deutschen. Sie haben der Welt gezeigt, „daß es noch Männer gibt, die für den Sozialismus (nicht für die Demokratie, E. H.) in den Tod zu gehen bereit sind. Noch Helden, die ungebrochen, mit dem Hoch für den Sozialismus auf den Lippen, zum Galgen gehen“.²⁵² Der Februarmythos war so ein spezifisch männlicher Heldenmythos, auch wenn Bauer gelegentlich die Proletarierfrauen erwähnt, die „mit Küchenmessern und Bügeleisen“ ihren kämpfenden Männern beistanden.²⁵³ Dollfuß, der „Arbeitermörder“, reichte auch körperlich nicht an

diese Arbeiterhelden heran, ein „boshafter Zwerg“, der „wohlgewachsene Männer“ (gemeint war der inhaftierte, stets elegant gekleidete Bürgermeister Karl Seitz) hasste.²⁵⁴

Der Männlichkeitsmythos verwob sich mit dem Freiheitsmythos. Keine Macht der Welt – auch Bauer nicht, denkt man an die Nacht vom 11. auf 12. Februar – hätte die bewaffnete Elite der Arbeiterschaft hindern können, „sich nicht schimpflich zu ergeben, sondern der Welt zu zeigen, wie sich freiheitsliebende Männer wehren, wenn man sie versklaven will“.²⁵⁵ Aber diese abstrakten Mythen von Männlichkeit und Freiheit brauchten konkretere Symbole, Märtyrer, und so begann der Kult um die gefallenen Arbeiterhelden; ziemlich genau der katholischen Märtyrertradition nachgeformt, wurde der 12. Februar als Erinnerungstag in den Festkalender der Arbeiterbewegung aufgenommen. „Aus dem vergossenen kostbaren Proletarierblut wird reiche Ernte aufgehen. Aus der Erinnerung an unsere Gefallenen und standrechtlich Gerichteten, aus dem Ruhme des Kampfes, aus dem Haß gegen die Mörder, die Weiber und Kinder in den Gemeindebauten gemordet haben, gegen die Henker, die Verwundete zum Galgen schickten, [...] wird die österreichische Sozialdemokratie sieghaft wiedererstehen. Gefärbt mit dem Blut unserer Helden, wird die rote Fahne dereinst wieder über Wien, dereinst über Österreich wehen.“²⁵⁶ Wann sich dieser Blutmythos erfüllen werde, sagte Bauer 1934 auch – nach dem großen Krieg, der kommen und zur Revolution führen werde. Dann komme auch der Tag der Vergeltung, der Tag der Revanche, der Tag des Sieges.²⁵⁷

Diese Leidenschaft, dieses Pathos ist nur aus der Niederlage und Verzweiflung, dem Kampf doch noch einen Sinn zu geben, erklärbar. Doch Bauer wäre nicht der kritische Intellektuelle, der er war, wenn er nicht auch Selbtkritik geübt hätte: an den Fehlern seiner Politik vor dem Februar, dem Versagen der Führung im Kampf; das genaue Datum seiner Flucht allerdings verschwieg er. Die „eigentliche Ursache der österreichischen Katastrophe“ fand er im Sieg Hitlers in Deutschland und im Anschwellen der „nationalsozialistischen Flut“ in Österreich.²⁵⁸ Die „wirkliche Ursache der Niederlage“ suchte er im Abseitsstehen eines „sehr großen Teiles des Proletariats“, als die Schutzbündler im Kampf standen.²⁵⁹ Doch der Glutkern der politischen Leidenschaft der Linken in den Dreißigerjahren lag im Antifaschismus. Der Faschismus war der feuerspeiende Drache, der Europa bedrohte. Daher musste Dollfuß zum „Faschisten“ hochstilisiert und seine Diktatur als „faschistische Diktatur“ punziert werden. Auch eine Niederlage im Kampf gegen diesen Drachen war so heldenhaft und aller Ehren wert – egal wie dilettantisch der militärische Kampf

in Wirklichkeit geführt wurde. Den Herrschaftstypus der Regierung Dollfuß vom März 1933 bis Februar 1934 definierte Bauer korrekt als „Regierungsabsolutismus“, dem Muster des „Kriegsabsolutismus“ im Ersten Weltkrieg folgend.²⁶⁰ Dann aber, im Jänner 1934, nach dem Besuch des italienischen Unterstaatssekretärs Fulvio Suvich, habe die Regierung beschlossen, die faschistische Diktatur aufzurichten.²⁶¹ Dafür gibt es allerdings keinen empirischen Beweis. Doch brauchte Bauer diese Annahme, um die Februarkämpfe als Kampf gegen den österreichischen Faschismus zu heroisieren. Diese „faschistische Diktatur“ führe die Geschäfte der Kapitalisten, der Aristokratie und der Kirchenfürsten.²⁶² Aber so ganz sicher ist sich Bauer nicht. Denn gleichzeitig führt er an, dass zur Aufrichtung einer „faschistischen Diktatur“ die Basis einer „straff organisierten, einheitlich geführten Formation, wie es die Schwarzhemden Mussolinis und die Braunhemden Hitlers“ sind, fehlen.²⁶³ Daher werde sich das Regime auch nicht lange halten, weil ohne Massenunterstützung und von inneren Gegensätzen zerissen: Führerstreit zwischen Dollfuß, Fey und Starhemberg, Gegensätze zwischen Aristokraten und Generälen der Heimwehr und den christlichsozialen Bauern und Kleinbürgern, Gegensätze zwischen den Unternehmern und den christlichsozialen Gewerkschaften, Gegensätze zwischen Habsburg- und Hitlersympathisanten, Gegensätze zwischen jüdischen Kapitalisten und Antisemiten.²⁶⁴

Die alte Geliebte Demokratie kann Bauer selbst nach dem Februar 1934 nicht ganz verstößen. Zwar gehe der Kampf jetzt direkt um den Sozialismus, ohne die Zwischenstufe der liberalen Demokratie, in Richtung einer revolutionären Diktatur als Übergangsform. Dann aber beginnt ein typisches dialektisches Wortspiel à la Otto Bauer: Wie wird die Diktatur des Proletariats aussehen? Nicht anders als die „Diktatur einer Demokratie der Werktätigen“.²⁶⁵ Was heißt das? Eine „Demokratie, die mit terroristischen Mitteln den Widerstand der Bourgeoisie gegen den Willen der werktätigen Massen bricht“.²⁶⁶ Demokratie ist Mehrheitsherrschaft, egal mit welchen Mitteln, ohne jede Garantie für die Minderheit. Kurz, die spätere „Volksdemokratie“ im kommunistischen Jargon. Wo der Faschismus die bürgerliche Demokratie gesprengt hat, kann das Proletariat die Staatsmacht nur gewaltsam im Bürgerkrieg erobern. Ihre Klassenherrschaft wird dann als „totalitäre Diktatur der revolutionären proletarischen Partei“ ausgeübt werden. Erst wenn die ökonomische und politische Macht der Ausbeuterklasse terroristisch vernichtet sein wird, kann sich die „totalitäre Diktatur“ in eine „Diktatur der Demokratie der Werktätigen“ umwandeln, um letztlich, nach dem Verschwinden der Klassengegensätze, als eine „sozialistische Demokratie“ den Endzustand zu erreichen.²⁶⁷ Es wird

einem schwindlig von dieser Wortakrobatik, diesem Wortspiel mit Demokratie und Diktatur. Kein Zweifel: Otto Bauer hat damals den Tiefpunkt als „Politiker-Intellektueller“ und als politischer Theoretiker erreicht. Es war ein und sein Glück, dass diese Konzeption nicht umgesetzt werden konnte.²⁶⁸

Dritter Teil

Die Bitternis der Niederlage und des Exils

I. Leben, Schreiben, Kämpfen in Brünn

Kein Papst dankt ab, solange
Seelen seiner bedürfen. Otto Bauer,
der wollende, wissende, irrende und
leidende Mensch gehörte sich nicht selbst.
Er war der geistige Wortführer des Widerstandes,
mit dem eine gewaltige geschichtliche
Bewegung sich bis zur völligen Vernichtung
gegen ihr Schicksal stimmte. [...] Jede
Sorge führte zu ihm, jeder Widerspruch
fand in ihm seine Auflösung; jeder
Richtung diente er als Dolmetsch,
und allen bewies er, daß ihr wider-
spruchvolles Streben im Einklang stand
mit dem undurchsichtigen Lauf der
Welt.

(Joseph Buttner: Am Beispiel Österreichs)

Die bürgerliche Demokratie ist
in Österreich tot, ihre Zeit ist
in unserem Lande vorbei.
(Otto Bauer: Um den Namen der Partei)

Exil – das heißt: Leben in der Fremde. Allerdings war die Tschechoslowakei (CSR) für Otto Bauer kein ganz fremdes Land. Seine Familie stammte von dort, er hatte dort maturiert und sprach Tschechisch. Da aus Österreich ausgebürgert, reiste er vermutlich mit einem tschechischen Interimspass, um seinen Verpflichtungen in der SAU nachzukommen. Sogar in das tschechoslowakische Pensionssystem wurde er aufgenommen. Seit Jahrzehnten hatte er beste Beziehungen zur deutschen Sozialdemokratie in den Sudetengebieten, weniger zur tschechischen, die eher reformistisch ausgerichtet war. So sagte der Führer der tschechoslowakischen Sozialdemokraten Dr. Meissner zum österreichischen Gesandten Ferdinand Marek, den er seit dem Februar 1934 glatt geschnitten hatte, im November 1935, als der persönliche Verkehr wieder aufgenommen wurde: „Das Unglück der österreichischen Arbeiter-

schaft ist unbedingt Dr. Bauer gewesen. Dieser Dogmatiker ist unbekehrbar.¹ Deshalb habe er jeden persönlichen Kontakt in der ČSR mit ihm vermieden. Dennoch: Die deutschen und tschechischen Sozialdemokraten, die in Prag in der Regierung saßen, wirkten als Schutzpatron für die österreichischen Emigranten. Bauer lernte den Vorteil, wenn Sozialdemokraten an der Regierungskoalition beteiligt waren, ad personam kennen. Allein die deutsche Sozialdemokratie (DSAP) hatte zwischen 1933 und 1938 zwei Millionen tschechische Kronen für sozialdemokratische Emigranten aufgewendet. Der einzelne geflohene Schutzbündler in den Lagern musste dennoch unter dem Existenzminimum leben, er erhielt ein Sechstel des Wochenlohnes eines tschechischen Metallarbeiters.² Die österreichischen Flüchtlinge wurden 1934 zunächst von der tschechischen liberalen und linken öffentlichen Meinung als Helden des Widerstandes gegen den Faschismus mit Begeisterung aufgenommen. Bald allerdings wurden sie lästig – auch angesichts der hohen Arbeitslosigkeit in der Republik (über 700 000) – und sie belasteten die Beziehungen zwischen Prag und Wien. 1937, als die Hochzeit des Februarmythos vorbei war, schrieb Bauer an den tschechischen Genossen Antonín Hampl, der sich verleugnen ließ und ihn nicht empfangen hatte, bitter: Er kenne aus seiner Zeit als Außenminister, wie schwer die ungarische Emigration 1919 zu behandeln war; sie werde rasch lästig und man ist ihr wenig gewogen.³

Brünn, der Hauptwohnsitz Bauers von 1934 bis 1938, galt als Vorort von Wien, nur etwas mehr als 100 km von der österreichischen Hauptstadt entfernt. In der 250 000 Einwohner zählenden Stadt existierte in den Dreißigerjahren noch ein ausgeprägtes deutsches Milieu mit etwa 50 000 Menschen. Im Café Biber trafen sich die deutschsprachigen Emigranten.⁴ Bauer lebte privat mit seiner Frau bescheiden in einer möblierten Zweizimmerwohnung.⁵ Er gehörte 1934 noch eindeutig zur politischen Emigration. Erst 1938 musste er nun auch als jüdischer Emigrant nach Paris übersiedeln.

Seine wahre Heimat war stets die Partei und ihr Umfeld. Sie hatte er im Februar verloren, die Partei war verboten, ihre Einrichtungen und Gebäude beschlagnahmt. So war sein erstes Ziel, die illegale Partei in Österreich und eine Auslandsvertretung im Exil aufzubauen. Als Emigrant blieb seine Wirkungsmöglichkeit beschränkt. Die ČSR war zwar noch eine demokratische Republik, aber mit starken ethnischen Konflikten. Außenminister Edvard Beneš betonte in einem langen Gespräch mit dem österreichischen Gesandten Ferdinand Marek am 21. Februar 1934: Die ČSR sei gegenüber Österreich neutral; die Beziehungen der Regierungen dürfen nicht getrübt werden. Ein Asyl müsse er den politischen Flüchtlingen einräumen, aber jeden Versuch, sich militärisch

zu organisieren, einen Aufstand oder einen Überfall in Österreich anzuzetteln, werde er mit aller Energie unterbinden. Daran lasse er sich auch von eigenen Sozialdemokraten nicht hindern.⁶

Beneš hatte auch nicht vergessen, dass Bauer noch 1918 ein entschiedener Anschlussfreund war, dadurch aber ein tiefes Trauma der tschechischen Politik berührte. Als Bauer Ende Februar 1934 eine Rundfunkrede in einem tschechischen Sender halten wollte, wurde er von Beneš mit sanftem Druck davon abgehalten, wobei Bauer erklärte, als Emigrant sei er sich seiner „Verpflichtung gegenüber der tschechischen Republik bewusst“.⁷ Zwar wurde er polizeilich überwacht, aber der Brünner Polizeidirektor Dr. Josef Babák stand der österreichischen Emigration wohlwollend gegenüber. Als der österreichische Gesandte Marek – der menschlich in einem Dilemma steckte, denn er musste seinen ehemaligen Chef, der ihn nach Prag geschickt hatte, nun als „Feind“ behandeln – im Auftrag der österreichischen Regierung von Beneš eine schärfere Überwachung der Bauer'schen „Arbeiter-Zeitung“ wünschte, die in der ČSR legal erscheinen konnte, aber illegal nach Österreich gebracht wurde, entgegnete der Außenminister, „daß die Herausgabe einer Zeitung der Emigranten an und für sich nicht verwehrt werden könne, daß aber Überschreitungen sofort gefahndet werden würden“.⁸ Ein Verbot war auch deshalb schwer möglich, weil offiziell ein tschechischer Staatsbürger als Herausgeber fungierte. Regelmäßig schickte Marek die „Arbeiter-Zeitung“ und den „Kampf“ nach Wien.

Nach dem Schock der Niederlage, der Flucht, dem Verlust der Parteiheimat nahm Bauer sofort die politische und theoretische Arbeit wieder auf. Er schuf sich so eine Ersatzheimat, in der Hoffnung, dass die Diktatur Dollfuß ohnedies bald zusammenbrechen werde, weil zwei Drittel der Bevölkerung gegen sie eingestellt sei. Eine Illusion war zerbrochen und die nächste, die „kurze Perspektive“, wurde aufgebaut.

Bereits am 17. Februar 1934 beschlossen die führenden Emigranten, in Brünn das Auslandsbüro der österreichischen Sozialisten (ALÖS) zu errichten. Etwa acht Personen waren dort hauptberuflich tätig, darunter eine Stenotypistin. Die Leitung hatten Bauer und Deutsch inne, falls die sich nicht einigen konnten, sollte Friedrich Adler vermitteln.⁹ Das eher kühle Verhältnis zwischen Bauer und Deutsch besserte sich in der Emigration, beide trugen die Hauptverantwortung für den Februar 1934, beide waren das Ziel heftiger Kritik. Deutsch glaubte sogar von einer „echten Freundschaft“ reden zu können, wobei der „Chef“ zweifelsohne Bauer blieb.¹⁰ Das Büro des ALÖS befand sich im vierten Stock eines sanft modernistischen Gebäudes, das dem

tschechischen Konsumverein (Arbeiterbäckerei) gehörte, Brünn, Zeile 83–85. Die Aufgaben der ALÖS wurden Ende Februar, Anfang März folgendermaßen festgelegt:

1. Als Auslandsstützpunkt den aktiven Sozialisten zu dienen und jene Arbeit zu leisten, die in Österreich nicht gemacht werden könne: Zeitungen, Broschüren, Flugschriften nach Österreich zu schmuggeln.
2. Die Erbschaftsverwaltung der österreichischen Sozialdemokratie zu übernehmen – ideologisch, die Verteidigung der großen Tradition der Partei; nach dem Programm von Hainfeld, das Proletariat kampffähig zu machen und zu erhalten; finanziell, die geretteten Gelder nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten.¹¹

Der Bezugspunkt war mit gutem Grund Hainfeld, nicht Linz. Hainfeld war das Symbol des Anfangs, die zerstrittenen Gruppen zu einer Einheit zu führen; Linz war der Höhepunkt einer großen und starken Partei. Nun stand die Arbeiterbewegung wieder vor einem Anfang, unter den erschwerenden Bedingungen einer großen Niederlage und der Diktatur in Österreich. Die aktiven illegalen Gruppen waren zerstritten, voller Ressentiment gegen die Führung, von der Frage der Schuld getrieben, die Kommunisten hatten Auftrieb bekommen. Die Schuldfrage wurde gnadenlos hin und her geschoben – die geschlagenen Schutzbündler machten die Parteiführung für die Niederlage verantwortlich, die Parteiführung schob die Schuld auf das Versagen der Massen beim Generalstreik. Doch Brünn hatte eine starke Position: Bauer und Deutsch besaßen die Oberhoheit über die Verwaltung des geretteten Parteivermögens und Otto Bauer war noch immer, trotz aller Kritik an der Parteiführung, eine intellektuelle Potenz mit internationalen Kontakten, eine Autorität mit einer Anhängerschaft in Österreich. So pilgerten die Vertreter der einzelnen Gruppen nach Brünn, um sich den Segen des „Übervaters“ zu holen. Bauer war klug genug, nicht die Führung der illegalen Partei vom Ausland her zu beanspruchen, sondern „nur“ die Rolle des „Vermittlers“ zu übernehmen und das große Erbe der österreichischen Arbeiterbewegung (also auch seine Politik) bei jeder Gelegenheit zu verteidigen. Aber er achtet auch auf die neuen Bedingungen des Kampfes im „Faschismus“. In einem Brief an Friedrich Adler vom 4. Juli 1934 skizzierte Bauer seine politischen Probleme:¹²



Abb. 21: Gebäude der Arbeiterbäckerei Delpa, Brünn.

- Das ALÖS habe die Aufgabe, alle Gruppen in Österreich in einem „neuen Hainfeld“ zusammenzuführen. Seine, Bauers, Autorität sei bei den Arbeitern längst nicht so erschüttert wie bei den jüdischen Intellektuellen und den Parteibürokraten. Er werde vom Zentralkomitee der Revolutionären Sozialisten gedrängt, wieder die politische Führung zu übernehmen. Das sei jedoch weder politisch noch technisch zweckmäßig. Er könne nur die „geistige Führung“ übernehmen. Bauer konnte sich dabei auf den Bericht Manfred Ackermanns berufen, des führenden Mannes des Zentralkomitees der Revolutionären Sozialisten, den dieser am 13. März nach Brünn geschickt hatte, und der gespickt war mit dick aufgetragenem Lob der Autorität Bauers; obendrein bestellte er gleichzeitig eine „Prinzipien-Erklärung“ der Revolutionären Sozialisten bei dem geschlagenen Führer.¹³
- Der Name „Sozialdemokratie“ war geächtet. In der „Arbeiter-Zeitung“ solle das Wort „sozialdemokratisch“ nicht mehr vorkommen.¹⁴ In einem Artikel schlug Bauer einen Ausweg aus diesem Dilemma vor: Er rechtfertigte den Namen „Sozialdemokratie“ durch die große Geschichte der Arbeiterbewegung und durch die „Sterbensrufe der Märtyrer“, andererseits gestand er zu, dass die bürgerliche Demokratie in Österreich tot sei. Ganz im alten Stil meinte Bauer, dass nur eine Parteikonferenz die Namensfrage für die neue, illegale Partei lösen könne.¹⁵
- Ein weiteres Problem bereitete der Zustrom zu den Kommunisten. Im Brief vom 4. Juli an Friedrich Adler erwähnte Bauer den „Roten (autonomen) Schutzbund“ in Wien, der von Kommunisten durchsetzt sei. Im nächsten Brief vom 11. Juli schrieb er optimistisch an Adler: „Die Kommunistische Partei hat in Österreich jetzt eine Menge neuer Leute, die gar keine wirklichen Kommunisten sind, sondern, wie ich mich immer überzeuge, in einem Gespräch von zwei Stunden zurückgewonnen werden können.“¹⁶ Tatsächlich wuchs die KPÖ nach den Februarkämpfen von 3 000 auf 12 000 Mitglieder an.¹⁷ Über die Taktik der Kommunisten machte sich Bauer allerdings keine Illusionen: Sie wollen die totale Herrschaft über die Sozialdemokraten.¹⁸
- Von Brünn aus versuchte Bauer auch weiterhin internationale Kontakte zu knüpfen: So berichtete er Adler, dass der tschechische Gesandte Fierlinger in Wien über die verhafteten Sozialdemokraten mit Dollfuß reden wolle; der jedoch verweigerte jedes Gespräch über innere Angelegenheiten. So schlug Bauer der SAI vor, auf die Konvertierung der Lausanner Anleihe in Paris Einfluss zu nehmen.¹⁹

Schon Ende März, Anfang April entwarf Bauer die Statuten der Revolutionsen Sozialisten (RS), die sogenannte „Wiener Konferenz“ beschloss sie im September. Als Vorbild dienten die illegalen Bolschewiki vor 1917. Die Statuten unterschieden zwischen dem „Parteikern“ und der „Peripherie“, den Massen. In den Kern durften nur Genossen aufgenommen werden, die durch Charakterfestigkeit, Verlässlichkeit, Verschwiegenheit und sozialistische Treue erprobt sind. Alkoholiker und frühere Parteiführer, die der Polizei bekannt sind, durften nicht den Kern bilden, ebensowenig Intellektuelle und frühere Parteiangestellte, nur „echte“ Proletarier sollten zum Zug kommen. Denen wurde (zur Motivation) nach dem Sieg der sozialistischen Revolution versprochen, dass sie „die Träger der neuen Staatsmacht“ sein würden und die „Machtpositionen“ besetzen dürften. Eine innerparteiliche Demokratie konnte es in der Illegalität nicht mehr geben. Das war einsichtig. Doch Bauer ging noch viel weiter. Er richtete die Verfassung der illegalen Partei strikt nach dem „demokratischen Zentralismus“ Lenins aus: Wahl des Zentralkomitees durch eine „repräsentative Konferenz“, dann aber hätte es volle „diktatorische Gewalt“.²⁰ Die Statuten belegen zwar Bauers teilweise radikale Linkswende, aber sie blieben deklaratorisch, befriedigten die aufgeregten Gemüter nach dem Februar, hatten aber wenig praktische Wirkung. Bauer selbst kümmerte sich wenig um die „diktatorische Gewalt“ des Zentralkomitees und mischte sich von außen ständig ein, ebenso andere diskussionserprobte Genossen. Im Inland spürten viele Aktivisten die Eignung, die neue Führung zu stellen, und die alten Gruppenkämpfe vor dem Februar wurden nachher in der Illegalität und im Exil munter weitergeführt.²¹ Trotz der radikalen Sprache führte auch Bauer im Grunde seine Politik des Einerseits/Anderseits in der Emigration fort. Das ALÖS selbst hatte auf die illegalen Gewerkschaften im Inland und auf die Internationale Gewerkschaftsführung im Ausland wenig Einfluss. Ebenso wenig auf die ca. 2 000 geflüchteten Schutzbündler, die in der ČSR auf 18 Lager, die militärisch geführt wurden, aufgeteilt und eine Quelle ständiger Unruhen waren. Die Lage entspannte sich erst, als 700 Schutzbündler in die Sowjetunion ausreisten, dort zuerst gefeiert wurden, dann den harten Alltag kaum ertrugen oder zahlreich im stalinistischen „Großen Terror“ umkamen.²² Als der erste Teil der Schutzbündler abreiste, wollten Bauer und Deutsch eine Rede halten. Da Deutsch von den Vertrauensmännern abgelehnt wurde, verzichtete aus Solidarität auch Bauer. Ein Manifest der Abreisenden vom 24. April 1934 artikulierte eine harte, kommunistisch inspirierte Kritik an der alten Führung: „Unsere Führer wollten nichts anderes als die Demokratie verteidigen, anstatt den Kapitalismus anzugreifen, den Kampf um die Macht zu

eröffnen, den Kampf um die Diktatur des Proletariats.“²³ Die Massen, heißt es weiter, mussten versagen, weil sie für die Revolution nicht vorbereitet wurden. Dann unmissverständlich: Wir haben im Februar nicht für die Demokratie, wir haben für die Zukunft des Sozialismus gekämpft.²⁴ Auch später noch, als im Dauerunruheherd, dem Lager Zbraslav, 1935 eine Februarfeier abgehalten wurde, kam es zu einem Skandal, wie der anwesende Bauer in einem Brief empört schrieb: „Eure Feier hatte eine ganz unzweifhafte kommunistische Tendenz. Die Funktionäre der alten Partei wurden teils als Verräter, teils als Spießer vorgeführt. [...] Der Schlußsatz war nicht eine Verherrlichung der Einheitsfront, sondern eine einseitige Verherrlichung der Kommunistischen Internationale...“²⁵ Die anwesenden Vertreter der beiden sozialistischen Parteien in der ČSR waren ebenfalls tief verletzt. Bauer verhinderte es dann, nochmals in dieses Lager zu kommen, weil er dort nur „in ordinärster Weise“ angeflekt werden würde.²⁶

Die Abgeschlossenheit des Exils verschärft die Empfindlichkeiten, gab allen ideologischen Differenzen immer auch eine persönliche Note. Der Tratsch blühte, Verdächtigungen wurden rasch geäußert und verbreitet. Es ging um das Prestige und den „Rang“ des jeweiligen Emigranten. Das drückte sich auch in der Bezahlung der Funktionäre aus. Wie überhaupt die Geldfrage ständig Neidgefühle und Misstrauen auslöste. Bauer und Deutsch ließen sich in die Finanzgebarung nicht hineinblicken, das verstärkte die Streitigkeiten. Allgegenwärtig war die Angst vor Spionen. Mit Recht. Ständig kamen zwielichtige Personen zur österreichischen Gesandtschaft in Prag, die behaupteten, Zugang zu Emigrantenkreisen zu haben. Teilweise erhielten sie von Marek auch eine geringe Bezahlung.²⁷ Die von Deutsch getrennt lebende Ehefrau Maria Deutsch-Kramer wollte nach Österreich zurück und schimpfte in der Gesandtschaft über ihren Ehemann und Otto Bauer.²⁸ Die Emigration fürchtete, dass die österreichische Polizei Spione als getarnte Flüchtlinge in die ČSR schicke. Der tatsächliche Verrat des Verlaufes der Reichskonferenz Ende 1934 löste in Brünn eine hektische Suche nach dem Verräter aus.²⁹ Obendrein verschlechterte sich die Lage der Emigranten, als im Mai 1935 in der Tschechoslowakei Parlamentswahlen stattfanden und die Schutzmacht, die tschechische Sozialdemokratie, schwer verlor und die deutsche Sozialdemokratie praktisch halbiert wurde.³⁰

In dem Manuskript „Die illegale Partei“, das nach Bauers Tod 1939 in Paris veröffentlicht wurde, untersuchte er die Funktion der Emigration. Er nahm Bezug auf die Emigranten Marx und Engels und gab so der eigenen Emigration eine höhere Weihe. Vor allem aber schob er nun eine neue Begründung



Abb. 22: Der 1. Mai 1934 in Brünn: Julius Deutsch, Otto Bauer, Schiller-Marmorek.

für die Flucht nach: Als Deutsch und er erfuhren, dass die anderen führenden Genossen der alten Partei bereits verhaftet waren, entschlossen sie sich, ein „Hilfsorgan“ im Ausland zu errichten. Mit dieser Absicht überschritten sie die tschechoslowakische Grenze.³¹ Nun stimmte es, dass bestimmte Funktionen und Leistungen der illegalen Partei nur vom Ausland her zu erfüllen waren. In dieser Aufgabe verlor die Emigration das Gefühl, nur ein „Strandgut der Geschichte“ zu sein: „Ihr ist es gegeben, laut zur Welt zu sprechen, während die Genossen in der Heimat in ihren Katakomben verstummt sind.“³² Sie muss jene geistige Arbeit leisten, die lebensnotwendig in einer Zeit ist, „in der der Sozialismus nach schweren Katastrophen geistiger Erneuerung bedarf“.³³ Sie muss die Heimat mit notwendigen politischen Informationen versehen, Verbindungen mit dem Ausland herstellen, Zeitungen und Broschüren herstellen und für die Aufbringung der finanziellen Mittel für den Kampf sorgen.

Wo aber bleibt der Mensch Otto Bauer in der Emigration? Wie meistens bei ihm, fehlen in den vorhandenen Quellen fast alle Informationen zu dieser Frage. Aus einem Brief von Karl Seitz aus Karlsbad an Bauer vom 24. März 1937 kann man indirekt schließen: Bauer war „müde“, seine Depressionen verstärkten sich. Wie immer floh er daraus in die Wissenschaft, betrieb Philosophie, Mathematik und Physik, schrieb einen Aufsatz nach dem anderen. Seine Frau Helene fühlte sich in Brünn nicht wohl.³⁴ Kein Wunder, kam doch Hilde Marmorek, die Freundin, mit ihrem Mann Schiller Marmorek, der zunächst in Wien Leiter des Rechtsbeistandes der Partei war, im Herbst 1934 nach Brünn.³⁵ Nun lebte sie ganz in der Nähe von Bauer. Sie war Mitte vier-

zig, Bauer Mitte fünfzig, Helene Mitte sechzig. An Friedrich Adler, den wohl engsten Freund, schrieb er am Beginn eines Briefes vom 12. Februar 1937 einen persönlichen Satz: dass sich sein schlechter Gesundheitszustand etwas gebessert habe. Dann wendet sich der Brief sofort der Politik zu.³⁶ Ein anderer Freund schrieb ihm: „Ich kann verstehen, daß Du in Deiner persönlichen Einsamkeit in der Emigration Dich aus dem Dreck der Realität in die geistigen Höhen des kantischen Imperatives flüchtest.“³⁷ Einer seiner Tarnnamen im Briefverkehr mit der illegalen Partei lautete *Amos*. Der Name war mit Bedacht gewählt, er verweist auf jenen alttestamentarischen Propheten, begütert und gebildet, der vom Oberpriester angeklagt und aus dem Land Israel ausgewiesen wurde.³⁸

Der Menschewik Theodor Dan, der vertraute Freund aus den Sankt Petersburger Tagen von 1917, seit 1922 außer Landes verwiesen, in Berlin und Paris lebend, ein „Berufsemigrant“, von Bauer als Vertreter der russischen Sozialdemokratie in der SAI eingeführt, seit Mitte der Zwanzigerjahre im Streit mit Bauer wegen dessen zu positiver Einschätzung der Rolle der Sowjetunion im Rahmen des internationalen Sozialismus, schrieb am 3. März 1934 an Bauer einen Trostbrief, der den neuen Berufsemigranten in seiner Stilisierung des Februar 1934 als internationales Arbeiterheldenepos noch weiter anfeuerte. Dan meinte: Er verstehe Bauers Enttäuschung über das „verschiedenartige Versagen“. Der Aufstand der Arbeiter habe aber, wie der der Pariser Kommune von 1871, eine „weltgeschichtliche, epochenmachende Rolle“. Der Aufstand war kein „Arrièregarde-Gefecht“, sondern „der Ausgangspunkt der proletarischen Vorbereitung zu siegreichen Schlachten“. „Seit Jahrzehnten kann zum ersten Mal unser demokratischer Sozialismus, der scheinbar ganz in Nüchternheit und kleinlichem Praktizismus aufgegangen war, eine heldenhafte Tat vorweisen, die die Herzen erschüttern, die romantische Sehnsucht befriedigen kann, die von Poeten besungen, zum Arbeiterepos in allen Ländern der Welt werden wird. [...] Die Analyse darf die herzbewegende Romantik der Taten, die von Legenden umwoben werden, nicht töten...“³⁹

Eine treffende Charakterisierung Bauers in der Emigration stammte von Joseph Buttinger. Er, der in seinem Buch die Mitkämpfer ironisch bis zur Vernichtung kritisierte, bewahrte sich einen gewissen Respekt vor Bauer. Er schrieb: Mit der Februar-Niederlage begann das Absinken Bauers von der Höhe, auf der er in der alten Partei gethront hatte. „Gleichzeitig regten sich in ihm zum ersten Mal (?) Zweifel an seinem Lebenswerk. Die äußeren Veränderungen in seinem Leben waren zu groß, um ihn nicht zu erschüttern, seine Denk- und Einbildungskraft zu lebhaft, um ihn die Ahnung schlimmerer

Dinge, deren böser Vorbote die Februarniederlage war, gänzlich zu ersparen. Aber Bauer war nicht der Mann, seine Sorgen und Zweifel mit Fremden zu teilen. Seit jeher schon verriet sein verschlossenes Wesen nur im Umgang mit Arbeitern menschliche Wärme. Der eine oder andere seiner Führerkollegen hatte diese Wärme immer wieder gesucht, aber Bauer glich dem echten Priester, der nicht seine Standesbrüder, sondern nur die Gläubigen liebt. [...] „Geschlossener“ und „überzeugender“ als irgend ein anderer sprach auch nach dem Februar Otto Bauer die „ungebrochene Zuversicht“ der neuen Menschen in Österreich aus. Für alle, die aus dem Zusammenbruch eine Hoffnung gerettet hatten – sei es auf eine bescheidene Wiederkehr der Legalität oder auf den baldigen Sieg der Revolution – blieb er Vater, Ernährer und geistiger Bürge ihrer Träume.⁴⁰

Ein anderer vertrauter Schüler, Otto Leichter, las im Frühjahr 1939 Bauers Aufsätze in „Der Kampf“ nach. Er notierte: „Die Welt hat alles in den letzten Jahren gründlichst verändert und das meiste von dem, was geschrieben worden ist, trägt heute den Charakter des Antiquierten, Überholten, aber bei den Bauer-Artikeln hat man eigentlich mehr als bei vielen anderen das Gefühl, dass sie, so gescheit sie im einzelnen waren, und so viel man aus ihnen noch lernen kann, so doch unglaublich falsch und mehr noch als andere Arbeiten von der Geschichte widerlegt worden sind. Merkwürdig, diese Verbindung von Genialität und praktischem Ungeschick ...“⁴¹

II. Die Revolutionären Sozialisten (RS) in der österreichischen Diktatur

1. Theorie der Illegalität

Mit der Demokratie fällt der Reformismus. Man nimmt die Gefahren illegaler Arbeit nicht um dieser oder jener Reform willen auf sich. Die illegalen sozialistischen Kader sind nicht weniger revolutionär in Mitteln und Zielen als die Kommunisten.

(Otto Bauer: Die illegale Partei)

Otto Bauer war aufgewachsen in der legalen Arbeiterbewegung und hatte sie bis zum Februar 1934 geführt. Jetzt stand er vor den Trümmern seines politischen Lebenswerkes und musste sich auf die Illegalität umstellen. Wie stets entwickelte er sofort einen theoretischen Rahmen. Zunächst als Broschüre geplant, wurde daraus ein umfangreiches Buch über die illegale Partei, das von Friedrich Adler aus dem „unveröffentlichten Nachlass“ herausgegeben wurde. Das Buch ist ganz auf den Vergleich der illegalen Arbeiterbewegungen im 19. und 20. Jahrhundert ausgerichtet. Der Autor ist sich dabei allerdings bewusst, dass die Gewaltmittel des Staates von den autoritären Monarchien bis zum Faschismus ungeheuer angewachsen sind. Den Stalinismus lässt er hier aus. Er verweist auf den Unterschied zwischen den Gefängnissen des Zarismus und den Konzentrationslagern Hitlers, aber die „sibirischen Verbannungsorte“ mögen im Zarismus „idyllisch“ gewesen sein, wie Bauer schreibt, der zeitgenössische Gulag war es sicherlich nicht.¹

Ausgangspunkt der Analyse war die These: „Jede radikale Veränderung der Daseins- und Kampfbedingungen der Arbeiterklasse erfordert eine Änderung der Organisationsstruktur der Partei und die Auslese eines neuen, den neuen Kampfbedingungen angepaßten Führerstabes.“² Bauer suchte dann Modelle in der Geschichte. Fündig wurde er bei den Bolschewiki, bei Lenins Konzept der Kaderpartei:³ ein im Ausland wirkendes Zentralkomitee von Berufsrevolutionären; die Versuche der illegalen Partei in der Heimat, in legale Arbeiterorganisationen einzutreten und diese unter ihren Einfluss zu bringen.

Allerdings, so der Unterschied zu Mitteleuropa, die russischen Massen waren noch nicht von sozialistischen Gedanken erfüllt.⁴ Was zeichnet den Idealtypus des illegalen Sozialisten aus? Er ist in den meisten Fällen ein Mann, ständig von der Verhaftung bedroht, tapfer, nervenstark, sein Glaube an den Sozialismus lässt sich auch durch die Gewaltorganisationen des Faschismus nicht brechen. „In der illegalen Partei harrt nur aus, wen es lockt, *gefährlich zu leben*, in heroischem Kampf gegen eine übermächtige Gewalt und heroischer Aufopferung alles persönlichen Behagens einem Menschenideal zu dienen.“⁵ Bauer musste diese heroische Lebensauffassung mit nüchternem Rationalismus verbinden. „So entwickelt sich in hartem Kampf ein hartes unsentimentales Geschlecht. Je ohnmächtiger die kleine Schar der feindlichen Übermacht gegenübersteht, desto fester wird ihr Wille zur Macht.“⁶ Dieser Idealtypus gemahnt an Friedrich Nietzsche und er ist gar nicht so entfernt von dem faschistischen Kämpfertypus der illegalen Zeit – von der Ideologie abgesehen.⁷

Erste Aufgabe der illegalen Partei sei es, ihre Kader über das Zeitgeschehen zu informieren; das kann nur vom Ausland her geschehen. Im Inland selbst erliegen die Charakterschwachen und Karrieresüchtigen der ehemaligen Parteiangehörigen der austrofaschistischen Propaganda. Ein anderer Teil wechselt zum „oppositionellen, rebellischen Nazifaschismus“. Die Mehrheit sinkt in die politische Indifferenz.⁸ Aber ein Kern alter Sozialdemokraten bleibt ihrer Gesinnung treu. „Bei Begräbnissen einstiger Kampfgefährten, bei Sammlungen für die Familien in Not geratener Genossen zeigt sich die Treue der alten Sozialdemokraten zur zerstörten Kampfgemeinschaft.“⁹ Sie spielen miteinander Karten, reden von den alten Zeiten. Sie leisten keine illegale Arbeit, aber sie sind Knotenpunkte unorganisierter Flüsterpropaganda. Ziel muss es sein, die jungen illegalen Kader mit den Vertrauensleuten der alten Partei zu verbinden.¹⁰ Wie aber ist an die Jugend heranzukommen, die durch die Schule der faschistischen Jugendorganisationen geht? Auf diese Frage gibt Bauer nur eine vage, abstrakte Antwort: dass der Sozialismus einer neuen Haltung, einer neuen Einstellung und neuer Lösungen bedarf, um die junge Generation zu entflammen und zu führen.¹¹ Auch der enthusiastische Satz der Zukunftshoffnung bleibt im Gefühl stecken. „In der geistigen Unruhe der illegalen Partei, in ihrer Kritik an den Ideologien und Kampfmethoden der Vergangenheit, in ihrer Suche nach neuer, die Ideenwelt des Sozialismus umwälzender Erkenntnis drückt sich ihr Bewußtsein der Neuheit, der Unerhörtheit, der Ungeheuerlichkeit ihrer Aufgabe aus.“¹² Diese neue Erkenntnis muss an das Erbe der alten Partei anknüpfen, aber neue Perspektiven entwickeln. Diese Hoffnung Bauers lief in der politischen und sozialen Realität der Dreißigerjahre völlig ins Leere.

Die Kader, die „Offiziere und Unteroffiziere des Klassenkampfes“, müssen trainiert werden, die Massen zu führen. Dazu gehört die Kunst der Konspiration und, wie beim Militär, die bedingungslose Unterwerfung unter die Befehlsgewalt der Leitung.¹³ Dazu gehört die Kunst des Agitierens, den natürlichen „Klasseninstinkt“ der Arbeiter anzusprechen und sie so gegen die Verführungs kraft des Faschismus immun zu machen. Jede Nummer der „Arbeiter-Zeitung“, die in geheimer Kolportage in Österreich verteilt werde, sei ein Sieg über den Polizeiapparat; damit rechtfertigt Bauer seine eigene Tätigkeit. Dazu gehört das Wichtigste: Gegen die scheinbar „unerschütterliche Übermacht des faschistischen Staates“ müssen die Kader mit dem „wahrhaft unerschütterlichen Glauben“ an die Gesetzmäßigkeit der Geschichte erfüllt werden; fehle dieser Glaube, so versinke die illegale Arbeit in eine „aussichtslose Sisyphusarbeit“.¹⁴

In einer abenteuerlichen dialektischen Gedankenverrenkung behauptet Bauer nun, „daß die Geschichte der Arbeiterbewegung nicht eine Geschichte von Irrtümern und Fehlern ist, sondern ein dialektischer Prozeß, in dessen Verlauf gerade die Siege des Proletariats auf dem demokratischen Kampfbo den die Motive seiner Niederwerfung durch den Faschismus schaffen und gerade seine Niederwerfung“ – jetzt wird der heilige Marx zitiert – „die Situation schafft, die jede Umkehr unmöglich macht, und in der die Verhältnisse selbst rufen: *Hic Rhodus, hic salta!*“¹⁵ Wann wird der Zeitpunkt kommen? Wenn der Faschismus entweder von innen durch eine Revolution gestürzt oder wenn er im Krieg – wohin er treibt – geschlagen werde. Dann kommt der Augenblick (und mit dieser Hoffnung müssen die jungen Kader erfüllt werden), in dem der Sozialismus nicht nur Ziel der wirtschaftlichen und politischen Befreiung sein wird, sondern „das Mittel zur höchsten Entfaltung der Persönlichkeit, der Freiheit und der Kultur“.¹⁶ Otto Bauer hatte in der Emigration vieles verloren, nicht aber diesen enthusiastischen Glauben an den Sozialismus, an die Zukunft der Illusion.

Der Faschismus war das Ungeheuer, das es zu bekämpfen galt. Aber der Vergleich von Österreich, Deutschland und Italien lässt Bauer auf merkbare Unterschiede stoßen, die den Typusbegriff Faschismus für Österreich eher zweifelhaft machen. Das zeigt sich zunächst in der unterschiedlichen Bezeichnung für die österreichische Diktatur, die Bauer verwendet: Austrofaschismus, Klerikofaschismus, Halbfaschismus, autoritärer Staat, autoritäres Herrschaftssystem. Darauf verweist auch die sozialgeschichtliche Physiognomie dieser Herrschaft: „Das System, das die Kanonen des Februar zum Sieg geführt haben, ist keine Diktatur der Bourgeoisie. Es ist die Diktatur des Adels und der

Kirche, gestützt auf eine schmale Schicht von Parasiten des Faschismus ...“¹⁷ In der ersten Phase sah Bauer eine Koalition von Klerikofaschismus und Heimwehrfaschismus wirksam. Stütze sich der eine auf die Kirche, die Bürokratie und auf bürgerlich-bäuerliche Organisationen, stütze sich der andere auf Aristokratie und k. u. k Offiziere.¹⁸ Weil die Machtbasis des „Austrofaschismus“ so schmal war, weil eine Massenbewegung und eine charismatische Führerfigur fehlten (zum Unterschied von Italien und Deutschland), musste die Diktatur – so die Analyse Bauers – erst durch einen Staatsstreich von oben etabliert werden.¹⁹ In der zweiten Phase gelang es dem Klerikofaschismus den Heimwehrfaschismus an die Wand zu drängen. Mit der Auflösung der Heimwehr 1936 hat der Klerikalismus seine Alleinherrschaft aufgerichtet. „Wer vom Papst isst, stirbt daran“, das haben nacheinander die Großdeutschen, die Landbündler, die Heimwehrfaschisten erfahren.²⁰ Aber war das konservative Papsttum tatsächlich „faschistisch“, Pius XI. ein Faschist?²¹ Bauer nahm es an. Die dritte Phase – nach dem Februar 1938 – sieht er mit einer kurzfristigen Koalition von Klerikofaschisten und Nazifaschisten eingeleitet und im März 1938 mit dem totalen Sieg des Nazifaschismus beendet. Was katholische Demokraten und die jüdische Bourgeoisie (die Bauer zu den wichtigsten Stützen des „Austrofaschismus“ zählte) glaubten – die Diktatur werde einen Damm gegen den Nazifaschismus aufrichten – war gescheitert.²²

Auch die Stärke der illegalen sozialistischen Partei unterschied Österreich, wie Bauer darlegt, von Deutschland und Italien. Während der Terror der Gestapo in Deutschland alle Ansätze einer illegalen Partei zerstörte, nur Parteireste weiter bestanden, waren die Verhältnisse in Österreich ungleich günstiger. Die schwache österreichische Diktatur, die keine plebisitäre Bestätigung durch Abstimmung wagte, musste eine „wirklich einheitlich organisierte illegale Partei“ zulassen. Die „berufsständische Demokratie“ war zwar keine echte Demokratie, es fehlten die Freiheitsrechte, aber die Selbstverwaltungsmöglichkeiten der Arbeiterschaft waren in Österreich weitaus größer als in vollfaschistischen Systemen.²³ Kurz, je mehr Bauer die Stärke und Chancen der illegalen Partei betonte, desto mehr verblasste der Faschismuscharakter des „Austrofaschismus“.

2. Kurze und lange Perspektive: Brünn und die österreichischen Sozialisten

Wir kämpfen nicht um die Wiederherstellung
der sogenannten Demokratie, die halbe Freiheit
und ganzen Hunger bedeutet hat.
(Flugblatt vom 7. März 1934)

Zunächst galt die kurze Perspektive. Bauer und die Wiener Gruppen nahmen an, dass die Dollfußdiktatur rasch zusammenbrechen werde, weil die Mehrheit der Bevölkerung (Sozialdemokraten und Nationalsozialisten) gegen sie eingestellt war. Der Denkfehler dabei ging von einer totalen Durchpolitisierung der Menschen aus. Tatsächlich jedoch ist die Annahme plausibler, dass etwa die Hälfte der Bevölkerung mehr oder minder politisch desinteressiert war und in Krisenzeiten eher der jeweils stärksten Kraft folgte. 1918/19 war dies die Sozialdemokratie, 1933/34 der autoritäre „Ständestaat“, 1938 der Nationalsozialismus. Die kurze Perspektive bedeutete für die illegalen Sozialdemokraten: Keinen Mann, keine Frau, keinen Groschen für das Regime – totaler Boykott der Staatsbetriebe, Raucherstreik, möglichst kein Telefon benutzen, kein Telegramm versenden, zu Fuß gehen, in keine Straßenbahn einsteigen, weniger Gas und Strom verbrauchen – bei der herrschenden Arbeitslosigkeit ein eher absurder Vorschlag. Realistischer war der Boykott in der Aufforderung, die regierungsnahe Einheitsgewerkschaft zu meiden.²⁴

Bauer selbst glaubte wenig an die Wirkung des Boykotts, er träumte weiter den Traum von der proletarischen Revolution in Österreich, diesen Traum stützte er auf eine, wie er meinte, nüchterne marxistische Analyse der Gegebenheiten.²⁵ Das Ziel der Revolutionären Sozialisten war klar: die Diktatur des Proletariats. Wie aber kommen sie zu diesem Ziel? Bauer skizzierte drei Möglichkeiten. Erstens, es kommt zu einem neuen Weltkrieg und daraus entwickelt sich die proletarische Revolution in ganz Europa, also auch in Österreich. Zweitens, in dem schwachen österreichischen Faschismus, mit seiner zerrütteten Volkswirtschaft und dem geringen Anklang im Volk, könnte auch eine isolierte Revolution möglich sein. Der Nachteil: die Gefahr einer Intervention von Deutschland und Italien. Eine isolierte österreichische Revolution könnte zwar mit den Schuldigen abrechnen, den Großgrundbesitz und Teile der Industrie nationalisieren, aber keine sozialistische Gesellschaft aufbauen, die nur in einer europäischen Dimension möglich wäre. Drittens, der proletarische Kampf wird für die unmittelbaren ökonomischen Interessen der österreichischen Arbeiter und für die verlorenen Freiheitsrechte geführt.²⁶

Damit taucht der Wert der Demokratie wieder auf. Barsch sagte Bauer: „Viele unserer Genossen haben jetzt vor dem Worte Demokratie eine zuweilen kindische Angst.“²⁷ Vergessen werde dabei, dass die Zerstörung der demokratischen Freiheitsrechte zum Wesen des Faschismus gehöre. Doch der Kampf um die Wiederherstellung der demokratischen Freiheitsrechte wird nicht um ihrer selbst geführt, er endet, paradoxerweise, mit der Diktatur des Proletariats. Dieses verwirrende Denkmodell orientiert sich wieder einmal an der Dialektik: Die These Kampf um demokratische Freiheitsrechte wird von der Antithese Diktatur des Proletariats abgelöst, die wiederum in der Synthese der sozialistischen Demokratie endet.²⁸

Und dieses paradoxe Denken geht sogar noch einen Schritt weiter. Bauer sucht Verbündete für den Kampf um die Wiederherstellung der demokratischen Freiheitsrechte. Wo glaubt er sie zu finden? Nicht bei den Nationalsozialisten, das gewiss nicht, aber bei den deutschnationalen Intellektuellen, Kleinbürgern und Bauern, beispielsweise aus dem ehemaligen Landbund. Tatsächlich existiert ein Briefwechsel zwischen Julius Deutsch und dem Landbundführer Franz Winkler.²⁹ Dass diese ehemals deutschnationalen Schichten längst Nationalsozialisten geworden sind, verkennt Bauer ebenso wie die Regierung Schuschnigg, die nach 1936 versuchte, die betont Nationalen von den radikalen Nationalsozialisten abzuspalten. Bauer setzt in diesem Aufsatz auf den Antiklerikalismus dieser Schichten und träumt von dem gemeinsamen Kampf der „deutschnationalen Massen“ (?) mit den Massen der Arbeiter für die demokratischen Freiheitsrechte – um im selben Atemzug zu sagen, dass nach der Wiederherstellung der Demokratie die Freiheitsrechte durch die Diktatur des Proletariats abgeschafft und erst in einer höheren Form der sozialistischen Demokratie wieder eingeführt werden.³⁰ Hier nun träumt nicht mehr ein realistischer Politiker, sondern ein ideologischer Traumtänzer, der jeden Strohhalm aufgreift, um Material für seine Zukunftsträume zu finden. Solche wahnwitzigen Traumsequenzen in seinen Texten hindern Bauer jedoch nicht, dass er in anderen Texten relativ präzise Sozial- und Wirtschaftsanalysen der österreichischen Gesellschaft in der Diktatur liefert.³¹

Neben diesen Träumen war Bauer im Alltag der Emigration mit zahllosen technischen Problemen beschäftigt: das ALÖS in der Tschechoslowakei abzusichern, Geld aufzutreiben, die „Arbeiter-Zeitung“ und den „Kampf“ herzustellen und nach Österreich zu schmuggeln und vor allem, Einfluss auf die zerstrittenen sozialistischen Gruppen zu gewinnen und zu halten. Er schrieb zahlreiche Briefe in einer Tarnsprache nach Wien. Der Geheimcode der Geschäfts- und Wissenschaftssprache ist zum Teil leicht, zum Teil kaum mehr

zu entschlüsseln. „Konkurrenz“ stand für Kommunisten, „Lehrkanzel I“ für Brünn, „Soldat“ für republikanischen Schutzbund, „Produktion“ für „Arbeiter-Zeitung“, „Verwaltungsrat“ für Regierung, „Haupt der Historiker“ für Schuschnigg, „Mythologen“ für Nationalsozialisten und so fort.³² Er reiste viel, führte zahlreiche Gespräche, im Dienste der SA und der illegalen Partei in Österreich. Am 16. August 1934 kündigte er in einem Brief an Friedrich Adler eine streng geheime Konferenz am 8. und 9. September in der Kleinstadt Blansko bei Brünn an, die sogenannte „Wiener Konferenz“.³³ So geheim war sie dann doch nicht, 70 Personen nahmen daran teil. Die Konferenz wurde im Stil der alten Parteitage organisiert, mit ausländischen Gästen und einer „Prinzipienerklärung der Wiener Sozialistischen Organisation“, die in der „Arbeiter-Zeitung“ veröffentlicht wurde.³⁴ Bauer besaß kein Stimmrecht, beherrschte aber dennoch die Konferenz. Die Hauptrede hielt allerdings der Leiter des Zentralkomitees der RS, der ehemalige Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“, Karl Hans Sailer (Manfred Ackermann war bereits verhaftet). Eine Streitfrage war der Name der illegalen Partei. Bauer beharrte auf dem Namen der alten Partei, wie er überhaupt das Erbe und die Tradition der Sozialdemokratie verteidigte, musste sich aber dem Misstrauen der jungen Konferenzteilnehmer beugen, die mit der alten Partei brechen wollten; so wurde als Kompromiss der Name „Vereinigte Sozialistische Partei Österreichs“ gewählt. Dieses Kunstprodukt konnte sich nicht durchsetzen, war aber eine Ankündigung für die Zukunft, denn nicht alle sozialistischen Gruppen waren in Blansko vertreten.

Die Prinzipienerklärung hingegen trug ganz die Handschrift Bauers:

- Die neue Partei ist die Nachfolgerin und Erbin der Sozialdemokratie.
- Das Ziel ist die Diktatur des Proletariats und die Parteieinheit mit den Kommunisten, aber ohne deren „Manöver“, die Sozialisten zu schlucken. Daher sollen die Organisationen getrennt marschieren, aber vereint Aktionen gegen die Diktatur planen.³⁵

In einem Kommentar im „Kampf“ interpretierte Bauer die Prinzipienerklärung mit Berufung auf das Linzer Programm: Das Ziel der Diktatur des Proletariats sei nur eine Realisierung des Linzer Programms im Zeitalter des Faschismus. Mit Berufung auf „Hainfeld“ verteidigte er die Vereinigung mit den Kommunisten als Absicht, eine Zusammenführung wie damals bei den „Radikalen“ und „Gemäßigten“ zu erreichen.³⁶

Die nächste Konferenz, etwas pompös „Reichskonferenz“ genannt, weil auch Vertreter der Bundesländer anwesend waren, löste eine Katastrophe aus.

In der Sitzung, die am 30. Dezember um 9 Uhr im Turnsaal einer Schule in Brünn begann, an der 68 Delegierte teilnahmen, saß ein Spitzel, der Marchfelder Landarbeiterfunktionär und RS-Kreisleiter Fritz Windisch.³⁷ Nach der Konferenz setzte eine große Verhaftungswelle ein, die fast die ganze Führungsschicht der RS ins Gefängnis brachte, darunter auch den Leiter Karl Hans Sailer. Obendrein verunsicherte die Suche nach dem Verräter Brünn und die ganze labile Parteistruktur in Österreich. Auf der Konferenz selbst brach am zweiten Tag, am 1. Jänner 1935, der Konflikt zwischen der „kurzen“ und „langen Perspektive“ offen aus. Der kommende Mann, Joseph Buttinger, hielt ein Referat über „Aufgaben und Probleme der illegalen Organisation“. Wie er später schrieb: Zwei Stunden lang trampelte er „mit der unbefangenen Miene der Welt auf den kostbaren Überzeugungen herum, die Bauer und das Zentralkomitee vier Monate früher mit solchen Mühen zu Anerkennung gebracht hatten“.³⁸ Kern der Kritik war die These: Die „neue Partei“ sei nicht viel mehr „als eine zusammengeschrumpfte, ohnmächtige, mit radikalen Phrasen herumschmeißende Sozialdemokratie – das Gegenteil dessen, wovon die Mitglieder seit dem Februar träumten“.³⁹ Diese massive Kritik der „kurzen Perspektive“ war ein offener Angriff auf die Politik Bauers. Der jedoch, von der Energie des neuen Mannes angetan, hielt sich zurück und verteidigte nur lahm die bisherige Politik. Der Sieger hieß Buttinger. Der alte Name Revolutionäre Sozialisten wurde wieder eingeführt, die „Arbeiter-Zeitung“ sollte in Österreich nur 14-tägig erscheinen, dafür gab das Zentralkomitee die „Revolution“ heraus.⁴⁰ Bauer war deshalb beeindruckt, weil er in Buttinger wohl den neuen Typus des „illegalen Sozialisten“ sah, ungestüm, frei von Intrigen, intelligent, von proletarischer Herkunft, aber kein Theoretiker. Nach den Verhaftungen übernahm Buttinger, der sich verbergen konnte, die Leitung der RS. An Julius Deutsch schrieb Bauer über Buttinger: „Ich hatte von ihm den besten Eindruck. Wenn der Mann zwei bis drei Jahre Zeit zur Entwicklung hat, kann er ein wirklicher Führer werden.“⁴¹ Er gewährte ihm auch im Sommer 1935 einen Urlaubszuschuss (hier wird wieder Bauers starke Position als Verwalter der Finanzen deutlich), um ihn vor polizeilicher Verfolgung zu schützen und ihm internationale Erfahrungen zu ermöglichen.

Buttingers neuer Kurs vertrat nun die „lange Perspektive“ – das Regime sei nicht so rasch zu stürzen, ein jahrelanger Kampf gegen den Faschismus sei notwendig –, er grenzte sich stärker gegen die Kommunisten ab und agierte auch gegenüber Bauer und die Brünner weitaus selbstbewusster als die alte Leitung – was dann zu einigen Spannungen führte. Er schickte jedoch regelmäßig Berichte an Bauer.⁴²

Die vom Zentralkomitee der **rs** veröffentlichten „Thesen für die illegale Arbeit“ (April 1935) sind dann doch ganz vom Geist Otto Bauers erfüllt.⁴³

- Bildung eines scharf abgedichteten Organisationskerns; sich und die Ge nossen durch Leichtsinn der Verhaftung auszusetzen sei nicht Mut, sondern „leichtfertiges Verbrechen“.
- Die junge illegale Partei müsse eine neue Führungsschicht aus sich selbst hervorbringen.
- Um die Massen im revolutionären Kampf zu führen, müsse eine planmäßige marxistische Schulungsarbeit geleistet werden, nur so könne das „sozialistische Fühlen und Denken“ erhalten werden.
- Besonderer Wert wird auf die Arbeit in den Betrieben gelegt.
- Der Boykott der offiziellen Einheitsgewerkschaft müsse aufrechterhalten werden, gleichzeitig müssen in ihr Zellen gebildet werden, die sie von innen her zersetzen.
- Der Schutzbund könne nicht mehr die Massen militärisch schulen, aber er könne einen Nachrichtendienst aufbauen, der über Militär, Polizei und Wehrverbände informiert ist.
- Daneben müsse auch ein politischer Nachrichtendienst aufgebaut werden, der die „Geheimnisse der Gegner“, Korruptionsfälle beispielsweise, aufspürt und so Material für die illegale Propaganda liefern könne.

In einem etwas holprigen Aufsatz in „Der Kampf“ entwickelte Buttinger seine Ideen über Organisation und Politik der **rs**. Die Hauptstoßrichtung zielte gegen die alte Partei und ihre Intellektuellen. Außenstehenden, damit waren wohl die „Brünner“ gemeint, fehle der „elementare Erlebnisinhalt des illegalen Kampfs“.⁴⁴ Gleichzeitig entschuldigte er die Theorieferne der neuen Bewegung mit der Tagesarbeit der Illegalen. Die Forderung nach einer „Kaderpartei“ sei zunächst nur eine hohle Phrase; die passende Organisation müsse erst gefunden werden. Ebenso hohl sei die Parole der „Diktatur des Proletariats“, solange damit keine konkrete neue Organisationsaufgabe gestellt sei. Fest stehe lediglich, dass sich die neue Partei von der „blasierten Mittelmäßigkeit“ der alten mittleren Funktionäre trennen müsse, von jenen „kleinen Korruptionisten und großen Spießern, die auf alten dürren Lorbeeren sich ausruhen“.⁴⁵ Wirklich neu an dieser Politik war lediglich die Entwicklung der „langen Perspektive“, des jahrelangen Kampfes gegen den Faschismus und die Lockerung des Boykotts durch das Bemühen, in legale Arbeiterorganisationen einzudringen und diese „politischen Organe des autoritären Staates“ mit sozialistischen Einflüssen zu durchsetzen.⁴⁶

Als das autoritäre Regime im April 1935 einen Hochverratsprozess der verhafteten Schutzbundführer als Schauprozess inszenierte, um die Niederschlagung der „Revolution“ öffentlich zu rechtfertigen, stand auch Bauer symbolisch unter Anklage. Brünn organisierte die Verteidigung und die internationalen Solidaritätsaktionen für die Verhafteten. Der Prozess enthüllte auch, dass im Februar 1934 der Verrat einzelner Schutzbundführer das Chaos mit auslöste. Der Bezirksführer Eduard Korbel diente als Kronzeuge der Anklage. Die Betonung des „Verrates“ konnte allerdings auch die Verantwortung der Kampfleitung für die Niederlage entlasten. Korbel sagte aus, dass Otto Bauer wegen der Nationalsozialisten sehr nervös gewesen sei, weil er sich (wohl zu Recht) persönlich bedroht fühlte; schließlich berichtete er über die Konferenz im Jänner 1934, über die Rede Bauers vor den Schutzbundführern: „Er hat gesagt, wir müssen entweder siegen oder sterben.“ Ironisch fügte er hinzu: „Er hat zwar weder gesiegt, noch ist er gestorben, aber gesagt hat er es damals.“⁴⁷ Das war eine im Kern richtige, für Bauer jedoch peinliche Aussage vor einer internationalen Öffentlichkeit. Hauptangeklagter beim Prozess war der Stabschef des Republikanischen Schutzbundes Major Alexander Eifler, ein Berufsoffizier, dessen Vater als Feldmarschall-Leutnant in der k.u.k. Armee gedient hatte.⁴⁸ Obgleich Eifler und die meisten anderen Schutzbundführer an den Kämpfen gar nicht teilgenommen hatten, weil sie vorher bereits verhaftet worden waren, erhielten alle exemplarisch harte Strafen. Eifler wurde zu 18 Jahren Kerker verurteilt, insgesamt verhängte das Gericht 130 Jahre Kerkerhaft.⁴⁹ Allerdings wurden alle Bestraften bereits durch die Weihnachtsamnestie 1935 aus dem Gefängnis entlassen.

Der nächste große Prozess fand im März 1936 statt. Angeklagt wegen Hochverrats waren die im Winter 1935 verhafteten illegalen Parteaktivisten, Männer und Frauen. Der Prozess wurde relativ rechtsstaatlich geführt, jedenfalls war es kein Prozess im faschistischen Stil. Die Angeklagten nützten die Gelegenheit, um die Diktatur anzuklagen und die eigene Gesinnung offen zu bekennen; Otto Leichter nannte den Sozialistenprozess von 1936 sogar den „Höhepunkt in der sozialistischen Untergrundbewegung“.⁵⁰ Brünn mobilisierte die internationale Öffentlichkeit. In Paris koordinierte der ehemalige Chefredakteur der „Arbeiter-Zeitung“, Oskar Pollak, diese Bemühungen. In Brüssel organisierte Friedrich Adler die ausländischen Beobachter, die zum Prozess nach Wien fahren wollten. Bauer schrieb am 27. Februar 1936 an Fritz Brügel: „Wir müssen die Sache so führen, dass den Angeklagten genutzt wird und die öffentliche Meinung der Welt gegen die österreichische Regierung mobilisiert wird.“⁵¹ Prominente Politiker der SAI reisten an. Otto Leichter ar-

beitete im Auftrag von Bauer die Verteidigungsstrategie aus. Ein Kassiber formulierte die Linie so: die Partei würdig vertreten und die eigene Person aus der Schlinge der Anklage ziehen; „wir sind wehrlos, aber nicht ehrlos“.⁵² Vor allem der Student Bruno Kreisky begründete durch eine mutige Rede seinen Ruf als aufrechter Sozialist. Der Leiter der RS hingegen, Karl Hans Sailer, war im Gefängnis schwach geworden. In einem „Reuebrief“ schrieb er: „Meine Freunde werden mich verachten, aber von Blindheit bedroht (er hatte eine Augenkrankheit, E. H.), zerschlagen, in Sorge um meine Frau, bleibt mir nichts anderes über, als abzuschwören.“⁵³ Der Anklagepunkt war „Hochverrat“, daher drohte formal die Todesstrafe. Angesichts dieser Strafdrohung fielen die Urteile relativ milde aus. Sailer, der Anführer, wurde „nur“ mit zwanzig Monaten schweren Kerkers bestraft; alle anderen erhielten noch geringere Strafen.⁵⁴ Der nach der Juli-Amnestie 1936 freigelassene Sailer beklagte sich bei Bauer bitter über seine Armut, seine Isolation, über die illegale Bewegung, die geradezu menschenfresserisch brutal gegen einzelne Menschen vorgehe. Die jungen Leute denken nur „asiatisch“, verehren den großen Joseph Stalin und den kleinen Bruder Joseph Buttinger.⁵⁵

2.1 Stimmen aus der alten Partei

Ein anderes Problem der illegalen Partei sprach Karl Renner an. Als sich Adler bei Renner über dessen politische Zurückhaltung beschwerte, dass er sich in Basel mit Adler nicht treffen wollte, jede Zusammenkunft mit Bauer und Deutsch vermiest, wohl, wie Adler indirekt andeutete, aus Feigheit, musste er dennoch anerkennen, dass sich Renner im Gefängnis „würdig und manhaft“ verhalten habe; auf diesen Vorwurf entgegnete Renner am 27. Juli 1937: Er habe nach dem Februar „keine Kritik an alten Fehlern, kein Wort von manchem Unsinn und Unrecht, unter denen die Bewegung und ich gelitten haben“ gesagt. Wer wie er in vierzig Jahren Legalität ergraut sei, könne nicht illegal wirken; dazu gehören neue Leute.⁵⁶ Als dann Adler die illegale Partei in Österreich als größte illegale Bewegung pries (wie es auch Bauer ständig machte), antwortete Renner:⁵⁷ Die Partei in Österreich zerfalle in Sekten, Stalinisten und Trotzkisten usw., „Leute, die lieber Hitler als Schuschnigg wollen“, die Partei habe die falsche Ideologie, den „Anschluss“, den Leuten zu sehr eingehämmert. „Wie viele von unserer Jugend die Neigung, den Teufel Schuschnigg durch den Beelzebub Hitler auszutreiben noch übrig gelassen hat, ist fraglich.“⁵⁸ Aus der Sicht Renners waren die RS nur ein Teil der sozialistischen Bewegung und der „Nazieinbruch“ in „unsere Jugend“ das wichtigste

Problem: „Kommt dazu der Judenpunkt. 99 von 100 sagen sich, die Juden in der Partei machen sie unter den heutigen Verhältnissen bündnisunfähig, die Juden müssen abseits bleiben.“⁵⁹ Das war entschieden gegen Brünn und Bauer gerichtet. Seit dem Februar 1934 hatten Bauer und Renner keinen Kontakt mehr. Und mit der Bündnisunfähigkeit war wohl ein Bündnis mit der vaterländischen Diktatur gegen die Nationalsozialisten gemeint.

Ein Grundproblem der politischen Philosophie entwickelte die 1863 geborene Feministin und Altlinke Therese Schlesinger in einem Brief an Bauer.⁶⁰ Sie war voller Bewunderung für Bauers Buch „Zwischen zwei Weltkriegen?“: Was die Leser nur dumpf empfinden, spreche er offen aus. Sie stellte, an Kant orientiert, die zentrale Frage: „Kann man das höchste menschliche Ziel (gemeint ist der Sozialismus, E. H.) durch Anwendung unmenschlicher Mittel erreichen?“⁶¹ Sie selbst habe diese Frage bislang verneint „weil unmenschliche Mittel die Benutzer oder Duldner korrumpern, gewöhnen, abstumpfen“. Sie war der Meinung, „dass mit ihrer Hilfe der Sozialismus nicht aufgebaut werden kann“. Sie hatte allerdings auch Zweifel, ob diese Verneinung nicht allein aus dem Gefühl und der Weichheit ihres Herzens stamme. Diese Frage war im Zeitalter der totalitären Systeme wahrhaftig eine berechtigte Frage. Durch die Lektüre von Bauers Buch sei sie jedoch schwankend geworden. Was sie schwankend machte, war dessen Rechtfertigung des Stalinismus: „Nun sehe ich, daß Sie, dem jede Grausamkeit und jede Tücke ebenso sehr widerstrebt wie mir, sich zu einer anderen Erkenntnis überwunden haben. Noch kann ich Ihnen nicht folgen, aber Sie haben mich sehr schwankend gemacht.“⁶² Aus heutiger Sicht ist dieser Satz bei Gott kein Kompliment für Otto Bauer.

In dem Briefwechsel mit Richard Bernaschek, der vor dem „großen Krach“ geführt wurde, erwies sich Bauer als verständnisvoller Lehrer, der diesen aufsässigen Schüler durch Anerkennung und Kritik auf Linie bringen wollte. Der eitle Bernaschek, der von der Sowjetunion in die Tschechoslowakei zurückgekehrt war, große Pläne abseits von Brünn hegte, fühlte sich als Held des Februarauftandes zu wenig gewürdigt. Er sprach jedoch zwei sensible Punkte bei Bauer an: Er habe, schrieb er ihm am 7. Dezember 1934, dessen „Flucht ins Ausland“ in München verteidigt und im Gegensatz zu ihm, Bernaschek, sei Bauer zu viel Theoretiker, der von der Praxis wenig verstehe.⁶³ Gleichzeitig forderte Bernaschek ständig finanzielle Unterstützung und fühlte sich von Intrigen gegen seine Person verfolgt. Bauer schrieb weiter versöhnliche Briefe an ihn. So am 3. März 1935: „Wir haben den Februarauftand als eine Tat der Vorhut der Arbeiterklasse gerühmt, nicht als Tat irgendwelcher Einzelpersonen. [...] Ich kann psychologisch begreifen, dass und warum Sie in

eine subjektivistische, egozentrische Einstellung zu den Ereignissen geraten sind, vielleicht geraten mussten.“⁶⁴ Bernaschek jedoch blieb halsstarrig und schrieb zurück: Bauers Größe schrumpfe zusammen, weil er die „Falschheit seiner Politik“ nicht öffentlich erklärt habe. Dann setzte er ein neues Gerücht in die Welt: Bauer soll zu Bernascheks Kurier in der Nacht am 11. Februar gesagt haben: „Ich lasse mir meine Politik nicht von Linz her vorschreiben. Es kann nicht jeder Korporal auf eigene Faust Krieg führen.“⁶⁵ Später schickte Bernaschek ein Manuskript an Bauer, das dieser veröffentlichen sollte. Bauer antwortete mit einem fünf Seiten langen Brief, in dem er eine neue Interpretationsvariante der Februarereignisse aufzeigte: „Ich habe Ihnen schon gesagt, dass nach meiner Überzeugung der Kampf noch in derselben Woche unvermeidlich ausgebrochen wäre, wenn Sie nicht am Montag losgeschlagen hätten.“⁶⁶ Um dann ein zentrales Problem des Aufstandes anzuschneiden (nebenbei seine Kenntnisse des Werkes Max Webers aufdeckend): „Wir haben im Jahre 1933 und Anfang 1934 alle jenes erschütternde moralische Problem erlebt, das ein Mann von der Größe Max Webers als den Gewissenskonflikt zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik bezeichnet hat“, jene „erschütternde Spannung zwischen Interessensozialismus der Massen und Gesinnungssozialismus einer Minderheit“.⁶⁷ Noch immer hoffte Bauer auf eine „freundschaftliche Zusammenarbeit“. Den Grund für die gestörte Beziehung sah er in Bernascheks persönlichen Empfindlichkeiten, während dieser gleichzeitig die Empfindlichkeiten des ALÖS ständig verletzte. Sein Ressentiment (etwa gegen die Juden), sein Verfolgungswahn lassen seinen Intellekt nicht zur Entfaltung kommen. Bauer bot ihm weiter jede mögliche finanzielle Hilfe an, betonte am 15. April 1936 die unbestreitbare geschichtliche Rolle Bernascheks in einer geschichtlichen Stunde – aber er schickte dessen Manuskript zurück. Diese Demütigung hielt der Nichtintellektuelle Bernaschek nicht aus. Er schrieb jenen bereits erwähnten Brief über Bauers „Verrat“ an die Polizei. Als Bauer dann jeden Kontakt mit ihm abbrach, antwortete Bernaschek mit der pathetischen Formel an Julius Deutsch: Jedes Band zwischen ihm und Brünn sei zerschnitten.⁶⁸

2.2 Die Verengung der politischen Handlungsmöglichkeiten des Exils in der ČSR

Der österreichische Gesandte in Prag hatte ständigen Druck ausgeübt, ungezählte Beschwerden über die „Hetzpropaganda“ der sozialistischen Emigranten im tschechoslowakischen Außenministerium eingereicht. Im Sommer 1935 konnte Marek triumphierend nach Wien berichten: Das neue Gesetz

über den Aufenthalt der Ausländer in der ČSR sei nun zur Konsternierung der Emigration in Kraft getreten. Es biete jede Handhabe zum Einschreiten gegen Emigranten.⁶⁹ Die Wirkung zeigte sich beispielsweise beim Besuch von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg im Jänner 1936. Der Plan, von Brünn aus Flugblätter zu versenden, und ein Pfeifkonzert bei Schuschniggs Rede mussten aufgegeben werden. Wie Bauer an einen tschechischen Journalisten schrieb, dürfe sich kein Emigrant bei einer Kundgebung beteiligen, damit nicht die Emigration selbst und ihre Arbeit in Österreich gefährdet sei. Die Polizei sorgte durch Überwachung und Perlustrierung der Emigranten für ihr Schweigen.⁷⁰ Im Frühjahr 1936 wurde der tschechoslowakische Vertreter Zdeněk Fierlinger in Wien abgelöst (Marek hatte lange darauf gedrängt), nun führte er die politische Abteilung des Prager Außenministeriums; gerade weil er links eingestellt war, hoffte Marek, könne er innenpolitisch härter gegen die Emigration vorgehen.⁷¹

Im Frühjahr 1936 begann auch der Kampf um das offizielle Erscheinen der „Arbeiter-Zeitung“, das Herzstück der politischen Emigrationsarbeit, zunächst mit Erfolg; dann im Herbst wurde ein Kompromiss erzielt: Die international publizierte wöchentliche „Arbeiter-Zeitung“ wurde eingestellt, die 14-tägige Ausgabe durfte weiter in der ČSR erscheinen. Sie wurde in Brünn produziert, aber geheim in Österreich gedruckt und verteilt.⁷² Marek war zufrieden. Bis er merkte, dass die 14-tägige Ausgabe weiterhin Österreich erreichte.⁷³ Nun ging er zum Staatspräsidenten Edvard Beneš. Dieser, der nicht nur unter österreichischem, sondern wegen der Sudetenfrage zunehmend unter deutschem Druck stand (die ČSR wurde als „bolschewisierter Staat“ angegriffen), gab nun endgültig nach.⁷⁴ Der Chef des Pressedepartments reiste selbst nach Brünn, um die Sache zu erledigen. Eine „maßgebende Persönlichkeit der Regierung“ habe Otto Bauer mitteilen lassen, wie Marek gesagt wurde, wenn die Herstellung illegaler Druckwerke nicht aufhöre, werde er ausgewiesen und an die österreichische Grenze überstellt. Ministerpräsident Milan Hodža gewährte Marek Einblick in die Korrespondenz der Brünner Polizeidirektion und versicherte: Wenn die Auflagen nicht erfüllt werden, werden „Bauer und Konsorten wegen Nichtloyalität“ aus der Republik hinausgeworfen oder irgendwo in Böhmen konfiniert.⁷⁵ Diesmal meinte es die Regierung ernst. Schon im Herbst 1936 wurde Bauer zur tschechischen Staatspolizei gerufen, wo er den Auftrag erhielt, jede feindliche Tätigkeit gegen die österreichische Regierung einzustellen.⁷⁶ Damals konnte er durch eine Intervention im Innenministerium diesen „Auftrag“ sistieren. Im Frühjahr 1937 gab es keine Chance mehr. Die legale Ausgabe der „Arbeiter-Zeitung“ übersie-

delte nach Paris. Die illegale Ausgabe freilich wurde weiterhin in Brünn produziert und in Österreich gedruckt. Die Emigration in der ČSR war in heller Aufregung. Die SAI protestierte. Intern wurde der sudetendeutschen Arbeiterpartei die Schuld gegeben. An den Parteisekretär der Partei Siegfried Taub richtete Friedrich Adler am 14. April 1937 einen langen wütenden Brief: „Ich habe mich bemüht, in möglichster Ruhe meine Auffassung zum Ausdruck zu bringen. Ich verhehle nicht, daß ich es als schmerzliche Erniedrigung empfinde, daß zu den Regierungen Taaffe und Dollfuß, die die ‚Arbeiter-Zeitung‘ verboten haben, nun als dritte eine Regierung gekommen ist, in der fünf Sozialdemokraten sitzen.“⁷⁷ Schon vorher hatte Bauer, der über die innenpolitischen Vorgänge genau informiert war, an Taub über das Verbot der tschechoslowakischen Regierung als den schwersten Schlag geschrieben, „wirksamer als alle Schläge, die der österreichische Faschismus seit Jahren gegen uns zu führen vermochte“.⁷⁸

Zu diesen politischen Erschwernissen kamen bei Bauer gesundheitliche Beschwerden hinzu: Er litt an einer schmerzhaften Neuritis, die den rechten Arm unverwendbar machte. Seine Depressionen und Müdigkeitserscheinungen wuchsen. Dann, im Herbst 1937, brach der Konflikt mit dem ZK der Revolutionären Sozialisten offen aus. Der eine Konflikt betraf das Herzstück von Bauers Politik – die „Arbeiter-Zeitung“ –, die, so Buttingers Kritik, zu abgehoben schreibe und das Lebensgefühl der illegalen Partei nicht erreiche. Der andere Konflikt wurde in der Parteigeschichte als Konflikt zwischen „Optimisten“ und „Pessimisten“ bezeichnet. Bauer als Optimist, angefeuert von der Volksfront in Frankreich, von dem „gewaltigen Fortschritt der französischen Arbeiterbewegung“, vom Sieg der Republik in Spanien, glaubte, dass der Faschismus in Europa, und besonders in Österreich, bald zusammenbrechen werde. Buttinger als Pessimist hielt das für eine Illusion, eine Selbsttäuschung der Parteiführung, die, wie bei den Kommunisten, nur zur Verheizung der Kader führe. Doch hinter diesen verschiedenen Einschätzungen der politischen Lage stand ein weitaus tieferer Konflikt: Buttinger begegnete einer Todsünde an der Glaubensgewissheit des Marxismus – er bezweifelte den „sozialen Determinismus“ der Geschichte. Bauer, der Buttinger im „Kampf“ eher maßvoll kritisierte, verstand bei dieser Frage keinen Spaß. Stand doch so seine ganze Weltanschauung zur Disposition. Obendrein stellte dieser Zweifel auch seinen eigenen privaten Seelenhaushalt infrage. Immer dann, wenn seine Traurigkeit überhandnahm, die politische Lage ihn in die Verzweiflung zu stürzen drohte, rettete ihn der Gedanke an „der Geschichte ehernes Muß“, an den unaufhaltsamen Sieg des Sozialismus. Doch Buttinger löste sich immer

selbstbewusster aus der Patronanz von Bauer. Er hielt im November 1937 eine Parteitagung in Österreich ab, ohne den Segen von Brünn. Nun reichte es Bauer. Er legte die Leitung des ALÖS zurück, weil er das Vertrauen der illegalen Parteiführung verloren hatte. Buttinger zögerte den Canossagang hinaus, um dann doch nach Brünn zu fahren und mit dem ALÖS ein Übereinkommen zu erreichen: Das ZK übernahm die „Arbeiter-Zeitung“, aber Bauer blieb leitender Redakteur.⁷⁹

Trotz dieser Krisen und Konflikte mit der Partei und mit der Prager Regierung gab es ein gemeinsames Interesse zwischen der Brünner Emigration, der Partei und Prag: die Habsburger-Frage. Die Refeudalisierungstendenzen in Österreich, die Ernennung von Otto von Habsburg in vielen kleinen ländlichen Gemeinden zum Ehrenbürger, ließen die Restaurationsphobie der Kleinen Entente und die sozialdemokratische Wut auf die Habsburger, die den Ersten Weltkrieg ausgelöst hatten, zusammentreffen. Als es um die Existenz der „Arbeiter-Zeitung“ ging, argumentierte Bauer gegenüber dem tschechischen Genossen Antonín Hampl: Die Zeitung sei das „eigentliche Bindeglied der Genossen in Österreich“. „Ich glaube nicht, dass es ein Interesse der tschechoslowakischen Republik ist, den österreichischen Sozialismus, also die einzige Kraft in Österreich, die sowohl gegen Hitler, als auch gegen die habsburgische Restauration kämpft, auf diese Weise mundtot und ohnmächtig zu machen.“⁸⁰ Ein Jahr vorher musste er eingestehen, dass die illegalen Organisationen „trotz sehr schwerer Opfer sehr brav“ arbeiten, doch ist die breite Masse zwar gesinnungstreu, „aber eingeschüchtert und nicht voll aktionsfähig“.⁸¹ Bereits 1935 veröffentlichte Bauer den Artikel „Habsburg vor den Toren?“ in „Der Kampf“.⁸² Die Kanonen des Februar, führte er aus, haben Adel und Klerus zu den Herren Österreichs gemacht. Fürsten, Grafen, Bischöfe und Äbte, die privilegierte Herrenklasse der Monarchie, sehnen sich nach einem Monarchen. Er soll eine Barriere gegen den Nationalsozialismus errichten und Österreich dauernd gegen das Deutsche Reich abriegeln und den Widerstand der katholischen Slowakei gegen das tschechische Hussitentum stärken. Da der Diktatur in Österreich eine „werbekräftige Führerpersönlichkeit“ fehle, sollen „Krone, Königsmantel und Zepter [...] die Persönlichkeit, die nicht da ist, ersetzen“.⁸³ Weil der Diktatur auch eine wirksame Ideologie fehle, müsse die Lücke durch die Erinnerung an die Habsburgertradition ausgefüllt werden. Doch die außenpolitische Konstellation lasse nur ein langsames Vorgehen zu. Gegen die Habsburg-Nostalgie setzte Bauer das Geschichtsbild von Friedrich Engels aus 1849: Österreich als Repräsentant der Barbarei, der Stabilität, der Reaktion in Europa.⁸⁴ Und er formulierte die

Ansicht von 1935: Eine Restauration heute würde die Festigung und Stabilisierung der „faschistischen Diktatur“ in Österreich bedeuten.⁸⁵ Außenpolitisch, spinnt Bauer den Zukunftsaden weiter, würde sie zur Restauration in Ungarn führen und damit zu einem neuen Krieg in Mitteleuropa.⁸⁶ Doch Bauer treibt diese Spekulationen noch weiter: Eine andere Möglichkeit der Restauration könnte auch die Revolution, das Zauberwort der marxistischen Fantasie, sein. „So ist es wahrscheinlich, daß die Arbeiterklasse, wenn sie sich gegen die Restauration der Habsburger erhöbe, breite Massen deutschnationaler Intellektueller, Bürger und Bauern mitreißen könnte“.⁸⁷ Bauer ist sich nun bewusst, dass diese deutschnationalen Schichten inzwischen nationalsozialistisch geworden sind. Man muss es mit aller Deutlichkeit und mit einem großen Erschrecken sagen: Bauer schlägt hier ein kurzzeitiges Bündnis mit den Nationalsozialisten vor! „Nicht die Nazi, sondern die Habsburger sind im Augenblick die nächste dringendste Gefahr. Gegen die nächste, dringendste Gefahr, gegen die Habsburger, müssen wir mit Tod und Teufel zusammen kämpfen; ist erst die klerikofaschistische Diktatur gestürzt und die Habsburgergefahr abgewehrt, dann werden wir uns des braunen Todes, des braunen Teufels in einem zweiten großen Kampf erwehren müssen.“⁸⁸

Bauer stand mit dieser Wahnsinnsidee nicht allein. Renner hatte auf die Neigung der Arbeiterjugend, den Teufel Schuschnigg durch den Beelzebub Hitler auszutreiben, aufmerksam gemacht (siehe vorher). Richard Strasser, der Leiter des Emigrantenlagers in Znaim, schrieb an Bauer über dessen Artikel „Habsburger vor den Toren?“: Warum haben wir dann am 25. Juli 1934, beim Aufstand der Nationalsozialisten nicht gleichzeitig mit ihnen losgeschlagen? Hätte sich nicht das ALÖS damals an die Spitze setzen müssen?⁸⁹ Die apokalyptischen Tonlagen der Dreißigerjahre brachten wahrhaft betäubende Blüten hervor.

2.3 Die Gewerkschaftsfrage

In der alten Arbeiterbewegung wurde die These entwickelt, dass Partei und Gewerkschaften als „Siamesische Zwillinge“ auftreten müssten. In Wirklichkeit existierten auch in der Legalität Spannungen und Konflikte. In der Emigration verstärkten sie sich. Der Vorsitzende der Freien Gewerkschaften Johann Schorsch, zunächst in der Schweiz, dann in Prag lebend, versuchte die Dominanz des ALÖS abzuwehren. Dabei wirkte der Sekretär des Internationalen Gewerkschaftsbundes Walter Schevenels kräftig mit. Als Julius Deutsch am 11. März 1934 ankündigte, in Brünn ein Gewerkschaftsbüro einrichten

zu wollen, entgegnete Schorsch, er mache das bereits in der Schweiz und fügte hinzu: „Ich halte aber von der Art, wie die Dinge in Brünn aufgezogen werden, nicht viel, ja im Gegenteil wirken manche Notizen in der ‚Arbeiter-Zeitung‘ für die österreichischen Genossen direkt schädlich.“⁹⁰ In einem Schreiben an Otto Bauer kritisierte Schorsch die „alten Methoden und die alte Taktik“ der Partei, die in Brünn fortgesetzt werden, in Grund und Boden. Vor allem die Militarisierung der Partei und ihre Agitation lehnte er nun entschieden ab.⁹¹ Das gehörte sozusagen zur „Vergangenheitsbewältigung“. Ein aktueller Konflikt zwischen dem Internationalen Gewerkschaftsbund (IGB) und dem ALÖS bzw. den RS entstand bei der Frage der Abgrenzung von illegaler Partei und illegalen Gewerkschaften. Der IGB beharrte auf dem Primat der Gewerkschaften in den Betrieben, während das ALÖS sich darauf berief, dass bei einer Sitzung in der privaten Wohnung von Otto Bauer, bei der das ALÖS, das ZK der Revolutionären Sozialisten und die illegalen Gewerkschaften vertreten waren, das Recht der RS beschlossen wurde, Betriebsvertrauensmänner zu etablieren, um die Betriebe politisch nicht ganz den Kommunisten zu überlassen. Denn die illegalen Freien Gewerkschaften waren seit 1935 ja politisch neutral, weil in ihrer Leitung Sozialisten und Kommunisten vertreten waren.⁹²

Ein weiterer Konflikt entwickelte sich wegen der Verfügung über die Geldmittel (ein Dauerkonflikt in der Emigration), die von der Partei und von den Gewerkschaften vor dem Februar 1934 ins Ausland transferiert wurden, wobei nicht immer klar war, ob es sich um Partei- oder Gewerkschaftsgelder handelte. Besonders brisant war dabei ein Prozess, den die österreichische Regierung in der Tschechoslowakei angestrengt hatte, um an das Geld heranzukommen, das nach ihrer Rechtsmeinung illegal ins Ausland gebracht wurde. Angeklagt war Karl Heinz, einer der aktivsten Mitarbeiter des ALÖS, der als Gesellschafter des Vorwärtsverlages vor dem 12. Februar 1934 den Parteiauftrag erhalten hatte, das in der Tschechoslowakei geparkte Geld sicherzustellen. Um es einer internationalen Kontrolle zu unterwerfen, übergab er 800 000 Kč an den Sekretär der IGB, Walter Schevenels. Dadurch verletzte er aber tschechische Devisenbestimmungen. Bauer intervenierte bei zahlreichen Stellen in der Tschechoslowakei, um den Prozess gegen Heinz niederschlagen zu lassen. Im Mai 1936 sagte er als Zeuge vor dem Brünner Zivilgericht aus und hielt eine flammende Anklage gegen die österreichische Regierung, die seit 1933 die Verfassung gebrochen und so kein Recht habe, sozialdemokratische Gelder zu beschlagnahmen. In diesem Zusammenhang entwickelte Bauer eine weitere Interpretation der Februarereignisse: Erst der Sturz der französischen Regierung Daladier am 6. Februar 1934, die bisher die öster-

reichische Sozialdemokratie außenpolitisch geschützt hatte, gab Dollfuß freie Hand, um radikal gegen sie vorzugehen. Die Situation war für Karl Heinz deshalb misslich, weil das Archiv des ALÖS aus Sicherheitsgründen im Dezember 1937 nach London geschickt wurde und er daher keine Bestätigung für die Übergabe des Geldes an Schevenels in der Hand hatte. Der Prozess verlief schließlich im Sand.⁹³

Auch das persönliche Verhältnis zwischen Bauer und Schorsch verschlechterte sich zunehmend. Bauer klagte, dass dieser mit allen zerstritten sei, mit dem IGB ebenso wie mit den illegalen Gewerkschaften in Österreich, dass er auf eine Spaltung hinarbeitete, ein entschiedener Gegner des ALÖS sei und nur daran denke, nach Österreich zurückzukehren. Was er dann tatsächlich machte.⁹⁴

In Österreich wurden die Freien Gewerkschaften wie die Partei nach den Februarereignissen verboten. Die Regierung etablierte eine Einheitsgewerkschaft, die von der Christlichen Gewerkschaft und der „Unabhängigen“ (= Heimwehr) Gewerkschaft dominiert wurde. Vor allem die jungen Heimwehrfunktionäre hatten keinerlei gewerkschaftlichen Erfahrungen, obendrein setzte sich der politische Konflikt zwischen der christlichen Arbeiterbewegung und der Heimwehr in der Einheitsgewerkschaft (EG) fort. Aber sie besaß das alleinige Recht, Kollektivverträge abzuschließen. Dadurch berührte sie vitale Interessen der oppositionellen Arbeiter.⁹⁵ Ein Teil der Funktionäre der Freien Gewerkschaften versuchte sich an die EG anzupassen (die „Versöhnler“), Anfang März 1934 verhandelten einige Funktionäre mit Dollfuß, ohne Ergebnis.⁹⁶ Doch der größte Teil der Arbeiterschaft blieb zunächst abseits. Rasch formierte sich eine illegale Freie Gewerkschaft. Zunächst gab Bauer die Parole des totalen Boykotts der EG aus. Diese Parole wurde nie widerrufen, bald aber zeigte sich, dass die EG mit dem alleinigen Recht auf Abschluss von Kollektivverträgen in der Praxis eine starke Anziehungskraft auch auf sozialdemokratische Arbeiter ausübte. Ende 1932 hatten die Freien Gewerkschaften 580 000 Mitglieder, die EG wies 1935 fast 350 000, 1937 über 400 000 Mitglieder auf.⁹⁷ Otto Bauer musste sich der Macht der Fakten fügen. Zwar beharrte er in dem posthum veröffentlichten Buch „Die illegale Partei“ darauf, dass die EG ein „Herrschaftsinstrument des Faschismus“ sei, musste aber auch eingestehen: „Wenn diese Organisationen größere Arbeitermassen erfassen, dann ist es allerdings notwendig, daß der illegale Kader oder Teile des illegalen Kaders in diese Organisationen entsandt werden, um in ihnen in der von ihnen organisierten Arbeiterschaft für die illegale Partei zu wirken.“⁹⁸ In der Praxis verlief die Grenze zwischen Anpassung und Opposition allerdings fließend.

Eine neue Situation entstand im Herbst 1936: Das autoritäre Regime müsse, wie Bauer urteilte, Zugeständnisse bei der Demokratisierung machen.⁹⁹ Es ließ von der EG kontrollierte Wahlen der Betriebsvertrauensleute zu. Mit dem Ergebnis, dass zahlreiche offizielle Kandidaten durchfielen und die Arbeiter in den Groß- und Mittelbetrieben Leute ihres Vertrauens wählten.¹⁰⁰ Die müssen, wie Bauer forderte, die legale Organisation nicht als „Versöhnler“, als loyale Mitarbeiter nützen, sondern „als Kampfboden gegen den Faschismus“.¹⁰¹ Das gelang offenbar und die Staatspolizei musste feststellen: „Die geschickte Verbindung von begründeter Kritik und berechtigten Forderungen mit illegalen Tendenzen bringt es mit sich, dass ein Eingreifen der Sicherheitsbehörden in solchen Fällen sehr schwer möglich ist.“¹⁰²

Im Februar 1938, als Schuschnigg den Erpressungen Hitlers am Obersalzberg nachgeben musste, versuchten die Freien Gewerkschaften noch einmal politischen Spielraum zu gewinnen. Sie boten den Regierungsvertretern in Verhandlungen das Eintreten der sozialistischen Arbeiterschaft für die Unabhängigkeit Österreichs um den Preis der freien politischen Tätigkeit an. Doch Schuschnigg zögerte noch immer.¹⁰³ An Wenzel Jaksch, damals Abgeordneter der sudetendeutschen Sozialdemokratie im Prager Parlament, schrieb Otto Bauer am 23. Februar 1938: Die Zusammenarbeit der freien Gewerkschaften mit den Einheitsgewerkschaften könne nur dann erfolgen, wenn die früheren Gewerkschaftsführer besoldete Stellungen erhalten. Die Nazis werden allerdings jedes Zugeständnis an die Sozialisten als „Bolschewismus“ denunzieren. In der gegenwärtigen politischen Lage müssen die Arbeiter dieselben Rechte wie die Nazis haben: offen ihre Weltanschauung zu bekennen.¹⁰⁴

III. Für und wider den Kommunismus: international und national

Die geistige Freiheit ist der
Lebensquell der Demokratie; sie ist
die Vollendung der geistigen Freiheit.
(Otto Bauer: Zwischen zwei Weltkriegen?)

Ob Gestapo oder GPU, in beiden
Fällen wird das Individuum der
Willkür einer mächtigen
Polizeigewalt rechtlos,
schutzlos preisgegeben.
(Otto Bauer: Zwischen zwei Weltkriegen?)

1. Der integrale Sozialismus

In dem Buch „Zwischen zwei Weltkriegen?“ (Auflage 2 000 Stück), veröffentlicht 1936, analysierte Bauer die ökonomische, politische, sozialistische Krise und – bei ihm eher selten – die Krise der Kultur in den Dreißigerjahren. Die Demokratiekrise, so stellte er fest, ist mit einer Krise der Kultur verknüpft. Die bürgerliche Demokratie hat sich geistig erschöpft, sie hat keine großen Ideen mehr, keine „der Menschheit großen Gegenstände“. Sie wurstelt sich von Kompromiss zu Kompromiss; sie ist langweilig geworden. Gleichgültig gegenüber allen Prinzipien, die alle als relativ gleichberechtigt angesehen werden, endet die bürgerlich demokratische Kultur in einem skeptischen Relativismus.¹ Die einst so kräftigen Mächte der Freiheit sind müde und ihrer selbst überdrüssig geworden. Doch die Weltwirtschaftskrise habe diese ausgelaugte bürgerliche Mentalität, diese skeptische Grundhaltung verändert. Die Menschen „fordern eisernen Führungswillen, kühne Tat, revolutionäre Umwälzung des Staates und der Gesellschaft“²

Da tritt der Faschismus auf und appelliert an Instinkt, Trieb und Intuition. Gegen den skeptischen Relativismus setzt er Selbstsicherheit, Bereitschaft zu jedem Wagnis – und schreckt vor keiner Gewalttat zurück. Willig unterwerfen sich große Massen dem „Charisma des Führers [...] jetzt glücklich, blind glau-

ben und blind gehorchen zu dürfen ...“³ Der Faschismus greift die romantische Kritik der bürgerlichen Kultur auf, um mit dieser Kritik „an der Unkultur des bürgerlichen Schachers, des bürgerlichen Bildungsphilisters, der bürgerlichen Pressekorruption“ den Vorwand zu finden, „alles zu zertreten, was die Völker durch die bürgerliche Revolution und die bürgerliche Demokratie an Freiheit und Volksrechten errungen haben“.⁴ Diese Darstellung der Kultur des Faschismus lässt vieles aus – so den szientistischen Sozialdarwinismus –, sie ist mit der Betonung der Romantik („Die mondbeleuchtete Zaubermaut der Romantik liegt über Oranienburg und Dachau“⁵) doch eher am „Austrofaschismus“ als am deutschen Faschismus orientiert, aber sie registriert sehr wohl die bürgerliche Antibürgerlichkeit, die radikale Unbedingtheit des Willens zur Macht, den Glauben an den Sieg des biologisch Stärkeren.

Da tritt die kommunistische Sowjetunion auf: Die Russische Revolution hat die Lebensbedingungen der Menschen radikal verändert und damit ihre Kultur. Sie hat die „überlieferten Vorstellungen und Wertungsweisen“ erschüttert, zahllose Begabungen, den „Kulturrhythmus der Massen“ erweckt. „In der selben Zeit, in der der Faschismus dem bürgerlichen Rationalismus den Appell an den Instinkt, an den Trieb, an das dunkle Gefühl entgegensezten, führt die Sowjetkultur die Massen zu wissenschaftlicher, naturwissenschaftlicher und gesellschaftlicher Denkweise.“⁶ Die wissenschaftliche Denkweise ist verbunden mit der „Mission zum Bau einer höheren Menschheit“. Aber – und hier bricht Bauers Ambivalenz voll durch – diese Kulturentwicklung erfolgt in den Schranken der Diktatur. Die Diktatur duldet keine Abweichung von der jeweiligen Ansicht der herrschenden Partei. „Sie preßt die Forschung in die Schranken einer Orthodoxie, die zuweilen schließlich die freie Erforschung der Tatsachen durch Auslegung der Schriften der Meister der herrschenden Partei ersetzt und damit in die Methoden der Scholastik zurückfällt.“⁷ Faschismus und Kommunismus drohen das „wertvollste Erbe des gesamten bürgerlichen Zeitalters“ zu zerstören. Mit der Vernichtung der individuellen Freiheit versinkt die Menschlichkeit. Denn Diktatur heißt konkret: „Die Nilpferdpeitsche in den Händen der braunen Bestie, die politische Gegner in den Konzentrationslagern des deutschen Faschismus zu Tode prügelt; aber auch die von Haus und Hof verjagten, zur Zwangsarbeit in die Forste des hohen Nordens verschleppten, beim Bau des Stalinkanals verhungerten und erfrorenen Kulaken.“⁸ Allerdings gibt es auch Unterschiede: Die Diktatur gehört zum Wesen des Faschismus; die Diktatur der Kommunisten war – wie Bauer inbrünstig glaubt – *notwendig* zur Zerschlagung des Kapitalismus, sie muss jedoch in der Folge abgebaut und aufgehoben, die neue, reine, sozialistische Demokratie aufgebaut

werden, „um die großen Kulturgüter der Sicherung der Menschenwürde gegen die Gewalt der Mächtigen, die Freiheit des Geistes“ wiederzugewinnen und zur gesicherten Grundlage der neuen Gesellschaftsordnung zu machen.⁹ Diese Hoffnung auf die Demokratisierung der kommunistischen Diktatur ist ein Kern von Bauers Glauben an die proletarische Revolution in der Sowjetunion. Ausgesprochen 1936, am Beginn von Stalins „Großem Terror“, wurde sie immer wieder enttäuscht. Diese Hoffnung macht die Zwiespältigkeit seiner Einstellung zur Sowjetunion aus, führt aber oft auch zu erschreckend falschen Urteilen. Etwa in seiner spitzfindigen Begriffsakrobatik, Diktatur und Demokratie nicht als Gegensätze zu verstehen, sondern sie „dialektisch“ überwinden zu wollen.¹⁰ Die Hoffnung auf die Sowjetunion wird weiters gestützt durch Bauers tiefe Überzeugung, dass dort eine „sozialistische Gesellschaft im Werden“ sei.¹¹ Er sieht eine „alle Erwartungen übertreffende Wachstumsenergie der Sowjetwirtschaft“ und eine „überraschend schnelle Hebung der Massenkultur“. Und so entwirft er eine Alternative: Wird die Sowjetunion im Krieg mit dem Faschismus besiegt, würde auch der Glaube an die sozialistische Gesellschaft zerstört werden. Siegt jedoch die Sowjetunion, wird die Werbekraft der sozialistischen Idee in der ganzen Welt gewaltig anwachsen und sie unwiderstehlich machen. Diese Werbekraft würde noch wachsen, wenn es gleichzeitig gelänge, die Diktatur abzubauen, eine „echte, vollkommene, sozialistische Demokratie“ zu errichten und somit, wie Bauer hemmungslos schwärmt, eine „gesicherte und vollkommene Freiheit, Gleichheit und Selbstbestimmung“.¹² Unterstützt wird diese Schwärmerei und das Ertragen und die Rechtfertigung der „vorübergehenden Diktatur“ durch die Idee, an der Bauer unermüdlich arbeitet, die Idee der „Synthese des demokratischen Sozialismus des Westens und des revolutionären Sozialismus des Ostens, die Synthese geistig-politischer Freiheit und ökonomisch-sozialer Befreiung“.¹³

Krieg und integraler Sozialismus: Bleiben wir zunächst beim Krieg. Schon 1935 hatte Bauer gemeinsam mit Theodor Dan und Jean Zyromski Thesen zur Kriegsführung entworfen (natürlich war er federführend).¹⁴ Bauer erwartete einen neuen Weltkrieg zwischen Hitler-Deutschland und seinen Verbündeten und der Sowjetunion und ihren Verbündeten (zu denen er den demokratischen Westen zählte), eine soweit realistische Erwartung. Er war auch überzeugt, dass „Staaten, die heute Gegner Hitler-Deutschlands und Bundesgenossen der Sowjetunion sind, morgen in veränderter Lage die Armeen zum Kampf gegen die Sowjetunion, zur Niederwerfung proletarischer Revolutionen im Ausland oder zu imperialistischen Eroberungen benutzen können“.¹⁵ Auch das war noch realistisch. Dann aber forderte er, dass die Volksmassen in

den demokratischen, gegen Hitler kämpfenden Ländern zwar die Landesverteidigung nicht sabotieren dürfen, aber gleichzeitig „im Verlauf des Krieges die Kriegsereignisse“ ausnützen müssen, „um die Staatsmacht zu ergreifen, den Krieg gegen Deutschland in einen Krieg gegen den Faschismus und den Kapitalismus selbst zu verwandeln, die deutsche Revolution zu entfesseln und im Augenblick des Sieges den Krieg zu beenden“.¹⁶ Man muss sich das vorstellen: Mitten im Zweiten Weltkrieg sollen die „Volksmassen“ eine proletarische Revolution in Frankreich und England gegen die eigene demokratische Regierung entfesseln, also einen Bürgerkrieg, bevor der Kampf gegen den Nationalsozialismus beendet ist. Von den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges her gesehen, ein geradezu wahnwitzige Idee. Hier wird Bauers tiefe Ambiguität, wie schon vor 1914, zum Krieg sichtbar. Einerseits fürchtete er den Krieg: „Jeder Krieg ist ein Verbrechen an der Menschheit“,¹⁷ andererseits erwartete er vom Krieg die Möglichkeit einer europaweiten proletarischen Revolution!

Allerdings müsse – wie Bauer im Buch „Zwischen zwei Weltkriegen?“ formuliert – zunächst 1935/36 der Friede gestärkt werden. Denn die Sowjetunion brauche noch Zeit: Für die militärische Aufrüstung, für die Schulung eines an Technik und Mechanisierung gewöhnten Soldatentypus und – wie Bauer seine Illusion anheizt: Noch wenige Jahre des Friedens und die Sowjetunion kann „die Lebenshaltung der Volksmassen der fortgeschrittenen kapitalistischen Länder einholen und überholen“.¹⁸ Diese Erwartungen sind eingebettet in einer großen Vision des Kriegsendes: Siegt Deutschland, wird Europa faschistisch, siegt die Sowjetunion, wird Europa sozialistisch.¹⁹ Der dritten Option, dem Sieg der liberalen Demokratie, gibt er keine Chance mehr.

Um sein Konzept des integralen Sozialismus verstehbar zu machen, muss Bauer den jahrzehntelangen Konflikt zwischen der Sozialdemokratie und dem Kommunismus analysieren (bezeichnenderweise spricht er vom Konflikt des reformistischen und des revolutionären Sozialismus). Offen bekennt er eigene Irrtümer, ohne sie konkret zu benennen, aber indirekt trifft seine Kritik des „marxistischen Attentismus“ auch die eigene Politik in der Ersten Republik.²⁰ Allerdings rechtfertigt er diese reformistische Politik gleichzeitig mit dem Argument: Das war kein „Verrat“ der sozialdemokratischen Führer, keine „Verirrung“, wie die Kommunisten pausenlos behaupten, sondern unvermeidliches Resultat der jeweiligen historischen Situation, also historisch notwendig.²¹ Mit dem Begriff der „historischen Notwendigkeit“ bringt Bauer einen vagen, gefährlichen Gedanken in die Analyse: Er kann mit diesem Begriff seine eigene Politik in der Vergangenheit (Demokratie) und die geänderte Politik in der Gegenwart (Diktatur des Proletariats) rechtfertigen; er kann die Politik der kommunisti-

schen Internationalen (Komintern) scharf kritisieren, weil sie nur das sowjetische Modell als sozialistisch anerkenne, die Sozialisten in anderen Ländern als „Verräter“, „Sozialfaschisten“ und „Lakaien der Bourgeoisie“ mit allen demagogischen Mitteln diffamieren; er kann die Millionen Zwangarbeiter, die Verhungerten, die Erschossenen der „terroristischen Diktatur“ Stalins als „schwere, aber zeitweilig unvermeidliche Opfer, die die Gesellschaft der Entwicklung bringen muß, um die vollste individuelle, geistige Freiheit, die wirkliche Selbstbestimmung der Gesamtheit zu erobern“, bezeichnen.²² In einem Artikel über den neuen Kurs in der Sowjetunion zitiert Bauer einen bürgerlichen Intellektuellen: Die sowjetische Regierung habe „das ganze Volk auf Hungerrationen gesetzt, sie ist vor dem Aussterben von Millionen nicht zurückgeschreckt, sie hat in den Dienst der Industrialisierung sowohl den Enthusiasmus der Jugend als alle Mittel des Zwanges gestellt“, sie hat aber das Unmögliche möglich gemacht.²³ Bauer kann mit dem Argument der „historischen Notwendigkeit“, bei aller Kritik, auch ein Loblied auf Stalin singen: „Unter diesen geschichtlichen Voraussetzungen mußte der Mann mit den stärksten Nerven, mit der größten Zähigkeit, mit der entschlossensten Fähigkeit, den Volksmassen um des Sieges, um der Zukunft willen auch die allerfurchtbarsten Opfer aufzuerlegen, also wohl der Willensstärkste, der Härteste, der Mitleidloseste, über seine Mitbewerber siegen.“²⁴ Victor Adler habe immer gesagt: „Das Gehirn ist ein Hemmungsorgan, darin besteht seine Würde.“ Es gebe aber Zeiten, so Bauer 1935, in denen das beste Gehirn, die moralische, das Leid der Kreatur mitfühlende Persönlichkeit scheitern muss (dachte Bauer dabei an sich?), in denen „nur die ohne allzu viel intellektuelle und moralische Hemmungen zuschlagende Faust siegen kann“.²⁵ Stalins Position sei durch Leistung erworben. Welche? Die Industrialisierung und Kollektivierung der Wirtschaft in der Sowjetunion! Bei aller Ablehnung der widerlichen Vergötterung Stalins, seiner Erhöhung zum „größten Führer aller Zeiten und aller Völker“, schließt Bauer seinen Artikel mit der historischen Würdigung: Stalin, der erfolgreichste Mann unserer Zeit, der die größten, für die Zukunft wichtigsten Leistungen vollbracht hat!²⁶ Angesichts dieser Aussagen wird erst die Dramatik der Frage verständlich, die Therese Schlesinger an Bauer gerichtet hat: „Kann man das höchste menschliche Ziel durch Anwendung unmenschlicher Mittel erreichen?“²⁷

So fließen im Konzept des integralen Sozialismus verschiedene Motive zusammen: Erstens die Erfahrung der Niederlage der mitteleuropäischen Arbeiterbewegung, zweitens die Angst vor der Ausbreitung des Faschismus in Europa, drittens das inspirierende Beispiel der französischen Aktionsgemeinschaft zwischen Sozialisten und Kommunisten, viertens die Hoffnung auf eine Demo-

kratisierung der Sowjetunion und letztlich Bauers psychische Disposition des Vermittlers, die Rolle des „ehrlichen Maklers“, in der eigenen Herkunfts Familie und in der großen Familie des Sozialismus, wie er sie zu Beginn der Zwanzigerjahre zu spielen versucht hatte, eine Rolle, die er nun in den Dreißigerjahren wieder aufnahm. Er war überzeugt, angesichts des Faschismus sei die Zeit reif für die Einigung der „beiden Heereslager“ des internationalen Sozialismus, die Einigung von Reformismus und Kommunismus.²⁸ Das Mittel dazu war die „Dialektik“, konkret: die Ausbildung von revolutionären Kadern im Reformismus, die ihnen das Erbe der proletarischen Revolution vermittelt, während der revolutionäre Sozialismus das große Erbe der Demokratie antreten muss.²⁹ Das heißt in der Praxis: Aktionsgemeinschaften, Kampfbündnis, Einheitsfront. Gleichzeitig warnte Bauer vor einer organisatorischen Einheit ohne geistige Einheit, ohne eine gemeinsame Ideologie und ohne eine gemeinsame politische Strategie.³⁰ Im Reformismus müssen die „spießbürgerlichen, vulgär-demokratischen Vorurteile gegen die Sowjetunion“ bekämpft werden, auf den Kommunismus hingegen müsse Druck ausgeübt werden, die Diktatur abzubauen: „Wir haben um des Sozialismus Willen die Pflicht, die Entwicklung zur sozialistischen Demokratie in der Sowjetunion zu fördern. [...] Wir können uns des Rechtes freimütiger Kritik an Maßnahmen der Machthaber der Sowjetunion nicht bergeben.“³¹ So könne es gelingen, das „Ethos des demokratischen und das Pathos des revolutionären Sozialismus zu höherer Einheit zu vereinigen“.³²

In seinem „Nachwort nach Österreich“ am Schluss des Buches „Zwischen zwei Weltkriegen?“ behauptet Bauer, dass sein Konzept des integralen Sozialismus aus den Erfahrungen der österreichischen RS hervorgegangen sei. Einerseits knüpften die RS an den Lehren der Bolschewiki an, schöpften ihre Zuversicht aus dem Sieg der proletarischen Revolution. Andererseits waren sie mit den Sozialdemokraten des Westens eng verbunden.³³ Wer freilich diese Synthese vertrete, müsse, wie Bauer am eigenen Leib gespürt hat, damit rechnen, dass ihn die Reformisten als Bolschewik, die Bolschewiken aber als Reformisten bekämpfen.³⁴ Auf dem VII. Kongress der Komintern 1935 habe Ernst Fischer (sein Name wird zwar nicht genannt, aber der Hinweis auf seine Person ist eindeutig) gesagt, ihn habe in der Sozialdemokratie „die Halbheit, das verfluchte Einerseits-anderseits, der innere Widerspruch im Denken bedrückt“.³⁵ Jetzt im Kommunismus erlebe er das Glück der einheitlichen Partei mit einem einheitlichen Denken. Bauer kommentierte dieses Bekenntnis mit dem Satz: „So sprechen gläubige Menschen, die sich glücklich fühlen im Vertrauen auf ein starres Dogma und auf den Befehl von oben, die ihnen ersparen, selbst zu denken, selbst um Erkenntnis zu ringen.“³⁶ Bauer selbst

nannte dieses „verfluchte Einerseits-anderseits“ eine „dialektische Methode, die freilich so mancher nicht erträgt, der besonders gern vom dialektischen Materialismus spricht“.³⁷ Der Kontakt zwischen Bauer und Fischer, der auch in der Emigration angehalten hatte, wurde nun 1936 abgebrochen.

Was aber hielt die Sozialistische Arbeiter-Internationale vom Konzept des integralen Sozialismus?

In der SAI existierten seit der Gründung zwei Blöcke von Parteien: Ein rechter, strikt demokratisch und auf Reformen ausgerichteter Block, angeführt von Großbritannien und den skandinavischen Ländern. Dort waren auch die kommunistischen Parteien sehr klein und die Sozialdemokraten sahen keine Notwendigkeit für eine Aktionsgemeinschaft; obendrein fühlten sich diese Länder vom Faschismus nicht unmittelbar bedroht. Der linke Block, angeführt von Frankreich, begleitet von den emigrierten Parteiführungen aus den faschistischen Ländern, praktizierte im eigenen Lande bereits die eine oder andere Form der Aktionsgemeinschaft und plädierte im internationalen Maßstab für Verhandlungen zwischen SAI und der Komintern. Diese Frage riss eine so tiefe Kluft auf, dass die Spaltung der SAI drohte. Das jedoch wollte keiner der Blöcke und die Entscheidung Einheitsfront mit den Kommunisten ja oder nein wurde den einzelnen Ländern überlassen.³⁸ Doch die SAI war in dieser Frage, wie Bauer formulierte, „bis zur Beschluss- und Handlungsunfähigkeit differenziert“³⁹ Bauers Versuch, die Blockade zu überwinden, blieb ein theoretisches Konstrukt, politisch folgenlos. Sowohl die Kriegsthesen als auch der „integrale Sozialismus“ fanden ein geringes Echo, was Bauer allerdings nicht hinderte, an dem Konzept festzuhalten, in diese Richtung unermüdlich weiterzuarbeiten. Schon im Herbst 1934 lehnte Friedrich Adler, der Sekretär der SAI, Bauers Vorschlag mit der Komintern zu verhandeln, ab. Auch Léon Blum, der spätere Chef der Volksfrontregierung in Frankreich, den Bauer zwischen 1934 und 1938 mehrmals in Paris besuchte, lehnte den Vorschlag ab.⁴⁰ Und der russische Emigrant Theodor Dan urteilte bereits 1932: Bauers Illusion über die Sowjetunion bestehe „in einem wahren Wunderglauben, eine Rettung für den Sozialismus zu suchen“.⁴¹

2. Die Wende 1935/36: Demokratisierung der Sowjetunion?

Was Bauer Mut machte, war 1935 der angeblich neue Kurs in der Sowjetunion und 1936 die Volksfrontregierungen in Frankreich und Spanien.⁴² Er, der seit Jahren die Entwicklung in Russland so penibel beobachtet hatte, geriet in ei-

nen Hoffnungstaumel. Nach den Niederlagen 1933/34 schien die Linke nun mehr wieder im Vormarsch.

Worin sah Bauer die Wende in der Sowjetunion? Zunächst in der durch den ökonomischen Aufschwung bedingten teilweisen Rückkehr zum Markt, als die Brotkarten abgeschafft wurden. Dann die außenpolitische Mäßigung: Bedroht von Hitler-Deutschland und Japan, trat die Sowjetunion in den Völkerbund ein, schloss Militärbündnisse mit der Tschechoslowakei und Frankreich.⁴³ Vor allem die überraschende Wendung der Politik der Komintern am VII. Weltkongress 1935, das Bündnisangebot an die Sozialdemokraten durch die Einheitsfrontparole und das Bündnisangebot an bürgerliche, antifaschistische Parteien durch die Volksfrontparole. Gegen Hitler war Demokratie für die kommunistischen Parteien plötzlich eine akzeptable Alternative. Und Bauer glaubte an diese Wendung, hielt sie diesmal nicht, wie viele Sozialdemokraten des Westens, nur für ein „schlaues Manöver“. Da aber sein Versuch, in der SAI einen Versöhnungskurs mit der Sowjetunion einzuleiten, gescheitert war, schlug er nun vor, die Linken in der SAI sollten ohne Mandat, auf eigene Verantwortung, einen Kontakt zur Komintern suchen. Was er persönlich auch tatsächlich versuchte.⁴⁴

Nicht zuletzt interpretierte er die im Sommer 1936 veröffentlichte neue Verfassung der Sowjetunion (Stalinverfassung) als geschichtliches Ereignis, sah die Sowjetunion bereits auf dem Weg zur sozialistischen Demokratie.⁴⁵ Beeindruckt von der formellen Festschreibung des Rechtes auf Arbeit in der Verfassung (während in der kapitalistischen Welt Millionen Arbeitslose dahinvegetierten), beeindruckt von der Wiederherstellung des gleichen und allgemeinen Wahlrechtes, beeindruckt von der Tatsache, dass sich die kapitalistische Gesellschaft von der Demokratie abwende und sich dem Faschismus öffne, während die Sowjetunion schrittweise eine neue Form der Demokratie aufbaue, fiel er in die Falle der sowjetischen Propaganda. Aber Bauer war nicht nur fasziniert. Er fand auch Kritikpunkte: das Fehlen der Rechtssicherheit und der persönlichen Freiheit, das Verbot für andere sozialistische Parteien, sich um Stimmen zu bewerben. Die Nichtzulassung anderer, nicht sozialistischer Parteien rechtfertigte er mit dem Argument: Auch in den demokratischen Ländern (wie in der ČSR) werden faschistische Parteien aus der „Notwendigkeit der Selbstverteidigung“ verboten. „Ganz ebenso kann die Sowjetregierung die Einschränkung der Geltung des demokratischen Prinzips sicherlich mit der Notwendigkeit rechtfertigen, die mit den ungeheuersten Opfern erkauften großen Errungenschaften der sozialen Revolution gegen konterrevolutionäre Kräfte zu verteidigen.“⁴⁶ Immerhin könne nun das Volk

zwischen verschiedenen kommunistischen Kandidaten wählen. Dass gerade die Ankündigung von Wahlen im Parteiapparat die Angst auslöste, ein offenes Kräftemessen könne ihm die Macht rauben, dass in dieser Angst eine Ursache des Großen Terrors lag, sah Bauer damals nicht und konnte es wahrscheinlich auch nicht sehen.⁴⁷

Am 11. und 12. September 1935 führte Bauer in Prag ein langes Gespräch mit Ernst Fischer, dem österreichischen Vertreter in der Komintern, der sich als offizieller Beauftragter von Dimitri Manuilski vorstellte, dem sowjetischen Vertreter in der Exekutive und zuständig für Verhandlungen mit dem Westen.⁴⁸ Sofort nach dem Gespräch berichtete Bauer darüber an Theodor Dan.⁴⁹ Er charakterisierte Fischer (ohne seinen Namen zu nennen) als einen „österreichischen Genossen, der nach dem Februar zur KP übergetreten, aber mir persönlich ergeben geblieben ist“.⁵⁰ Daher glaubte er ihm. Die Lage in der Sowjetunion kennzeichnete Fischer durch einen starken Sowjetpatriotismus und einen weit verbreiteten Hass gegen die Parteibürokratie. Die Popularität Stalins sei aber echt. Ähnlich wie in Deutschland werde der Missmut durch den Satz kanalisiert: Wenn es Stalin wüsste, würde er Ordnung machen. Dass man das Regime entbürokratisieren müsse, sei der Parteispitze bewusst, man wisse nur nicht wie und habe auch Angst davor. Die Wendung in der Komintern sei ernst und aufrichtig gemeint. Dahinter stehe Stalin. Ein Angebot an die SAI habe man bisher noch nicht gemacht, weil man sie nicht spalten möchte. „Man lege größten Wert darauf, vorläufig in möglichst enge Beziehungen zu den Parteien in der SAI zu kommen, die die Einheitsfront wollen.“⁵¹ Die SAI müsse aber auch verstehen, dass ihre schroff ablehnende Haltung diejenigen Kräfte in der Komintern stärken werde, welche die Wende bekämpfen. Da Bauer stets eine Einladung nach Moskau ablehnte, wolle Manuilski in den Westen kommen und direkt mit Bauer reden. Dan antwortete bereits am 17. September, vermutete, dass hinter Manuilskis Kontaktversuch über Fischer sogar Stalin persönlich stehe, bremste aber Bauers Enthusiasmus mit dem Satz: „daß, meiner Meinung nach, hinter allen guten Absichten doch der Gedanke steckt, uns zu übertölpeln und ‚auszunutzen‘ – was schließlich ja das gute Recht eines jeden ist: es ist unsere Sache, die guten Absichten und die gute Wendung voll in unserem Sinne ‚auszunutzen‘, ohne uns in eine Sackgasse hineinmanövriren zu lassen“.⁵² Dan, der die innerrussische Entwicklung pessimistischer als Bauer beurteilte, entwarf in einem anderen Brief eine weit aus realistischere Perspektive: Russland trete zwar in eine Periode der Stabilisierung ein, aber dieser Stabilisierungsprozess könne verschiedene Formen einnehmen: eine Wiederbelebung des revolutionären Prozesses oder – die

Entwicklung zum Bonapartismus; hier setzt Dan in Klammer hinzu „(moderne Form – Faschismus)“.⁵³

Bauer führte noch weitere Kontaktgespräche mit Ernst Fischer. Bei einem ging es um gemeinsame Aktionen von Kommunisten und Revolutionären Sozialisten in Österreich, wobei auch die vertauschten Positionen zur Sprache kamen: Kommunisten für „Demokratie“, Revolutionäre Sozialisten für „Diktatur“; dazu machte Bauer den Einwand: Demokratie würde derzeit nur den Nationalsozialisten nützen (das war im übrigen auch die Meinung der österreichischen Regierung).⁵⁴ In einem weiteren Gespräch brachte Fischer auch die Antwort Manuilskis – die Komintern habe genug Leute, die kritiklos schreiben, für die Sowjetunion sei es besser, jemand rühme sie, der sie auch kritisiere. Als das Gespräch auch auf den Stalinartikel in „Der Kampf“ kam, bemerkte Bauer, er war auch als Selbtkritik gemeint, er, Bauer, sei eben von Natur kein Mann wie Stalin, ohne allzu viele intellektuelle und moralische Hemmungen. Sanft rügte Fischer dann Bauers Schreibweise: Er schreibe zu sehr als Historiker, doch heute komme es darauf an, alle Energie für die Verteidigung Russlands zu entfesseln, für eine gerechte historische Würdigung sei später Zeit.⁵⁵ In seinen späteren unpräzisen „Erinnerungen“ erdichtete Ernst Fischer Dialoge, die er mit Bauer geführt haben will, wofür er dessen angebliche Sätze aus verschiedenen in „Der Kampf“ veröffentlichten Artikeln einfach kompilierte.⁵⁶

Weitere Kontakte zur Komintern entstanden durch Fritz Brügel, einen Dichter und ehemaligen Sekretär der Arbeiterkammer, der über ein Gespräch mit Manuilski an Bauer berichtete. Der sowjetische Funktionär habe gesagt: „Wir brauchen Bauer und wünschen mit ihm in Frieden zu leben. [...] Bauer ist für uns ein Genosse.“⁵⁷ Im März 1936 traf Bauer in Prag Nikolai Bucharin, einst der „Liebling der Partei“, nun von Stalin entmachtet, aber noch frei; zwei Jahre später wird der dritte große Schauprozess gegen ihn geführt.⁵⁸ Bucharin beendete das Gespräch in Prag, bei dem es um den Kauf des Marx-Engels-Archivs ging, mit dem Satz: „Schade, dass Sie ein Sozialdemokrat sind.“⁵⁹

3. Der „Große Terror“

Dann im Sommer 1936 begann der erste große Schauprozess gegen das Trotzkistische-Sinowjewistische terroristische Zentrum. Plötzlich stürzten Teilstücke von Bauers Träumen vom Himmel und er selbst geriet in ein tiefes Dilemma. An Kathia Adler, die Frau von Fritz Adler, schrieb er am 3. Sep-

tember 1936 einen emotional aufgewühlten Brief, der sein Dilemma und seine spätere, schwankende Haltung in den Grundzügen festlegte: „Was in der Sowjetunion geschieht, das ist unsere eigene Sache.“⁶⁰ Die europäische Lage zwinge dazu, an der Verteidigung der Sowjetunion und der Einheitsfront festzuhalten. Die Vereinigung aller proletarischen Kräfte gegen Hitler müsse oberste Priorität behalten und dürfe durch diese Gräueltaten nicht gestört werden. Aber „als Freunde der Sowjetunion müssen wir reden“. Zwar sei es denkbar, dass sich in der antistalinistischen Opposition eine „Terrorgruppe“ ausgebildet habe, aber der vom Stalinismus hergestellte Zusammenhang mit der Gestapo sei reiner Schwindel. „Das ist das Schlimme an der Sache, viel schlimmer als die Erschießung selbst: dass man die Menschenwürde der Leute zertritt, bevor man sie erschießt.“⁶¹ Wenn auch die europäische liberale Intelligenz dazu schweige, „ich selbst will nicht Mitschuldiger dieses feigen Schweigens werden“.⁶²

Diese zwiespältige Haltung artikulierte Bauer auch in Briefen an den Dichter und Journalisten Hugo Sonnenschein („Sonka“), der ihn aufgefordert hatte, die „korrumptierte und korrumnierende Phalanx der Intellektuellen“ zu brechen, die die Moskauer Verbrechen als „Hochverrat an dem Gedanken des Sozialismus“ und die dortigen Machthaber als „faschistische Machthaber“ bezeichneten.⁶³ Bauers Dilemma: Wie soll ein Protest gegen die Moskauer Prozesse aussehen, wenn gleichzeitig Hitler eine Kampagne gegen die Sowjetunion reitet, ohne in die Gefolgschaft von Hitler und des Vatikans zu geraten? Wie immer auch ein solcher Protest formuliert werde, die Solidarität mit der Sowjetunion müsse im Kriegsfall Priorität haben; die Anerkennung der positiven Leistungen der Sowjetunion müsse jeder Kritik vorhergehen.⁶⁴ Das war aber genau Bauers Problem: Beim ständigen Rühmen der positiven Leistung der Sowjetunion verließ er sich, stolz auf seine russischen Sprachkenntnisse, allein auf das Studium sowjetischer Quellen, ohne ihren Propagandaeffekt kritisch zu bewerten. Der Wunsch des Gläubigen, einen konkreten Ort zu finden, wo der Sozialismus (wenn auch unter großen Schmerzen und Opfern) aufgebaut werde, war bei Bauer stärker als das kritische Potenzial des unabhängigen Intellektuellen.⁶⁵

Diskret und zurückhaltend kritisierte Theodor Dan Bauers Position: Es sei ein „unermesslicher Schaden“, den die Linke der SAI der eigenen Position der Einigungspolitik zufüge, wenn sie die Scheidung zwischen den wirklichen sozialistischen und revolutionären Tendenzen in Sowjetunion und der Stalin’schen Diktatur nicht scharf herausarbeite. „Das Schlimmste ist jedenfalls, die Wahrheit zum Monopolgut den Feinden der Revolution und des So-

zialismus zu überlassen. Wir können und müssen tausendmal prüfen, *wie* die Wahrheit gesagt werden soll; sie muß aber unbedingt ausgesagt werden, und zwar ausgesagt von uns – Revolutionären und Sozialisten“. Dann fügte Dan einen Satz hinzu, der den eigenen Glaubenszweifel viel schärfer formulierte, als es Bauer selbst je zuließ: „Aber immer öfter bin ich gezwungen, mich zu fragen, ob der Sozialismus nicht noch eine 40-jährige Wüstenwanderung wird durchmachen müssen, bevor diese revolutionären Tendenzen zum revolutionären Ausbruch werden kommen und das gelobte Land werden erobern können, und ob wir, die zeitgenössischen Sozialisten, nicht Säer sind, denen es schon nicht beschieden sein wird, an der Ernte teilzunehmen.“⁶⁶ Tatsächlich dauerte die Wüstenwanderung mehr als fünfzig Jahre – dann brach der Kommunismus in Osteuropa zusammen.

Doch die historische Frage lautet: Sagte Bauer in seinen Texten die geforderte Wahrheit über die Sowjetunion? Zunächst schien es so. In der „Arbeiter-Zeitung“ vom 20. August 1936 reagierte er mit blankem Entsetzen auf den Beginn des Terrors, geradezu persönlich beleidigt. Als Freund der Sowjetunion sei er über den Prozess verstört: Kann der alte Führungskreis um Lenin eine „Bande von Verbrechern“ gewesen sein? Der Prozess schände die Geschichte der „großen russischen Revolution“, zerstöre jede Hoffnung auf Demokratisierung, reiße eine moralische Kluft auf und liefere den Faschisten jedes Argument, das sie gegen den Sozialismus brauchen können. Für die Verteidiger der Sowjetunion bedeuten diese Erschießungen einen verhängnisvollen Fehler, ein Verbrechen, ein „entsetzliches Unglück“ für den Weltsozialismus.⁶⁷ Nach dieser ziemlich emotionalen Reaktion versuchte Bauer in einem Artikel in „Der Kampf“ Erklärungen zu finden.⁶⁸ Der politische Sinn des Prozesses war für ihn klar: Es ging gar nicht um die Angeklagten, es ging um Trotzki. „Ihn als Organisator von Verschwörungen gegen das Leben der führenden Männer der Sowjetunion, als Bundesgenossen der Gestapo, als Konterrevolutionär, als Banditen, als faschistischen Hund hinzustellen, ihn moralisch zu vernichten, war der Zweck des Verfahrens.“⁶⁹ Woher kam dieser Hass auf einen längst im Exil Lebenden? Bauers Antwort: Er ist das Symbol der kommunistischen Linksopposition. Während die Sowjetunion und die Komintern Mitte der Dreißigerjahre eine klare Rechtswende einleitete – die Ausbildung des Führerkultes, die Heraushebung einer neuen privilegierten Schicht durch Titel, Orden, Auszeichnungen und hohe Einkommen, die Hochschätzung der Familie usw. –, hielt Trotzki den Linkskurs aufrecht. Das mag eine Teilerklärung sein. Aber wie kam es dann dazu, dass die Angeklagten nicht den Prozess nutzten, um diese linke Politik offen zu verteidigen, sondern sich selbst als Bandi-

ten, Mörder, Verräter anklagten, die den Tod verdienten hatten? Hier muss Bauer passen. Dieses Rätsel, sagt er, kann niemand lösen – und es ist bis heute nicht ganz gelöst. Was Bauer in seiner Erklärung völlig unterschätzte, waren Eigendynamik und Dimensionen des Terrors, die weit in die kommunistische Partei hineinreichen. Für alle objektiven Fehlentwicklungen der Politik Stalins, in der Ökonomie und im sozialen System, für das Chaos der Planwirtschaft, sollten innere und äußere Feinde haftbar gemacht werden. Allein 1937 wurden zwei Millionen Menschen verhaftet und 700 000 ermordet.⁷⁰ Bauer versuchte, seine Unabhängigkeit noch zu bewahren, frei zu sprechen. Er berief sich auf einen „revolutionären, aber von Moskau unabhängigen Sozialismus“. Aber angesichts der Dimension des Terrors bleibt sein Appell zur „Entwicklung zu einem wahrhaft sozialistischen politisch-kulturellen Überbau“ leeres Gerede, sein ständiger Hinweis auf die Demokratisierung der Sowjetunion ein aus Angst und Verzweiflung geborenes Notgebet.⁷¹

Je deutlicher sich die Gegensätze zwischen Faschismus und Sozialismus verschärften, als sie im Spanischen Bürgerkrieg direkt aufeinander prallten, je größer die Gefahr eines neuen Weltkrieges auftauchte, desto mehr Verständnis brachte Bauer für den Stalinismus auf. In seinem nächsten großen Artikel über die Trotzkistenprozesse verteilte er viel Lob und viel Tadel auf Trotzki, glaubte jedoch teilweise der offiziellen Anklage, dass die Vorgeführten tatsächlich eine Verschwörung gegen Stalin planten, dass jedenfalls Trotzkis politisch-revolutionäres Konzept „objektiv“ zur Konterrevolution und damit, im drohenden Krieg, zu einer lebensbedrohenden Gefahr für die Sowjetunion werde. Man musste den Trotzkismus vernichten, um die Sowjetunion zu retten. Daher wurde den Angeklagten nahegelegt: „Euch muß die Welt glauben, wenn ihr Trotzki vor Gericht als Organisator von Sabotageakten und Attentaten, als Mitverschworenen des deutschen und japanischen Imperialismus, als Landesverräter, als Restaurator des Kapitalismus denunziert. Ihr habt eben erst gesagt, man müsse Ehre und Leben opfern, wenn die Partei, die SU, die Revolution das brauchen. Ihr könnt der Partei, der SU, der Revolution diese Opfer jetzt nicht verweigern.“⁷² Mit anderen Worten: Bauer akzeptierte die große Lüge, um das „stärkste Bollwerk proletarischer Macht in der Welt“ zu retten, weil das Schicksal des Sozialismus vom Sieg der Sowjetunion im nächsten Weltkrieg abhänge. Die Angst vor dem Faschismus zwang Bauer, dieses intellektuelle Opfer zu bringen, damit dankte er aber auch als kritischer Intellektueller ab.

Doch nicht ganz. In einem Artikel zum Gericht über die roten Generäle hielt er es zwar ebenfalls für wahrscheinlich, dass diese deshalb verurteilt und

hingerichtet worden sind, „weil sie einen militärischen Staatsstreich geplant oder mindestens erwogen haben“.⁷³ Dann allerdings holte er zu einer großen Anklagerede gegen den Mechanismus des Terrors aus: „Wo jede Opposition unterdrückt ist, wo die Entscheidungen nicht mehr im freien Ringen der Meinungen fallen, sondern ein selbstherrlicher Wille den Widerstrebenden seine Entscheidung aufzwingt, dort flüchtet die Opposition in die Verschwörung und antwortet die Diktatur auf die Verschwörung mit Terror.“⁷⁴ Dort ist dann niemand mehr seines Kopfes sicher. Wenn die parteilosen Intellektuellen, die mit der Sowjetunion sympathisieren, dazu schweigen, wolle er, Bauer, reden: „Wir aber wollen uns nicht mitschuldig machen des Mangels an Zivil-Courage, den Mächtigen im Kreml die eigene Überzeugung zu sagen.“⁷⁵ Aber reicht es aus, die Mächtigen im Kreml zu ermahnen, um die Demokratie in der Partei und im Staate wiederherzustellen? War er nicht selbst der Verschwörungspanik erlegen? Dieses „Diplomatisieren“ (Theodor Dan) reichte immerhin aus, dass Bauer wieder vom Freund zum Feind der Sowjetunion erklärt wurde, dass Ernst Fischer ihn als „Schützenhelfer der Sowjetfeinde“ denunzierte, der sich nicht scheue, Argumente der Faschisten zu verwenden.⁷⁶ Fischer schrieb diesen unsäglichen Artikel wahrscheinlich auch deshalb, weil er seinen eigenen Kopf retten wollte.

4. Revolutionäre Sozialisten und Kommunisten in Österreich: die Einheitsfront in der Praxis

Zwei Jahre vorher, am 18. April 1934, hatte Ernst Fischer in einem höflichen, respektvollen Brief an Bauer seinen Übertritt zur KPÖ gemeldet.⁷⁷ Die Begründung: Bauer habe seine Hoffnung, die Partei auf einen wahrhaft revolutionären Kurs zu führen, enttäuscht. Eine Partei, die sich „mit Haut und Haaren der Demokratie verschworen habe“, müsse in den entscheidenden gesellschaftlichen Umwälzungen versagen. Die Folge war der Februarauftand, der keiner „unvermeidlichen Notwendigkeit“ entsprach, sondern nur ein „letzter Verzweiflungsakt“ war, geführt ohne Perspektive des möglichen Sieges, allein von der Perspektive des „in Ehre untergehen“ geleitet. Er habe sich in Abkehr von der Unklarheit des sozialdemokratischen Programms für die Klarheit des kommunistischen Programms entschlossen. Der Brief endet mit dem Satz: „Ich habe gehofft, mit Ihnen der Dritten Internationalen anzugehören. Ich habe diese Hoffnung schon seit langer Zeit aufgegeben. Aber ich will mich in anständiger und offener Form von Ihnen verabschieden, ehe ich der

kommunistischen Partei beitrete. Zum letzten Mal ‚Freundschaft!‘, Morgen ‚Rotfront!‘.“⁷⁸

Was allerdings die Klarheit des kommunistischen Programms betraf, so schwenkte kurze Zeit später die KPÖ, auf Befehl der Komintern, auf die Parole Volksfront, Demokratie und „österreichische Nation“ um, während die RS auf der Diktatur des Proletariats und einer gemeinsamen deutschen Revolution beharrte. Die Volksfront auf internationaler Ebene war auch eine Option Bauers. In Spanien und Frankreich hatte die Volksfront in freien Wahlen gesiegt. Was aber heißt Volksfront? In einem Artikel definierte sie Bauer als Bündnis proletarischer Parteien und Gewerkschaften mit bürgerlich-demokratischen Parteien und Organisationen, eine Koalitionsregierung unter bestimmten historischen Bedingungen, aber geführt von der Arbeiterklasse.⁷⁹ Existierten auch in Österreich solche historischen Bedingungen, gab es auch hier eine republikanisch-demokratische Fraktion der Bourgeoisie, wie in Frankreich und Spanien, die bereit wäre zu einer Koalition mit der Arbeiterklasse? Diese zentrale historische Frage nach einem liberalen, demokratisch-republikanischen Bürgertum in Österreich stellte Bauer in einem Vergleich zwischen Spanien und Österreich.⁸⁰ Seine Antwort: „Ach ja, es gab die Demokraten Ender, Reither, Buresch; sie sind nach dem Februarauftand zum Faschismus übergegangen“;⁸¹ es gab liberale jüdische Kapitalisten „mit ihrem Troß von Intellektuellen und Zeitungsschreibern“ – aus Angst vor dem Antisemitismus der Nationalsozialisten haben sie sich für das kleinere Übel, für den „Klerikofaschismus“ entschieden; es gab sogar einmal bürgerlich-freiheitliche Großdeutsche und Landbündler, die inzwischen getarnte und ungetarnte Nazis geworden sind (von Bauers Hoffnung eines Bündnisses mit diesen Gruppen ist nichts geblieben). Kurz, die bürgerlichen Liberalen und Demokraten haben sich viel erbärmlicher verhalten als in Spanien. Nicht eine einzige bürgerliche Kraft wäre bereit gewesen, Demokratie und Freiheit zu verteidigen.⁸² Ein deprimierender Befund, der auch der späteren historischen Forschung standhielt.

So sehr Bauer dem Mythos der sowjetischen Arbeitermacht erlag, ja vor einem angedeuteten Kotau vor ihr nicht zurückscheute, in der praktischen Politik der „Aktionsgemeinschaft“ innerhalb der österreichischen illegalen Arbeiterbewegung agierte er wesentlich kritischer und vorsichtiger. Knapp nach den Februarereignissen 1934 setzte er sich mit den Lügen der kommunistischen Presse über den „Arbeiteraufstand“ konkret auseinander.⁸³ Seit Jahren haben die Kommunisten, so Bauer prinzipieller werdend, den Austromarxismus als geschlossene Ideologie des Linkssozialismus besonders gehasst. Wie

jüngst Historiker aus den sowjetischen Quellen erhoben haben, sagte Stalin am 1. April 1934 zu Dimitroff über den Februarauftand: „Ja, Bauer will sich jetzt loben, dass [er] einen Aufstand geführt hat. Das ist aber nicht der Fall.“⁸⁴ Bauer fährt in seinem Artikel fort: Mit dem Sieg des Faschismus verschwinden die Differenzen zwischen den beiden Gruppen. Es blieben jedoch die Verschiedenheiten der Geschichte und Tradition. Die Kommunisten versuchten nach den Februartagen den Unmut der Arbeiterschaft gegen die alte sozialdemokratische Parteiführung auszunützen, „einen möglichst großen Teil der österreichischen Arbeiterklasse dem Sozialismus zu entreißen und sich unterzuordnen“.⁸⁵ Was tatsächlich notte, sei eine einheitliche Partei, ohne den Versuch der einen Fraktion, über die andere siegen zu wollen. Bauers Position wird in einem Brief von 1935 wohl am klarsten formuliert: „Ich bin ein sehr entschiedener Anhänger der Einheitsfront des Proletariats. Aber unter Einheitsfront verstehe ich nicht, dass wir vor den Kommunisten geistig und organisatorisch kapitulieren. Ich verstehe darunter vielmehr: zunächst Aktionsgemeinschaften zu praktischer Gemeinschaft im Kampf gegen den Klassengegner unter Wahrung der Selbständigkeit und Würde beider Parteien; so wird es praktisch in Österreich jetzt geübt (sic!). In der Folge allmähliche Entwicklung eines integralen Sozialismus, in dem schließlich sowohl Sozialisten als auch Kommunisten geistig und organisatorisch aufgehen können, nicht in dem die einen vor den anderen kapitulieren, sondern in dem die Gegensätze zwischen den beiden in einer höheren Einheit überwunden werden.“⁸⁶

In Wahrheit aber wurde in der österreichischen illegalen Arbeiterbewegung heftig um die Hegemonie gekämpft. Die Kommunisten entwickelten dabei eine Taktik, in der sie es nach 1945 zur Meisterschaft bringen werden: „neutrale“ Organisationen (wie den „autonomen Schutzbund“) als scheinbar überparteiliche Vereinigung als Vorfeldorganisation zu nutzen, um ihren Hegemonieanspruch durchzusetzen.⁸⁷ Im Sommer 1934 wurde ein Übereinkommen zwischen RS und KPÖ geschlossen, das wenig Wirkung hatte. Es wurde von Buttinger bereits Anfang 1935 aufgelöst. Die zentrale Streitfrage bestand in der Position pro und contra den Eintritt in die regierungsnahen legalen Arbeiterorganisationen. Die KPÖ war dafür, die RS dagegen. Schließlich machte Buttinger, auch aus taktischen Gründen, ein Bündnisangebot an die KPÖ, um die gegenseitigen Polemiken einzudämmen. Im Oktober 1935 kam Ernst Fischer, unter Vermittlung von Bauer, nach Wien, um in der Wohnung von Maria Jahoda mit Joseph Buttinger (den er in seinen Erinnerungen Franz Buttinger nennt) „auf Pferdehändlerart“ zu verhandeln; als Resultat kam ein Aktionsprogramm heraus, bei dem sich jede Seite als ideologischer Sieger fühlen konnte.⁸⁸

Bereits im Sommer 1936 folgte die nächste Wende der Kommunisten. Am 20. Juni 1936 schrieb Amos (= Otto Bauer) an Erich (= Joseph Buttinger), dass die Konkurrenz (= KPÖ) in einem allgemeinen philosophischen Programm (= Aufruf) als aktuelle Parole die „demokratische Republik“ setze. „Ich äußerte dagegen im Hinweis auf die Diskussion vor zwei Jahren schwere psychologische Bedenken und glaube in der Tat, daß man diesen Vorschlag, der sicher zu Euch kommen wird, nicht annehmen kann, ohne sich innere Schwierigkeiten zu bereiten.“⁸⁹ In „Der Kampf“ spottete Bauer dann über die Kommunisten, die im Februar 1934 die Sozialdemokratie verurteilten, weil sie für die demokratische Republik und nicht für die Diktatur des Proletariats gekämpft haben: „Jetzt führen die Kommunisten den bewaffneten Kampf in Spanien mit der Parole der Verteidigung der demokratischen Republik, in Österreich rufen sie die Arbeiterklassen zur Eroberung der Republik. [...] Unterschätzen sie nicht die psychischen Hindernisse, die ihre eigene Agitation der Annahme ihrer neuen Parolen durch die Arbeiter bereitet hat?“⁹⁰ Im August 1936 berichtete Käthe Leichter, die von Paris her offen schreiben konnte, an Bauer: Es sei bei einem Treffen mit den Kommunisten in Wien gelungen, ihnen die Parole „Volksfront“, „Demokratie“, „Hineingehen in die legalen Gewerkschaften“ auszureden. Anschließend erwähnte sie ein geschlechterspezifisches Detail aus der alltäglichen Gewerkschaftsarbeit: „Sehr gutes Einvernehmen mit den Männern. Gar nicht der blöde Schäkerton von früher, sondern man sieht, wie wichtig den Männern die Mitarbeit der Frauen [...] ist.“⁹¹

Die Einheitsfront blieb ein wackliges Gebilde, 1937 war sie faktisch nicht mehr existent.⁹² Doch im Februar 1938 waren sich alle einig, ALÖS, RS, KPÖ, illegale Gewerkschaften und die Regierung – Verteidigung der Unabhängigkeit; zu spät!

IV. Wird Hitler Europa beherrschen?

Es ist in Österreichs
Schicksalsstunden immer zu spät.
(Otto Bauer: Österreichs Ende)

1. Faschismus statt Nationalsozialismus

Soweit ich sehe, hat Bauer in seinen Texten kaum je die Parteibezeichnung Nationalsozialismus verwendet; er spricht von Faschismus, Nationalfaschismus, deutschem Faschismus, Hitlerfaschismus oder – populärer – von den Nazis. Aus seiner Sicht beschmutzt, missbraucht der Name Nationalsozialismus die „heilige Sache“ des Sozialismus.

Kurz vor seinem Tod, jedenfalls nach dem März 1938, begann Bauer eine Broschüre über den Faschismus zu schreiben.¹ Die Arbeit fängt mit einer Skizze der europäischen Weltverhältnisse an: Saturierte imperialistische Mächte, wie England und Frankreich, stehen gierigen, aggressiven Imperialismen, wie Italien und Deutschland, gegenüber, die die Machtverteilung von 1918 umstürzen wollen. Der Faschismus als Herrschaftsform der revisionistischen Mächte wird streng orthodox marxistisch als Herrschaft der Bourgeoisie bestimmt, die sich der Rebellion der Kleinbürger bedient, um anstelle der Demokratie die faschistische Diktatur aufzurichten.² Den Unterschied zwischen traditioneller und charismatischer Herrschaft missachtend, glaubt Bauer im Sieg des Faschismus die Wiederkehr des Absolutismus der Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts zu erkennen. Die Bourgeoisie, die in der bürgerlichen Revolution gegen den Fürstenabsolutismus Folter und Prügelstrafe abgeschafft hatte, vernichtet nun „in ihren Gestapokellern und Konzentrationslagern die Resultate der Siege der Menschlichkeit, die sie selbst erkämpft hat“.³ Das ist ein ziemlich schaler Vergleich, der die innere Dynamik, die „kumulative Radikalisierung“ des Nationalsozialismus völlig verkennt, obendrein hier auch seine Anziehungskraft auf die Arbeiterschaft negiert.

Schärfer greift bereits Bauers Analyse der Wirtschaftsverfassung. Der faschistische Etatismus, der sich selbst „nationaler Sozialismus“ nenne, gebe vor, den Kapitalismus überwunden zu haben, in Wahrheit stelle er nur eine neue Entwicklungsphase des Kapitalismus dar. Das Privateigentum der Kapitalisten werde nicht angetastet, aber der faschistische Staat bestimme, in welchen

Produktionszweigen das neu akkumulierte Kapital angelegt werde. Diese Beobachtungen nützt der Autor als Beweis dafür, dass die gesellschaftliche Organisation der Wirtschaft der privatwirtschaftlichen Anarchie des Marktes überlegen sei. Fast Begeisterung ist in folgendem Satz herauszuhören: „Die schnelle Beseitigung der Arbeitslosigkeit im Dritten Reich, die stürmische Entwicklung neuer Produktionszweige unter dem Diktat der faschistischen Diktatur, das überaus schnelle wirtschaftliche und daher auch militärische und politische Erstarken Deutschlands, die Verschiebung der Machtverhältnisse zugunsten der faschistischen Staaten beweist nichts anderes als die Überlegenheit planmäßig wirkender gesellschaftlicher Organisation über privatwirtschaftliche Anarchie.“⁴ Diese Begeisterung nimmt zu, wenn er die „gewaltigen Erfolge“ der deutschen Außenpolitik aufzählt.⁵ Bauer ist natürlich kein Lobredner des Faschismus. Er erkennt sofort, dass die gewaltige Leistungssteigerung im „Dienst der militärischen und ökonomischen Kriegsvorbereitung“ stehe, dass der faschistische Etatismus „Krisen des Mangels“ auf der Konsumentenseite hervorrufe, dass die Ausbeutung der Arbeiterklasse sich verschärfe und die Kriegsrüstung „aus den Muskeln und Nerven der Arbeiter“ herausgepresst wird.⁶ Das wird auch in der Arbeitsverfassung deutlich: Auflösung der Gewerkschaften, Aufhebung des Streikrechtes, behördliches Diktat der Löhne und Preise. Und wieder greift Bauer auf einen Vergleich mit vorkapitalistischen Arbeitsverhältnissen zurück: Der Arbeiter, „an den Betrieb dieses Unternehmers gefesselt, wie der Hörige der Feudalzeit an die Scholle, ist er Höriger dieses Unternehmers“.⁷ Dass die Arbeiter es aushalten, wird allein dem „Terror des totalitären Herrschaftssystems“ zugeschrieben.

Allerdings stehe, so Bauer weiter, der Faschismus vor einem Dilemma: Die riesige Aufrüstung sei eine einmalige Leistung, noch dazu auf Schulden, die über kurz oder lang die faschistische Diktatur vor die Wahl stelle: Entweder stürze das System in eine schwere Wirtschaftskrise oder es beginne den Krieg.⁸ Aber wo soll der Faschismus Krieg führen? Zunächst, er ist ein Exportprodukt, wirkt als Vorbild, wird nachgeahmt, in der Form des „Halbfaschismus“. 1938 mit dem deutschen Vollfaschismus konfrontiert, schreibt Bauer Österreich nur mehr den Charakter des „Halbfaschismus“ zu: „Solche halbfaschistische Diktaturen sind im ganzen Osten Europas, in Österreich 1934, den baltischen Ländern, in Rumänien, auch, wenn in anderer Form, in Polen und in Ungarn, zur herrschenden Staatsform geworden.“⁹ Dennoch kann sich der Faschismus nicht sicher fühlen, solange im Westen große Demokratien mit mächtigen Arbeiterbewegungen und im Osten der „Staat der proletarischen Revolution“ bestehen. Daher: „Er bereitet einen Eroberungskrieg im

Osten Europas vor, indem er seinen Kampf um Siedlungsland und Bodenschätze als Kampf für die Rettung der europäischen Zivilisation vor dem Bolschewismus ausgibt.“¹⁰

Wo gibt es dann überhaupt noch Hoffnung? Bauers unrealistische Hoffnung ruht (wieder einmal) darauf, dass der Faschismus lediglich das Produkt des Niederganges des Kapitalismus sei, sie gewinnt an Realitätssinn, wenn er auf die inneren Widersprüche der NS-Herrschaft aufmerksam macht. Er unterscheidet zwischen der herrschenden Klasse (= Bourgeoisie) und der regierenden Kaste (= Parteibürokratie). Zwischen beiden entsteht soziale Spannung. Die einzelnen Sonderinteressen erzeugen Meinungsverschiedenheiten, Interessensgegensätze, innere Konflikte, unsicheres Schwanken, Desorganisation, kurz jene Konfliktfiguration, die von der späteren Forschung als „Polykratie“ der NS-Herrschaft bezeichnet wird.¹¹ Die Bauern leiden unter der Abgabepflicht, das Gewerbe und der Handel unter den Rationierungsvorschriften und Preistaxen. Und das wirksamste Mittel des Nationalsozialismus zur Mobilisierung der kleinbürgerlichen Massen, der Antisemitismus – wo der arische Handwerker dem jüdischen Händler gegenübergestellt wird, der arische Bauer dem jüdischen Wucherer, der arische Kleinhändler dem jüdischen Warenhaus, der arische Arbeiter und Angestellte dem jüdischen Unternehmer, der arische Intellektuelle dem jüdischen Konkurrenten – dieses Mittel verliert, nach der Einschätzung Bauers, mit der „Ausrottung der Juden aus dem Wirtschaftsleben“ seine Wirksamkeit.¹² Welch ein Irrtum! Die einfache Verschiebung des Feindbildes, von den konkreten deutschen Juden zum metaphysischen Feindbild des „Weltjudentums“, erzeugte eine Dynamik, die letztlich grenzenlos einsetzbar war und, gestützt auf die charismatische Führerherrschaft, die Bauer ständig übersieht, bis 1945 wirken konnte. Die letzte illusionäre Hoffnung, die ihm bleibt, ist die Hoffnung auf die Rebellion der Arbeiterschaft: Hat der Faschismus den Arbeitern auch alle Rechte genommen, sie besitzen noch eine Waffe – den Streik! „Ist der Streik von der faschistischen Gesetzgebung verboten, so wird das Verbot unwirksam, der faschistische Terrorapparat gegen dieses Kampfmittel der Arbeiterklasse ohnmächtig, sobald der Streik große Massen erfasst.“¹³ Für Bauer ist es undenkbar, dass die seit Jahrzehnten sozialistisch erzogene Arbeiterschaft, oft unwillig und murrend, dennoch längst in die NS-Herrschaft eingepasst ist, dass der Antisemitismus längst auch bei ihr Wurzeln geschlagen hat. Ein starkes Beispiel dafür ist der Bericht einer kommunistischen Instrukteurin von den Schutzbündlern in Favoriten nach dem Februar 1934: „Sie wollen mit keinem Juden und keinem Intellektuellen verhandeln, diese Stimmung ist sehr stark. Begründung: Otto

Bauer: ein Jude und Intellektueller, hat uns verraten, alle unsere Führer sind Juden und Intellektuelle.“¹⁴

2. Der österreichische Nationalsozialismus

Otto Bauer hatte den Nationalsozialismus lange unterschätzt. Erst nach Hitlers Machtübernahme 1933 erkannte er die Gefahr für Europa; selbst dann noch überlegte er Bündnismöglichkeiten mit den österreichischen illegalen Nationalsozialisten, beispielsweise in der Habsburgfrage. Zwei Ereignisse fanden seine besondere Aufmerksamkeit: der Juliputsch 1934 und das Juliabkommen 1936. Den „Naziputsch“ charakterisierte er als „Köpenickiade großen Stils“, eine Anspielung auf die als Bundesheereinheit verkleideten Putschisten, als „Gangstertum als politische Methode“.¹⁵ Als soziale Grundlage des Putsches dechiffrierte er die erbitterte, rebellische Stimmung des Kleinbürgertums, der Bauern und der Intelligenz. Nach dem Niederschlagen des Putsches, meinte Bauer, könnte Hitler von den Westmächten gezwungen werden, den Kampf um Österreich aufzugeben (eine vergebliche Hoffnung) und das wäre die Chance für die Sozialisten, diese Schichten zu gewinnen. Von Hitler enttäuscht, könnten „die sozialistischen Arbeiter und die nationalfaschistischen Kleinbürger, Bauern und Intellektuellen“, die zusammen die Mehrheit des Volkes ausmachten, gemeinsam den „Austrofaschismus“ leicht hinwegfegen.¹⁶ In dieser Analyse scheint der Hass auf den vormodernen „Austrofaschismus“ noch stärker zu wirken als die Angst vor dem Nationalfaschismus. Dollfuß’ Tod rührte Bauer (verständlicherweise) kaum, dessen Kampf gegen den Nationalsozialismus fand keine Beachtung. Viel exakter erkannte Bauer dann die Auswirkungen des Juliabkommens von 1936 zwischen Hitler und Schuschnigg. Dieser „Friedensschluss“ bedeute:¹⁷ Anstelle des illegalen, terroristischen Kampfes der Nazis gegen das „System“ trete die Durchdringung des Herrschaftssystems durch die „betont Nationalen“, die gestützt werden von den getarnten Nazis in der Bürokratie, im Heer, in der Polizei. Was die katholischen Demokraten und die jüdische Bourgeoisie zum Bündnis mit dem autoritären Regime verführt habe, der scheinbar feste Damm gegen den Einbruch des Nationalsozialismus, sei nun zerbrochen.

Die illegalen Flugschriften werden durch die großen reichsdeutschen Nazizeitungen ersetzt, die an allen Straßenecken legal zu kaufen sind. Anstelle illegaler Waffen- und Sprengstoffsendungen kommen reichsdeutsche Touristen, Studenten, Agenten, die Hakenkreuz und Hakenkreuzfahnen legal tragen und zeigen.

Aus diesen Beobachtungen zog Bauer den klaren Schluss: „Ist es nicht vorzusehen, daß die legale Durchdringung des österreichischen Staatsapparates durch die nationalen Betonungen der Unabhängigkeit Österreichs bald gefährlicher werden wird, als ihr der illegale Kampf der Nazi gegen den Staatsapparat je werden konnte?“¹⁸ Jetzt, 1936, verschwanden Bauers Illusionen über die Nationalsozialisten. Jetzt war klar: Der Nationalsozialismus ist „der mächtigste, brutalste, gefährlichste Feind des internationalen Sozialismus“.¹⁹ Viele ungeschulte Arbeiter in Österreich erkennen das noch nicht. Verführt vom „gerechten Hass“ gegen den „Klerikofaschismus“ sind sie versucht, die Nazis „als Feind ihres Feindes für ihre natürlichen Bundesgenossen zu halten“.²⁰ Sie meinen, dass der Kampf gegen die Nazis nur wegen der Juden geführt werde. Stürzen die Nationalsozialisten die österreichische Diktatur, könne es den österreichischen Arbeitern nur recht sein.

Gegen dieses gefährliche Denken setzt Bauer nun die klare Einsicht: Hitler bereite den Krieg gegen die Sowjetunion vor. Dazu brauche er Österreich, um zunächst die Tschechoslowakei nicht nur vom Norden, sondern vom Süden her anzugreifen; brauche er Österreich, um an die Getreidefelder, Viehstapel, Ölquellen von Südosteuropa zu gelangen und von dort einen Aufmarschraum für die deutsche Südarmee gegen die Ukraine zu gewinnen.²¹ Gegen die Volksfrontparole der Kommunisten, die Bauer als Anbiederungsversuch an den „Ständestaat“ interpretiert, verlangte er keine „naturwidrigen Bündnisse und keine gekünstelten Parolen“, sondern eine einfache Politik: Rettung der Unabhängigkeit Österreichs vor den Nazis, aber dafür „Freiheit, Gesinnungs- und Organisationsfreiheit für alle, die die Unabhängigkeit Österreichs verteidigen wollen“.²² Die Einstellung zur Volksfrontpolitik der Kommunisten zeigt neuerdings die Differenz zwischen nationaler und übernationaler Politik, die Bauers Texte durchzieht: Für Österreich lehnte er die Volksfront ab, für Frankreich und Spanien unterstützte er sie. Im spanischen Bürgerkrieg, wo zum ersten Mal Faschismus und Kommunismus, offen und verdeckt, aufeinandertrafen, vermißt er jeden Protest gegen die Kominternpolitik. In einem Brief an Karl Peutl vom 30. Juni 1937 formulierte er seinen „höheren, internationalen Standpunkt“. Peutl war aus Spanien nach Paris gekommen, entsetzt über „das Furchtbare, das heute im Namen des marxistischen Sozialismus begangen wird“. Bauer rügte ihn.²³ Hauptaufgabe in Spanien sei es, General Franco zu schlagen; jede andere Politik, und entspringe sie aus noch so revolutionären Motiven, sei falsch. Wegen dieser Hauptaufgabe müsse man auch die Mittel der Kommunisten, die sie gegen die „Anarchie der Massen“ anwenden, die zwar an sich „abscheulich“, „gräßlich“ und „gefährlich“ sind,

ertragen. „Unsere Schwäche liegt darin, daß weder in Russland 1917 bis 1919 noch in Spanien heute der Sozialismus stark und einheitlich genug gewesen ist, um einerseits die Anarchie in den Massen zu besiegen und die Notwendigkeit der zentralistischen Diktatur zur Sicherung des Sieges im Bürgerkrieg durchzusetzen, andererseits aber die Entartung der zentralistischen Diktatur in die spezifischen bolschewistischen GPU-Methoden zu verhindern.“²⁴ Wie die Dinge jetzt in Spanien liegen, dürfe es keinen Protest gegen diese GPU-Methoden geben. Die Solidarität im Kampf gegen den Faschismus sei wichtiger, als diesen Kampf durch Proteste gegen noch so abscheuliche Methoden der Kommunisten zu gefährden.

Warum eigentlich war die zentralistische Dollfuß-Diktatur 1934 im Kampf gegen den Nationalsozialismus falsch, eine zentralistische Diktatur 1936 in Spanien gegen Franco aber richtig? Neben der einfachen Antwort, weil die österreichische Diktatur (faschistisch verkleidet) rechts, die spanische Diktatur (republikanisch verkleidet) links war, gibt Bauer noch eine weitere Antwort: „Es war das große Verbrechen Dollfuß‘, daß er unter dem Vorwand, die Unabhängigkeit Österreichs gegen den Nationalfaschismus zu verteidigen, die Sozialdemokratie und dadurch die Möglichkeiten, die Werbekraft sozialistischer Ideologie gegen die Braunen einzusetzen, furchtbar eingeschränkt hat.“²⁵ Der „Klerikofaschismus“ habe die Unabhängigkeit Österreichs verraten. Diese Anklage wird Bauer mehrmals wiederholen. Am 22. Februar 1938 schrieb Bauer den Aufsatz „Kann Österreich noch gerettet werden?“²⁶ 1933, so entwickelte er die These weiter, habe es zwei Wege gegeben, die österreichische Unabhängigkeit zu retten: den Weg der Demokratie und die Dollfußstraße. Beide großen österreichischen Parteien standen zu diesem Zeitpunkt gegen Hitler. Eine gemeinsame Kampffront gegen die Nazis hätte damals Österreich retten können und internationale Anerkennung gewonnen.²⁷

Unterzieht man diese These einer historischen (das heißt die Folgen mitdenkenden) Kritik, so lässt sich sagen:

1. Dollfuß‘ Kampf gegen die Nazis war kein Vorwand, sondern ein ernst gemeintes Ziel seiner Politik.
2. Die Niederschlagung der Sozialdemokratie war ein grober Fehler der Regierungspolitik im Kampf gegen den Nationalsozialismus. Eine Koalition von Christlichsozialen und Sozialdemokraten, wenn sie zustande gekommen wäre, wenn sie funktioniert hätte, hätte sicherlich die Ausgangsbedingungen des Kampfes gegen die Nationalsozialisten verbessert. Ob sie allerdings Öster-

reich retten hätte können, ist sehr zweifelhaft, denkt man an die Tschechoslowakei, in der es eine relativ stabile Demokratie gab, in der Sozialdemokraten in der Regierung mitwirkten und das Land dennoch von Hitler überrannt wurde.

3. Der Arbeiterführer übergeht in dieser These die Fehler der eigenen Politik: die Weigerung von 1932 in eine Koalition einzutreten, die gemeinsam mit den Nationalsozialisten formulierte Neuwahlforderung 1932, die mit Sicherheit eine starke NS-Fraktion in das Parlament gebracht hätte, und die Bereitschaft, in der Sozialdemokratie mit den Christlichsozialen gegen die Nationalsozialisten zu kämpfen, war auch 1933 relativ gering.
4. Auch die weitere These, dass die Dollfußstraße direkt auf den Obersalzberg geführt habe, wo am 12. Februar 1938 Schuschnigg zitternd vor Hitler stand, ist in ihrer scheinbaren Eindeutigkeit keineswegs überzeugend.²⁸

Im weiteren Verlauf seines Aufsatzes kann Bauer wieder seine enorme Fähigkeit zur Sozialanalyse einsetzen. Nach Berchtesgaden, so die Analyse, entstand in Österreich eine Doppelherrschaft von „Klerikofaschisten“ und „Nazifaschisten“. Hinter dem neuen NS-Innenminister Seyss-Inquart standen große Teile der österreichischen Bürokratie, die ihre geheime Nazigesinnung nun offen zeigten – „die Hofräte und Bezirkshauptleute, die Polizeibeamten und das jüngere Offizierskorps, die Richter und die Universitäten“ –,²⁹ standen Stahl- und Elektroindustrie, die Intelligenz und große Teile des Kleinbürgertums, stand vor allem die ganze Macht des Dritten Reiches! Bauer hatte am 22. Februar 1938 keinen Zweifel mehr: Wenn keine dritte Macht (der Westen?) eingreife, werden die Nationalsozialisten in Österreich siegen und das Land gleichschalten.³⁰ Wie soll unter diesen Umständen die Politik der illegalen Arbeiterbewegung aussehen, die nun in eine halblegale Position entlassen ist? Jetzt stand für Bauer fest: „Die Rettung Österreichs vor der Gleichschaltung ist das höchste Lebensinteresse der österreichischen Arbeiterklasse.“³¹ Daher müssen die klammheimlichen Triumphgefühle über die Niederlage der Regierung in der Arbeiterschaft überwunden werden. Jetzt gelte das doppelte Kampfziel: die Unabhängigkeit des österreichischen Volkes nach außen und die Freiheit des werktätigen Volkes im Inneren. Der Aufsatz endet mit dem pathetischen Satz: „Nur ein freies Volk kann seine Unabhängigkeit schützen.“³²

Am 28. Februar 1938 berichtete Bauer an Friedrich Adler über Verhandlungen der Regierung mit Vertretern der illegalen Freien Gewerkschaften,

am 7. März über den Massenüberlauf der Staatsbeamten zu den Nationalsozialisten, über die Auflösung der Vaterländischen Front, über die Panik bei den „Schwarzen“: „In Wien versuchten alle möglichen Regierungskreise an unsere Leute heranzukommen.“³³

Um die Arbeiter über den Nationalsozialismus aufzuklären (und die klammheimlichen Triumphgefühle über die Panik der „Schwarzen“ in der Arbeiterschaft zu zerstören), verfasste Bauer unter dem alten Pseudonym Heinrich Weber am 10. März 1938 noch ein Manuskript, das wegen der Raschheit des „Anschlusses“ nicht mehr gedruckt werden konnte: „Der Nationalsozialismus und die Arbeiter“.³⁴ Hier nun meint er, dass die Österreicher über die „eigentlichen Ziele“ des Nationalfaschismus zu wenig wissen. Sein Ziel sei der neue Weltkrieg. Bei allen falschen Prognosen, bei allen falschen Urteilen, die Bauer in seinen zahlreichen Texten machte – er war einer der wenigen, der sich durch die Friedensbeteuerungen Hitlers nicht täuschen ließ und den Kern der NS-Außenpolitik durchschaute! Der ganze, eindrucksvolle Wirtschaftsaufschwung sei auf den Krieg ausgerichtet. Die riesigen Beträge, die für die Rüstung ausgegeben werden, verknappen die Konsummöglichkeiten der Arbeiter. Argument um Argument breitet er aus, um den österreichischen Arbeitern die Lustgefühle über die Niederlage des „Ständestaates“ auszutreiben, die ökonomischen Erwartungen auf den „Anschluss“ zu dämpfen. Leidenschaftlich appellierte er an die österreichischen Arbeiter, sich nicht täuschen zu lassen: Siege Hitler in Österreich, so müssen die österreichischen Bürger, Bauern, Arbeiter in Hitlers Krieg ziehen.

Gewiss, die österreichischen Arbeiter sind Deutsche. Die „Erfindung“ der „österreichischen Nation“ durch die Kommunisten widerspreche der ganzen Geschichte der Deutschen in Österreich. Gerade weil die österreichischen Arbeiter Deutsche seien, müssen sie aus Solidarität mit den reichsdeutschen Arbeitern alles tun, „um der Nazibarbarei den Weg nach Wien zu versperren“.³⁵ Der „Anschluss“ an Hitlerdeutschland sei 1938 etwas ganz anderes als 1918. Damals wäre es ein Anschluss an eine freie, friedliche Republik gewesen, heute sei es ein Anschluss an „Staatssklaverei und Kriegsvorbereitung“. Damals wäre es die „Einheit in Freiheit“ gewesen, heute sei es die „Einheit in Sklaverei“. Das letzte Wort Bauers, einen Tag vor dem tatsächlichen „Anschluss“, hieß: „Freiheit und Unabhängigkeit“.³⁶

3. Die letzten Monate

3.1 Nach dem „Anschluss“: nicht reaktionär, sondern revolutionär

Darum ist es die höchste Pflicht des österreichischen Proletariats, sich mit seiner ganzen Kraft der Eroberung Österreichs durch den deutschen Faschismus zu widersetzen.
(Otto Bauer: Die österreichischen Arbeiter und die Nazi, geschrieben vor März 1938).

Bauers Kommentar zu „Österreichs Ende“ beginnt mit der ständig wiederholten Anklage der österreichischen Diktatur als der eigentlichen Ursache des „Anschlusses“.³⁷ Erst die Politik von Dollfuß und Schuschnigg habe Hitler den Weg nach Österreich gebahnt. Nun, nach dem „Anschluss“, steht auch Europa auf der Anklagebank: Ganz Europa habe feige zugesehen.³⁸ (Ein Argument, das nach 1945 von den Vertretern der österreichischen Opferthese aufgegriffen wurde.) Dadurch aber wurde, so Bauer, das Dritte Reich zur militärischen Hegemonialmacht in Europa. Dann der erstaunliche Satz: Der österreichische Sozialismus dürfe sich angesichts der vollzogenen Tatsache der Annexion „nicht reaktionär verhalten, sondern nur revolutionär. [...] Die Zukunft der deutschösterreichischen Arbeiterklasse ist die Zukunft der deutschen Revolution.“³⁹

Noch am 10. März 1938 hatte Bauer entschieden die österreichische Unabhängigkeit verteidigt. Vor Mitternacht am 11. März ernannte Bundespräsident Wilhelm Miklas, auf massiven deutschen und innerösterreichischen Druck, eine österreichische nationalsozialistische Regierung. Am 12. März marschierten die deutschen Truppen in Österreich ein, begleitet von der Begeisterung eines großen Teiles der Bevölkerung. Am 13. März wurde von der österreichischen NS-Regierung das Anschlussgesetz beschlossen. Gleichsam über Nacht änderte Bauer seine Position. Gestützt auf die marxistische Klassik, auf ein Briefzitat von Friedrich Engels, sich „nicht simplem negativ, das heißt reaktionär, sondern kritisch zu verhalten“,⁴⁰ gestützt auf seine alte Anschlussgesinnung und im Unterschied zur „absonderlichen Konstruktion“ der Kommunisten, „daß die Österreicher gar nicht Deutsche, sondern eine besondere Nation seien“,⁴¹ die daher die „Losreißung Österreichs vom Reich, die Wiederherstellung eines unabhängigen Österreichs“ als Kampfziel proklamieren, fordern die

Sozialisten auf einer Konferenz im April in Brüssel, „daß das österreichische Volk nicht durch die Losreißung vom Reich, sondern nur durch die gesamtdeutsche Revolution gegen den deutschen Faschismus befreit werden könnte. Sie haben der irredentistisch-separatistischen Lösung der besiegten Vaterländischen die gesamtdeutsch-revolutionäre Lösung gegenübergestellt“.⁴²

Das war Otto Bauers letzte große Illusion. Sie spaltete die österreichische sozialistische ebenso wie die gesamtdeutsche Emigration. Sie negierte die Kraft des Nationalismus, der überall im deutsch besetzten Europa ein wesentliches Motiv des Widerstandes wurde. Sie resultierte aus Bauers tiefer „deutscher Sehnsucht“ ebenso wie aus seinem „blindem Antifaschismus“, der die Verbrechen des Stalinismus, bei aller Kritik, doch letztlich teilweise rechtfertigte, der aber mit der Gleichsetzung der österreichischen Dollfuß-Schuschnigg-Diktatur mit dem Faschismus die Widerstandsaktivitäten der Regierung gegen den Nationalsozialismus völlig übersah, ja lächerlich machte, der auch die Attraktivität des Nationalsozialismus auf größere Teile der Arbeiterschaft missachtete.⁴³ Gewiss sah er, dass der kommende Wirtschaftsaufschwung die Menschen „glücklich“ machen wird, Arbeit zu finden, „auch wenn es Arbeit an der Kriegsrüstung, der Kriegsvorbereitung ist“.⁴⁴ Gewiss unterschied er den Anschlussplan von 1918 vom tatsächlichen „Anschluss“ 1938, dem Anschluss „durch den freien Willen des österreichischen Volkes“ vom „Plebisit unter den Bajonetten der deutschen Besatzungsarmee und unter dem Terror der Gestapo“.⁴⁵ Gewiss distanzierte er sich von der bekannten Erklärung Karl Renners im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 3. April 1938, worin dieser „als Sozialdemokrat und somit als Verfechter des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen“ sich zum „Anschluss“ bekannte.⁴⁶ Zunächst allerdings, am 24. April 1938, entschuldigte er Renners Erklärung in einem Privatbrief – „Renner hat seine Erklärung unter dem Druck von Drohungen und Erpressungen abgegeben; immerhin war sie wenigstens inhaltlich nicht ohne Würde“⁴⁷ –, im Juni 1938 dann nannte er Renners Bezug auf 1918 eine Entstellung, „die auch der Terror, unter dem jetzt in Österreich alle leben und leiden, kaum zu entschuldigen vermag“.⁴⁸ Doch die tiefste Ursache von Bauers Preisgabe der österreichischen Unabhängigkeit lag wohl wieder in seinem Glauben an die Gesetzmäßigkeit der Geschichte, an das „historisch Notwendige“.

In dem oben zitierten Privatbrief schilderte Bauer auch die Zustände in Österreich nach dem „Anschluss“: Viele Genossen sind im KZ Dachau (auch der vertraute Robert Danneberg); „viel größer die Zahl der Würdenträger des klerikalen Regimes, die gefangen gehalten werden. [...] Am schlimmsten geht es den Juden“.⁴⁹ Jetzt spürte Bauer ad personam den Unterschied zwischen

der österreichischen und deutschen Diktatur. Seit dem „Anschluss“ war er nicht nur ein politischer, sondern auch ein jüdischer Emigrant. Jetzt tritt auch seine engere Familie wieder ins Visier der Quellen, die jahrzehntelang daraus verschwunden war. Schwester Ida lebte, offenbar unbehelligt durch das autoritäre Regime, in Wien, Neffe Kurt arbeitete als Musiker in der Tschechoslowakei. Von dort schrieb er an Bauer, der bereits nach Paris übersiedelt war: Die Mutter in Wien denke nicht ans Ausreisen; es sei ein zu großes Risiko. Ihr gehe es mit den Nerven sehr schlecht, es bestehne Selbstmordgefahr. Der Onkel möge für sie eine Einreiseerlaubnis nach Frankreich besorgen, vielleicht könne sie sich dann zur Ausreise entschließen.⁵⁰ Er selbst denke schon lange an eine Auswanderung, habe aber kein Geld, so falle es ihm schwer eine solche zu betreiben.⁵¹ In einem Brief ohne Datum entwickelt er den Plan, Ida Adler solle bei Bauer in Paris wohnen. Er selbst habe nun eine Arbeit in Chicago gefunden, fürchte aber Unannehmlichkeiten, wenn er eine jüdische Hilfsstelle benutze und die merken, dass er kein Jude mehr sei.⁵² Das war nur einer von vielen Hilferufen, die Bauer in Paris erreichten.

Für ihn selbst war nach dem „Anschluss“ klar, dass seine Position und die des ALÖs in Brünn unhaltbar waren. So übersiedelten sie Ende April 1938 nach Paris. Was aber passierte mit den Revolutionären Sozialisten in Österreich? In einem Brief an Arnold Steinbach sprach Bauer davon, dass die Partei „im Augenblick gesprengt“ sei.⁵³ In einem Artikel schilderte Joseph Buttinger die dramatische illegale Parteikonferenz der Revolutionären Sozialisten in der Nacht vom 10. auf den 11. März 1938.⁵⁴ Beschlossen wurde:

1. Ein klares Ja zur Schuschnigg-Volksbefragung am 13. März 1938.
2. Da Polizei und Armee bereits mit Nationalsozialisten durchsetzt seien, sei auch ein Kampf der unbewaffneten Arbeiter gegen die Nationalsozialisten ein „zweckloses Blutbad“.

Wenn der „Volksfaschismus“ (so der neue Begriff) komme, müssen die expatriierten Kader emigrieren und die anderen Funktionäre für einige Monate die Tätigkeit einstellen.

Die Konferenz wurde am Freitag, den 11. März, um 4 Uhr früh beendet. Am Vormittag fuhr Buttinger nach Brünn, um Bauer zu informieren und für die Benachrichtigung der ausländischen Presse zu sorgen. Als er am Abend dieses Tages zurückkam, marschierten „die Nationalsozialisten in geschlossenen Zügen bereits aus den Bezirken in die Innere Stadt“.⁵⁵ Beim Zusammentreffen mit Bauer spürte Buttinger, so schrieb er später, „den Eishauch

der Stunde, unter dem die Hoffnungen und Lebenswünsche unzähliger Enttäuschter in diesem Augenblick erstarrten“.⁵⁶ Bauer hoffte noch auf ein Eingreifen der Westmächte.

Der „Eishauch“ hinderte die Leute des ALÖS und des ZK der RS nicht, den Tanz der Eitelkeiten weiterzuführen. Am Sitz der SAI in Brüssel trafen sich am 1. April 1938 die führenden Mitglieder des ALÖS und des ZK. Die „Erklärung von Brüssel“ wurde zwar von Oscar Pollak formuliert, drückte aber die Ansichten von Otto Bauer aus: Erstens, das österreichische Volk könne „von der Despotie des Dritten Reiches nur durch die gesamtdeutsche Revolution befreit werden“. Zweitens, eine Vereinigung der österreichischen und (der tief gespaltenen) deutschen Arbeiterbewegung könne erst dann geschaffen werden, wenn die politischen und organisatorischen Voraussetzungen hergestellt werden.⁵⁷ In diesen zwei Punkten herrschte Einigkeit. Strittig war, ob es ein oder zwei Auslandsbüros geben sollte, und, als man sich auf ein Büro einigte, wer sollte darin vertreten sein? Buttinger als Vorsitzender und Bauer als Herausgeber der Parteizeitschrift „Der sozialistische Kampf“ waren unstrittig, als aber Julius Deutsch nach Paris kam, begann ein unwürdiges Gezerre. Schließlich bestand (vorläufig) die Auslandsvertretung der österreichischen Sozialisten (AVOES) in Paris aus einer „inneren Auslandsvertretung“ mit den ZK-Mitgliedern und Bauer und einer „äußeren Auslandsvertretung“ mit den anderen Aspiranten.⁵⁸ Der „äußeren Auslandsvertretung“, der RS, gehörte auch der letzte Wiener Organisationsleiter der RS, Hans Pav, an, der Bauer in Brünn und Paris besuchte, aber bereits mit der Gestapo zusammenarbeitete.⁵⁹

3.2 Der Tod in Paris

Auf Bauer lasteten nun nicht nur die allgemein verzweifelte politische Situation, der drohende Zweite Weltkrieg, die Sorge um die Genossen in Wien, um die eigene Familie, sondern auch die ständigen Streitigkeiten in der Auslandsvertretung. Wiederum war sein Ausweg: unermüdliche Arbeit, die Hoffnung auf die gesamtdeutsche Revolution und auf den Sieg des Sozialismus. Wie Eric Hobsbawm in seinen Erinnerungen schreibt, machte Hitler Frankreich „zum letzten großen Refugium der europäischen Zivilisation und mit dem Vormarsch des Faschismus zum einzigen noch vorhandenen Hauptquartier der europäischen Linken“.⁶⁰ Bauers Büro lag in der Avenue Trudaine 20, er und seine Frau wohnten in einem kleinen Hotel am Fuße des Montmartre, Rue Turgot.

Über Otto Bauers Tod gibt es drei Berichte von Augenzeugen: Einen Bericht von „Roman“ (vermutlich Otto Leichter), datiert mit 5. Juli 1938, kurz



Abb. 23: Wilhelm Thöny, *Pariser Sondermode à la guerre, 1938*.

nach Bauers Tod, die Darstellung in Leichters Bauer-Biografie und die sehr späten Erinnerungen des Arztes und Sozialisten Richard Berczeller.⁶¹ Otto Bauer erlitt Anfang Juli 1938 im Büro einen Herzanfall. Er wurde ganz weiß, litt an Atemnot. Die Freunde vermuteten eine Nikotinvergiftung bei dem starken Raucher. Der weigerte sich wie stets zu einem Arzt zu gehen, weil er ein striktes Rauchverbot fürchtete. Berczeller, der Bauer seit 1933 nicht mehr gesehen hatte, beschreibt ihn zu diesem Zeitpunkt als sehr gealtert, mit stark grauen Haaren, einem schlaffen Gesicht. „Er schaute älter aus, als er mit seinen 57 Jahren tatsächlich war.“⁶² Der Arzt begleitete ihn am 2. Juli auf den Heimweg in sein Hotel: „Wir gingen langsam eine gewundene Straße bergab (bergan?, E. H.), und Bauer atmete schwer. Er blieb öfter stehen, um Atem zu holen. Ich fragte ihn, ob er jemals einen Arzt konsultiert habe, was er verneinte.“⁶³

Am 4. Juli, einem sehr warmen Sommertag, fühlte er sich wieder frisch, machte einen kleinen Spaziergang und wirkte aufgeräumt. Dann holte er Fritz

Adler und seine Familie, die von Brüssel angereist kamen, von der Bahn ab, gemeinsam speisten die Familie Adler und Bauer zu Abend. Um 21.30 Uhr kehrte er in sein Hotel zurück, las noch ein Buch über humanitären Sozialismus, fühlte sich aber wieder schlechter und legte sich ins Bett. Helene Bauer wollte einen Arzt holen, wieder weigerte er sich. Dann trat Atemnot und Durchfall auf. Schließlich rief Helene doch den Rayonarzt, der gab ihm eine Injektion, erklärte seinen Zustand für ernst und ihn für nicht transportfähig, dann verließ er das Hotel. Die Erstickungsanfälle nahmen zu. Bauer bat seine Frau, ihn höher zu legen. Helene, die erst wenige Wochen in Paris lebte, wusste keinen Rat mehr und rief Theodor und Lydia Dan an. Die schickten einen russischen Arzt.⁶⁴ Als Leichter in der Nacht in Bauers Hotel kam, war Bauer bereits tot: „Er lag ruhig im Bett in dem engen Zimmer, als ob er friedlich und glücklich schlummerte; er sah nicht vergrämt oder bleich und übermüdet aus, wie so oft seit den tragischen Märztagen; ein kühner Zug lag über seinem Gesicht, und das Haar fiel in einer Welle über die stolze Stirn.“⁶⁵ Das mag eine späte Stilisierung sein, ebenso wie Leichters Diagnose, dass Bauer an gebrochenem Herzen gestorben sei. Fest steht, dass er an einem Herzinfarkt starb, wie der russische Arzt, der auch erst ankam, als Bauer bereits tot war, dem Arztkollegen Berczeller bestätigte.⁶⁶

Nach sozialistischer Tradition wurde der Leichnam eingäschert, die Urne am 6. Juli auf dem Erinnerungsort der Linken, dem Pariser Friedhof Père Lachaise, von zwei jungen Revolutionären Sozialisten zu Grabe getragen, nahe der Mauer, an der die letzten Kämpfer der Commune gefallen waren. Es war eine große Trauerkundgebung des Sozialismus. Gesprochen hat Léon Blum, der Freund und ehemalige Ministerpräsident der Volksfront. Er sprach als Franzose, als Vertreter eines Landes, das um die Freiheit zu kämpfen gelernt hat, in dem „die Verbannten, die Verfemten [...] stets eine Freistatt finden – in ihrem Leben und im Tode.“⁶⁷ Die wohl persönlichste Trauerrede hielt Friedrich Adler, der langjährige Freund: Er erinnerte an den Auftrag von Victor Adler an ihn und Bauer: die Partei weiterzuführen, sprach von der glücklichsten Zeit im Leben des Toten vor dem Ersten Weltkrieg, als der „Austromarxismus“ als Theoriegebäude errichtet wurde, charakterisierte den Menschen, der nach außen hart schien, weil er eine „Schamhaftigkeit der Gefühle“ besaß, die einen Einblick in sein Inneres ablehnte, der in Wahrheit jedoch „der zarteste Mensch, der liebreichste, der hilfreichste gewesen ist“.⁶⁸ Joseph Buttinger, als Vertreter der RS, als Vertreter der Jugend, die sich mit einem Wort Bauers hier als „die Generation der Vollendung“ pathetisch stellte (in Wahrheit eher eine „verlorene“ Generation), lobte mit Recht Bauers

Fähigkeit zwischen den Generationen zu vermitteln. Louis de Brouckère als Repräsentant der SAI erzählte, dass Bauer knapp vor seinem Tod noch eine Resolution über Flüchtlingsfragen für die nächste Exekutivesitzung vorbereitet habe, und beendete seine Rede mit dem Satz: „Eines Tages – ich fühle die Vorahnung dieses Freudentages bereits in mir – da werden wir wieder zusammenkommen. Und wir werden die Asche in das befreite Wien heimbringen.“⁶⁹ Zehn Jahre später geschah das tatsächlich.

Der Abschiedsartikel in der Zeitschrift „Der sozialistische Kampf“ wollte das „Schluchzen der Arbeiter von Wien“, das heute keine Stimme hat, ausdrücken, erinnerte an Bauers universellen Geist, an die „eherne Kraft seiner Sätze“, irrte sich wohl, wenn er gerade das herausstrich, was dem Parteiführer fehlte: den Willen zur Macht. „Nichts war gewaltiger an Otto Bauer als dies, dass er die Vielseitigkeit des Geistes der erhabenen Einseitigkeit zielbewussten Willens unterwarf: er hatte den Willen zur Macht des Proletariats.“⁷⁰

Vierter Teil

Das ambivalente Erbe

I. Selektive Erinnerungspolitik

Von den Erwartungen Otto Bauers aus den Dreißigerjahren erfüllten sich einige in den Vierzigerjahren. Hitler begann den großen Krieg, der Westen und die Sowjetunion besiegten den „Faschismus“, um sich dann im Kalten Krieg gegeneinander aufzustellen. Was allerdings nicht eintrat, war die Erfüllung des Traumes von der „gesamtdeutschen Revolution“. Deutschland wurde nach 1945 geteilt. Jede Siegermacht exportierte ihr politisches System, im Westen die liberale Demokratie, im Osten die „Volksdemokratie“. Österreich wurde von Deutschland abgetrennt und als „Sonderfall“ behandelt.

In Österreich fixierten sich rasch die zwei klassischen Lager; das dritte Lager blieb bis 1948/49 wegen der Entnazifizierungspolitik zunächst blockiert. Die SPÖ knüpfte zwar theoretisch an die marxistische Tradition an, das Linzer Programm von 1926 galt weiterhin, die Partei nannte sich 1945 zunächst „Sozialistische Partei Österreichs (Sozialdemokraten und Revolutionäre Sozialisten)“, doch die politische Macht lag in den Händen der (nichtjüdischen) in der „Ostmark“ Gebliebenen, des „rechten“ Parteiflügels um Karl Renner, Adolf Schärf und Oskar Helmer. Sie waren in der NS-Periode untergetaucht, um 1945 „unbelastet“ das politische Geschäft wieder dort aufzunehmen, wo sie es 1933/34 liegen lassen mussten: bei der Koalition aller existierenden politischen Kräfte des Landes (Konzentrationsregierung). Karl Renner als Staatskanzler knüpfte bei der Staatsgründung von 1918/19 als Leitmodell an. Unter der Oberhoheit der Besatzungsmächte führte er eine Regierung aus SPÖ, ÖVP (den Nachfolgern der Christlichsozialen und der Vaterländischen Front) und der durch die Sowjetunion zunächst gestärkten KPÖ an. Die „Einheitsfront“, Bauers „Integraler Sozialismus“ blieben als theoretischer Bezugspunkt lebendig, wurden aber in der praktischen Politik an den Rand und bald aus der Partei hinausgedrängt. Den Linken in der Partei, damit den Erben Otto Bauers, wurde bis in die Fünfzigerjahre eine Spielwiese in der theoretischen Zeitschrift „Die Zukunft“ und auf den Parteitagen gewährt. Die marxistischen Emigranten (meist jüdischer Herkunft) holte man nur sehr selektiv zurück, um sie leichter in die damalige Partei integrieren zu können.¹

In der NS-Periode durfte der Name des toten Otto Bauer nicht genannt werden; er lebte aber bei seinen Anhängern in der Illegalität und in der Emigration weiter. Nach 1945 hieß die Parole der SPÖ-Parteiführung eher: Der Name des Herrn sei gepriesen – aber es ist gut, dass er tot ist. Hier nun kann

sich der Autor einem Gedankenexperiment nicht versagen. Nehmen wir pro beweise einmal an, Bauer wäre 1938 nicht gestorben, er wäre wie seine Frau über Schweden in die USA emigriert. Die erste Option könnte dann gewesen sein: Bei seiner großen Begabung, seinen Sprachkenntnissen, seinen wissenschaftlichen Werken hätte er wohl leicht eine Anstellung an einer US-Universität gefunden. Er hätte kluge Analysen für die Geheimdienste verfasst und wäre nach 1945 (wie sein Gegenspieler Kurt Schuschnigg) als Professor in den USA geblieben. Sicherlich hätte er seine marxistische Weltanschauung nicht aufgegeben und wäre so in die Stürme des fundamentalistischen Antikommunismus in der McCarthy-Ära geraten, die er vielleicht, unter Hinweis auf seine auch stets vorhandene Kritik des Stalinismus, überstanden hätte. Die zweite Option hätte sein können: Bauer wäre nach Österreich heimgekehrt – und die neue Parteiführung hätte seine Rückkehr kaum verhindern können. Gestärkt durch die amerikanischen Erfahrungen wäre sein Glaube an die Demokratie zurückgekehrt. Er hätte gewiss ein großes Misstrauen gegen die Repräsentanten des „Austrofaschismus“ in der Regierung gehabt. Aber angesichts seiner Haltung im Exil, die Parteiführung den Daheimgebliebenen zu überlassen, wäre er zwar in den Parteivorstand eingetreten, hätte zwar die Parteilinie mitbestimmt, aber kein politisches Amt angestrebt. Er wäre Leiter der theoretischen Zeitschrift geworden und hätte Bücher mit marxistischen Analysen geschrieben (jedenfalls bessere als der zurückgekehrte Julius Deutsch). Die dritte Option wäre die gefährlichste gewesen. Bauer hätte, direkt oder indirekt, die Parteiführung übernommen und seine Brünner Politik des „Integralen Sozialismus“ fortgesetzt und, wie sein Kamerad Zdeněk Fierlinger in der Tschechoslowakei, die Sozialisten, in der Gesamtheit oder in Teilen, in eine „Einheitsfront“ mit den Kommunisten geführt. Gewiss wäre seine Kritik der KPÖ-Politik nicht verstummt. Aber von der großen strategischen Lage bestimmt, von dem ewigen Glauben an die Revolution getragen, hätte er diese Kritik vielleicht zurückgestellt. Kurz, denkt man an die kommunistischen Staatsstreichs in der Tschechoslowakei, in Ungarn und Polen, in anderen sowjetisch besetzten Ländern, hätte diese Politik zu einem Desaster geführt, das über kurz oder lang auch den kritischen Marxisten Bauer selbst verschlungen hätte.²

Und da war noch ein Punkt: Otto Bauer hatte 1938 – mit anderen Argumenten als Renner – den vollzogenen Anschluss an das Deutsche Reich akzeptiert. Kein Meister des Vergessens wie Karl Renner hätte er wohl, von seiner tiefen „deutschen Sehnsucht“ bestimmt, ähnlich wie sein bester Freund Friedrich Adler, den Bruch mit dem „deutschen Schicksal“ nicht mitvollzogen. Den österreichischen Partikularismus, den österreichischen Nationalismus



Abb. 24: Beisetzung der Urne von Otto Bauer am 12. 2. 1948.

der ÖVP-Elite und der KPÖ hätte er wohl tief verachtet. Wie Friedrich Adler würde er Deutschland, nicht Österreich als erstes Opfer Hitlers gesehen, den österreichischen Opfermythos als Flucht aus der deutschen Geschichte und als Verweigerung der Verantwortung für den österreichischen Beitrag zum Nationalsozialismus bezeichnet haben.³ Diese Haltung hätte allerdings die ohnedies so mühseligen Anstrengungen für einen österreichischen Staatsvertrag noch mehr erschwert, weil sie das große Trauma der russischen Politik wachgehalten hätte: der machtpolitischen Stärkung Deutschlands durch die offengehaltene Frage eines möglichen Anschlusses.

Diese Spekulationen sind reizvoll, aber eben Spekulationen. Otto Bauer war tot und als „Heiliger“ wurde er von den Anhängern in den sozialistischen „Himmel“ gehoben, von Zeit zu Zeit an den Gedenktagen gefeiert, als Nothelfer beschworen, von den Gegnern in die „Hölle“ verbannt und gelegentlich als Schreckgespenst hervorgeholt.

Im symbolträchtigen Februar des Jahres 1948 erfolgte „Otto Bauers Rückkehr“ nach Österreich, wie Adolf Schärf in seinen Erinnerungen schrieb. Und

er fügte hinzu: „Er war die Verkörperung der revolutionären Energie, der Intelligenz und der Tatkraft der österreichischen Sozialdemokratie in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. In der Emigration war er ein selbstloser und mutiger Berater der illegalen Bewegung in Österreich.“⁴ Die Partei organisierte eine glanzvolle Reliquienübertragung. Am 10. Februar 1948 übernahm eine österreichische Parteidelegation in Paris die Urne. Wie 1938 sprach wieder Léon Blum. Der Wiener Stadtrat Franz Novy nannte den „Triumphzug“, der die Asche Otto Bauers an die „Stätte seines glorreichen Wirkens“ nach Österreich, nach Wien, zurückbrachte, eine „Entsühnung der Geschichte“.⁵ Begleitet von zwei Vertretern der sozialistischen Partei Frankreichs wurde die Asche am 11. Februar am Westbahnhof der „Obhut der Partei“ übergeben. Im Parteihaus in der Rechten Wienzeile aufgebahrt, bewacht von jungen Sozialisten in einer Art Parteiform, von Fahnen umgeben, wurde die Urne am 12. Februar im Grab von Victor Adler am Zentralfriedhof beigesetzt. In diese Kontinuitätslinie Victor Adler – Otto Bauer, reihte sich Adolf Schärf selbst ein, wenn er in seinem Bericht über die Feierlichkeiten hinzufügt, dass der greise Ehrenvorsitzende der Partei, Karl Seitz, am 13. Februar bei einer Sitzung des Vorstandes ihm mit den Worten den Segen gab: Er könne aus voller Überzeugung sagen, dass Schärf „ein würdiger und guter Parteivorsitzender“ sei.⁶ Die Kontinuitätskonstruktion erweiterte Schärf später noch mit dem usurpierten Segen Otto Bauers selbst. Im April 1946 will er in London erfahren haben, dass Bauer 1934 bei seiner Flucht aus Österreich einem Freund gesagt haben soll: „Der Erneuerer der Partei wird Dr. Schärf sein.“⁷ Er ist allerdings schwer zu glauben, dass der verzweifelte Bauer ausgerechnet den peniblen Hofrat Schärf, den er immer als fleißigen Bürokraten eingeschätzt hat, zum „Erneuerer“ der Partei ausgerufen haben soll.

Der Sohn Victor Adlers, Friedrich, allerdings verweigerte den Segen. Verbittert schrieb er am 17. Jänner 1948 an den Parteivorstand: Er werde an der Urnenübergabe nicht teilnehmen; ein solche Zeremonie sei ein „abstoßender Wahnsinn“.⁸

Im Ganzen blieb das Linzer Programm von 1926 die ideologisch-theoretische Leitlinie der SPÖ, es wurde aber mit dem „Aktionsprogramm“ von 1947 an die geänderten Verhältnisse in und außerhalb der Partei angepasst.⁹ Die Programmkommission wurde von Julius Deutsch geleitet, so waren Ideen von Otto Bauer, wenn auch etwas verwaschen, durchaus noch präsent. Beispielsweise bezeichnete sich die Partei in den „Leitenden Grundsätzen“ als „Kämpfer für eine sozialistische Gesellschaftsordnung“. Auch die Charakterisierung als „Partei des arbeitenden Volkes in Stadt und Land“ konnte sich auf Bauer



Abb. 25: Begräbnis Otto Bauers. Aufbahrung der Aschenurne vor dem Parteihaus in der Rechten Wienzeile am 12. 2. 1948. Vizekanzler Schärf hält eine Ansprache.

berufen, zumal auch die „Führung der Arbeiterklasse“ erwähnt wurde.¹⁰ Eine Rückkehr zum kapitalistischen System der Vorkriegszeit wurde entschieden abgelehnt. Verstaatlichung der Schlüsselindustrien, Gemeinwirtschaft, Betriebsdemokratie, staatliche Planung und Lenkung stammten aus der Denkwerkstatt von Otto Bauer. Allerdings war die Rahmenplanung der Wirtschaft zu dieser Zeit keine spezifisch marxistische Denkfigur mehr, sondern Gemeingut fast aller europäischen Parteien. Tony Judt nennt den Planungsglauben „die politische Religion des Nachkriegseuropas“.¹¹ Auch mit der Formulierung der Ablehnung der unterschiedslosen Ächtung „des ganzen deutschen Volkes, dessen demokratische Teile noch vor dem österreichischen Volk ein Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wurden“ hätte sich Bauer wohl einverstanden erklärt. Ebenso mit der Feststellung, dass es in Österreich zwei faschistische Parteien gab, den Heimatschutz und die NSDAP. Und wohl auch mit der Absicht, die „Mitläufer“ bei den faschistischen Parteien in die „Gemeinschaft der Staatsbürger“ wieder einzugliedern.¹²

Zwar stammte eine Überschrift im Aktionsprogramm „Sozialismus das Ziel – Demokratie der Weg“ aus der sozialdemokratischen Tradition. Doch die Vision Sozialismus war 1947 bereits ziemlich blass und verlor unter dem

Druck der sowjetischen Diktatur in Russland und der von ihr beherrschten „Volksdemokratien“ immer mehr an Farbe; die entwickelte Wohlstandsellschaft entzog ihr auch den Rest von visionärer Kraft. Umgekehrt hingegen gewann die Demokratie immer mehr an Vitalität. Eindeutig trennte sich das Aktionsprogramm von Otto Bauers zwiespältigem, dialektischem Spiel, dem Hin und Her von Diktatur und Demokratie, jenem Spiel, das Bruno Kreisky in seinen „Gedanken zu Otto Bauer“ im ersten Band der Werkausgabe eine „sonderbare Unklarheit“ nannte, bei der „wie selbstverständlich sich da aus der Demokratie die Diktatur und aus ihr wieder die Demokratie entwickelte“.¹³ Unzweideutig stellt das Aktionsprogramms fest: „Die Sozialistische Partei Österreichs ist eine grundsätzlich demokratische Partei. [...] Die Sozialistische Partei lehnt jede Art von Diktatur ab.“¹⁴

Der tote Otto Bauer war dann nur ein Symbol der Einheit der Partei. Öffentlich wurde er so gefeiert. Bei der Urnenbestattung in Wien 1948 sagte Adolf Schärf: „Wir wissen, Otto Bauer war stets unter uns, sein Herzschlag mit uns, auch wenn er in Brünn oder Prag lebte; denn er war der Mann, der den Sozialismus in Österreich verkörperte.“¹⁵ Im privaten Briefverkehr hingegen wurden Fußtritte gegen ihn ausgeteilt. Karl Renner, der seinen Einflussverlust nach 1920 nicht verwinden konnte, schrieb 1947 an Schärf: Die richtige Auffassung der Parteiführung sei „Arbeitsteilung und Kooperation der besten Köpfe“. Das war eine vernünftige organisationssoziologische Bemerkung. Dann jedoch nannte er die Methoden von Otto Bauer töricht, „sich einzubilden, allein alles zu sein, weil man wirklich vieles ist“.¹⁶ Schärf antwortet: Aus den Erfahrungen der Vergangenheit mit Bauer habe er die Lehre gezogen, dass eine sozialistische Partei in den Abgrund gezogen werde, „wenn die Politik in den entscheidenden Zeiten auf wenigen Augen beruht. [...] Ich weiß natürlich aus der Geschichte der Partei und aus der Zeit zwischen 1918 und 1934, welche Rolle in außerordentlichen Zeiten Leute zu spielen vermögen, die Rednergabe und Verstand, aber sonst schlechte Eigenschaften besitzen“.¹⁷ Zu dem linken Sozialisten Josef Hindels, einem großen Bauer-Verehrer, soll Adolf Schärf Ende der Vierzigerjahre gesagt haben: „Otto Bauer war ein großes Unglück für unsere Partei.“¹⁸ Norbert Leser hat die Politik der SPÖ-Führung nach 1945 mit dem lapidaren Satz zutreffend charakterisiert: „Unter dem Vorzeichen der Kontinuität wurde eine inhaltliche Diskontinuität etabliert.“¹⁹

Von den sozialdemokratischen Parteivorsitzenden der Zweiten Republik hatte lediglich Bruno Kreisky eine echte emotionale Beziehung zu Otto Bauer. Dabei mögen die gemeinsame jüdische Herkunft und die Erfahrungen des Exils mitgewirkt haben. Als kluger Mann und erfahrener Politiker sparte er

nicht mit Kritik an der Politik Bauers, aber er schätzte den herausragenden Theoretiker, den scharfen Analytiker und den bescheidenen Menschen; vor allem aber bewertete er Bauers internationales und universales Denken, den österreichischen Horizont, gestern und heute, bei Weitem übersteigend als ein Vorbild für seine Außenpolitik. Rosa Jochmann, eine andere lebenslange Bewunderin Bauers, zitierte 1982 in einem Brief an Kreisky den Satz aus dem Gedächtnis, den dieser bei der „wunderbaren Gedenkstunde“ zu Bauers hundertstem Geburtstag 1981 gesagt hatte: „Ich habe viele Menschen in meinem Leben kennengelernt, Könige, wissenschaftlich bedeutende Menschen, aber ich bin keinem begegnet, den ich so bewundern musste wie Otto Bauer.“²⁰

Für die Nachfolger Kreiskys als Parteivorsitzende glitt Bauer aus dem kommunikativen ins historische Gedächtnis. Sie huldigten ihm pflichtgemäß bei den Gedenkveranstaltungen. Inspirationen gingen von ihm kaum mehr aus und sein Denken wurde für die Gegenwart, mehr oder minder historisch, zurechtgebogen. Ein Beispiel dafür war der Artikel von Alfred Gusenbauer zum 70. Todestag von Otto Bauer 2008. Der damalige Parteivorsitzende schrieb: Bauers Ziel war nicht der „revolutionäre Umsturz“, sondern „die Erringung einer parlamentarischen Mehrheit“. Über diesen Satzteil kann man diskutieren. Gewiss strebte Bauer nie einen blinden Umsturz an, aber er hoffte sein ganzes Leben auf die große Revolution, die parlamentarisch oder ohne formelle Mehrheit eintreten könnte. Aber der Satz ging weiter: „Ziel war nicht der revolutionäre Umsturz, sondern die Erringung einer parlamentarischen Mehrheit, um die Vision einer *sozialen*, demokratischen und gerechten Gesellschaft zu verwirklichen.“²¹ Der zweite Teil des Satzes war eine glatte historische Fälschung. Der Wunsch nach einer gerechteren Gesellschaft kam sicherlich aus der emotionalen Tiefenstruktur der Person Otto Bauers, aber seine Visionen bezogen sich nicht auf die „soziale Gesellschaft“, sondern auf den Sozialismus, und das hieß zeitgenössisch: auf die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, auf die klassenlose Gesellschaft.

Allerdings, in den parteipolitischen Polemiken über die österreichische Zeitgeschichte, die in den Wahlkämpfen häufig ausbrachen, kam es immer wieder zu einer Wiederbelebung von Otto Bauer. Die ÖVP warf ihm seine Anschlussgelüste 1918/19 und 1938 vor – er wäre nie ein wirklicher österreichischer Patriot gewesen –, vor allem aber seine Neigung zur „Diktatur“. Referenz dafür war stets das Linzer Programm von 1926. Damit konnte, direkt oder indirekt, die österreichische Diktatur von 1934 bis 1938 als historische Notwendigkeit gegen Marxismus und Nationalsozialismus gerechtfertigt und Engelbert Dollfuß zum Retter der österreichischen Unabhängigkeit hoch-

stilisiert werden. Umgekehrt lautete der Vorwurf der SPÖ: Das österreichische Bürgertum habe sich nie wirklich mit der Demokratie abgefunden und habe die Weltwirtschaftskrise genutzt, um die Demokratie abzuschaffen und die Diktatur des Kapitals, der Kirche und der Heimwehr-Aristokratie zu errichten. Die komplexen Analysen Bauers wurden so trivialisiert und zur Wahlkampfmunition. Besser begründet im Werk von Bauer war dann der weitere Vorwurf der SPÖ: Dollfuß habe den Weg für Hitler nach Österreich vorbereitet. Über diese These kann man dann endlos streiten.

II. Eine Welle der Bauer-Rezeption

Bei der kleinen isolierten Minderheit der Linken in der (Wiener) SPÖ blieb Bauer ein verehrter Lehrer. Als die „langen Fünfzigerjahre“ ausliefen und Mitte der Sechzigerjahre ein intellektueller Diskursbruch einsetzte, der Jugendprotest, „Neue Linke“, Neomarxismus und Eurokommunismus den Diskurs dominierten, begann auch eine intensive Bauer-Rezeption, die bis in die Achtzigerjahre dauerte. Neu war an dieser Rezeption, dass sie den Rahmen der linken Parteien überschritt und der Marxismus auch die Universitäten erreichte. Die Kritik am Modell des Sowjetkommunismus eröffnete die Suchbewegung nach einem „dritten Weg“ zwischen Kommunismus und Kapitalismus. Das Interesse konzentrierte sich auf Bauers Faschismustheorie und sein Konzept des „Integralen Sozialismus“.

Die enorme Bildungsrevolution der frühen Sechzigerjahre führte zu einem Ausbau der Mittel- und Hochschulen, leitete eine Studentenexplosion ein, die vermehrte Kinder aus Arbeiterfamilien in die Schulen brachte. Die neu beginnende Konsumgesellschaft schuf sehr verschiedene historische Erfahrungshintergründe für Ältere und Jüngere. Das verbreiterte die Generationskluft. Die Sechziger- und Siebzigerjahre waren im intellektuellen Sektor süchtig nach Theorien. Zum einen als eine Unterstützung der Lust am Hinterfragen (das antiautoritäre Element), zum anderen als Bedürfnis, hinter den augenscheinlichen Erscheinungen die tiefer liegenden „Strukturen“ zu entdecken. Der Marxismus bot sich dabei als wieder neu entdeckte Meistererzählung an. Der Marxismus, sagt Tony Judt, wie immer etwas übertreibend, war die beherrschende Idee des Zeitalters, ihre säkulare Religion.¹ Da aber der Sowjetkommunismus als autoritär und doktrinär abgelehnt wurde, suchte man nach unorthodoxen, unverbrauchten, marxistischen Texten. Das war die Chance des „Austromarxismus“, wieder ins intellektuelle Gespräch zu kommen; das war eine Chance für Otto Bauer.

Die ersten Hinweise auf eine Bauer-Renaissance in Österreich stammten allerdings nicht von der Achtundsechziger-Generation, sondern von politischen Journalisten der älteren Generation. Julius Braunthal, Jahrgang 1891, Adjutant von Julius Deutsch als Staatssekretär (den er aber wegen dessen Eitelkeit ablehnte), wie Bauer Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“, veröffentlichte bereits 1961 eine Auswahl aus Bauers Lebenswerk.² Das „Lebensbild“ Bauers von fast hundert Druckseiten, das Braunthal aus persönlichen Kenntnissen, aus priva-

ten Archivquellen und mündlichen Informationen entwarf, war aus dem Blickpunkt der Verehrung geschrieben. Aber es enthält viele wichtige Informationen und ist bis heute unverzichtbar. Otto Leichter, Jahrgang 1897, ebenfalls Mitredakteur Bauers bei der „Arbeiter-Zeitung“, schrieb 1970 die erste und bislang einzige Biografie des Politikers.³ Das Buch wurde in New York verfasst, nicht unkritisch, aber von einem Autor, der zugestehst, dass sein eigenes Leben von dem Dargestellten stark beeinflusst wurde. Bauer wird zum Renaissancemenschen, zum „universalen Menschen“ hochstilisiert. Dem entspricht die Dramatisierung als „Tragödie oder Triumph“ und so beginnt das Buch auch mit dem Tod, dem „tragischen Ende“ 1938. Die Biografie ist methodisch als ideologische und politische Darstellung konzipiert, mit der „Aufgabe und persönlichen Verpflichtung“, historische Gerechtigkeit zu üben. Kaum reflektiert wird, dass „historische Gerechtigkeit“ immer vom Koordinatensystem des Autors abhängt. Leichters Koordinatensystem ist das eines linken Sozialisten mit marxistischer Grundlage, allerdings durch die Erfahrungen in den USA und die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges modifiziert. So ist aus dieser Sicht „der große Irrtum“ Bauers nicht der marxistische, „naturwissenschaftliche“ Determinismus, der Glaube an den Sozialismus als Ziel der Geschichte, sondern seine Hoffnung auf den „Anschluss“ an Deutschland.⁴

Eine ganz andere Lebensgeschichte hatte Viktor Reimann, Jahrgang 1915, der 1968 eine populär gehaltene Doppelbiografie von Ignaz Seipel und Otto Bauer veröffentlichte.⁵ Reimann war zunächst illegaler Nationalsozialist, dann geriet er in eine katholische Widerstandsgruppe, wurde von 1941 bis 1945 inhaftiert, um nach 1945 als Mitbegründer des Verbandes der Unabhängigen (VdU) die Rehabilitierung der ehemaligen Nationalsozialisten zu betreiben. Diese widersprüchliche Biografie veranlasste Reimann, zutreffend die „tiefe Angst“ Bauers vor der Macht zu konstatieren, gleichzeitig die Anschlusspolitik des Staatssekretärs 1918/19 als einzige „revolutionäre Tat“ zu feiern.⁶ Reimann begegnet Bauer mit einem gewissen Respekt, sichtbar auch in dem geschwollenen Buchtitel „Zu groß für Österreich“, doch seine Quellenbasis ist mager, zur Lebensgeschichte schreibt er bei Braunthal ab, nur für die Jahre 1918/19 zieht er Quellen aus dem damaligen Staatsarchiv heran, die aber kaum analysiert, sondern eher als Quellensammlung präsentiert werden. Doch das Buch hatte in seiner populären Diktion einen gewissen Erfolg und machte Bauer auch außerhalb der SPÖ-Kreise wieder bekannt.

Das wissenschaftliche Standardwerk zum Austromarxismus in den Sechzigerjahren schrieb 1968 aber der Sozialist und Katholik Norbert Leser – als Habilitationsschrift. Damit wurde Bauer zentral in den Universitätsdiskurs ein-



Abb. 26: Grab Otto und Helene Bauer.

geführt.⁷ Leser, Jahrgang 1933, war kein Achtundsechziger, sondern ein gestandener Theoretiker und Schriftsteller des Sozialismus im Rahmen der SPÖ und dadurch zunächst ein akademischer Außenseiter. Eine These des Buches, die die „Mitschuld“ der Sozialdemokratie für die Zerstörung der Demokratie in Österreich nachzuweisen suchte, machte den Autor bald auch zum Außenseiter in der SPÖ. Leser, mit deutlich narzisstischen Zügen, wie seine autobiografischen Bekenntnisse belegen, sah sich unter Berufung auf einen Satz von Hertha Firnberg – „wäre Otto Bauer nach dem Zweiten Weltkrieg groß geworden, hätte er deinen Weg gewählt“ – als sozialistischer Theoretiker in der Nachfolge von Otto Bauer.⁸ Doch tatsächlich fühlte er sich von Bauer angezogen und zugleich abgestoßen.⁹ Den Austromarxismus dachte er als aristotelisches Drama, mit dem Höhepunkt der Katastrophe des 12. Februar 1934, als „Schuld und Verblendung“ der damaligen politischen Führer: Liebeserklärung und Trauermusik zugleich. Doch Leser arbeitete die damals zerstreuten Werke von Bauer wirklich durch und seine zentrale These des Widerspruchs zwischen radikaler Phrase und reformistischer Praxis im Austromarxismus hatte einen realen und plausiblen Kern. Seine Methode, ideologiekritisch und hermeneutisch, achtete weniger auf die strukturbedingten Handlungsräume der Akteure als auf ihre moralische Bewertung. Apodiktisch urteilte er – wie

eine Überschrift zeigt –, dass der Austromarxismus weder revolutionär noch marxistisch war. Wo es ging, brachte er Karl Renner gegen Bauer in Stellung. Das Buch wurde vor allem innerhalb der Partei heftig diskutiert, aber es brachte auch den Austromarxismus in eine internationale Öffentlichkeit.

Eine Gegenstudie zu Leser, mit einer rätekommunistischen Interpretationslinie (Richard Saage), schrieb Peter Kulemann.¹⁰ Er lehnte die These des Widerspruchs von Theorie und Praxis im Austromarxismus entschieden ab. Die Theorie entsprach stets der Praxis der Partei – sie war nichts anderes als eine Legitimationstheorie post festum. Denn die österreichische Sozialdemokratie war in ihrer ganzen Geschichte nie eine wirklich revolutionäre Partei, sondern immer nur auf eine reformistische Praxis fixiert.¹¹

In der weiteren Rezeption lassen sich zwei Textsorten unterscheiden: Textsammlungen mit ausführlichen Einleitungen und Tagungen mit nachfolgender Publikation. Dabei zeigte sich, dass die alten ideologischen Kämpfe der Zwanziger- und Dreißigerjahre in den Siebziger- und Achtzigerjahren mit neuem Eifer weitergeführt wurden. Hans Jörg Sandkühler und Rafael de la Vega edierten 1970 einige Texte des Austromarxismus zu „Ideologie und Klassenkampf“.¹² Ausgestattet mit der besserwissenischen Glaubensgewissheit des Marxismus-Leninismus wollten sie die Irrtümer des demokratischen Sozialismus als verdeckten Antikommunismus dokumentieren. Die Formel von Leser aufgreifend, der „austromarxistischen Ambivalenz zwischen verbaler Revolutionierung der Gesellschaft und praktisch das bürgerliche System stabilisierendem Reformismus“, verurteilen sie in ihrer Interpretation nicht nur die praktische Politik der SDAP, sondern auch die Theorie des Austromarxismus als Revisionismus, um gleichzeitig den Leninismus als die „einzig gültige und aktuelle Alternative“ (1970?) anzubieten.¹³ Dieser politischen Verbohrtheit entgeht Gerald Mozetič, indem er die „Austromarxistischen Positionen“ in seiner Textsammlung als Gesellschaftstheorie, als eine Version des österreichischen soziologischen Denkens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts anbietet¹⁴ – kritisch, aber im Urteil abgewogen. Fest in der Tradition der Nachkriegs-SPÖ verankert, edierte Heinz Fischer 1968, damals Klubsekretär der sozialistischen Abgeordneten (wie Bauer vor dem Ersten Weltkrieg), eine nützliche Sammlung von einigen zentralen Reden Otto Bauers im Parlament.¹⁵ Bauers internationalem Renommee entsprechend, erschien 1968 eine französische Textausgabe von Yvon Bourdet mit einem Vorwort von Paul Lazarsfeld.¹⁶ 1978 gaben Tom Bottomore und Patrick Goode Texte von Bauer und anderen Austromarxisten in englischer Übersetzung heraus, mit der Absicht: „Their intellectual work and political activity together reveal the possibilities that are still to be

found in Marxist social science as an instrument of human liberation and of the rational humane ordering of social life.“¹⁷ Giacomo Marramao analysierte 1979 den Austromarxismus von einem eurokommunistischen Standpunkt aus.¹⁸

Ein Problem der Bauer-Forschung bis Mitte der Siebzigerjahre bestand im Fehlen einer Gesamtausgabe. 1973, zur Zeit der Alleinregierung der SPÖ unter Bruno Kreisky, kam Alexander Gerschenkron nach Wien und regte eine seriöse wissenschaftliche Edition der Werke Bauers an; als Antrieb versprach er eine Subvention einer großen US-Stiftung (zu der es dann allerdings nicht kam). Gerschenkron war bereits angesehener Wirtschaftshistoriker in Harvard, sein Buch über die ökonomische Rückständigkeit gehört zu den Klassikern der Wirtschaftsgeschichte.¹⁹ Er hatte in Wien studiert und stand dem Austromarxismus nahe. In der theoretischen Zeitschrift „Der Kampf“ attackierte er 1932 von einem streng marxistischen Standpunkt heftig die Demokratietheorie von Karl Renner und Hans Kelsen. Da hieß es: „Das Proletariat sucht nicht die Wahrheit, sondern die Verwirklichung seiner revolutionären Ziele, und den Wert der Demokratie bemäßt es nur danach, in welchem Maße die Demokratie die Ziele des proletarischen Klassenkampfes fördert.“ Und: Angesichts der faschistischen Gefahr wäre das Festhalten an der Demokratie „töricht und verderblich“.²⁰ Er hatte 1942 am offenen Grab von Helene Bauer in Berkeley eine Ansprache gehalten.²¹

Angeregt von Gerschenkron, begleitet von einem großen Herausgeberkomitee (mit vielen Politikern, aber wenigen Wissenschaftlern) erschien 1975 der erste Band der „Otto Bauer Werkausgabe“ im gewerkschaftseigenen Europaverlag, als Redakteur betreut von Hugo Pepper.²² Bis 1980 kamen neun umfangreiche Bände heraus. Das ist gewiss keine „seriöse wissenschaftliche“ Gesamtausgabe. In einem Brief vom 18. Februar 1976 an Bruno Kreisky protestierte Gerschenkron daher gegen die unwissenschaftliche Gesamtausgabe wegen des Fehlens eines normalen wissenschaftlichen Apparates.²³ Hugo Pepper begründete in seinem Vortrag bei der 15. Linzer Konferenz der Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung 1979 das kritisierte Vorgehen mit dem Argument: Bauer habe stets klar geschrieben und erforderliche Hinweise und Erläuterungen selbst gegeben.²⁴ Das stimmt so sicherlich nicht. Wer jedoch weiß, dass akademische Gesamtausgaben meist Jahrzehnte brauchen, oft stöcken, bis die Bände nach und nach erscheinen, ist dankbar, dass die Werkausgabe von Otto Bauer zwar unvollkommen, aber dafür rasch erschienen ist.

Die andere Textsorte, auf Tagungen basierend, stand im Umkreis sozialistischer Parteien, meist angeregt von Linkssozialisten. Bei den jungen Linken

der Achtundsechziger-Generation blühte noch einmal die Hoffnung auf den Sozialismus auf – das „Prinzip Hoffnung“ eben. Bei einem Symposion des sozialistischen Jugendrates in Wien 1978, zum 40. Todestag von Otto Bauer, hofften sie, bei ihm eine Stärkung des Marxismus der Gegenwart und neue demokratische Wege zum Sozialismus in den kapitalistischen Industrieländern zu finden.²⁵ Michael Häupl (später langjähriger Bürgermeister von Wien), Manfred Matzka (später Sektionschef), Peter Pelinka (später Chefredakteur) referierten über die Bedeutung Bauers für die Marxisten (zu denen sie sich damals zählten) in der SPÖ. Bauer faszinierte sie als ein sowohl praktisch wie theoretisch versierter Arbeiterführer und als „historischer Globaldenker“.²⁶ Das Linzer Programm von 1926 galt für sie als Höhepunkt, mit dem Ziel, die Partei „ohne parlamentarische Fixierung und reformistische Illusion“ auf einen demokratischen Weg zum Sozialismus festzulegen (einschließlich der Diktatur als letztem Ausweg!).²⁷ Allerdings war Bauer 1933/34 aus ihrer Sicht nicht der geeignete Parteiführer, „einen notfalls auch gewaltsamen Kampf zur Verteidigung demokratischer Rechte anzuführen“.²⁸ Geschickt lavierten sie zwischen Bruno Kreisky und Otto Bauer. Kreiskys Programm der „sozialen Demokratie“ leiteten sie von Bauer ab, um es dann, wohl weniger im Sinne von Kreisky, als „Stufe zur sozialistischen Gesellschaft“ zu erklären.

1984 veranstaltete die deutsche Friedrich-Ebert-Stiftung eine Tagung über Otto Bauer (mit österreichischer Beteiligung).²⁹ Während die Linken in der SPD noch versuchten, Otto Bauer als Matador des „dritten Weges“ zwischen Kapitalismus und Kommunismus zu stilisieren, kritisierten Franz Walter und andere bereits die Bauer-Mythologie, wiesen auf Bauers „grotesk wirkende Schwärmereien und Wunschträume über Sowjetrußland“ hin und verankerten den demokratischen Sozialismus in einem Bündniskonzept von verschiedenartigen sozialen Interessen und kulturellen Werthaltungen.³⁰ Diese Tendenz zur Historisierung Bauers hatte bereits zu seinem 100. Geburtstag bei einem Symposion des Dr.-Karl-Renner-Instituts (!) 1981 in Wien begonnen.³¹ Nicht mehr die Linken in der SPÖ bestimmten die Tagung, sondern ausgewiesene Universitätshistoriker, Helmut Konrad, Hanns Haas, Eduard März, Gerhard Botz usw. Zwar versuchten die Herausgeber im Vorwort eine einfache Kontinuitätslinie zu ziehen: In ihrer hundertjährigen Geschichte sei die österreichische Sozialdemokratie immer auf der Seite des Friedens (1914?), der Demokratie (1934–38?), der Gerechtigkeit (für wen?) gestanden.³² Die meisten Referate waren allerdings durchwegs historisch-kritisch gehalten. Zur Historisierung gehörte bereits das wissenschaftliche Interesse an Bauers Faschismustheorien. Das begann bereits 1967 mit dem weit verbreiteten Band „Theorie

über den Faschismus“ des damals renommierten Faschismusforschers Ernst Nolte.³³ Er verwies in der Einleitung mehrmals auf Otto Bauer.³⁴ So bezog er sich auf ein Referat der Kommunistin Clara Zetkin bei einer Konferenz der Komintern 1923. „Für die Herrn Reformisten“, sagte sie damals, „spielt die russische Revolution dieselbe Rolle wie für die Bibelgläubigen der Apfelsiß im Paradies. Sie ist der Ausgangspunkt aller terroristischen Erscheinungen der Gegenwart“.³⁵ Otto Bauer, fügte sie hinzu, vertrete die Auffassung, dass die Kommunisten durch die Spaltung der Arbeiterbewegung auch eine Verantwortung für den „Faschismus“ trage.³⁶ Die Oktoberrevolution 1917 als „Apfelsiß im Paradies“ zu sehen, als Ursünde gleichsam, wird Nolte später zu seiner heiß umstrittenen These ausweiten, der Terror des Nationalsozialismus war nur eine Nachahmung des kommunistischen Terrors. Auf die Achtundsechziger-Generation übte dann die Faschismustheorie eine besondere Faszination aus. Sie entsprach der Theoriesüchtigkeit dieser Generation; sie kehrte sich ab von der Hitler-Zentriertheit und der geistesgeschichtlichen Verankerung der NS-Interpretation der Fünfzigerjahre. Sie konzentrierte sich auf ökonomische und sozialgeschichtliche Elemente. Sie ermöglichte – für einige radikale Achtundsechziger-Aktivisten – die Gleichsetzung von Faschismus = Kapitalismus = Deutsche Bundesrepublik. Aus dieser Stimmungslage der Achtundsechziger-Generation begannen einige österreichische Historiker, sich für die verschiedenen Faschismustheorien Otto Bauers zu interessieren.³⁷

Doch der Zusammenbruch des Kommunismus in Europa 1989–1991, die neoliberalen Welle des Denkens hat die Perspektive des Sozialismus im marxistischen Sinne obsolet werden lassen. Was die neue Weltwirtschaftskrise als Denkmodelle bringen wird, ist offen. Otto Bauer jedenfalls wurde (zunächst?) zu einer lediglich historischen Figur: ein großer Intellektueller, mit scharfem Verstand und analytischen Fähigkeiten auf vielen Gebieten, ein einsamer Mensch, der in eine ungeheure Arbeitsleistung flüchtete, ein gescheiterter Politiker in einigen zentralen Bereichen, aber ein Historiker und Sozialwissenschaftler von Format. Trotz vieler Irrtümer hielt er an der Humanität der Menschen fest; kein Zyniker der Macht, persönlich bescheiden, glaubt er an die große Mission des Sozialismus – das war seine große Illusion.

Anmerkungen

Erster Teil

Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte

I. Das familiäre Umfeld

- 1 Sigmund Freud, Bruchstück einer Hysterie-Analyse. Editorische Vorbemerkung, in: ders., Studienausgabe, 6. Bd., Frankfurt/M. 1971, 83–186.
- 2 Peter Gay, Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt/M. 1989, 279–289; Hannah S. Decker, Freud, Dora, and Vienna 1900, New York 1991.
- 3 Israelitische Kultusgemeinde Wien, Matrikelamt, 1881, Nr. 1494.
- 4 Heimatschein Otto Bauer, Magistratsabteilung 61, Rathaus Wien.
- 5 Gustav Otruba, Der Anteil der Juden am Wirtschaftsleben der böhmischen Länder seit dem Beginn der Industrialisierung, in: Die Juden in den böhmischen Ländern, hg. von Ferdinand Seibt, München 1983, 215.
- 6 Sigmund Freud, Bruchstück, 97.
- 7 Jahrbuch der österreichischen Industrie und Compass 1911, hg. von Rudolf Hanel, Wien 1911, 3. Bd., Wien 1906, 1717.
- 8 Österreichische Industriegeschichte. 1848 bis 1955. Die verpasste Chance, Wien 2004, 16, 167f.
- 9 Herders Konversations-Lexikon, Bd. 8, Freiburg 1910, 139.
- 10 Julius Braunthal, Auf der Suche nach dem Millennium, Wien 1964, 131 f.
- 11 Stadt- und Landesarchiv Wien, Bezirksgericht Döbling, Serie A4 306, Verlassenschaftsakt Philipp Bauer AI/746/13.
- 12 Roman Rosdolsky, Archivarische Miszellen über O. Bauer, in: International Review of Social History 8 (1963), 436.
- 13 Jacques Hannak, Karl Renner und seine Zeit. Versuch einer Biographie, Wien 1965, 66.
- 14 Arbeiter-Zeitung, 23. Oktober 1932.
- 15 Rudolf G. Ardelt, Friedrich Adler, Probleme einer Persönlichkeitsentwicklung um die Jahrhundertwende, Wien 1984, 14–20.
- 16 Sigmund Freud, Bruchstück, 98.
- 17 Vgl. das Kapitel „Sibirien als Elysium“, in: Wolfgang Fleischer, Das verleugnete Leben. Die Biografie des Heimito von Doderer, Wien 1996, 22–96.
- 18 Otto Bauer, Das Weltbild des Kapitalismus, in: Der lebendige Marxismus. Festgabe zum 70. Geburtstag von Karl Kautsky, hg. von O. Jenssen, Jena 1924; Neudruck in: Otto Bauer Werkausgabe, 2. Bd., Wien 1976, 887–933.
- 19 Joachim Radkau, Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens, Wien 2005; Käthe Leichter, Leben und Werk, hg. von Herbert Steiner, Wien 1993.
- 20 Otto Bauer, Das Weltbild, 908, 896.
- 21 Ebd., 917.
- 22 Adressbuch Wien und Umgebung 1880, Wien 1880.
- 23 Geburtsangabe von Katharina Gerber auf dem Meldezettel Philipp Bauer; Sigmund Freud, Bruchstück, 173.

24 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Meldezettel Philipp Bauer.

25 Die Mazzesinsel. Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918–1938, hg. von Ruth Beckermann, Wien 1984.

26 Zit. bei: Christoph Stölzl, Kafkas böses Böhmen. Zur Sozialgeschichte eines Prager Juden, München 1975, 113; Rudolf G. Adelt, Friedrich Adler, 19; Karlheinz Rossbacher, Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle, Wien 2003.

27 Sigmund Freud, Bruchstück, 98.

28 Ebd., 97.

29 Meyers Konversations-Lexikon, Leipzig 1896, 12. Bd., 152.

30 Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, (IISG) Amsterdam, Otto Bauer an Karl Kautsky, 20. Juni 1922.

31 Ebd.

32 Sigmund Freud, Bruchstück, 98.

33 Hannah S. Decker, Freud, Dora, 45.

34 Ebd., 52, 65.

35 Sigmund Freud, Bruchstück, 98f.

36 Peter Gay, Freud, 281.

37 Hannah S. Decker, Freud, Dora, 65.

38 Sigmund Freud, Bruchstück, 104.

39 Ebd., 128.

40 ISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 19. Februar 1913.

41 Ebd., 3. Jänner 1913.

42 Stadt- und Landesarchiv Wien, Bezirksgericht Döbling, Serie A4 306, Verlassenschaftsakt Philipp Bauer.

43 Ebd.

44 Ebd.; laut Industrie-Compass 1920/21 und 1922 hatten Bauer und Gerber in Wien noch ein Büro und die Firma in Warnsdorf bestand in derselben Größe weiter.

45 Hannah S. Decker, Freud, Dora, 228, Anm. 75.

46 Sigmund Freud, Bruchstück, 99–101; Hannah S. Decker, Freud, Dora, 5–7, 71, 96.

47 Sigmund Freud, Bruchstück, 120.

48 Zit. bei: Joachim Radkau, Max Weber, 303; vgl. Listen der Ohmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen, hg. von Claudia Honegger, Frankfurt/M. 1981.

49 Sigmund Freud, Bruchstück, 103; Hannah S. Decker, Freud, Dora, 230, Anm. 9, 10.

50 Ebd., 163f.

51 Hannah S. Decker, Freud, Dora, 151.

52 Ebd., 152.

53 Ebd., 175.

54 Ebd., 188f.

55 VGA Wien, Teilenachlass Otto Bauer, K.1., M.2.

56 Hannah S. Decker, Freud, Dora, 183.

57 Regina Thumser, Vertriebene Musiker. Schicksale und Netzwerke im Exil 1933–1945, gw. Diss. Salzburg 1998; Who is Who in America 1976/77, Chicago 1977; Walter Pass u. a., Orpheus im Exil. Die Vertreibung der österreichischen Musik von 1938 bis 1945, Wien 1995, 227.

58 Sigmund Freud, Bruchstück, 143.

59 Kriegsarchiv Wien, Qualifikationsliste Otto Bauer.

60 Julius Braunthal, Otto Bauer. Ein Lebensbild, in: Otto Bauer. Eine Auswahl aus seinem Lebenswerk, hg. von dems., Wien 1961, 11.

61 Ebd., 14.

62 Briefwechsel mit Kautsky.

63 Julius Braunthal, Lebensbild, 11.

64 Otto Bauer, Werkausgabe, 7. Bd., 927–935.

65 VGA Wien, Telnachlass Otto Bauer, K.1., M.3.

66 Franz Grillparzer, Der Traum, ein Leben, in: Sämtliche Werke, 5. Bd., Stuttgart 1872, 267.

67 Helene Bauer, Ehe und soziale Schichtung, in: Der Kampf 20 (1927), 319–324.

68 Meldezettel Helene Bauer. Wiener Stadt- und Landesarchiv. Ein Artikel gibt allerdings an, dass Helene Bauer die Adoptivtochter des Kaufmannes Felix Gumplovicz war. Vgl. Dictionnaire biographique du Mouvement Ouvrier international. Autriche, ed. Jean Maitron, Paris 1971, 42.

69 William M. Johnston, Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938, Wien 1974, 324–327.

70 Matrikeledition der Universität Zürich. <http://www.martikel.unizh.ch/pages/560.htm>

71 Julius Deutsch, Ein weiter Weg. Lebenserinnerungen, Wien 1960, 61.

72 Ebd., 63.

73 Paul Kutos, Russische Revolutionäre in Wien 1900–1917, Wien 1993.

74 Israelitische Kultusgemeinde Wien, Matrikelnummer 1174 von 1896. Geburt von Wanda Janina, dort Angabe über die Heirat. Vgl. auch Matrikeledition der Univ. Zürich.

75 Ebd.

76 Helena Lanzer-Sillén, Dr. Wanda Lanzer – die Gründerin des Abendgymnasiums, in: Jahresbericht des Bundesgymnasiums, Bundesrealgymnasiums und Wirtschaftskundlichen Bundesrealgymnasiums für Berufstätige 2004/05. Festschrift 80 Jahre Abendgymnasium, 23.

77 Matrikeledition der Univ. Zürich.

78 Helena Lanzer-Sillén, Dr. Wanda Lanzer, 23.

79 Otto Leichter, Otto Bauer. Tragödie oder Triumph, Wien 1970, 24.

80 Helena Lanzer-Sillén, Dr. Wanda Lanzer, 23 f., VGA Wien, L19/M 41 A.

81 Julius Deutsch, Ein weiter Weg, 90.

82 Leo Trotzki, Mein Leben. Versuch einer Autobiographie, Frankfurt/M. 1974, 184; ders., in: Deutsche Zeit, 21. 9. 1923, zit. Nach: Paul Kutos, Russische Revolutionäre, 52.

83 Ebd.

84 Ebd.

85 Ebd.

86 Otto Leichter, Otto Bauer, 25.

87 Meldezettel Otto und Helene Bauer; Israelitische Kultusgemeinde Wien, Traubungsbuch Nr. 25 von 1920.

88 Ulrike Harmat, Ehe auf Widerruf? Der Konflikt um das Eherecht in Österreich 1918–1938, Frankfurt/M. 1999.

89 Meldezettel Otto und Helene Bauer.

90 Kriegsarchiv Wien, Hauptgrundbuchblatt Otto Bauer, 30–47.

91 Karl Renner, An der Wende zweier Zeiten. Lebenserinnerungen, Wien 1946, 213.

92 VGA Wien, Telnachlass Otto Bauer, 1. Karton, Mappe 1.

93 Hannah S. Decker, Freud, Dora, 159, 251, Anm. 43.

94 Ebd., 160. Diese Anekdote erwähnte auch Viktor Reimann in: *Zu groß für Österreich. Seipel und Bauer im Kampf um die Erste Republik*, Wien 1968, 257.

95 Friedrich Adler, Gedenkrede zum Tode Otto Bauer, in: *Feuer – nicht Asche. Festschrift zum 25-jährigen Bestehen des Vereines für Geschichte der Arbeiterbewegung*, Wien o.J., 169–172.

96 Gerhard Botz, Otto Bauer im Ersten Weltkrieg. Anmerkungen zum Brief Otto Bauers an Helene Bauer vom 6. Dezember 1914, in: *Zukunft*, H. 7., Juli 1978, 33.

97 Ebd.

98 Ebd.

99 VGA Wien, Teilnachlass Otto Bauer, 1. Karton, Mappe 1.

100 Zit. in: Gerhard Botz, Otto Bauer im Ersten Weltkrieg, 35.

101 Dictionnaire Biographique, 42 f.

102 VGA Wien, Teilnachlass Otto Bauer, 2. Karton, Mappe 7.

103 Otto Leichter, Otto Bauer, 24.

104 Rudolf Aladár Metall, Hans Kelsen. Leben und Werk, Wien 1969.

105 Ebd., 21.

106 Ralf Dahrendorf, Versuchungen der Unfreiheit. Die Intellektuellen in Zeiten der Prüfung, München 2006.

107 Bruno Kreisky, Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten, Berlin 1986, 336.

108 Ebd., 338; Dictionnaire Biographique, 43

109 Otto Leichter, Otto Bauer, 12.

110 Bruno Kreisky, Zwischen den Zeiten, 337 f.

111 Ebd., 337.

112 Wiener Stadt- und Landesarchiv. Meldezettel Hilde Hofmann, Schiller Marmorek, Jacques Hannak; Theodor Venus, Kontinuitäten und Brüche in der sozialdemokratischen Tagespresse und im Journalismus 1938 bis 1945, in: *Entnazifizierung zwischen politischem Anspruch, Parteienkonkurrenz und Kaltem Krieg. Das Beispiel der SPÖ*, hg. von Maria Messner, Wien 2005, 196.

113 Dictionnaire Biographique, 200.

114 VGA Wien, Teilnachlass Otto Bauer, 2. Karton, Mappe 7. Brief vom 20. 1. 1948.

II. Judesein im Zeitalter des politischen Antisemitismus

1 Vgl. die Beispiele bei Steven Beller, *Theodor Herzl*, Wien 1996.

2 Joachim Radkau, Max Weber, 674.

3 Yuri Slezkine, *Paradoxe Moderne. Jüdische Alternativen zum Fin de Siècle*, Göttingen 2005, 68.

4 Peter G. J. Pulzer, *Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914*, Göttingen 2004², 80.

5 Klaus Hödl, *Wiener Juden – jüdische Wiener. Identität, Gedächtnis und Performanz im 19. Jahrhundert*, Innsbruck 2006, 23, 25.

6 Ebd., 28.

7 Als hätten wir dazugehört. *Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie*, hg. von Albert Lichtblau, Wien 1999.

- 8 Zit. in: Ernst Hanisch, *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Wien 2005, 191.
- 9 Ernst Hanisch, *Die Wiener Ringstraße. Zwei Pole, zwei Muster der österreichischen Kultur*, in: *Memoria Austriae*, 2. Bd., hg. von Emil Brix u.a., Wien 2005, 75.
- 10 Yuri Slezkine, *Paradoxe Moderne*, 71.
- 11 Enoch Heinrich Kisch, *Erlebtes und Erstrebtes*, in: *Die Juden in Böhmen und Mähren*, hg. von Wilma Iggers, München 1986, 212.
- 12 Else Bergmann (geb. 1886 in Prag), in: *Als hätten wir dazugehört*, hg. von Albert Lichtblau, 417.
- 13 Ernst Hanisch, *Männlichkeiten*, 327f.
- 14 Marsha L. Rozenblit, *Die Juden Wiens 1867–1914. Assimilation, Identität*, Wien 1989, 24; Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert, hg. von Gerhard Botz u.a., Buchloe 1990, 14; nach anderer Zählung 74619. Vgl. Gudrun Exner, Peter Schimany, *Amtliche Statistik und Judenverfolgung. Die Volkszählung von 1939 in Österreich und die Erfassung der österreichischen Juden*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32(2006), 110.
- 15 Marsha L. Rozenblit, *Die Juden Wiens*, 85.
- 16 Ebd., 87.
- 17 Ebd., 92.
- 18 Ebd., 43.
- 19 Ivar Oxaal, *Die Juden im Wien des jungen Hitler: Historische und soziologische Aspekte*, in: Eine zerstörte Kultur, 58.
- 20 Marsha L. Rozenblit, *Die Juden Wiens*, 59.
- 21 Yuri Slezkine, *Paradoxe Moderne*, 28, 32.
- 22 Zit. in Robert S. Wistrich, *Die Juden Wiens im Zeitalter Kaiser Franz Josephs*, Wien 1999, 76f.
- 23 Gary B. Cohen, *Education and Middle-Class Society in Imperial Austria 1848–1918*, West Lafayette 1996.
- 24 Ebd., 277.
- 25 Ebd., 278.
- 26 Ebd., 153.
- 27 Ebd., 167.
- 28 *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Bd. VII, Bd. VIII, hg. von Helmut Rumpler, Wien 2000–2006.
- 29 Pieter M. Judson, *Exclusive Revolutionaries. Liberal Politics, Social Experience, and National Identity in the Austrian Empire, 1848–1914*, Ann Arbor 1997.
- 30 Otto Bauer, *Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie*, in: *Werkausgabe*, 1. Bd.; Wien 1975, 69.
- 31 Ebd., 143.
- 32 Otto Bauer, *Das Ende des christlichen Sozialismus*. in: *Der Kampf* 4 (1910/11), Werkausgabe, 8. Bd., Wien 1980, 515–529.
- 33 Ebd., 516.
- 34 Ebd.
- 35 Ebd.
- 36 Ebd., 520.
- 37 Helmut Konrad, *Deutsch-Österreich: Gebremste Klassenbildung und importierte Arbeiterbewegung im Vielvölkerstaat*, in: *Europäische Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert*, hg. von

Jürgen Kocka, Göttingen 1983; Wilhelm Wadl, Liberalismus und soziale Frage in Österreich. Deutschliberale Reaktionen und Einflüsse auf die frühe österreichische Arbeiterbewegung (1867–1879), Wien 1987, 56.

38 Christophe Charle, Vordenker der Moderne, Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert, Frankfurt/M 1996.

39 Robert S. Wistrich, Socialism and the Jews. The Dilemma of Assimilation in Germany and Austria-Hungary, London 1982, 346f.

40 Ebd., 347.

41 Sigurd Paul Scheichl, Nuancen in der Sprache der Judenfeinde, in: Eine zerstörte Kultur, 146.

42 Robert S. Wistrich, Socialism and the Jews, 225–261.

43 Zit. bei: Robert S. Wistrich, Die Juden Wiens im Zeitalter Kaiser Franz Josephs, Wien 1999, 275.

44 Robert S. Wistrich, Sozialdemokratie, Antisemitismus und die Wiener Juden, in: Eine zerstörte Kultur, 175.

45 Klassisch: Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, 3. Bd., Frankfurt/M 1990; Christopher Browning, Die Entfesselung der „Endlösung“. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939–1942, München 2003.

46 Rudolf G. Ardel, Friedrich Adler, 25.

47 Ebd., 116.

48 Ebd., 63f.

49 Julius Braunthal, Victor und Friedrich Adler. Zwei Generationen Arbeiterbewegung, Wien 1965, 144.

50 Victor Adlers Aufsätze, Reden und Briefe, VIII. Heft, Wien 1929, 419.

51 Ebd., 430.

52 Otto Bauer, Sozialismus und Antisemitismus, in: Der Kampf, 4(1910/11), 94f.

53 Ebd., 94.

54 Ebd.

55 Jüdische Zeitung, 11. 11. 1910. Zit. in: Adolf Gaisbauer, Davidstern und Doppeladler. Zionismus und jüdischer Nationalismus in Österreich 1882–1918, Wien 1988, 374.

56 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Landesgericht für Strafsachen 1934, K. 39. 1666/34.

57 Vgl. Jakob Wassermann, Mein Weg als Deutscher und Jude, Berlin 1921, Neuausgabe, Frankfurt/M. 2005, 13.

58 Otto Bauer, Proletariat und Religion, in: Der Kampf 1(1907/08), Werkausgabe, 8. Bd., 141.

59 Ebd., 147.

60 Otto Bauer, Sozialdemokratie, Religion und Kirche. Eine Erläuterung des Linzer Programms, Wien 1927, Werkausgabe, 3. Bd., 447–532.

61 Ebd., 477.

62 Ebd., 464, 466.

63 Ebd., 466.

64 Ebd., 467.

65 Ebd., 494.

66 Ebd., 499.

67 Ebd.

68 Hainfelder Programm 1888/89, Linzer Programm 1926. Österreichische Parteiprogramme 1868–1966, hg. von Klaus Berchtold, Wien 1967, 139, 259.

69 Otto Bauer, Sozialdemokratie, Religion und Kirche, 476.

70 Ebd., 483.

71 Max Adler, Über den kritischen Begriff der Religion, in: *Festschrift für Wilhelm Jerusalem zu seinem 60. Geburtstag von Freunden, Verehrern und Schülern*, Wien 1915. Neudruck: Max Adler, *Ausgewählte Schriften*, hg. von Alfred Pfabigan u.a., Wien 1981, 457–477.

72 Ebd., 475.

73 Ernst Fischer, *Erinnerungen und Reflexionen*, Reinbek 1969, 152.

74 VGA Wien, *Teilnachlass Otto Bauer*, 2. K., M. 10.

75 Stenographische Protokolle der 138. Sitzung des Nationalrates der Republik Österreich. 3. Gesetzperiode, 11. Juli 1930, 3837.

76 Jakob Wassermann, *Mein Weg als Deutscher und Jude*, 40.

77 Ebd., 15.

78 Ebd., 56.

79 Zit. in: Peter-André Alt, Franz Kafka. *Der ewige Sohn. Eine Biographie*, München 2005, 69.

80 Manès Sperber, *Die vergebliche Warnung. All das Vergangene ...*, München 1979, 33.

81 Otto Bauer, *Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie*, Werkausgabe, 1. Bd., 414–436.

82 Ebd., 416.

83 Hans Ulrich Wehler, *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*, München 2001.

84 Otto Bauer, *Die Nationalitätenfrage*, 417.

85 Ebd., 419.

86 Ebd.

87 Ebd.

88 Ebd., 420.

89 Ebd., 421.

90 Ebd., 422.

91 Ebd., 423.

92 Ebd., 428.

93 Ebd.

94 Ebd., 429.

95 Ebd., 434.

96 Ebd.

97 Ebd.

98 Ebd., 435.

99 Ernst Gombrich, *The Visual Art in Vienna circa 1900. Reflections on the Jewish Catastrophe*, London 1997; Stephen Beller, *Vienna and the Jews 1867–1938. A Cultural History*, Cambridge 1989.

100 Otto Bauer, *Ich appelliere an das Gewissen der Welt*, *News Chronicle*, London, 5. Juli 1938, in: Werkausgabe, 7. Bd., 781–784.

101 Ebd., 781.

102 Ebd., 782.

103 Gudrun Exner, Peter Schimany, *Amtliche Statistik und Judenverfolgung. Volkszählung von 1939 in Österreich und die Erfassung von österreichischen Juden*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006), 98.

104 Otto Bauer, *Ich appelliere an das Gewissen der Welt*, 782.

105 Ebd., 783.

106 Ebd., 784.

III. Der große Raum der multiethnischen Habsburgermonarchie

- 1 Gary B. Cohen, Neither Absolutism nor Anarchy: New Narratives on Society and Government in Late Imperial Austria, in: *Austrian History Yearbook* 29 (1998), 37–62.
- 2 Pieter M. Judson, Nationalizing Rural Landscapes in Cisleithania 1880–1914, in: *Creating The Other. Ethnic Conflict and Nationalism in Habsburg Central Europe*, ed. by Nancy M. Wingfield, New York 2004, 127–148. Tara Zahra, „Each nation only cares for its own“. Empire, Nation and Child Welfare Activism in Bohemian Lands. 1900–1918, in: *The American Historical Review* 111 (2006), 1378–1402.
- 3 Peter Kurth, Im Schatten Victor Adlers. Die österreichische Sozialdemokratie zwischen Wahlrechtskampf und Revisionismusstreit (1889–1907), Husum 1996.
- 4 Otto Bauer, Die Lehren des Zusammenbruchs, in: *Der Kampf*, 2. Bd., 1908/09, in: Werkausgabe, 8. Bd., 250.
- 5 John W. Boyer, The End of an Old Regime: Visions of Political Reform in Late Imperial Austria, in: *The Journal of Modern History* 58 (1986), 159–193.
- 6 Ebd., 188; zum Hintergrund: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, 7. Bd. (2 Teile), hg. von Helmut Rumpfer, Wien 2000; Hans Peter Hye, Das politische System in der Habsburgermonarchie, Praha 1998.
- 7 *Arbeiter-Zeitung*, 24. 12. 1899.
- 8 Gerald Stourzh, Probleme der Konfliktlösung in multiethnischen Staaten: Schlüsse aus der historischen Erfahrung Österreichs 1848 bis 1918, in: *Staat und Nation in multi-ethnischen Gesellschaften*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1991, 110.
- 9 Joseph Redlich, Österreichische Regierung und Verwaltung im Weltkrieg, Wien 1925, 62–81.
- 10 Arthur Schlegelmilch, Die österreichische „Dezemberverfassung“ von 1867 als Kompromiss und Stabilitätssystem, in: *Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse* 137 (2002), 2. Halbbd., 67–77.
- 11 Robert Luft, Übernationale Zusammenarbeit im Wiener Parlament, in: *Der Reichstag von Kremsier 1848–1849 und die Tradition des Parlamentarismus in Mitteleuropa*, Kremsier (Kroměříž) 1998, 299–311.
- 12 Otto Bauer, Die Lehren des Zusammenbruchs, 256.
- 13 Ebd.
- 14 Otto Bauer, Die Wurzeln des Absolutismus, *Der Kampf*, 7. Bd., 1913/14, in: Werkausgabe 8. Bd., 881 f.
- 15 Solomon Wank, Pessimism in the Austrian Establishment at the Turn of the Century, in: *The Mirror of History. Essays in Honor of Fritz Fellner*, ed. by Solomon Wank, Santa Barbara 1988, 295–314.
- 16 Otto Bauer, Die Lehren des Zusammenbruchs, 258.
- 17 Otto Bauer, Parlamentarismus und Arbeiterschaft, *Der Kampf*, 1. Bd., 1907/08, in: Werkausgabe, 8. Bd., 130 f.
- 18 Otto Bauer, Die Wurzeln des Absolutismus, 885.
- 19 Otto Bauer, Sozialismus und Krieg, *Der Kampf*, 6. Bd., 1912/13, in: Werkausgabe 8. Bd., 744.
- 20 Otto Bauer, Der Weg zum Frieden, *Der Kampf*, 3. Bd., 1909/10, in: Werkausgabe 8. Bd., 401.
- 21 Otto Bauer, Begrabene Hoffnungen, *Der Kampf*, 5. Bd., 1911/12, in: Werkausgabe, 8. Bd., 634.
- 22 Grundzüge des Unterrichtswesens bezüglich der Volksschule (1869), in: Helmut Engelbrecht, *Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, 4. Bd., Wien 1986, 556.

23 Von der Schulzucht (1870), in: *ebd.*, 561.

24 *Ebd.*, 560.

25 Von der Schulzucht (1905), in: *ebd.*, 606.

26 Ernst Bruckmüller, Zur Entstehung der kulturellen Differenz. Fragmentarische Überlegungen zum Verhältnis von Nationalbewusstsein und Grundschulbildung im alten Österreich, in: *Focus Austria. Vom Vielvölkerreich zum EU-Staat. Festschrift für Alfred Ableitinger*, hg. Von Siegfried Beer u. a., Graz 2003, 172; vgl. auch: ders., Patriotismus und Geschichtsunterricht. Lehrpläne und Lehrbücher als Instrument eines übernationalen Gesamtstaatsbewußtseins in den Gymnasien der späteren Habsburgermonarchie, in: *Vilfanov Zbornik. In Memoriam Sergij Vilfan*, hg. von Vincenc Rajšp u. a., Ljubljana 1999, 511–530.

27 Ernst Bruckmüller, Zur Entstehung der kulturellen Differenz, 179.

28 Julius F. John, Deutsches Lesebuch, IV. Teil, Wien 1914.

29 *Ebd.*, 151.

30 *Ebd.*, 269.

31 *Ebd.*, 271.

32 Julius Braunthal, Otto Bauer. Ein Lebensbild, in: Otto Bauer. Eine Auswahl aus seinen Lebenswerk, Wien 1961, 11. Zu Reichenberg und die Schule: Eduard Mühler, Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung, Düsseldorf 2005, 13–26. Zu Meran: Eveline List, Mutterliebe und Geburtenkontrolle – Zwischen Psychoanalyse und Sozialismus. Die Geschichte der Margarethe Hilferding-Hönigsberg, Wien 2000, 58–65.

33 Universitätsarchiv Wien (UA), Nationale Otto Bauer. Matura am k. k Staatsgymnasium in Reichenberg.

34 Programm des k. k. Obergymnasiums in Meran 1892/93, Meran 1893; 1893/94, Meran 1894; 1894/95, Meran 1895; 1895/96, Meran 1896; 1896/97, Meran 1897; Jahresbericht der k. k. Staatsmittelschule in Reichenberg, 1899/1900, Reichenberg 1900. Für die Beschaffung der Informationen danke ich Dr. Ulrich Nachbaur und Mag. Christoph Volaucnik.

35 Rudolf G. Adelt, Friedrich Adler, 21; Peter-André Alt, Franz Kafka, 78.

36 Otto Bauer, Deutschtum und Sozialdemokratie, Wien 1907, in: Werkausgabe, 1. Bd., 18.

37 Vgl. das Kapitel: „Judesein“.

38 Theodor Tupetz, Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Verfassung und Staatseinrichtung derselben, Wien/Prag 1891, 178.

39 Karl Woynar, Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit, Wien 1912², 226.

40 *Ebd.*, 241 f.

41 Otto Bauer, Geschichte Österreichs, Wien 1913, in: Werkausgabe, 1. Bd., 889–940.

42 *Ebd.*, 891.

43 Heimito von Doderer, Die Dämonen, 1. Bd., München 1967, 631 f.

44 Otto Bauer, Geschichte Österreichs, 940.

45 *Ebd.*

46 Otto Bauer, Deutschtum und Sozialdemokratie, Wien 1907, in: Werkausgabe, 1. Bd., 36.

47 *Ebd.*, 37.

48 Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, 1. Bd., München 1990, 656–666.

49 Die österreichische Schule der Nationalökonomie, 1. Bd., Von Menger bis Mises, hg. von Kurt R. Leube, Wien 1995, 22.

50 Herbert Hassinger, Die Wirtschaftsgeschichte an Österreichs Hochschulen bis zum Ende

des Ersten Weltkrieges, in: *Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift Friedrich Lütge*, hg. von Wilhelm Abel, Stuttgart 1966, 407–429; Günther Nenning, Biografie (Carl Grünberg), in: *Archiv für Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung*, Indexband, Graz 1979, 1–224; Günter Fellner, Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft, Wien 1985, 276f.; Károly Kókai, Grünbergs Archiv, in: *Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung*, 5. Bd., hg. von Michael Benedikt, Wien 2005, 475–485.

51 Otto Bauer auf der Abschiedsfeier der sozialistischen Studenten für Carl Grünberg, *Arbeiter-Zeitung*, 10. Mai 1924, in: *Werkausgabe*, 6. Bd., 601–603.

52 Ebd., 603.

53 Alle Angaben nach dem Studiennachweis im Wiener Universitätsarchiv.

54 Nationale von Otto Bauer im Universitätsarchiv Wien.

55 Shigeki Tomo, Eugen von Böhm-Bawerk. Ein großer österreichischer Nationalökonom zwischen Theorie und Praxis, Marburg 1994.

56 Richard Swedberg, der Biograf Schumpeters, nennt Böhm-Bawerks Seminar im Wintersemester 1905/06 als das entscheidende. Es gab wohl mehrere Seminare mit so prominenter Besetzung. Richard Swedberg, Joseph A. Schumpeter, Eine Biografie, Stuttgart 1994, 27.

57 Erinnerungen von Ludwig von Mises, Stuttgart 1978; William Smaldone, Rudolf Hilferding. Tragödie eines deutschen Sozialdemokraten, Stuttgart 2000; Eduard März, Joseph Alois Schumpeter – Forscher, Lehrer und Politiker, Wien 1983; Emil Lederer, Der Massenstaat. Gefahren der klassenlosen Gesellschaft, hg. von Claus-Dieter Krohn, Graz 1995. Dort seine intellektuelle Biografie, 9–44.

58 Erinnerungen von Ludwig von Mises, 23f.

59 Eugen von Böhm-Bawerk, Zum Abschluss des Marxschen Systems, in: *Sozialwissenschaftliche Arbeiten. Festgabe für Karl Kries*, hg. von Otto von Boenigk, Berlin 1896, 87–205. Nachdruck: *Die Marx-Kritik der österreichischen Schule der Nationalökonomie*, hg. von Horst Meixner, Giessen 1974, 47–132.

60 Ebd., 48

61 Ebd.

62 Ebd., 131.

63 Ebd.

64 Ebd.

65 Ebd., 132.

66 Rudolf Hilferding, Böhm-Bawerks Marx-Kritik, in: *Marx-Studien. Blätter für Theorie und Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus*, 1. Bd., hg. von Max Adler, Wien 1904, 1–61; Nachdruck: *Die Marx-Kritik der österreichischen Schule der Nationalökonomie*, 133–184;

67 Ebd., 183.

68 Ebd.; eine gute Zusammenfassung der Kontroverse bei: Leszek Kolakowski, *Hauptströmungen des Marxismus*, 2. Bd., München 1978, 329–335.

69 Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 4. Bd., München 2003, 247; William Smaldone, Rudolf Hilferding, 128–150.

70 IISG Amsterdam, Otto Bauer an Karl Kautsky, 27. Juli 1906.

71 VGA Wien, Adler-Archiv, Mappe 84/37, Otto Bauer an Friedrich Adler, 6. Juli 1922.

72 Universitätsarchiv Wien.

73 Günther Winkler, *Die Rechtswissenschaft als empirische Sozialwissenschaft*, Wien 1999, 41–56; Peter Goller, *Österreichische Staatsrechtswissenschaft um 1900*. Aus Briefen Edmund

Bernatziks an Georg Jellinek (1891–1903), in: *Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs* 51 (2004), 203–249.

74 Auch ich bin dieser Legende erlegen. Ernst Hanisch, Otto Bauer, in: *Deutsche Historiker*, 6. Bd., hg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1980, 71.

75 Universitätsarchiv Wien.

76 IISG Amsterdam, Otto Bauer an Karl Kautsky, 26. Jänner 1906.

77 Ebd., Otto Bauer an Karl Kautsky, 13. März 1906.

78 Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Frankfurt/M. 1974, 82.

79 Ebd., 116f.

80 Zit. in: Helge Zoitl, „Student kommt vom Studieren!“ Zur Geschichte der sozialdemokratischen Studentenbewegung in Wien, Wien 1992, 39; vgl. auch zu den politischen Kämpfen: Gerhard Hartmann, *Für Gott und Vaterland. Geschichte und Wirken des CV in Österreich*, Kevelaer 2006, 109–137.

81 Otto Bauer, *Der sozialistische Student*, *Arbeiter-Zeitung* 17. Februar 1924, in: *Werkausgabe*, 6. Bd., 599.

82 Ebd., 597f.

83 Ebd., 598.

84 Ebd., 597.

85 Helge Zoitl, „Student kommt vom Studieren!“, 51, 60; Erinnerungen von Ludwig von Mises, 16.

86 Otto Bauer, *Der sozialistische Student*, 599.

87 Helge Zoitl, „Student kommt vom Studieren!“, 73. Otto Bauer, *Die Wiener Arbeiterschule, Neue Zeit* 24 (1905/06), in: *Werkausgabe*, 7. Bd., 862–870. Otto Bauer, Max Adler, Ein Beitrag zur Geschichte des Austromarxismus. *Der Kampf*, 4. Bd., 1937, *Werkausgabe*, 9. Bd., 759.

88 Otto Bauer, *Der sozialistische Student*, 598.

89 Ebd., 600.

90 Oscar Jászi, *The Dissolution of the Habsburger Monarchy*, Chicago 1929, Neudruck 1971, 141–148.

91 Ernst Hanisch, *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Wien 2005, 18–20; Christa Hämerle, Die Allgemeine Wehrpflicht in der multiethnischen Armee der Habsburgermonarchie, in: *Journal of Modern European History*, 5 (2007).

92 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*, Wien 2005, 219f.

93 Günther Kronenbitter, „Krieg im Frieden“. Die Führung der k.u.k. Armee und die Großmachtpolitik Österreich-Ungarns 1906–1914, München 2003, 143.

94 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates*, 220.

95 Österreichische Parteiprogramme 1868–1966, hg. Von Klaus Berchtold, Wien 1967, 148.

96 Zit. in: Johann Christoph Allmayer-Beck, *Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft*, in: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, 5. Bd., hg. von Adam Wandruszka, Wien 1987, 120f.

97 Karl Renner, *An der Wende zweier Zeiten*, 196.

98 Ernst Zehetbauer, *Die „E. F.“ und das Ende der alten Armee. Der Krieg der Reserveoffiziere Österreich-Ungarns 1914–1918*, Staatsprüfungsarbeit am Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Wien 2000, 3.

99 István Deák, *Der k.(u.)k. Offizier 1948–1918*, Wien 1991, 211; Günther Kronenbitter, „Krieg und Frieden“, 25; Erwin A. Schmidl, *Juden in der k.(u.)k. Armee 1788–1918*, Eisenstadt 1989.

100 Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, (KA) 30/47.

101 Karl Renner, *An der Wende zweier Zeiten*, 190f.

102 Otto Bauer, *Die Offiziere und die Republik. Ein Vortrag über die Wehrpolitik der Sozialdemokratie*, Wien 1921, Werkausgabe, 2. Bd., 376.

103 Ebd.

104 Ebd., 377; anonym hatte Bauer bereits 1912 gegen Bourgeoisie und Militarismus gewettet. Werkausgabe 8. Bd., 660–668.

105 Qualifikationsliste, KA, 30/47.

106 Ebd.

107 VGA Wien, Adler-Archiv, Mappe 84.

108 VGA Wien, Teilnachlass Otto Bauer, 1. Mappe.

109 Ebd.

110 Adler-Archiv, Mappe 84.

111 Otto Bauer, *Großkapital und Militarismus*, Wien 1911, Werkausgabe, 1. Bd., 785–798.

112 Ebd., 798.

113 Otto Bauer, *Die Offiziere und die Republik*, Werkausgabe, 2. Bd., 379.

114 Georges Haupt, *Der Kongress fand nicht statt. Die Sozialistische Internationale 1914*, Wien 1967.

115 Otto Bauer, *Der Sozialismus und der Krieg*, in: *Der Kampf*, 6. Bd., 1912, Werkausgabe, 8. Bd., 728–744.

116 Otto Bauer, *Skizzen zum Balkankrieg*, VGA Wien, Bauer Teilnachlass, M4.

117 Heinrich Weber (= Otto Bauer), *Die russische Revolution und das europäische Proletariat*, Wien 1917, Werkausgabe, 2. Bd., 40–87.

118 Ebd., 85f.

119 Otto Bauer, *Die österreichische Revolution*, Wien 1923, Werkausgabe, 2. Bd., 517f.

120 Ebd., 555.

121 Ebd., 559f.

122 Rudolf G. Ardelt, *Die österreichische Sozialdemokratie und der Kriegsausbruch 1914. Die Krise einer Elite*, in: *Jahrbuch für Zeitgeschichte*, Wien 1979, 59–130.

123 Otto Bauer, *Die Teuerung*, 2. Kommission des Internationalen Sozialistenkongresses in Wien, in: Georges Haupt, *Der Kongress fand nicht statt*, 227–256.

124 Ebd., 243.

125 Abgedruckt bei Ludwig Brügel, *Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie*, 5. Bd., Wien 1925, 170–172.

126 Ebd., 171.

127 Ebd., 172.

128 Vgl. *Kriegsbegeisterung*, in: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, hg. von Gerhard Hirschfeld u. a., Paderborn 2003, 630f.; allgem. Manfried Rauchensteiner, *Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg*, Graz 1993.

129 VGA Wien, Parteivorstand 27. Juli 1914. Texte ebenfalls bei Ludwig Brügel, *Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie*, 5. Bd., 173f.

130 Ebd., 173.

131 Ebd.

132 Ebd., 174.

133 Ebd.

134 Rudolf G. Ardelt, *Die österreichische Sozialdemokratie*, 104.

135 KA. Wien, 30/47.

136 VGA, Wien. Teilenachlass Otto Bauer Mappe 1.

137 Frank Vanry (Franz Weinreb), *Der Zaungast. Lebenserinnerungen*, Wien 1983, 171.

138 Gerhard Botz, Otto Bauer im Ersten Weltkrieg, in: *Zukunft*, Juli 1978, 32.

139 KA. Wien, 30/47.

140 VGA, Wien. Teilenachlass Otto Bauer Mappe 1. Der Brief war an die Nichte von Seitz namens Grete Balek gerichtet.

141 VGA Wien, Adler Archiv 84-7.

142 Ebd.; auch in einer Karte an Karl Kautsky lobt Bauer seine militärische Leistung mit dem Hinweis auf Friedrich Engels. Bauer an Kautsky 23. Oktober 1914. IISG, Amsterdam.

143 VGA Wien, Adler-Archiv 84-7.

144 Ebd., Otto Bauer an Victor Adler, 15. November 1914

145 Werkausgabe, 9. Bd., 1035.

146 Ebd.

147 Ebd., 1036.

148 VGA Wien, Teilenachlass Otto Bauer, Mappe 1.

149 An Helene, Werkausgabe, 9. Bd., 1036.

150 Ebd., 1034.

151 VGA Wien, Teilenachlass Otto Bauer, Mappe 1.

152 VGA Wien, Adler-Archiv 84-11: mit russischen Quellen: Verena Moritz, Hannes Leidinger, Otto Bauer 1914-1919. Kriegsgefangenschaft und Heimkehr als Problem einer Biografie, in: *Wiener Gerichtsblätter* 54(1999), 1-21.

153 VGA Wien, Teilenachlass Otto Bauer, Mappe 1; Kriegspostkarte an Karl Seitz, 26. März 1915; ebd., Adler-Archiv 84-17, Brief an Friedrich Adler, 30. März 1915.

154 Abschrift eines Briefes vom 23. Oktober 1915, der über Zürich an Victor Adler kam. VGA Wien, Otto Bauer Teilenachlass Mappe 1.

155 Ebd., Briefe an Karl Seitz, 11. Juli 1916, 27. September 1916.

156 VGA Wien, Adler-Archiv 84-13. Postkarte von der Auskunftsstelle für Kriegsgefangene, 18. September 1917. Über diese Reise: Reinhard Nachtigal, Die dänisch-österreichisch-ungarischen Rotkreuzdelegierten in Rußland 1915-1918, in: *Zeitgeschichte* 25(1998), 366-374.

157 Arbeiter-Zeitung, 6. November 1927, zit. in: Raimund Löw, Otto Bauer und die russische Revolution, Wien 1980, 10.

158 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 27. März (1917).

159 Werkausgabe, 2. Bd., 376.

160 Reinhard Nachtigal, Kriegsgefangenschaft an der Ostfront 1914 bis 1918, Frankfurt/M. 2005, 81; vgl. auch: Georg Wurzer, Die Kriegsgefangenen der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2005.

161 Manfried Rauchensteiner, Der Tod des Doppeladlers, 433-450.

162 Joachim Böhm, Czernin, Adler und Stockholm. Über die Zusammenarbeit österreichischer Rechtssozialisten mit der Regierung im Jahre 1917, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 16(1968), 620.

163 Schicksalsjahre Österreichs 1908-1919. Das politische Tagebuch Josef Redlichs, 2. Bd., hg. von Fritz Fellner, Graz 1954, 199.

164 Julius Braunthal, Geschichte der Internationale, 2. Bd., Hannover 1963, 82–100; Johanna M. Welcker, Zwischen Wirklichkeit und Traum. Die Stockholmer Friedenskonferenz von 1917, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung, 19. Linzer Konferenz 1983, Wien 1985, 33–68; Martin Grass, Die Stockholmer Konferenz 1917 in Schweden. Einige Aspekte, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung, 23. Linzer Konferenz 1987, Wien 1988, 34–66; Berthold Unfried, „Stockholm“ und „Zimmerwald“ in Österreich. Die deutsche Sozialdemokratie in Österreich und die „österreichische Internationale“ 1917/18, in: *ebd.*, 129–141.

165 Roman Rosdolsky, Archivalische Miszellen über O. Bauer, in: Internationale Review of Social History 8 (1963), 439.

166 Julius Braunthal, Otto Bauer. Ein Lebensbild, in: Otto Bauer. Eine Auswahl aus seinem Lebenswerk, Wien 1961, 27; ausführliches Zitat des Briefes bei: Verena Moritz, Hannes Leidinger, Otto Bauer, 5.

167 Otto Bauer, Hjalmar Branting, Werkausgabe, 7. Bd., 368–372.

168 Einvernahme vom 15. September 1917, in: Roman Rosdolsky, Archivalische Miszellen über Otto Bauer, 439.

169 Raimund Löw, Otto Bauer und die russische Revolution, 10f.

170 Roman Rosdolsky, Archivalische Miszellen über Otto Bauer, 443 f.

171 KA, Wien 30/47. Victor Adler erwähnte in dem Brief an Branting vage ein Lungenleiden.

172 Einvernahme 15. September 1917, ärztlicher Vermerk.

173 Reinhard Nachtigal, Kriegsgefangenschaft, 81–91.

174 KA, Wien, Hauptgrundblatt.

175 VGA Wien, Adler-Archiv 84–18. Karte an Friedrich Adler vom 2. September 1917.

176 Heinrich Weber, Die russische Revolution und das europäische Proletariat, Wien 1917, in: Werkausgabe, 2. Bd., 40–87.

177 *Ebd.*, 55.

178 Werkausgabe 9. Bd., 1038–1040.

179 *Ebd.*, 1039.

180 *Ebd.*

181 Adler an Kautsky, 28. September 1917, in: Victor Adlers Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky, Wien 1954, 639.

182 Adler an Kautsky, 14. November 1917, in: *ebd.*, 646.

183 Adler an Kautsky, 9. Juli 1918, in: *Ebd.*, 660.

184 Norbert Lesser, Zwischen Reformismus und Bolschewismus. Der Austromarxismus als Theorie und Praxis, Wien 1985.

185 Roman Rosdolsky, Archivalische Miszellen über Otto Bauer, 440f.

186 *Ebd.*, 444–446.

187 Rudolf Neck, Arbeiterschaft und Staat im Ersten Weltkrieg 1914–1918, 1. Bd., Wien 1968, 410f.; Hannes Leidinger, Verena Moritz, Österreich-Ungarn und die Heimkehrer aus russischer Gefangenschaft im Jahr 1918, in: Österreich in Geschichte und Literatur 41 (1997), 399; vgl. allgm. Hannes Leidinger, Verena Moritz: Gefangenschaft, Revolution, Heimkehr. Die Bedeutung der Kriegsgefangenenproblematik für die Geschichte des Kommunismus in Mittel- und Osteuropa 1917–1920, Wien 2003.

188 Maureen Healy, Vienna and the Fall of the Habsburger Empire. Total War und Everyday Life in World War I, Cambridge 2004, 22f.

189 VGA Wien, Adler-Archiv, r86/2; zu ihm: Hans Hautmann, Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924, Wien 1987, 188–190.

190 KA, Wien 30/47 Hauptgrundbuchblatt.

191 KA, Wien, KM 1917, Ab.1, 32/1/469.

192 IISG Amsterdam, Briefwechsel Otto Bauer mit Karl Kautsky.

193 Rudolf Neck, Arbeiterschaft und Staat, Nr. 427.

194 Ebd., Nr. 459.

195 Ebd., Nr. 459, Berichte vom 2. Juni 1918.

196 Jacques Hannak, Männer und Taten. Zur Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung, Wien 1963, 32.

197 Rudolf Neck, Arbeiterschaft und Staat, Nr. 459, Nr. 452; Bauer an Kautsky, 12. März 1918; KA, Qualifikationsliste.

198 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 26. Jänner 1906.

199 Pieter M. Judson, *Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria*, Cambridge Mass. 2006.

200 Vgl. Ernst Hanisch, Peter Urbanitsch, Die Prägung der politischen Öffentlichkeit durch politische Strömungen, in: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Bd. VIII/1, hg. von Helmut Rumppler, Wien 2006, 93–98. Dort findet sich die allgemeine Literatur.

201 Otto Bauer, Nationalitätenfrage, Werkausgabe, 1. Bd., 590, 614.

202 Otto Bauer, Die soziale Gliederung der österreichischen Nationen, in: *Der Kampf* 1 Bd. 1907/08, Werkausgabe, 1. Bd., 30. Die Strategie Bauers, „handfeste nationale Motive hinter humanistisch-emancipatorischen Erwägungen“ zu verbergen, hob bereits Hans Mommsen hervor. Siehe ders., Otto Bauer, Karl Renner und die sozialdemokratische Nationalitätenpolitik in Österreich 1905–1914, in: ders., *Arbeiterbewegung und Nationale Frage*, Göttingen 1979, 212.

203 Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie, (Marx-Studie, 2. Bd.), Wien 1907, zweite Auflage 1924, in: Werkausgabe, 1. Bd., 49–622.

204 Ebd., 130.

205 Hinweis bei: Ewa Czerwińska-Schupp, Otto Bauer. Studien zur sozial-politischen Philosophie, Frankfurt/Main 2005, 218, Ann. 3.

206 Karl W. Deutsch, *Nationalism and Social Communication. An Inquiring into the Foundation of Nationality*, Cambridge 1966².

207 Antony D. Smith, *Nationalism and Modernism*, London 1998, 10.

208 Eric J. Hobsbawm, *Nation und Nationalismus*, Frankfurt/M., 1992, 12.

209 Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt/M., 1996, 111.

210 Hans-Ulrich Wehler, *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*, München 2001, 111.

211 Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage, Werkausgabe, 1. Bd., 194.

212 Mein ausführliche Kritik dazu: Ernst Hanisch, *Der kranke Mann an der Donau. Marx und Engels über Österreich*, Wien 1978, 169–181.

213 Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage, Werkausgabe, 1. Bd., 61.

214 Joachim Radkau, *Max Weber*, 308.

215 Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage, 133.

216 Ebd., 154.

217 Ebd., 210.

218 Ebd., 395.

219 Ebd., 176f.

220 Ebd., 246, 252; zum Problem aus heutiger Sicht: Herwig Wolfram, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung, Wien 1995.

221 Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage, 254.

222 Ebd., 295.

223 Ebd., 295f.

224 Ebd., 299.

225 Ebd., 302.

226 Ebd., 309.

227 Ebd., 310.

228 Ebd., 314.

229 Ebd., 315–317.

230 Synopticus (Karl Renner), Zur österreichischen Nationalitätenfrage, Wien 1899; Rudolf Springer (Karl Renner), Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat, Wien 1902; dazu: Robert A. Kann, Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie, 2. Bd., Graz 1964, 160–182.

231 Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage, Werkausgabe, 1. Bd. 393.

232 Ebd., 439.

233 Ebd., 489–491.

234 Ebd., 495.

235 Ebd., 555.

236 Ebd., 569.

237 Das Nationalitätenprogramm der „Linken“ vom 20. Jänner 1918, in: Österreichische Parteiprogramme, 158–163.

238 Karl Mann, (Otto Bauer), Das Selbstbestimmungsrecht der österreichischen Nationen, Der Kampf, 11. Bd. 1918, in: Werkausgabe, 8. Bd., 936, 946f.

239 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 15. Juni 1907.

240 Ewa Czerwińska-Schupp, Otto Bauer, 282.

IV. Sehnsucht nach Erlösung: Sozialdemokratie als Heimat und Utopie

- 1 Otto, Bauer, Krieg oder Friede in den Gewerkschaften?, Wien 1910, Werkausgabe, 1. Bd., 763.
- 2 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 19. Mai 1904.
- 3 Ebd., Bauer an Kautsky, 15. Mai 1904.
- 4 Marxismus und Demokratie. Karl Kautskys Bedeutung in der sozialistischen Arbeiterbewegung, hg. von Jürgen Rojahn u. a., Frankfurt/M. 1992.
- 5 Friedrich Adler, Gedenkrede zum Tode Otto Bauers, in: Feuer – nicht Asche. Festschrift zum 25-jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien o. J., 169.
- 6 Joseph A. Schumpeter, Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, München 1972³, 235–251. (Englische Erstausgabe 1942).
- 7 Ebd., 248.
- 8 Ebd., 249.
- 9 Christophe Charle, Vordenker der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert, Frank-

furt/M. 1996; Gangolf Hübinger, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte, Göttingen 2006.

10 Ralf Dahrendorf, Versuchungen der Unfreiheit. Die Intellektuellen in Zeiten der Prüfung, München 2006; Michail Ryklin, Kommunismus als Religion. Die Intellektuellen und die Oktoberrevolution, Frankfurt/M. 2008.

11 Thomas Kroll, Westeuropäische Intellektuelle und der Kommunismus 1930–1956. Generationserfahrungen und politischer Glaube (erscheint demnächst); ders., Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich 1945–1956, Köln 2007.

12 Max Adler, Der Sozialismus und die Intellektuellen, Wien 1910, Neudruck: Max Adler, Ausgewählte Schriften, hg. von Alfred Pfabigan, Wien 1981, 45f.

13 Ebd., 54.

14 Ebd., 55.

15 Ebd.

16 Ebd., 71.

17 Julius Braunthal, Auf der Suche nach dem Millennium, Wien 1964, 43–106.

18 Otto Bauer, Acht Monate auswärtiger Politik. Rede, gehalten am 29. Juli 1919, Wien 1919, Werkausgabe, 2. Bd., 189.

19 Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage, Werkausgabe 1. Bd., 156f.

20 Ebd., 158.

21 Ebd., 161.

22 Ebd., 163.

23 Ebd., 164.

24 Ebd.

25 Ebd., 606–609.

26 Ebd., 608.

27 Otto Bauer, Karl Marx. Anleitung zu einem Vortrag zum dreißigsten Todestag am 14. März 1913, in: Werkausgabe, 6. Bd., 236.

28 Max Weber Gesamtausgabe, I. Abteilung, Bd. 15, hg. von Wolfgang J. Mommsen, Tübingen 1984, 597–633.

29 Ebd., 606f.

30 Ebd., 609.

31 Ebd., 614.

32 Ebd., 616f.

33 Ebd., 621.

34 Ebd., 628.

35 Ebd., 630–633.

36 François Furet, Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert, München 1996, 42.

37 Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Reinbek 1990, 39.

38 Otto Bauer, Die Geschichte eines Buches, Die Neue Zeit, 1908, in: Werkausgabe, 7. Bd., 927.

39 Ebd., 936.

40 Ebd., 937.

41 Otto Bauer, Marx' Theorie der Wirtschaftskrisen, in: Die Neue Zeit, 1905, Werkausgabe, 790–806.

42 Otto Bauer, *Die Geschichte eines Buches*, 938.

43 Rudolf Hilferding, *Das Finanzkapital. Ein Studie über die jüngste Entwicklung des Kapitalismus*, Wien 1910.

44 Otto Bauer, Marx als Mahnung, in: *Der Kampf*, 16. Bd., 1923, Werkausgabe, 9. Bd., 51.

45 Otto Bauer, *Das Finanzkapital*, in: *Der Kampf*, 3. Bd., 1910, Werkausgabe, 8. Bd., 837.

46 Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: *Geschichte u. Gesellschaft*, 226 (1996), 165–193; Margit Szöllösi-Janze, *Wissenschaftsgesellschaft in Deutschland. Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 30 (2004), 277–313.

47 Otto Bauer, „Austromarxismus“, in: *Arbeiter-Zeitung*, 3. November 1927, Werkausgabe, 8. Bd., 11–14; ders., Max Adler. Ein Beitrag zur Geschichte des „Austromarxismus“, in: *Der Kampf*, 1937, Werkausgabe, 9. Bd., 752–761.

48 Jürgen Habermas, Ein avantgardistischer Spürsinn für Relevanzen, in: *Der Standard*, 10. März 2006.

49 Ernst Glaser, Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Sozialismus, Wien 1981; Günther Sander, *Engagierte Wissenschaft. Austromarxistische Kulturstudien und Anfänge der britischen Cultural Studies*, Wien 2006.

50 Austromarxismus. Texte zu „Ideologie und Klassenkampf“, hg. von Hans Jörg Sandkühler und Rafael de la Verga, Wien 1970, 7f.

51 Überblick von verschiedenen Standpunkten: Predrag Vranicki, *Geschichte des Marxismus*, 1. Bd., Frankfurt/M. 1972, 352–384, Leszek Kolakowski, *Die Hauptströmungen des Marxismus*, 2. Bd., München 1978, 275–342; *Austro-Marxism*, ed. by Tom Bottomore, Oxford 1978; *Austromarxistische Positionen*, hg. von Gerald Mozetič, Wien 1983; Gerald Mozetič, *Gesellschaftstheorie des Austromarxismus*, Darmstadt 1987; Norbert Leser, *Zwischen Reformismus und Bolschewismus. Der Austromarxismus als Theorie und Praxis*, Wien 1968; Raimund Löw u. a., *Der Austromarxismus. Eine Autopsie*, Frankfurt/M. 1986; Alfred Pfabigan, *Das Konzept des austromarxistischen Intellektuellen*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 1 (1990), 49–66.

52 Die wichtigsten Werke in den Marx-Studien: Max Adler, *Kausalität und Teleologie im Streit um die Wissenschaft*, Wien 1904; Karl Renner, *Die soziale Funktion der Rechtsinstitute*, Wien 1904; Otto Bauer, *Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie*, Wien 1907; Rudolf Hilferding, *Das Finanzkapital*, Wien 1910.

53 VGA Wien, *Parteivorstandprotokoll*, 23. Juni 1907.

54 Edward P. Thompson, *The Making of the English Working Class*, Pelican Books 1977 (Erstdruck 1963), 9; ders., *Die englische Gesellschaft im 18. Jahrhundert: Klassenkampf ohne Klasse?*, in: ders., *Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts*, hg. von Dieter Groh, Frankfurt/M. 1980, 264–268; Jürgen Kocka, *Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800*, Bonn 1990, 33–35.

55 Ernst Bruckmüller, *Sozialgeschichte Österreichs*, Wien 1985, 377.

56 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*, Wien 1994, 78.

57 Michael Mensch, *Arbeiterexistenz in der Spätgründerzeit – Gewerkschaften und Lohnentwicklung in Österreich 1890–1914*, Wien 1984, 44.

58 Robert Danneberg, Ein Blick ins Innere der Wiener Arbeiterbewegung, in: *Der Kampf*, 7. Bd., 1914, 396.

59 Ein immer wieder zitiertter Wahlspruch.

60 Zum marxistischen Theorie-Praxis-Modell: Ernst Hanisch, *Der kranke Mann an der Donau*, 25–28.

61 Jorge Semprún, *Was für ein schöner Sonntag!*, Frankfurt/M 1999, 99.

62 Victor Adler an Karl Kautsky, 12. April 1918, in: Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky, 654.

63 Otto Bauer, Marx als Mahnung, in: *Der Kampf*, 16. Bd., 1923, Werkausgabe, 9. Bd., 49.

64 Otto Bauer, Die Geschichte eines Buches, in: *Der Kampf*, 1. Bd., 1908, Werkausgabe, 7. Bd., 937.

65 Otto Bauer, Max Adler, in: *Der Kampf*, 1937, Werkausgabe 9. Bd., 758.

66 Otto Bauer, Klassenkampf und Ideologie, in: *Der Kampf*, 21. Bd., 1928, in: Werkausgabe, 9. Bd., 195.

67 Otto Bauer, Das Finanzkapital, in: *Der Kampf*, 3. Bd., 1910, Werkausgabe, 8. Bd., 387.

68 VGA Wien, Protokoll des Parteivorstandes, 10. März 1910, 9. Juni 1910.

69 IISG Amsterdam. Bauer an Kautsky 14. Juni 1910; 25. Juli 1910.

70 Otto Bauer, Die Geschichte eines Buches, *Die Neue Zeit*, 1908, in: Werkausgabe, 7. Bd., 938.

71 Otto Bauer, Max Adler, in: *Der Kampf*, 1937, Werkausgabe 9. Bd., 758–760.

72 Heimito von Doderer, *Frühe Prosa*, München 1995, 355.

73 Teilnachlass Otto Bauer im Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. Ich benütze die verfilmten Dokumente im VGA, Wien: Rolle 1. Julius Braunthal an F. J. Warburg, 20. Juni 1938; Julius Braunthal an Otto Bauer, 1. Juni 1938; Rolle 2. IISG an Bauer 14. Juni 1938; Bauer an IISG, 2. Juni 1938. Kurzer Entwurf in: Werkausgabe 4. Bd., 245f.

74 Otto Bauer, Das Schicksal des österreichischen Sozialismus, in: *Der Kampf*, 1938, Werkausgabe, 9. Bd., 844–850.

75 Ebd., 844.

76 Ebd., 846.

77 Ebd., 846f.

78 Ebd., 847.

79 Otto Bauer, Die illegale Partei, (aus dem unveröffentlichten Nachlass), Paris 1938, Werkausgabe, 4. Bd., 664.

80 Otto Bauer, Das Schicksal des österreichischen Sozialismus, 845.

81 Ebd.

82 John Komlos, Wirtschaftswachstum, biologischer Lebensstandard und regionale Konvergenz in der Habsburgermonarchie, 1850–1910: Eine anthropometrische Untersuchung, in: Erfahrung der Moderne. Festschrift für Roman Sandgruber zum 60. Geburtstag, hg. von Michael Pammer, Stuttgart 2007, 198, 204.

83 Österreichische Industriegeschichte 1848 bis 1955. Die verpasste Chance, hg. Johannes Jetzschgo, Wien 2004, 91.

84 Wolfgang Maderthaner, Die Entwicklung der Organisationsstruktur der deutschen Sozialdemokratie in Österreich 1889 bis 1913, in: Sozialdemokratie und Habsburgerstaat, hg. von dems., Wien 1988, 44.

85 Fritz Klenner, Die österreichischen Gewerkschaften, 1. Bd., Wien 1951, 464.

86 Wolfgang Maderthaner, Die Entwicklung, 46.

87 Jiří Pokorný, Vereine und Parteien in den böhmischen Ländern, in: Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd. VIII/1, Wien 2006, 686.

88 Julius Braunthal, Einleitung, in: Werkausgabe, 1. Bd., 9.

89 Werkausgabe, 7. Bd., 287–290.

90 Ebd., 289.

91 Ebd., 290. Am 27. 1. 1976 schrieb Hans Zeisel (Mitarbeiter von Paul Lazarsfeld) an Ilona Duczynska, beide kamen aus dem Umkreis des Austromarxismus: „Ich habe mich oft gefragt, wie es gewesen wäre, wenn Otto Bauer etwas von der einfachen und direkten menschlichen Anziehungskraft Victor Adlers gehabt hätte ...“ Gerhard Oberkofler, Hans Zeisel über das Rote Wien als historische Anomalie, in: Mitteilungen der Alfred-Klahr-Gesellschaft Nr. 1. 2006.

92 Wolfgang Maderthaner, Kultur Macht Geschichte. Studien zur Wiener Stadt kultur im 19. und 20. Jahrhundert, Wien 2005, 37–40.

93 IISG Amsterdam: Bauer an Kautsky, 19. Februar 1913.

94 Norbert Leser, Zwischen Reformismus und Bolschewismus. Der Austromarxismus als Theorie und Praxis, Wien 1968, 209.

95 Peter Kulemann, Am Beispiel des Austromarxismus. Sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Österreich von Hainfeld bis zur Dollfuß-Diktatur, Hamburg 1979, 77.

96 Rudolf G. Ardelt, Vom Kampf um Bürgerrechte zum Burgfrieden. Studien zur Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie 1888–1917, Wien 1994, 9–36.

97 Eric J. Hobsbawm, Das imperiale Zeitalter 1875–1914, Frankfurt/M. 1995, 172.

98 Die Habsburgermonarchie, VIII/2 1553.

99 Ebd., 1668, 1670.

100 Helge Zoitl, „Student kommt vom Studieren“, 77.

101 Ludwig von Mises, Erinnerungen, 58.

102 Ebd.

103 Hilferding an Kautsky, 14. November 1905. Zit. bei William Smaldone, Rudolf Hilferding, 38.

104 Peter Schöttler, Der Wahlrechtskampf der österreichischen Sozialdemokratie 1888/89–1897. Vom Hainfelder Einigungsparteitag bis zur Wahlrechtsreform Badenis und zum Einzug der ersten Sozialdemokraten in den Reichsrat, Stuttgart 1986; Peter Kurth, Im Schatten Victor Adlers. Die österreichische Sozialdemokratie zwischen Wahlrechtskampf und Revisionismusstreit (1889–1907), Husum 1998.

105 VGA Wien. Klubprotokoll vom 18. Oktober 1907.

106 VGA Wien. Vorstandsprotokoll, 3. Jänner 1907.

107 VGA Wien. Vorstandsprotokoll, 23. Juni 1907.

108 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 14. Juni 1910.

109 Ebd., Bauer an Kautsky, 11. März 1911.

110 Ebd., Bauer an Kautsky, 9. November 1913.

111 Ebd.

112 VGA Wien, Protokolle des Parteivorstandes, 4. Jänner 1913, 9. Jänner 1913, 16. Jänner 1913; Adler-Archiv, Bauer an Victor Adler, 5. Jänner 1913.

113 VGA Wien, Adler-Archiv, Bauer an Victor Adler, 6. Jänner 1913.

114 IISG Amsterdam, Filmrolle 2.

115 Otto Bauer, Das Kommunistische Manifest, in: Karl Marx. Der Mann und sein Werk, Wien 1913, 2. Auflage 1923, Werkausgabe, 8. Bd., 1047.

116 Ebd., 1051.

117 Hans Mommsen, Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im Vielvölkerstaat: Das

Ringen um die supranationale Integration der zisleithanischen Arbeiterbewegung (1867–1907), Wien 1963; Helmut Konrad, Nationalismus und Internationalismus. Die österreichische Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg, Wien 1976; Raimund Löw, Der Zerfall der „Kleinen Internationale“. Nationalitätenkonflikt in der Arbeiterbewegung des alten Österreich (1889–1914), Wien 1984.

118 Raimund Löw, Der Zerfall, 73.

119 Zit. Ebd., 64.

120 Ebd., 151.

121 Otto Bauer, Krieg oder Frieden in den Gewerkschaften? Wien 1910, in: Werkausgabe, 1. Bd., 762–783.

122 Ebd., 766.

123 Ebd., 781.

124 Ebd., 783.

125 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 14. Juni 1910.

126 Ebd., Bauer an Kautsky, 11. März 1911.

127 Ebd., Bauer an Kautsky, 17. Mai 1911.

128 Ebd.

129 Ebd., Bauer an Kautsky, 8. Juli 1911.

130 Protokoll über Verhandlungen des Parteitages der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Österreich, Wien 1911, 243.

131 Ebd., 114–115.

132 Ebd., 303.

133 Otto Bauer, Die Teuerung. Eine Einführung in die Wirtschaftspolitik der Sozialdemokratie, Wien 1910, Werkausgabe 1. Bd., 640–759.

134 Ebd., 684.

135 Ebd., 699.

136 Ebd., 753.

137 Ernst Hanisch, Die Politik und die Landwirtschaft, in: Ernst Bruckmüller u. a., Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert, 1. Bd., Wien 2002, 84f.

138 Wolfgang Maderthaner, Lutz Musner, Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900, Frankfurt/M. 1999, 19.

139 Wolfgang Maderthaner, Siegfried Mattl, „... den Straßensexzessen eine Ende machen“. Septemberunruhen und Arbeitermassenprozeß 1911, in: Sozialistenprozesse. Politische Justiz in Österreich 1870–1936, hg. von Karl R. Stadler, Wien 1986, 118.

140 Ebd., 117.

141 Otto Bauer, Die Teuerungsrevolte in Wien, in: Die Neue Zeit, 1911, Werkausgabe, 7. Bd., 978.

142 Ebd., 980.

143 Ebd., 978, 982.

144 Rudolf G. Ardelt, Vom Kampf um Bürgerrechte, 45.

145 Otto Bauer, Die Teuerungsrevolte, 984.

146 Gedenkrede zum Tode Otto Bauers, in: Feuer – nicht Asche, Festschrift zum 25-jährigen Bestehens des Vereins für die Geschichte der Arbeiterbewegung, 170f.

147 Ebd., 171.

148 Erklärung der Linken, in: Werkausgabe, 5. Bd., 124.

149 Ebd.

150 Otto Bauer, *Die österreichische Revolution*, Wien 1923, Werkausgabe, 2. Bd., 564f.

151 Adolf Sturmthal, *Zwei Leben. Erinnerungen eines österreichischen Internationalisten zwischen Österreich und den USA*, Wien 1989, 192.

152 Erklärung der Linken, 128.

153 Protokoll der Verhandlungen des Parteitages der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Österreich, 19.–24. Oktober 1917, Wien 1917, 121.

154 Ebd., 166f.

155 Ebd., 261. Berthold Unfried, Positionen der „Linken“ innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie während des Ersten Weltkriegs, in: *Neuere Studie zur Arbeitergeschichte*, hg. von Helmut Konrad, 2. Bd., Wien 1984, 319–360; ders.: *Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg*. Wien und Niederösterreich, in: *Sozialdemokratie im Habsburgerstaat*, 142–164.

156 Otto Bauer, Ein Brief an Karl Renner, in: *Der Kampf*, 23. Bd., 1929, Werkausgabe, 9. Bd., 266.

157 Zit. in: Walter Rauscher, Karl Renner. Ein österreichischer Mythos, Wien 1995, 384.

158 Karl Renner, *Österreichs Erneuerung. Politisch-programmatische Aufsätze*, 3 Bde., Wien 1916.

159 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 24. November 1917.

160 Otto Bauer, Würzburg und Wien, in: *Der Kampf*, 10. Bd., 1917, 899.

161 Ebd., 900; Hannes Leidinger „Der Einzug des Galgens und des Mordes“. Die parlamentarischen Stellungnahmen polnischer und ruthenischer Reichsratsabgeordneter zu den Massenhinrichtungen in Galizien 1914/15, in: *Zeitgeschichte* 33(2006), 235–260.

162 Otto Bauer, Würzburg und Wien, 906f.

163 Otto Bauer, Ein Brief an Karl Renner, Werkausgabe 9. Bd., 266.

V. Der junge Herr Marxist

1 Wilhelm J. Wagner, *Bildatlas der österreichischen Zeitgeschichte 1918–1938*, Wien 2007, 24.

2 Otto Bauer korrigierte ein paar Lügen der Antimarxisten, Arbeiterwille, 30. März 1927, in: Werkausgabe, 7. Bd., 646.

3 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Landesgericht für Strafsachen: A 11, VrLGI, Zl. 1666/34 Otto Bauer und Genossen, Karton 42, Bd. IX.

4 Bauer-Nachlass aus der Emigration: VGA: Filmrolle 3, Briefwechsel zwischen den Rechtsanwälten Dr. J. Mericka, Wien und Dr. Richard Freud, Brünn 1934.

5 Otto Bauer, *Idealismus und Nüchternheit*, Wien 1926, Werkausgabe, 3. Bd., 271–282.

6 Ebd., 274f.

7 Ebd., 276.

8 Protokoll des Parteitages 1920, 170.

9 Arthur Schnitzler, *Tagebuch 1920–1922*, hg. von Werner Welzig, Wien 1993, 140.

10 Stark übertreibend die Erinnerungen von Ludwig Prinz Windisch-Graetz, *Ein Kaiser kämpft für die Freiheit. So begann Ungarns Leidensweg*, Wien 1957, 72, 82f., 104f.

11 Kaiser und König Karl I (IV.) *Politische Dokumente aus internationalen Archiven*, hg. von Elisabeth Kovacs, Wien 2004, 2. Bd., 441.

12 Ebd., 512.

13 Ebd., 496.

14 Bruno Kreisky, Zwischen den Zeiten, 221.

15 Wilhelm Ellenbogen, Wille und Intellekt: Otto Bauer, in: Otto Bauer, Werkausgabe, 9. Bd., 1100f.

16 „Saint-Germain, im Sommer 1919“. Die Briefe Franz Kleins aus der Zeit seiner Mitwirkung in der österreichischen Friedensdelegation. Mai–Juni 1919, hg. von Fritz Fellner, Salzburg 1977, 249.

Zweiter Teil
Leidenschaft der Politik

Die österreichische Revolution 1918–1920

1 Ernst Hanisch, Das System und die Lebenswelt des Katholizismus, in: Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933, hg. von Emmerich Tálos, Wien 1995, 444–454.

2 Otto Gross, Von geschlechtlicher Not zu sozialen Katastrophe, Hamburg 2000.

3 Gabriella Hauch, Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919–1933, Wien 1995, 97.

4 Ernst Bruckmüller u. a., Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert, 1. Bd., Wien 2002, 72.

5 Klaus Berchtold, Verfassungsgeschichte der Republik Österreich, 1. Bd., Wien 1998, 189–288; eher polemisch: Wilhelm Brauneder, Deutsch-Österreich 1918: Die Republik entsteht, Wien 2000.

6 Wien. Geschichte einer Stadt, 3. Bd., hg. von Peter Csendes u. a., Wien 2006, 337–346.

7 Ernst Bruckmüller u. a., Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft, 95.

8 John W. Boyer, Silent War and Bitter Peace. The Revolution of 1918 in Austria, in: Austrian History Yearbook 34(2003), 18; jetzt: „... der Rest ist Österreich“. Das Werden der Ersten Republik, 2 Bde., hg. von Helmut Konrad und Wolfgang Maderthaner, Wien 2008.

9 Zit. in: Ernst Hanisch, Der lange Schatten, 266.

10 John W. Boyer, Silent War, 45.

11 Ernst Hanisch, Der lange Schatten, 275

12 Otto Bauer, Die österreichische Revolution, Wien 1923.

13 Meine Position in: Ernst Hanisch, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, Wien 1994, 263–278.

14 Alle Angaben in: William D. Godsey, Jr., Aristocratic Redoubt. The Austrian-Hungarian Foreign Office on the Eve of the First World War, West Lafayette 1999, 17, 23–28, 86.

15 Hans Loewenfeld-Russ, Im Kampf gegen den Hunger. Aus den Erinnerungen des Staatssekretärs für Volksernährung 1918–1920, hg. von Isabella Ackerl, Wien 1986, 132.

16 Frank Vanry (Franz Weinreb), Der Zaungast. Lebenserinnerungen, Wien 1983, 129.

17 Texte zur österreichischen Verfassungsgeschichte, hg. von Heinz Fischer, Wien 1970, 106 f. Klaus Berchtold, Verfassungsgeschichte der Republik Österreich, 1. Bd., Wien 1998, 53–67.

18 Rudolf Agstner, Abschied vom Ballhausplatz, in: Wiener Geschichtsblätter 60 (2005), 58–81.

19 Geschäftsordnung Staatsamt des Äußeren, 31. Oktober 1918, in: Außenpolitische Dokumente der Republik Österreich 1918–1938 (ADÖ), hg. von Arnold Suppan, 1. Bd., Wien 1993, 89. Zur Außenpolitik der Republik: John C. Swanson, The Remants of the Habsburg Monarchy: The Shaping of Modern Austria and Hungary 1918–1922, New York 2001.

20 ADÖ, 1. Bd., 18–21.

21 November 1918 auf dem Ballhausplatz. Erinnerungen Ludwigs Freiherrn von Flotow, des letzten Chefs des österreichisch-ungarischen auswärtigen Dienstes 1895–1920, hg. von Erwin Matsch, Wien 1982, 325.

22 Karl Corino, Robert Musil. Eine Biografie, Reinbeck 2003, 597f.

23 Unterhändler des Vertrauens. Aus den nachgelassenen Schriften von Sektionschef Dr. Richard Schüller, hg. von Jürgen Nautz, Wien 1990.

24 ADÖ, 1. Bd., 209–221.

25 Ebd., 216f.

26 ADÖ, 1. Bd., 206–209.

27 Klaus Berchtold, Verfassungsgeschichte der Republik Österreich, 184.

28 Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges. Mit Ermächtigung des Leiters des Deutschösterreichischen Staatsamtes für Äußeres aufgrund aktenmäßiger Forschung dargestellt von Roderich Goos, Wien 1919.

29 ADÖ, 1. Bd., 326.

30 Internationales Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam (IISG), Bauer an Kautsky, 6. Mai 1919.

31 Stand der Forschung: Samuel R. Williamson Jr./Ernest R. May, An Identity of Opinion: Historians and July 1914, in: *The Journal of Modern History* 79 (2007), 335–387.

32 ADÖ, 1. Bd., 317f.

33 Ebd., 318.

34 Ebd., 319–322.

35 Ebd., 322.

36 Ebd., 253.

37 Denkschrift vom 25. Dezember 1918. ADÖ, 1. Bd., 323. Dazu Hanns Haas, Otto Bauer und der Anschluß 1918/1919, in: Sozialdemokratie und „Anschluß“. Historische Wurzeln des Anschlusses 1918 und 1938. Nachwirkungen, hg. von Helmut Konrad, Wien 1978, 36–44; ders., Otto Bauer als Außenpolitiker, in: Otto Bauer (1881–1938) Theorie und Praxis, hg. von Erich Fröschl, Wien 1985, 127–144.

38 Denkschrift vom 25. Dezember 1918. ADÖ, 1. Bd., 323f.

39 Bauer an Hartmann, 3. Jänner 1919. ADÖ, 1. Bd., 348.

40 Denkschrift von 25. Dezember 1918. ADÖ, 1. Bd., 324.

41 Ebd., 324f.

42 Ebd., 327.

43 Rede Otto Bauers in der Provisorischen Nationalversammlung, 4. Dezember 1918. Ebd., 247–249.

44 ADÖ, 1. Bd., 174, 182, 322.

45 ADÖ, 1. Bd., 112.

46 Hans Loewenfeld-Russ, Im Kampf gegen den Hunger, 202.

47 Ebd., 247.

48 Ebd., 248.

49 Zit. in: Hans Haas, Österreich und die Alliierten 1918–1919, in: Saint-Germain 1919. Protokoll des Symposiums am 29. und 30. Mai 1979 in Wien, hg. von Isabella Ackerl, Wien 1989, 19.

50 Hans Loewenfeld-Russ, Im Kampf gegen den Hunger, 162.

51 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 2. September 1919.

52 Hans Haas, Die Vereinigten Staaten von Amerika und die alliierte Lebensmittelversorgung Österreichs im Winter 1918/19, in: *Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs* 32 (1979), 235.

53 Ebd., 238.

54 Ebd., 239.

55 Bauer an Haupt, 25. November 1918. ADÖ, 1. Bd., 184.

56 Bericht über die Verhandlungen. DAÖ, 1. Bd., 337–342.

57 Hans Loewenfeld-Russ, *Im Kampf gegen den Hunger*, 236–240; Hans Haas, Die Vereinigten Staaten, 250–255.

58 Zit. in: Hanns Haas, *Österreich und die Alliierten*, 29.

59 Bauer an die Landesregierungen am 5. Februar 1919. ADÖ, 1. Bd., 430f.

60 Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung (VGA) Wien, *Vorstandspolokolle*, 11. Oktober 1918; dazu: Herbert Steiner, Otto Bauer und die „Anschlußfrage“ 1918/19, in: *Die Auflösung des Habsburgerreiches*, hg. von Richard G. Plaschka u. a., Wien 1970, 468–482; Susanne Miller, *Das Ringen um „die einzige großdeutsche Republik“*. Die Sozialdemokratie in Österreich und im Deutschen Reich zur Anschlußfrage 1918/19, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 11 (1971), 1–68.

61 Otto Bauer, *Der deutschösterreichische Staat*, AZ, 13. Oktober 1918; *Selbstbestimmungsrecht und Wirtschaftsgebiet*, AZ, 15. Oktober 1918; *Deutschland und wir*, AZ, 16. Oktober 1918; *Werkausgabe*, 7. Bd., 269–282.

62 *Werkausgabe*, 5. Bd., 134–138.

63 Ebd., 139.

64 Ebd., 150.

65 Otto Bauer, *Der Weg zum Sozialismus*, Wien 1919, *Werkausgabe*, 2. Bd., 131.

66 Otto Bauer, *Acht Monate auswärtiger Politik*, Wien 1919, *Werkausgabe*, 2. Bd., 189.

67 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 6. Mai 1919.

68 *Le Temps*, 2. Jänner 1919. Zit. bei: Hanns Haas, *Österreich und die Alliierten*, 27.

69 Dazu: Judit Garamvölgyi, Otto Bauer zwischen Innen- und Außenpolitik, in: *Politik und Gesellschaft im alten und neuen Österreich*. Festschrift für Rudolf Neck zum 60. Geburtstag, hg. von Isabella Ackerl, 2. Bd., Wien 1981, 23–38.

70 Susanne Miller, *Das Ringen*, 22–25.

71 *Sitzungsprotokoll der deutschösterreichisch-deutschen Anschlußverhandlungen*, 28. Februar 1919, in: ADÖ, 1. Bd., 479f.

72 Ebd., 482f.

73 *Abschlußprotokoll der deutschösterreichisch-deutschen Anschlußverhandlungen*, 2. März 1919, in: ADÖ, 1. Bd., 491–496; Susanne Miller, *Das Ringen*, 54.

74 Hartmann an Bauer, 4. März 1919, in: ADÖ, 1. Bd., 497–499.

75 *Schicksalsjahre Österreichs 1908–1919*. Das politische Tagebuch Josef Redlichs, hg. von Fritz Fellner, Graz 1954, 2. Bd., 333, 337.

76 Hanns Haas, *Österreich und die Alliierten*, 28.

77 Bauer an Haupt, 9. Jänner 1919, ADÖ, 1. Bd., 367.

78 Otto Bauer, *Acht Monate auswärtiger Politik*, Wien 1919, (Auflage 6 000 Stück), *Werkausgabe*, 2. Bd., 196.

79 Ebd., 190f.

80 Ebd., 191.

81 Ebd., 197.

82 Schicksalsjahre Österreichs, 31. Juli 1919, 2. Bd., 347.

83 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 4. August 1919.

84 VGA Wien, Parteivorstand, 25. Juli 1919.

85 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 2. September 1919.

86 ADÖ, 2. Bd., 377f.

87 Bauer an Deim (Kopenhagen), 7. April 1919, in: ADÖ, 2. Bd., 82f. Dazu: Hans Hautmann, Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924, Wien 1987, 304–310.

88 Vertraulicher Kabinettsrat, 11. April 1919, in: ADÖ, 2. Bd., 90.

89 Bauer an den Gesandten Johann Cnobloch (Budapest), 23. April 1919, in: ADÖ, 2. Bd., 112–114.

90 Bauer an den Gesandten Johann Cnobloch, 28. April 1919, in: ADÖ, 2. Bd., 118f. Dazu: Geschichte Ungarns, hg. von István György Tóth, Budapest 2005, 615.

91 John C. Swanson, *The Remnants*, 94.

92 Erklärung der Regierung in der Nationalversammlung, 9. August 1919, in: ADÖ, 2 Bd., 399–402. Dazu prinzipiell: Otto Bauer, Auslieferung und Asylrecht, in: *Der Kampf*, 12. Bd., 1919, Werkausgabe 8. Bd., 1008–1018.

93 Bauer an Renner, 8. Juli 1919, in: ADÖ, 2. Bd., 243. Dazu Hanns Haas, Österreich und die Alliierten, 36f.; ausführlich: Franz Adlgasser, *The Roots of Communist Containment: American Food Aid in Austria and Hungary after World War I*, in: *Contemporary Austrian Studies* 3 (1995), 178.

94 Werkausgabe, 6. Bd., 64.

95 „Saint-Germain im Sommer 1919“, 267. Brief vom 22. Juli 1919.

96 Hans Loewenfeld-Russ, *Im Kampf gegen den Hunger*, 182.

97 „Saint-Germain, im Sommer 1919“. Briefe Franz Kleins aus der Zeit seiner Mitwirkung in der österreichischen Friedensdelegation. Mai–August 1919, hg. von Fritz Fellner, Salzburg 1977.

98 Ebd., 52.

99 Hans Loewenfeld-Russ, *Im Kampf gegen den Hunger*, 181.

100 „Saint-Germain, im Sommer 1919“, 105, 127.

101 Instruktionen Staatsamt für Äußeres für die Delegation zum Pariser Friedenskongress, Mai 1919, in: ADÖ, 2. Bd., 158f.

102 Ebd., 162f.

103 Konstituierende Nationalversammlung, 7. Juni 1919, in: ADÖ, 2. Bd., 205.

104 Ebd., 205f.

105 Bauer an Petar Defranceschi, 3. Dezember 1918, in: ADÖ, 1. Bd., 233.

106 Bauer an die Bevollmächtigten in Bern, Den Haag, Berlin, 3. Juni 1919, in: ADÖ, 2. Bd., 197f.

107 Bauer an die Friedensdelegation, 22. Juni 1919, in: ADÖ, 2. Bd., 326.

108 Ebd., 20.

109 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten*, 270.

110 VGA Wien, Bauer Teilmachlass, 2. Mappe. Bauer an Renner, 13. Juli 1919; zu Saint-Germain: Klaus Berchtold, *Verfassungsgeschichte*, 1. Bd., 185.

111 Hans Hautmann, *Die Sozialdemokratie in der „österreichischen Revolution“*, in: *Niederösterreich 1918 bis 1922*, hg. von Willibald Rosner, St. Pölten 2007, 96.

112 Rudolf Spitzer, Karl Seitz. *Waisenknabe – Staatspräsident – Bürgermeister von Wien*, Wien 1994.

113 *Arbeiter-Zeitung*, 24. November 1918, in: Werkausgabe, 7. Bd., 20. Am Parteitag 1918 sprach

Bauer von dem „ekelhaften Gefühl“, mit den Vertretern der Bourgeoisie an einem Tisch zu sitzen. Werkausgabe, 5. Bd., 158.

114 Protokoll des sozialdemokratischen Parteitages 1919, 158.

115 VGA Wien, Vorstandsprotokoll, 19. September 1919, 7. Oktober 1919.

116 Ebd., 20. Mai 1920.

117 Ebd.

118 Walter Goldinger/Dieter A. Binder, Geschichte der Republik Österreich 1918–1938, Wien 1992, 89; Dazu: Klaus Berchtold, Verfassungsgeschichte 241–243.

119 Arbeiter-Zeitung, 7. November 1917.

120 „Dieses Österreich retten“. Protokolle der Christlichsozialen. Parteitage der Ersten Republik, hg. von Robert Kriechbaumer, Wien 2006, 86.

121 Ebd., 87.

122 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 2. September 1919.

123 Otto Bauer, Werkausgabe, 5. Bd., 171–191.

124 Ebd., 173.

125 Ebd., 176.

126 Ebd., 177.

127 Ebd., 178.

128 Ebd., 181.

129 Protokoll des Parteitages 1919, 225.

130 Ebd., 211.

131 Stephan Verosta, Joseph Schumpeter gegen das Zollbündnis der Donaumonarchie mit Deutschland und gegen die Anschlußpolitik Otto Bauers (1916–1919), in: Festschrift für Christian Broda, hg. von Michael Neider, Wien 1976, 401.

132 Ebd., 402 f. Bauer an Schumpeter, 11. Mai 1919.

133 Bauer an Renner, 31. Mai 1919. Zit. in: Eduard März, Österreichische Bankpolitik in der Zeit der großen Wende 1913–1923. Am Beispiel der Creditanstalt für Handel und Gewerbe, Wien 1981, 336.

134 Ebd., 342.

135 Ebd.

136 Ebd., 391 f.

137 Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, hg. von Heinz Fischer, Wien 1968, 9.

138 Arthur Schnitzler, Tagebuch 1917–1919, hg. von Werner Welzig, Wien 1985, 269. 5. Juli 1919.

139 Zum Wort gemeldet, 9.

140 Ebd., 18.

141 Zit. in Norbert Leser, Zwischen Reformismus und Bolschewismus, 171.

142 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 25. November 1919.

143 Ebd.

144 Ausführlich von einem linken Standpunkt: Hans Hautmann, Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924, Wien 1987.

145 Protokoll des Parteitages 1919, 229.

146 Otto Bauer, Rätediktatur oder Demokratie?, Wien 1919, Werkausgabe, 2. Bd., 151.

147 Ebd., 150.

148 Hans Hautmann, Die Sozialdemokratie in der österreichischen Revolution, 96; John C. Swanson, The Remants of the Habsburg Monarchy, 91.

149 Otto Bauer, Rätediktatur oder Demokratie?, Wien 1919, Werkausgabe 2. Bd., 133–155.

150 Angabe nach dem Protokoll des Parteitags von 1919.

151 Otto Bauer, Rätediktatur oder Demokratie?, 136.

152 Ebd., 143.

153 Ebd., 140.

154 Ebd., 144.

155 Ebd., 146.

156 Ebd., 149f.

157 Werkausgabe, 9. Bd. 1057.

158 Ebd., 1057.

159 Ebd., 1057f.

160 Ebd., 1058.

161 Ebd.

162 Ebd., 1061.

163 Otto Bauer, Weltrevolution, Wien 1919, Werkausgabe, 2. Bd., 157–184.

164 Ebd., 183.

165 Ebd., 184.

166 Ebd.

167 Hans Hautmann, Geschichte der Rätebewegung, 188, 370.

168 Ebd., 373.

169 Arbeiter-Zeitung, 3. Juli 1919, in: Werkausgabe, 6. Bd., 245.

170 VGA Wien, Teilnachlass Otto Bauer, Mappe 2. Bauer an Renner, 29. Juli 1919.

171 Ebd., Bauer an Renner, 6. Juli 1919.

172 Ebd., Bauer an Renner, 13. Juli 1919.

173 Hans Hauptmann, Geschichte der Rätebewegung, 518.

174 VGA Wien, Protokoll der Parteivorstandes, 21. November 1918; Werkausgabe 6. Bd., 274. Anm. 1.

175 3. Tagung des Reichsarbeiterrates, Arbeiter-Zeitung 3. Juni 1920, in: Werkausgabe, 6. Bd., 276.

176 Otto Bauer, Die alte und die neue Linke, *Der Kampf* 13 (1920), in: Werkausgabe, 8. Bd., 1021–1037.

177 Ebd., 1027.

178 Zit. in: Hans Hautmann, Geschichte der Rätebewegung, 644.

179 Ebd., 228f.

180 Karl R. Popper, Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung, Hamburg 1979, 38–46; ders., Das Elend des Historizismus, Tübingen 1969; ders., Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, 2. Bd., Bern 1957. Malachi Haim Hacohen, Karl Popper – The Formative Years 1902–1945. Politics and Philosophy in Interwar Vienna, Cambridge 2000.

181 Julius Braunthal, Geschichte der Internationale, 2. Bd., Hannover 1963; Karl Ludwig Günsche, Klaus Lantermann, Kleine Geschichte der Sozialistischen Internationale, Bonn 1977; Werner Kowalski u. a., Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (1923–1940), Berlin 1985.

182 Zit. in: Julius Braunthal, Geschichte der Internationale, 2. Bd., 251.

183 Otto Bauer, Bolschewismus oder Sozialdemokratie?, Wien 1920, in: Werkausgabe 2. Bd., 223–357.

184 Ebd., 345–347.

185 Ebd., 349f.

186 Ebd., 350.

187 Ebd., 350f.

188 Zit. in: Julius Braunthal, Geschichte der Internationale, 2. Bd., 251.

189 Werkausgabe, 5. Bd., 231f.

190 IISG Amsterdam, Bauer an Kautsky, 16. Juli 1921.

191 Bauers Rede in Berlin 1922, in: Werkausgabe, 6. Bd., 79.

192 Julius Braunthal, Geschichte der Internationale, 2. Bd., 284–291.

193 Zit. in: Werner Kowalski u. a., Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, 84f.

194 Judith Garamvölgyi, Betriebsräte und sozialer Wandel in Österreich 1919/1920, Wien 1983, 83 f. Otto Bauer, Der Weg zum Sozialismus, Wien 1919, Werkausgabe 2. Bd., 89–131.

195 Ebd., 98.

196 Ebd., 107.

197 Ebd., 129.

198 Judith Garamvölgyi, Betriebsräte und sozialer Wandel, 93.

199 Otto Bauer, Der Weg zum Sozialismus, 121.

200 Ebd., 123.

201 Klaus Berchtold, Verfassungsgeschichte, 162–167; Erwin Weissel, Die Ohnmacht des Sieges. Arbeiterschaft und Sozialisierung nach dem Ersten Weltkrieg in Österreich, Wien 1976, 252–298.

202 Dazu: Klemens von Klemperer, Ignaz Seipel. Staatsmann einer Krisenzeit, Graz 1976; Friedrich Rennhofen, Ignaz Seipel. Eine biographische Dokumentation, Wien 1978.

203 Otto Bauer, Ignaz Seipel, in: Arbeiter-Zeitung, 3. August 1932, Werkausgabe, 7. Bd., 466–470.

204 Ebd., 470.

205 Ebd.

206 Judith Garamvölgyi, Betriebsräte und sozialer Wandel, 109.

207 Klaus Berchtold, Verfassungsgeschichte, 174.

208 Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 25; Judith Garamvölgyi, Betriebsräte, 131.

209 Eduard März, Österreichische Bankpolitik, 336–339.

210 VGA Wien, Parteivorstand, 8. Oktober 1919.

211 Klaus Berchtold, Verfassungsgeschichte, 177.

212 Zit. in: Erwin Weisel, Ohnmacht der Sieger, 277.

213 Ebd., 283.

214 Käthe Leichter, Erfahrungen des österreichischen Sozialisierungsversuches, in: Der lebendige Marxismus. Festgabe zum 70. Geburtstag Karl Kautskys, Jena 1924, Nachdruck in: Käthe Leichter. Leben und Werk, 386–428.

215 Ebd., 428.

216 Otto Bauer, Die österreichische Revolution, Werkausgabe, 2. Bd., 713–724.

217 Ludwig von Mises, Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus, Jena 1922.

218 Ich verwende hier die Formulierungen von Eduard März; in: Joseph Alois Schumpeter – For- scher, Lehrer, Politiker, Wien 1983, 58.

219 Ebd., 61; Richard M. Ebeling, Economic Calculation Under Socialism: Ludwig von Mises and His Predecessors, in: The Meaning of Ludwig Mises, ed. by Jeffrey M. Herbener, Klu- wer Academic Publishers 1993, 56–101; ähnlich die Argumente Mises' auch in seinem Buch: Liberalismus, Jena 1927. Neuauflage: St. Augustin 2006⁴. Die Einführung von Hans-Her-

mann Hoppe über das Verhältnis Mises – Bauer ist voller Fehler; so, dass Mises in nächtelangen Diskussionen Bauer überzeugt habe, keine Rätediktatur in Österreich zu errichten, und Bauer Mises aus der Universität drängen wollte.

220 Helene Bauer, Die Interessenharmonie, der „gemeine Mann“ und ein besserer Herr, in: Arbeit und Wirtschaft 1 (1923), 589–592. Nachdruck: Peter Goller, Helene Bauer gegen die neoliberal bürgerliche Ideologie von Ludwig von Mises (1923), in: Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft 4 (2005). Zu Helene Bauer: Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich, hg. von Brigitta Keintzel, Wien 2002, 42–48.

221 Otto Bauer, Die österreichische Revolution, Wien 1923, in: Werkausgabe 2. Bd.

222 Günter Fellner, Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft, Wien 1985; Fritz Fellner, Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft, Wien 2002; Österreichische Historiker 1900–1945, hg. von Karel Hruza, Wien 2008.

223 Heinrich von Srbik, Metternich. Der Staatsmann und Mensch, 2 Bde., München 1925.

224 Zit. in: Günter Fellner, Ludo Moritz Hartmann, 307.

225 Die österreichische Revolution, 571.

226 Ebd., 688.

227 Ebd., 523, 526f., 527.

228 Ebd., 634; vgl. Ernst Hanisch, Der kranke Mann an der Donau. Marx und Engels über Österreich, Wien 1978, 32.

229 Die österreichische Revolution, 696.

230 Ebd., 506.

231 Ebd., 517.

232 Ebd., 646f.

233 Ebd., 741.

234 Ebd., 584.

235 Ebd., 606.

236 Ebd., 610.

237 Ebd., 518.

238 Ebd., 554.

239 Ebd., 555.

240 Ebd., 636.

241 Ebd., 615.

242 Ebd., 624f.

243 Ebd., 616.

244 Ebd., 616f.

245 Ebd., 618.

246 Ebd., 620.

247 Ebd., 701–732.

248 Ebd., 730.

249 Ebd., 726.

250 Ebd., 742.

251 Ebd., 637.

252 Ebd., 629.

253 Ebd., 652.

254 Ebd., 657.

255 Ebd., 803.

256 Ebd., 748–755.

257 Ebd., 755.

258 Ebd., 758.

259 Ernst Hanisch, Otto Bauer, in: Deutsche Historiker, 6. Bd., hg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1980, 69–88.

260 Die österreichische Revolution, 757.

261 Ebd., 757.

262 Ebd., 759.

263 Ebd., 759–761.

264 Ebd., 760.

265 Ebd., 762.

266 Ebd., 765.

267 Ebd., 766.

268 Ebd., 805.

269 Ebd., 826.

270 Ebd., 828.

271 Ebd., 831.

272 Ebd., 851, 848.

273 Ebd., 840.

274 Hans Kelsen, *Sozialismus und Staat*, Leipzig 1923.

275 Otto Bauer, Das Gleichgewicht der Klassenkämpfe, in: *Der Kampf*, 17. Bd., 1924, Werkausgabe, 9. Bd., 63.

276 Ebd., 69.

277 Die österreichische Revolution, 806.

278 Ebd., 862.

279 Dazu: Ewa Czerwińska-Schupp, Otto Bauer, 416–445.

280 Die österreichische Revolution, 865.

II. Fragile Stabilität

- 1 Otto Bauer, Die Weltlage des Sozialismus und unsere nächste Aufgabe, Parteitagsrede 1921, Werkausgabe, 5. Bd., 250, 253.
- 2 Wolfgang Maderthaner, Die Sozialdemokratie, in: *Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933*, hg. von Emmerich Tálos, Wien 1995, 188.
- 3 Leon Kane, Robert Danneberg. Ein pragmatischer Idealist, Wien 1980.
- 4 Wolfgang Maderthaner, Die Sozialdemokratie, 183.
- 5 Otto Bauer, Die Arbeiterjugend und die Weltlage des Sozialismus, *Sozialistische Jugendbücherei o.J.*, Werkausgabe, 2. Bd., 878.
- 6 Zahlen in den Berichten der Parteitage.
- 7 Parteitag 1924, 225.
- 8 Wolfgang Maderthaner, Die Sozialdemokratie, 181.

- 9 Ulrike Weber-Felber, Gewerkschaften in der Ersten Republik, in: *Handbuch des politischen Systems Österreichs, Erste Republik*, 325.
- 10 Charles A. Gulick, *Österreich von Habsburg zu Hitler*, Wien 1976, 139–149.
- 11 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten*, 137.
- 12 Parteitag 1922 und 1925.
- 13 Parteitag 1927, Werkausgabe, 5. Bd., 499.
- 14 Ebd., 499f.
- 15 Dieter Langewiesche, *Zur Freizeit des Arbeiters. Bildungsbestrebungen und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der Ersten Republik*, Stuttgart 1980; Josef Weidenholzer, *Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“. Bildungs- und Kulturarbeit der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik*, Wien 1981.
- 16 Parteivorstand, 25. 11. 1925.
- 17 Otto Bauer, *Die Arbeiterhochschule*, in: *Arbeiter-Zeitung*, 17. Jänner 1926, Werkausgabe, 7. Bd., 374.
- 18 Josef Weidenholzer, *Auf dem Weg*, 150.
- 19 Ebd., 150f.; Otto Bauer, *Einführung in die Volkswirtschaftslehre*, hg. von Ernst Winter und Benedikt Kautsky, Wien 1956, Werkausgabe, 4. Bd., 587–1012.
- 20 Josef Weidenholzer, *Auf dem Weg*, 156.
- 21 Metropole Wien. *Texturen der Moderne*, 2 Bde., hg. von Roman Horak u. a., Wien 2000.
- 22 Wien. *Geschichte einer Stadt*, 3. Bd., hg. von Peter Csendes u. a., Wien 2006, 349; Wolfgang Fritz, *Der Kopf des Asiaten* Breitner. *Politik und Ökonomie in Wien*, 2000, 174f.
- 23 Wolfgang Fritz, *Der Kopf*, 80.
- 24 Ebd., 16.
- 25 Wien. *Geschichte einer Stadt*, 3. Bd., 368.
- 26 Wolfgang Fritz, *Der Kopf*, 393.
- 27 Ebd.
- 28 Ernst Hanisch, *Politische Symbole und Gedächtnisorte*, in: *Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik*, 428.
- 29 Otto Bauer, *Mieterschutz, Volkskultur und Alkoholismus*, Wien 1929, Werkausgabe, 3. Bd., 594–608.
- 30 Ebd., 601.
- 31 Ebd., 600.
- 32 Ebd., 603.
- 33 Ebd., 604.
- 34 Otto Bauer, *Schulreform und Klassenkampf. Ein Vortrag über die Funktionen der Schule in der Gesellschaft*, Wien 1921, Werkausgabe, 2. Bd., 40–425.
- 35 Ebd., 425.
- 36 Ebd., 423.
- 37 Ebd., 410f.
- 38 Ebd., 412.
- 39 Ebd., 414.
- 40 Ebd.
- 41 Ebd., 414f.
- 42 Ebd., 415.
- 43 Ebd.

44 Anton Gindely, Lehrbuch der Geschichte, 3 Bd., bis 17. Auflage.

45 Otto Bauer, Schulreform, 416.

46 Ebd., 418.

47 Vgl. Ernst Bruckmüller u.a., Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert, Wien 2002.

48 Otto Bauer, Schulreform, 420.

49 Ebd., 425.

50 VGA Wien, Adler-Archiv, 84–34. Das Datum des Briefes ist umstritten: 9. August 1921?

51 Parteitagsrede 1921, Werkausgabe, 5. Bd., 249f. Karl Haas, Gegen den „reformistischen Ministerialismus“. Zur Haltung der österreichischen Sozialdemokratie in der Koalitionsfrage, in: Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl, hg. von Rudolf G. Ardelt, Wien 1985, 221–244.

52 Parteitagsrede 1921, 250.

53 Ebd., 251.

54 VGA Wien, Parteivorstand, 22. August 1922.

55 Otto Bauer, Die österreichische Revolution, Werkausgabe, 2. Bd., 859f.; Parteitagsrede 1923, Werkausgabe, 5. Bd., 308–312.

56 Parteitagsrede 1927, Werkausgabe, 5. Bd., 496f.

57 Otto Bauer, Die Arbeiterjugend und die Weltlage des Sozialismus, Werkausgabe, 2. Bd., 867–883.

58 Ebd., 882.

59 Ebd., 883.

60 Ebd.

61 Otto Bauer, Der Kampf um die Macht, Wien 1924, Werkausgabe, 2. Bd., 935–967.

62 Ebd., 949.

63 Ebd., 950f., 957–959.

64 Ebd., 959.

65 Ebd., 954.

66 Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, München 1985, 478.

67 Dirk Hänisch, Die österreichischen NSDAP-Wähler, 29.

68 Parteitagsrede 1923, Werkausgabe, 5. Bd., 300.

69 Otto Bauer, Der Kampf um die Macht, 960.

70 Ebd., 967.

71 Clemens von Klemperer, Ignaz Seipel, 149.

72 Rede Otto Bauers im Parlament am 31. Mai 1922, in: Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 92.

73 Ernst Hanisch, Der lange Schatten, 280.

74 Arbeiter-Zeitung, 11. Juni 1922, in: Werkausgabe, 6. Bd., 293–296.

75 Alexander Spitzmüller, „... und hat auch Ursach es zu lieben“, Wien 1955, 339; Eduard März, Österreichische Bankenpolitik, 477f.

76 Zit. in: Clemens von Klemperer, Ignaz Seipel, 152.

77 Otto Bauer, Parlamentsrede am 14. September 1922, in: Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 109.

78 VGA Wien; Adler-Nachlass, Bauer an Friedrich Adler, 6. Juli 1922; auch Otto Bauer, Die österreichische Revolution, 825.

79 VGA Wien, Parteivorstand 22. August 1922.

80 Otto Bauer, Parlamentsrede am 14. September 1922, in: Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 103–123.

81 Ebd., 118.

82 Ebd., 119.

83 Ebd., 123.

84 Otto Bauer, Der Genfer Knechtungsvertrag und die Sozialdemokratie, Wien 1922, Werkausgabe, 2. Bd., 459–487.

85 Ebd., 461.

86 Ebd., 466.

87 Ebd., 468.

88 Ebd., 469–476.

89 Ebd., 476.

90 Ebd., 481.

91 Ebd.

92 Zit. in: Norbert Leser, Zwischen Reformismus und Bolschewismus, 213.

93 Otto Bauer, Der Genfer Knechtungsvertrag, 481.

94 Ebd., 484–487.

95 Klaus Berchtold, Verfassungsgeschichte, 353–359.

96 Karl Kraus, Worte in Versen, München 1959, 476.; dazu: Alfred Pfäbigan, Karl Kraus und das Wien der Zwischenkriegszeit, in: Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit, hg. von Norbert Leser, Wien 1981, 253–259.

97 Zit. in: Friedrich Rennhofer, Ignaz Seipel, 344.

98 Werkausgabe, 6. Bd., 349.

99 Ebd., 356.

100 Karl Ausch, Als die Banken fielen. Zur Soziologie der politischen Korruption, Wien 1968, 105.

101 Parteitagsrede 1924, Werkausgabe, 5. Bd., 325, 336.

102 Ernst Bruckmüller u. a., Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft, 1. Bd., 103 f.

103 Otto Bauer, Der Kampf um Wald und Weide. Studien zur österreichischen Agrargeschichte und Agrarpolitik, Wien 1925, Werkausgabe, 3. Bd., 32–248.

104 Bruno Kreisky, Zwischen den Zeiten, 209.

105 Werner Rösener, Einführung in die Agrargeschichte, Darmstadt 1997; Josef Redl, Agrargeschichte abseits der Geschichtswissenschaft. Karl Grünberg und die Historische Schule der Nationalökonomie, in: Agrargeschichte schreiben, hg. von Ernst Bruckmüller u. a., Innsbruck 2004, 208–227.

106 Otto Bauer, Der Kampf um Wald und Weide, 67 f.

107 Ebd., 118.

108 Ebd., 119.

109 Ebd., 212. Zur Kreislauftheorie bei Bauer: Ernst Hanisch, Otto Bauer als Historiker, 196.

110 Otto Bauer, Der Kampf um Wald und Weide, 89.

111 Ebd., 62.

112 Ebd., 109.

113 Ebd., 158.

114 Österreichische Parteiprogramme, 246.

115 Helene Bauer, Zur Frage der proletarischen Agrarpolitik, in: Der Kampf, 12. Bd., 1919, 26.

116 Georg Fischer/Peter Rosner, Politische Ökonomie und Wirtschaftspolitik im Austromarxismus, Wien 1987, 297.

117 Klaus Berchtold, Verfassungsgeschichte, 369–424.

118 Knechte. Autobiographische Dokumente und sozialhistorische Skizzen, hg. von Norbert Ortmayr, Wien 1992; gibt einen guten Einblick auf die politischen Verhältnisse auf dem Land. Stefan Eminger, „Reichsbündler“, „Marienkinder“ und Bauernburschen. Politischer Katholizismus und Jugend auf dem Dorf in der Zwischenkriegszeit, in: Politik vor Ort. Sinngebung in den ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten, hg. von Hanns Haas, Innsbruck 2007, 31–53; eine genaue Beschreibung des Landlebens in den 1930er-Jahren bei: Leopold Rosenmayr, Überwältigung 1938. Frühes Erlebnis – späte Deutung, Wien 2008, 50–102.

119 Otto Bauer, Das Buch des Bundespräsidenten, in: Der Kampf, 17. Bd., 1924, Werkausgabe 9. Bd., 83.

120 Ebd., Anm. 3.

121 Michael Hainisch, Die Landflucht. Ihr Wesen und ihre Bekämpfung im Rahmen der Agrarpolitik, Jena 1924.

122 Otto Bauer, Sozialdemokratische Agrarpolitik. Erläuterungen des Agrarprogramms der Deutschösterreichischen Sozialdemokratie, Wien 1926, Werkausgabe, 3. Bd., 360.

123 Otto Bauer, Der Kampf um Wald und Weide, 228f.

124 Otto Bauer, Parteitag 1925, Werkausgabe, 5. Bd., 375.

125 Ebd., 352.

126 Protokoll des Parteitages 1925, 302.

127 Abram am Parteitag 1925.

128 Otto Bauer, Parteitagsrede 1925, Werkausgabe, 5. Bd., 385–387; Otto Bauer, Sozialdemokratie, Religion und Kirche. Ein Beitrag zur Erläuterung des Linzer Programms, Wien 1927, Werkausgabe, 3. Bd., 449–531.

129 Ebd., 451. Zu den Täufern: Thomas Winkelbauer, Ständefreiheit und Fürstenmacht. Länder und Untertanen des Hauses Habsburg im Konfessionellen Zeitalter, 2. T., Wien 2003, 160–177.

130 Otto Bauer, Sozialdemokratie, Religion und Kirche, 461f.

131 Ebd., 472.

132 Ebd.

133 Ebd., 487f.

134 Ebd., 489.

135 Ebd., 491.

136 Ebd., 494.

137 Ebd., 495.

138 Parteitagsrede 1926, Werkausgabe, 5. Bd., 441.

139 Parteitagsrede 1926, Werkausgabe, 5. Bd., 438.

140 Otto Bauer, Sozialdemokratie, Religion und Kirche, 501–506.

141 Ebd., 522, 529.

142 „Dieses Österreich retten“. Protokolle der Christlichsozialen Parteitage, 254.

143 Ebd., 257f.

144 Ebd., 258.

145 Über den Bürgerkrieg auf dem Lande gegen die Zwangskollektivierung in der Sowjetunion kurz und präzise: Richard Overy, The Dictators. Hitler's Germany, Stalin's Russia, Penguin Books 2005, 39–42.

146 Otto Bauer, Die Zukunft der russischen Sozialdemokratie, in: *Der Kampf*, 24. Bd., 1931, Werkausgabe, 9. Bd., 281, 284.

147 Raimund Löw, Otto Bauer und die russische Revolution, 163–175.

148 Dirk Hänisch, Wahlentwicklung und Wahlverhalten in der Ersten Republik, in: *Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933*, 489.

149 Ebd., 493.

150 Ebd., 499.

151 Ebd.

152 Otto Bauer, Wie können wir den Mieterschutz erhalten? Wien 1928, Werkausgabe, 3. Bd., 667–694.

153 Ebd., 684.

154 Ebd., 694.

155 Ebd., 693.

156 Ebd., 692.

157 Zit. in: „Dieses Österreich retten“. Protokolle der Christlichsozialen Parteitage, 232 f. Anm. 13.

158 Ebd.

159 Ebd.

160 Ebd.; zum Mieterschutz: Michael Stampfle, Die Anfänge des Mieterschutzes in Österreich, Wien 1995; Klaus Berchtold, *Verfassungsgeschichte der Republik Österreich*, 487–489.

161 Friedrich A. Hayek, Das Mieterschutzproblem. *Nationalökonomische Betrachtungen*, Wien 1929.

162 Ebd., 36.

163 Rudolf G. Ardelt, Das Linzer Programm der österreichischen Sozialdemokratie 1926, in: *Die Bewegung lebt. 100 Jahre Linzer Sozialdemokratie*, Linz 1988, 311–319.

164 VGA Wien, Parteivorstand, 18. Februar 1925.

165 Ebd., 3. Mai 1926.

166 Otto Bauer, Parteitagsrede 1926, Werkausgabe, 5. Bd., 393–423.

167 Ebd., 405.

168 Ebd., 410.

169 Ebd., 411.

170 Alexander Spitzmüller, „... und hat auch Ursach, es zu lieben“, 388.

171 Otto Bauer, Parteitagsrede 1926, 412.

172 Ebd., 414.

173 Ähnlich: Norbert Leser, *Zwischen Reformismus und Bolschewismus*, 231.

174 Parteitag 1926, 291; dazu auch: Max Adler, Zur Diskussion des neuen Parteiprogramms, in: *Der Kampf*, 19. Bd., 1926, 490–498; ders. *Die Staatsauffassung des Marxismus*, Wien 1922 (Neudruck 1964).

175 Parteitag 1926, 295–303.

176 Werkausgabe, 5. Bd., 416.

177 Oskar Trebitsch, Von direkter Demokratie. Erwägungen zum Parteiprogramm, in: *Der Kampf* 19. Bd., 1926, 502.

178 Werkausgabe, 5. Bd., 465.

179 Ebd.

180 Wilhelm Ellenbogen, Der Linzer Parteitag, *Der Kampf*, 19. Bd., 1926, 517.

181 Österreichische Parteiprogramme, 247–264; zur literarischen Formulierung: Hayden White, *Metahistory. Die historische Erfindungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt/M. 1994.

182 Österreichische Parteiprogramme, 248.

183 Ebd., 249.

184 Ebd., 252.

185 Ebd., 253.

186 Ebd.

187 Ebd., 254.

188 Ebd., 260.

189 Ebd., 263.

190 Ebd., 261.

191 Ebd., 263.

192 Ebd., 264.

193 Österreichische Parteiprogramme, 374–376; 247–264.

194 „Dieses Österreich retten“, 262–302.

195 Österreichische Parteiprogramme, 375.

196 Ebd.

197 Ebd., 376.

198 Otto Bauer, Linz und die Wahlen, in: *Der Kampf*, 20. Bd., 1927, Werkausgabe, 9. Bd., 131.

199 Ebd.

200 Ebd., 133.

201 Ebd.

202 Ebd., 134.

203 Klaus Berchtold, *Verfassungsgeschichte*, 450.

204 Otto Bauer, Linz und die Wahlen, in: *Der Kampf*, 20. Bd., 1927, Werkausgabe, 9. Bd., 132.

205 Hans Kelsen, *Sozialismus und Staat. Eine Untersuchung der politischen Theorie des Marxismus*, Leipzig 1923 (Neuausgabe: Wien 1965).

206 Ebd., 160.

207 Ebd., 161.

208 Die Ereignisse des 15. Juli 1927, hg. von Rudolf Neck, Wien 1979; 1927, als die Republik brannte. Von Schattendorf bis Wien, hg. von Norbert Leser, Wien 2001; 80 Jahre Justizpalastbrand. Recht und gesellschaftliche Konflikte, Innsbruck 2008.

209 Gerhard Botz, Der „Schattendorfer Zusammenstoß“: Territorialkämpfe, Politik und Totschlag im Dorf, in: 1927, als die Republik brannte, 11–32.

210 Pia Bayer, Die Schüsse von Schattendorf 1927 im Spiegelbild der burgenländischen Presse, in: 1927, als die Republik brannte, 167–172.

211 Der Schattendorfer Arbeitermord. Die Trauerfeier in Klingenbach, *Arbeiter-Zeitung*, 3. Februar 1927, Werkausgabe, 6. Bd., 680f.

212 Zit. in: Friedrich Rennhofer, Ignaz Seipel, 492f.

213 Zum juristischen Problem des Prozesses: Wolfgang Dax, Der „Schattendorfer-Prozeß“ – rechtliche Grundlagen und Hintergründe, in: 1927, als die Republik brannte, 123–142; Janko Ferk, Rechtliche und rechtsphilosophische Sichtweisen der Ereignisse am 15. Juli 1927, in: 80 Jahre Justizpalastbrand, 59–72; Klaus Schröder, Bestandsaufnahme – Die Gerichtsakten zum Schattendorfer-Prozess, in: Ebd., 93–122, besonders 95.

214 VGA Wien, Parteivorstand, 25. April 1927.

215 Friedrich Austerlitz, Leitartikel, *Arbeiter-Zeitung*, 15. Juli 1927, in: Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 189–195, hier 194.

216 Otto Bauers Rede im Parlament am 26. Juli 1927, in: ebd., 209–211.

217 Gerhard Botz, Ungerechtigkeit, die Demonstranten, Zufall und die Polizei: der 15. Juli 1927, in: 80 Jahre Justizpalastbrand, 28; Ernst Fischer, Erinnerungen und Reflexionen, 170.

218 VGA Wien, Parteivorstandprotokolle, 13. April 1927.

219 Gerhard Botz, Ungerechtigkeit, 55, Anm. 35.

220 Ebd.

221 Gerhard Botz, Ungerechtigkeit, 21–57.

222 Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, Rede am 26. Juli 1927 im Nationalrat, 217.

223 Ernst Fischer, Erinnerungen und Reflexionen, 173.

224 Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 218.

225 Wolfgang Maderthaner, Der Tag des Feuers, in: Wien, 3. Bd., 405.

226 Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 221.

227 Ebd., 225.

228 Gerhard Botz, Ungerechtigkeit, 46, 47.

229 Wolfgang Maderthaner, Der Tag des Feuers, in: Wien, 3. Bd., 418–421.

230 VGA Wien, Parteivorstandprotokolle, 15. Juli 1927.

231 Zit. In: Friedrich Rennhofer, Ignaz Seipel, 508. Allgem. Karl Haas, Die österreichische Sozialdemokratie in der Konfliktsituation des Juli 1927, in: Die Ereignisse des 15. Juli 1927, 137–149.

232 VGA Wien, Parteivorstandprotokolle, 15. Juli 1927.

233 Ebd., 16. Juli 1927.

234 Ebd.

235 Ebd., 18. Juli 1927

236 Ebd.

237 Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 195–248. Bauers Rede wurde etwas verändert auch als Broschüre gedruckt. Otto Bauer, Der blutige 15. Juli, Wien 1927, Werkausgabe, 3. Bd., 533–558.

238 Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 206.

239 Ebd.

240 Ebd., 208–211.

241 Ebd., 215.

242 Ebd., 213.

243 Ebd., 227f.

244 Ebd., 246

245 Constanze Kren, Justiz und Zeitgeschichte-Einleitung, in: 80 Jahre Justizpalastbrand, 19.

246 Otto Bauer, Parteitagsrede 1927, Werkausgabe, 5. Bd., 484.

247 Otto Bauer, Kritiker links und rechts, in: Der Kampf, 20. Bd., 1927, Werkausgabe, 9. Bd., 156.

248 Ebd., 150.

249 Parteitagsrede 1927, Werkausgabe, 5. Bd., 475f.

250 Ebd., 474.

251 Ebd., 474, 495.

252 Ebd., 483.

253 Otto Bauer, Kritiker links und rechts, Werkausgabe, 9. Bd., 158f.

254 Ernst Hanisch, Die Ideologie des Politischen Katholizismus in Österreich 1918–1938, Wien 1977, 3.

255 Klemens von Klemperer, Ignaz Seipel, 219.

256 Gerald Stieg, *Frucht des Feuers*, Wien 1990.

257 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten*, 289.

258 Otto Bauer, *Kritiker links und rechts*, Werkausgabe, 9. Bd., 152.

259 Ebd., 154f.

260 Otto Bauer, *Parteitagsrede 1927*, Werkausgabe, 5. Bd., 478–481.

261 Otto Bauer, *Kritiker links und rechts*, Werkausgabe, 9. Bd., 157.

262 Ebd., 158.

263 Otto Bauer, *Parteitagsrede 1927*, Werkausgabe, 5. Bd., 488f.

264 Otto Bauer, *Nach dem Parteitag*, in: *Der Kampf*, 20. Bd., 1927, Werkausgabe, 9. Bd., 169.

265 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten*, 291.

266 Ilona Duczynska, *Der demokratische Bolschewik. Zur Theorie und Praxis der Gewalt*, München 1975. Dazu kritisch: Richard Saage, *Wehrhafter Reformismus – Zur Körner-Rezeption Ilona Duczynskas*, in: *Neue Studien zur Arbeitergeschichte*, hg. von Helmut Konrad, 2. Bd., 411–438.

267 Otto Bauers Rede, in: *Schutzbund*, Nr. 11, November 1929, Werkausgabe, 6. Bd., 497.

268 Otto Bauer, *Rede im Parlament*, 3. Oktober 1928, in: *Zum Wort gemeldet*: Otto Bauer, 251–268.

269 VGA Wien, *Parteivorstandprotokolle*, 7. September 1928.

270 Otto Bauer, *Parteitagsrede 1929*, Werkausgabe, 5. Bd., 545.

271 VGA Wien, *Parteivorstandprotokolle*, 7. September 1928.

272 Ebd., 27. August 1929.

273 Otto Bauer, *Parteitagsrede 1929*, Werkausgabe, 5. Bd., 542.

274 Ebd., 548.

275 Ebd.

276 VGA Wien, *Adler-Archiv 84/44*, Otto Bauer an Friedrich Adler, 3. April 1930.

277 Ebd.

278 *Zum Wort gemeldet*: Otto Bauer, 219.

279 Otto Bauer, *Parteitagsrede 1927*, Werkausgabe, 5. Bd., 472.

280 *Zum Wort gemeldet*: Otto Bauer, 221f.

281 Ebd., 222.

282 *Protokoll des Parteitages 1927*, 157.

283 Ebd., 189.

284 Ebd., 161.

285 Otto Bauer, *Parteitagsrede 1927*, Werkausgabe, 5. Bd., 491.

286 Ebd., 493.

287 Otto Bauer, *Klassenkampf und Ideologie*, in: *Der Kampf*, 21. Bd., 1928, Werkausgabe, 9. Bd., 194f.

288 Ebd., 195f.

289 Dazu: Wolfgang Maderthaner/Lutz Musner, *Die Logik der Transgression: Masse, Kultur und Politik im Wiener Fin de Siècle*, in: *Metropole Wien. Texturen der Moderne*, hg. von Roman Horak u. a., 1. Bd., Wien 2000, 97–168; dies., *Der Aufstand der Massen. Phänomen und Diskurs im Wien der Zwischenkriegszeit*, in: *Kultur Macht Geschichte*, 95–148; klassisch: George Rudé, *Die Volksmassen in der Geschichte*, Frankfurt/M. 1979.

290 Otto Bauer, *Revolutionäre Kleinarbeit*, Wien 1928, Werkausgabe, 3. Bd., 583.

291 Ebd., 588.

292 Ebd., 586.

293 Otto Bauer, Die alte und die neue Linke, in: *Der Kampf*, 13. Bd., 1920, Werkausgabe 8. Bd., 1035f.

294 Otto Bauer, Die politische und wirtschaftliche Lage, Wien 1927, Werkausgabe, 3. Bd., 577.

295 Otto Bauer, Revolutionäre Kleinarbeit, Werkausgabe, 3. Bd., 588.

296 Zit. in: Klaus Berchtold, *Verfassungsgeschichte*, 500f.

297 Ebd., 501.

III. Die größte Krise, welche die Welt jemals durchgemacht hat

1 VGA Wien, Adler-Nachlass 84/94, Bauer an Friedrich Adler, 10. September 1931.

2 Otto Bauer, Das Budgetsanierungsgesetz, Wien 1931, Werkausgabe, 3. Bd., 715.

3 Eric Hobsbawm, *Age of Extremes. The Short Twentieth Century 1914–1919*, London 1994, 107.

4 Ebd., 94.

5 Werner Reichmann, „Die Gezeiten der Wirtschaft“. Institutionalisierung und Methoden der Beobachtung wirtschaftlicher Zyklen in Österreich bis 1945, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 18 (2007), 39–58.

6 Marie-Antoinette Gall, John Maynard Keynes. Leben – Werk – Epoche, Stuttgart 2002.

7 Otto Bauer, Die Wirtschaftskrise in Österreich. Ihre Ursache – ihre Heilung, Wien 1925, Werkausgabe, 3. Bd., 252f.

8 Ebd., 254–256.

9 Österreichische Industriegeschichte 1848 bis 1945, Die verpasste Chance, 114.

10 Otto Bauer, Die wirtschaftliche und soziale Lage Österreichs, Wien 1928, Werkausgabe, 3. Bd., 638.

11 Otto Bauer, Die Wirtschaftskrise in Österreich, 258f.

12 Ebd., 263.

13 Ebd., 264f.

14 Otto Bauer, Die wirtschaftliche und soziale Lage Österreichs, Werkausgabe, 3. Bd., 561.

15 Ebd., 652.

16 Ebd., 651.

17 Ebd., 664.

18 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten*, 295; Ernst Bruckmüller u. a., Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert, 101; Österreichische Industriegeschichte 1848 bis 1955. Die verpasste Chance, 91.

19 Alle Zahlen in: Ernst Hanisch, *Der lange Schatten*, 295f.

20 Otto Bauer, Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg. Erster Band: Rationalisierung – Fehlrationalisierung, Wien 1931, Werkausgabe, 3. Bd., 719–914.

21 Otto Bauer, Zwischen zwei Weltkriegen? Die Krise der Weltwirtschaft, der Demokratie und des Sozialismus, Bratislava 1936, Werkausgabe, 4. Bd., 49–336; die Publikation des ursprünglichen Textes wird seit Jahren angekündigt. Bis zur Fertigstellung meines Manuskriptes ist das nicht geschehen. Dazu: Michael R. Krätké, Über die Krise der Weltwirtschaft, Demokratie und Sozialismus. Eine unveröffentlichte Untersuchung Otto Bauers über die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre, in: Otto Bauer und der Austromarxismus, hg. von Walter Baier, Berlin 2008.

- 22 Otto Bauer, Zwischen zwei Weltkriegen, 57.
- 23 Ebd., 59.
- 24 Ebd., 69.
- 25 Ebd., 113.
- 26 Ebd., 78.
- 27 Ebd.
- 28 Ebd.
- 29 Ebd., 80.
- 30 Ebd., 82.
- 31 Ebd., 86.
- 32 Marie Jahoda u. a., Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch, Frankfurt 1975 (zuerst 1933).
- 33 Ernst Glaser, Im Umfeld des Austromarxismus, 359f.; Reinhard Müller, Marienthal. Das Dorf – Die Arbeitslosen – Die Studie, Innsbruck 2008, 261.
- 34 Otto Bauer, Zwischen zwei Weltkriegen?, 115.
- 35 Ebd., 118.
- 36 Ebd., 120.
- 37 Ebd., 117.
- 38 Otto Bauer, Rationalisierung, Werkausgabe, 3. Bd., 825.
- 39 Ebd., 825. Die theoretischen Grundlagen werden analysiert, in: Günther Chaloupek, Otto Bauers Theorie der Krise des Kapitalismus im Kontext der Zeit, in: Rationalisierung und Massenarbeitslosigkeit, Graz 2009, 9–46.
- 40 Otto Bauer, Rationalisierung, 737.
- 41 Ebd., 732.
- 42 Ebd.
- 43 Ebd., 748.
- 44 Ebd., 772.
- 45 Ebd., 817.
- 46 Ebd., 868.
- 47 Ebd., 863–867.
- 48 Ebd., 837. Quelle dafür ist der amerikanische Historiker Charles Beard.
- 49 Ebd., 874.
- 50 Ebd., 891.
- 51 Richard Overy, The Dictators, 397.
- 52 Otto Bauer, Rationalisierung, 899.
- 53 Ebd., 902.
- 54 Ebd., 907.
- 55 Ebd., 905.
- 56 Ebd., 900.
- 57 Ebd., 907.
- 58 Ebd., 911.
- 59 Parlamentsrede am 16. Oktober 1929, in: Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 269–294.
- 60 Otto Bauer, Parteitagsrede 1931, Werkausgabe, 5. Bd., 597.
- 61 Parlamentsrede am 16. Oktober 1929, in: Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 275; vgl. Rudolf Sieghart, Die letzten Jahrzehnte einer Großmacht, Berlin 1932, 194–208.

62 Parlamentsrede am 16. Oktober 1929, in: Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 280f. Peter Eigner, Peter Melichar, *Das Ende der Boden-Credit-Anstalt 1919 und die Rolle Rudolf Siegharts*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 19 (2008), 56–114.

63 Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 272.

64 Ebd., 271.

65 Ebd., 273.

66 Fritz Weber, *Die wirtschaftliche Entwicklung*, in: *Handbuch des Politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933*, 39; Peter Eigner/Andrea Helige, *Österreichische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien 1999, 166; Dieter Stiefel, *Die Sanierung und Konsolidierung der österreichischen Banken 1931 bis 1934*, in: *Bank Austria Creditanstalt. 150 Jahre österreichische Bankengeschichte im Zentrum Europas*, hg. von Oliver Rathkolb, Wien 2005, 196–211; ders., *Die Krise der Credit-Anstalt in den 1930er-Jahren und ihre Folgen für das österreichische Bankensystem*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 19 (2008), 117–141.

67 VGA Wien, Parteivorstand, 12. Mai 1931.

68 Otto Bauer, Rede im Parlament am 13. Mai 1931, in: Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 337.

69 Ebd., 346.

70 Klaus Berchtold, *Verfassungsgeschichte der Republik Österreich*, 609.

71 Dieter Stiefel, *Die Sanierung und Konsolidierung der österreichischen Banken*, 200.

72 Ebd., 205, 211; Fritz Weber, *Staatliche Wirtschaftspolitik in der Zwischenkriegszeit. Zum Investitionsverhalten der öffentlichen Hand 1918–1938*, in: *Handbuch des Politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933*, 537.

73 vga. Wien, Parteivorstand, 23. und 30. März 1931.

74 Klaus Berchtold, *Verfassungsgeschichte der Republik Österreich*, 624.

75 Otto Bauer, *Das Budgetsanierungsgesetz. Vortrag am 9. Oktober 1931*, Wien 1931, Werkausgabe 3. Bd., 702.

76 Otto Bauer, *Parteitagsrede 1931*, Werkausgabe, 5. Bd., 595, 599, 603.

77 Ebd., 601f.

78 Ebd., 611.

79 Ebd., 614.

80 Ebd., 612.

81 Ulrike Weber-Felber, *Gewerkschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise. Die Freien Gewerkschaften und das Problem der Arbeitsbeschaffung*, in: *Der 12. Februar 1934*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1984, 121.

82 Margarete Grandner/Franz Traxler, *Sozialpartnerschaft als Option der Zwischenkriegszeit? Liberalkorporatistisches Krisenmanagement am Beispiel der Wirtschaftskonferenz von 1930*, in: ebd., 89.

83 Ebd., 93f.

84 VGA Wien, Protokolle des Parteivorstandes, 4./5. September 1931.

85 Ebd., 9. Juli 1932.

86 Zit. In: Ulrike Weber-Feber, *Gewerkschaftspolitik*, 133.

87 Eduard März/Fritz Weber, *Österreichische Wirtschaftspolitik in der Zeit der großen Krise. Bürgerliche Strategie und sozialdemokratische Alternative*, in: *Der 12. Februar 1934*, 27; Otto Bauer, *Arbeit für 200 000*, Werkausgabe, 3. Bd., 952.

88 Ebd., 942.

89 Ebd., 945.

90 Ebd., 949.

91 Zit. in: Norbert Leser, *Der Sturz des Adlers. 120 Jahre österreichische Sozialdemokratie*, Wien 2008, 90.

92 Berichte und Verhandlungen des 4. Kongresses der Sozialistischen Arbeiter-Internationalen, Wien 25. Juli bis 1. August 1931, Zürich 1932, in: Werkausgabe, 6. Bd., 177.

93 Debattebeitrag Bauers zur politischen Lage, Parteitag 1930, Werkausgabe, 5. Bd., 557f.

94 VGA Wien, Parteivorstandprotokolle, 10. November 1930.

95 Ebd., 24. November 1930.

96 Dazu: Thomas Etzemüller, *Die Romantik des Reißbretts. Social Engineering und demokratische Volksgemeinschaft in Schweden: Das Beispiel Alva und Gunnar Myrdal (1930–60)*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32(2006), 445–466.

97 Zit. ebd., 462 f.

98 So Vizekanzler a. D. Richard Schmitz im politischen Hauptreferat, „*Dieses Österreich retten*“. Protokolle der Christlichsozialen Parteitage der Ersten Republik, 383f.

99 Friedrich Rennhofer, Ignaz Seipel, 699.

100 Ebd., 706.

101 Norbert Leser, *Zwischen Reformismus und Bolschewismus*, 295–203; Bruno Kreisky, *Zwischen den Zeiten*, 196; Karl Haas, *Gegen den „Reformistischen Ministerialismus“*. Zur Haltung der österreichischen Sozialdemokratie in der Koalitionsfrage

in: Unterdrückung und Emanzipation. Festchrift für Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag, hg. von Rudolf G. Ardelt u. a., Wien 1985, 221–244; Anton Staudinger, *Konzentrationsregierung, Bürgerblock oder präsidiales Minderheitsregime?*, 1–18.

102 Parteitagsrede 1931, Werkausgabe, 5. Bd., 609.

103 Rede Bauers vor den Wiener Arbeitervertrauensmännerversammlung, 22. Juni 1931, Werkausgabe, 6. Bd., 563.

104 VGA Wien, Parteivorstandprotokoll, 4./5. September 1931.

105 Dirk Hänisch, *Die österreichischen NSDAP-Wähler*, 96–110.

106 Otto Bauer, Der 24. April, in: *Der Kampf*, 25. Bd., 1932, Werkausgabe, 9. Bd., 298.

107 Ebd., 297.

108 Ebd., 299.

109 VGA Wien, Parteivorstandprotokolle, 17. Mai 1932; 13. April 1931.

110 Ausführlich zu den Neuwahldebatten: Franz Schausberger, *Letzte Chance für die Demokratie. Die Bildung der Regierung Dollfuß I im Mai 1932*, Wien 1993, 47–68, Zitat 55; Klaus Berchtold, *Verfassungsgeschichte*, 642–656.

111 Otto Bauer, *Der Aufstand der österreichischen Arbeiter. Seine Ursachen und seine Wirkung*, Prag 1934, Werkausgabe, 3. Bd., 687f.

112 Ernst Bruckmüller u. a., *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft*, 1. Bd., 110.

113 Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, 359.

114 Ebd., 363.

115 Zit. In: Klaus Berchtold, *Verfassungsgeschichte*, 670.

116 Ebd., 684–687.

117 Ebd., 688.

118 Stenographische Protokolle, 21. 10. 1932, 2677.

119 Ebd.

120 Ebd.

121 Ebd.

122 Protokoll der Verhandlungen des Parteitages 1932, 49.

123 Otto Bauer, Wir Bolschewiken. Eine Antwort an Dollfuß, in: *Arbeiter-Zeitung*, 23. Oktober 1932, Werkausgabe, 7. Bd., 486f.

124 „Dieses Österreich retten“. Protokolle der Christlichsozialen Parteitage der Ersten Republik, 449.

125 Otto Bauer, Die französischen Sozialisten und die österreichische Anleihe, in: *Arbeiter-Zeitung*, 31. Jänner 1933, Werkausgabe, 7. Bd., 490.

126 Stadt- und Landesarchiv Wien, Landesgericht, 1666/34, K. 39. Die sozialdemokratische Intervention bestätigte auch der französische Gesandte Gabriel Puaux in einem Aufsatz 1950. Zit. in: Eva Dollfuß, *Mein Vater, Hitlers erstes Opfer*, Wien 1994, 151.

127 Zit. in: Siegfried Beer, Der „unmoralische“ Anschluß. Britische Österreichpolitik zwischen Containment and Appeasement 1931–1934, Wien 1988, 185f.

128 Ebd., 186.

129 Parteitagsrede 1932, Werkausgabe, 5. Bd., 654.

130 Ebd., 671.

131 Ebd., 667.

132 Otto Bauer, Um die Demokratie, in: *Der Kampf*, 26. Bd., 1933, Werkausgabe, 9. Bd., 304.

133 Ebd., 305.

134 Ebd., 307.

135 Ebd., 308.

136 Ebd.

137 Ebd., 311.

138 Ebd., 312f.

139 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten*, 303f.

140 Otto Bauer, *Der Aufstand der österreichischen Arbeiter*, 988.

141 Ebd., 989; dazu: 4. März 1933. Vom Verfassungsbruch zur Diktatur, hg. von Erich Fröschel, Wien 1984; Ulfried Burz, Von der Tücke im Detail: Der 4. März 1933 und die österreichische Zeitgeschichteforschung, in: *Geschichte und Identität. Festschrift für Robert Kriechbaumer*, hg. von Franz Schausberger, Wien 2008, 281–296.

142 Otto Bauer, *Kritiker links und rechts*, Werkausgabe, 9. Bd., 159.

143 Werkausgabe, 6. Bd., 177.

144 Zit. in: Ernst Hanisch, *Der lange Schatten*, 305.

145 „Der Führer bin ich selbst“. Engelbert Dollfuß – Benito Mussolini, Briefwechsel, hg. von Wolfgang Maderthaner, Wien 2004, 24, 25, 31.

146 Peter Berger, *Im Schatten der Diktatur: Die Finanzdiplomatie des Vertreters des Völkerbundes in Österreich. Rost van Tonnigen 1931–1936*, Wien 2000.

147 VGA Wien, Protokolle des Parteivorstandes, 5. März 1933.

148 Ebd., 13. März 1933; Everhard Holtmann, Sozialdemokratische Defensivpolitik vor dem Februar 1934, in: *Vom Justizpalast zum Heldenplatz*, hg. von Ludwig Jedlicka, Wien 1975, 113–120; Karl Haas, *Das Ende des Austromarxismus. Sozialdemokratische Politik 1933/34* in: *Die Bewegung. Hundert Jahre Sozialdemokratie in Österreich*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1990, 421–442.

149 Freiheitsschwur. Kampfkundgebung der Wiener Vertrauensmänner, *Arbeiter-Zeitung*, 11. März 1933, Werkausgabe, 6. Bd., 568.

150 Ebd., 576.

151 Ebd., 577f.

152 Ebd., 578.

153 Ebd., 579.

154 Ebd.

155 Anson Rabinbach, *Vom roten Wien zum Bürgerkrieg*, 89–118.

156 Käthe Leichter, *Die beste Abwehr*, in: *Der Kampf*, 26. Bd., 1933, 447–450.

157 Ebd., 450.

158 Ebd.

159 VGA Wien, Parteiarchiv von 1934, Mappe 65 B.

160 Ebd.

161 Ebd.

162 Rede bei der Jahreskonferenz der Wiener Sozialdemokraten, in: *Arbeiter-Zeitung*, 28. Mai 1933, Werkausgabe, 6. Bd., 584.

163 VGA Wien, Protokolle des Parteivorstandes, 21. Juni 1933.

164 Ebd., Adler Archiv, 84/85.

165 VGA Wien, Protokolle des Parteivorstandes, 24. Juli, 13. September, 18. September 1933.

166 Anson Rabinbach, *Vom roten Wien zum Bürgerkrieg*, 123f.; Heinrich Schneidmadl, *Über Dollfuß zu Hitler. Ein Beitrag zur Geschichte des 12. Februar 1934*, Wien 1964, 39–41.

167 Otto Bauer, Parteitagsrede 1933, Werkausgabe, 5. Bd., 713.

168 Ebd., 723.

169 Wiener Landesarchiv, Landesgericht 1666/34, Karton 41, Bd.7.

170 Parteitagsrede 1933, 703.

171 Ebd., 716–719.

172 Zit. Anson Rabinbach, *Vom roten Wien zum Bürgerkrieg*, 128.

173 Ebd., 138.

174 VGA Wien, Adler-Archiv, Otto Bauer an Friedrich Adler, 9. Juni 1936.

175 Zit. in Karl Corino, Robert Musil. Eine Biographie, Reinbek 2003, 1147; Klaus Amann, Robert Musil – Literatur und Politik, Reinbek 2007, 66.

176 Parteitagsrede 1933, Werkausgabe 5. Bd., 715. Ernst Hanisch, *Der Politische Katholizismus als ideologischer Träger des „Austrofaschismus“*, in: *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933–1938*, hg. von Emmerich Tálos, Wien 2005, 81.

177 *Arbeiter-Zeitung*, 26. November, 29. November, 1. Dezember, 15. Dezember, 27. Dezember 1933, Werkausgabe, 7. Bd., 496–516.

178 Otto Bauer, *Klassenkampf und „Ständeverfassung“*, in: *Der Kampf*, 27. Bd., 1934, Werkausgabe, 9. Bd., 341–360.

179 Ebd., 348.

180 Ebd., 352. Wolfgang Maderthaner, *Die Krise einer Kultur*, in: *Österreich 1934*, hg. von Günther Schefbeck, Wien 2004, 67–69.

181 Otto Bauer, *Klassenkampf und „Ständeverfassung“*, 353.

182 Ebd., 356.

183 Ebd., 357.

184 Ebd., 358.

185 Ebd., 359.

186 Anson Rabinbach, *Vom roten Wien zum Bürgerkrieg*, 152.

187 Everhard Holtmann, *Sozialdemokratische Defensivpolitik vor dem 12. Februar 1934*, in: *Vom Justizpalast zum Heldenplatz. Studien und Dokumentationen 1927 bis 1938*, hg. von Ludwig Jedlicka, Wien 1975, 118.

188 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Landesgericht für Strafsachen (WSLA), 1666/34, K. 39.

189 Joseph Buttinger, *Ortswechsel. Die Geschichte meiner Jugend*, Frankfurt/M. 1979, 158.

190 Manfred Marschalek, *Die papiergewordene Ambivalenz. Fritz Adler und die Teilung der Archive*, in: *Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung*, 1994, 105, 108, 113.

191 WSLA, 1666/34, K. 39; Barry McLoughlin, *Die Wehrpolitik der SDAPÖ 1923–1934*, in: *Der 12. Februar 1934. Ursache, Fakten, Folgen*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1984, 285 f.; tatsächlich soll diese Sitzung schon am 5. Jänner stattgefunden haben. Manfred Marschalek, *Untergrund und Exil. Österreichs Sozialisten zwischen 1934 und 1945*, Wien 1990, 157.

192 WSLA Wien, 1666/34, K. 39.

193 Ernst Hanisch, 1934: Ein Merkjahr der Geschichte Österreichs, in: *Widerstand als Bürgerpflicht*, hg. von Anita Ziegerhofer-Prettenthaler, Graz 2005, 19.

194 WSLA, 1666/34, K. 40.

195 Thesen der „Jungfront“ in der Sozialdemokratie (zwischen März 1933 und Februar 1934), in: Inez Kykal, Karl R. Stadler, Richard Bernaschek, *Odyssee eines Rebellen*, Wien 1976, 243–253.

196 Bundespolizeidirektion Wien, *Amtsbibliothek, Februarereignisse 1934*, K. 1. Protokoll der National- und Bundesrätesitzung, am 11. Jänner 1934.

197 Anson Rabinbach, *Vom roten Wien zum Bürgerkrieg*, 178; zu Fey: Georg J. E. Mautner Markhof, Major Emil Fey. Heimwehrführer zwischen Bürgerkrieg, Dollfuß-Mord und Anschluß, Graz 2004.

198 WSLA, 1666/34, K. 39. Aussage Schneidmadl.

199 Michael Gehler, *Tirol im 20. Jahrhundert. Vom Kronland zur Europaregion*, Innsbruck 2008, 126; dazu schon Bauer im Februar 1934 in Bratislava. Werkausgabe, 7. Bd., 722.

200 Zit. in: Inez Kykal, Karl R. Stadler, Richard Bernaschek, 83.

201 Zit ebd., 93. Parteivorstandssitzung am 12. Februar um 17 Uhr im Rathaus geplant, Vormerkbuch von Karl Seitz. WSLA, 1666/34, K. 41, Bd.VIII.

202 Ernst Fischer, *Erinnerungen und Reflexionen*, 260.

203 Dazu ausführlich: Kurt Peball, *Die Kämpfe in Wien im Februar 1934*, Wien 1974, 17f.; Inez Kykal, Karl R. Stadler, Richard Bernaschek, 94f.

204 ALÖS IISG Amsterdam, VGA Wien, Filmrolle 1.

205 Ebd.

206 WSLA, 1666/34, K. 42, 8. Bd; in seinen Erinnerungen schweigt Piperger über den Vorfall: Zu meiner Zeit. Ein Leben im Spiegel unseres Jahrhunderts, Wien 1998, 180–183.

207 WSLA, 1666/34, K.40; K. 42, Bd. 8, Aussage des Hausmeisters.

208 Ebd. K. 39.

209 Julius Deutsch, *Ein weiter Weg*, 204–206; Charles A. Gulick, *Austria. From Habsburg to Hitler*, Vol. II, Berkeley 1948, 1281/82.

210 WSLA, 1666/34, K. 39.

211 Julius Deutsch, *Ein weiter Weg*, 205.

212 WSLA, 1666/34, K. 42, IX. Bd.

213 Ebd., K. 39; K.41, Bd. 61.

214 Ebd., K. 43, Bd. X.

215 Rosa Jochmann, hg. von Maria Sporrer, Wien 1984, 61.

216 Ernst Fischer, Erinnerungen und Reflexionen, 261–285.

217 Hans Schafranek, „Die Führung waren wir selbst“ – Militanz und Resignation im Februar 1934 am Beispiel Kaisermühlen, in: Neuere Studien zur Arbeitergeschichte, 2. Bd., 439–470; Hans Safranek, Mobilisierte Basis ohne Waffen – Militanz und Resignation im Februar 1934 am Beispiel der Oberen und Unteren Leopoldstadt, ebd., 471–490.

218 Julius Deutsch, Ein weiter Weg, 208f.; Manfred Marschalek, Untergrund und Exil. Österreichs Sozialisten zwischen 1934 und 1945, Wien 1990, 12.

219 Abgedruckt in: Kurt Peball, Die Kämpfe in Wien, 60f.

220 WSLA, 1666/34, K. 39.

221 Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs. Ein geschichtlicher Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung, o. O. 1953 (Nachdruck 1972), 17–23; Bruno Kreisky, Zwischen den Zeiten, 198f.; Franz Olah, Die Erinnerungen, Wien 1995, 30f.

222 WSLA, 1666/34, K. 40.

223 Heinrich Schneidmadl, Über Dollfuß zu Hitler, 66.

224 WSLA, 1666/34, K. 41, Bd. 7.

225 Abgedruckt in: Werner Anzenberger/Martin F. Polaschek, Widerstand für die Demokratie, 12. Februar 1934, Graz 2004, 125; Die Kälte des Februar. Österreich 1933–1934, hg. von Helene Maimann, Wien 1984, 77.

226 Otto Bauer, Neue Wege zum alten Ziel, in: Brünner Arbeiter-Zeitung, 18. März 1934, Werk-ausgabe 7. Bd., 518–522.

227 Ebd., 519.

228 Ebd., 521.

229 Eine Erklärung der Genossen Bauer und Deutsch, in: Internationale Information für Pressezwecke, hg. von der SAI, 18. Februar 1934, Werkausgabe, 7. Bd., 717.

230 Charles A. Gulick, Austria, vol. 2, 1290f.

231 Erklärung der Genossen Bauer und Deutsch, 718.

232 Ebd., 718.

233 Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 52; Julius Deutsch, Der Bürgerkrieg in Österreich. Eine Darstellung von Mitkämpfern und Augenzeugen, Karlsbad 1934, 96.

234 Otto Bauer, Der Aufstand, Werkausgabe, 3. Bd., 985.

235 Ebd., 986.

236 Julius Deutsch, Ein weiter Weg, 215.

237 Ebd., 213.

238 Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 15.

239 Kurt Peball, Die Kämpfe in Wien, 34f.

240 Archiv der Republik (AdR) Wien, NPA, AA, K 76.

241 VGA Wien, ALÖS, K. 6. M. 1. Büroangelegenheiten.

242 Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 52f.

243 WSLA, 1666/34, K. 42. Bd. 8.

244 Helmut Konrad, Der 12. Februar 1934 in Österreich, in: Österreich 1934, hg. von Günther Schefbeck, Wien 2004, 96.

245 Herwig Ebner, Erinnerungen an meine bewegte Kindheit (1928–1938), in: Focus Austria,

Vom Vielvölkerreich zum Euro-Staat. Festschrift für Alfred Ableitinger zum 65. Geburtstag, hg. von Siegfried Beer u. a., Graz 2003, 100–110.

246 Ebd., 104.

247 Ebd.

248 Otto Bauer, Der Aufstand der österreichischen Arbeiter. Seine Ursache und seine Wirkungen, Prag 1934, Werkausgabe, 3. Bd., 953–997.

249 Ebd., 981.

250 Ebd., 984.

251 Otto Bauer, Der Aufstand als – Fehler, in: *Der Kampf*, 1. Jg., Nr. 6., 1934, Werkausgabe, 9. Bd., 430f.

252 Ebd., 431.

253 Otto Bauer, Der Aufstand der österreichischen Arbeiter, Werkausgabe, 3. Bd., 959.

254 Otto Bauer, Mörder drüben und hüben, in: *Internationale Information* 39/1934, 8. September 1934, Werkausgabe, 7. Bd., 741.

255 Otto Bauer, Taktische Lehren der österreichischen Katastrophe, in: *Internationale Information* 11/1934, 8. März 1934, Werkausgabe, 7. Bd., 728.

256 Otto Bauer, Der Aufstand des österreichischen Arbeiter, Werkausgabe, 3. Bd., 983f.

257 Ebd., 997; eine scharfe Kritik dieser Mythisierung schrieb der alte, seit Jahren mit Bauer zerstrittene Freund, Karl Kautsky. Siehe: Karl Kautsky, *Grenzen der Gewalt*, Karlsbad 1934.

258 Otto Bauer, Österreich und Europa, in: *Volkswille*, Karlsbad, 9. März 1934, Werkausgabe, 7. Bd., 728f.

259 Otto Bauer, Politische Defensive und militärische Offensive, in: *Volkswille*, Karlsbad, 20. März 1935, Werkausgabe, 7. Bd., 736.

260 Otto Bauer, Taktische Lehren der österreichischen Katastrophe, in: *Internationale Information* 11/1934, 8. März 1934, in: Werkausgabe, 7. Bd., 725.

261 Otto Bauer, Der Aufstand als – Fehler, Werkausgabe, 9. Bd., 437.

262 Otto Bauer, Die Strategie des Klassenkampfes, in: *Der Kampf*, 1. Jg., Mai 1934, Werkausgabe, 9. Bd., 363.

263 Otto Bauer, Österreich und Europa, in: *Der Volkswille*, Karlsbad, 9. März 1934, Werkausgabe, 9. Bd., 731. Zur Faschismustheorie Bauers: Gerhard Botz, *Austro-Marxist Interpretation of Fascism*, in: *Journal of Contemporary History* 11 (1976), 129–156; ders., *Genesis und Inhalt der Faschismustheorien Otto Bauers*, in: *International Review of Social History* 19 (1974), 28–53; Ernst Hanisch, *Otto Bauers Theorie des „Austrofaschismus“*, in: *Zeitgeschichte* 1 (1974), 251–267.

264 Otto Bauer, Österreich und Europa, Werkausgabe 9. Bd., 730f.

265 Otto Bauer, Demokratie und Sozialismus, in: *Der Kampf*, 1. Jg., 1934, Werkausgabe, 9. Bd., 386.

266 Ebd., 387.

267 Ebd., 389.

268 Zur Demokratie in Österreich: Guenther Steiner, *Wahre Demokratie? Transformation und Demokratieverständnis in der Ersten Republik Österreich und im Ständestaat Österreich 1918–1938*, Frankfurt/M. 2004.

Dritter Teil

Die Bitternis der Niederlage und des Exils

Leben, Schreiben, Kämpfen in Brünn

- 1 Archiv der Republik (AdR), Wien, Außenamt (AA), Bericht der österreichischen Gesandtschaft aus Prag, K 73, 13. November 1935; dazu allgem.: Arnold Suppan, Die Außenpolitik der ersten Tschechoslowakischen Republik aus Wiener Sicht, in: Edvard Beneš und die tschechoslowakische Außenpolitik 1918–1948, hg. von dems., Frankfurt/M. 2002, 15–82; Martin K. Bachstein, Die Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern bis zum Jahr 1938, in: Die Erste Tschechoslowakische Republik als multinationaler Parteienstaat, hg. von Karl Bosl, München 1979, 79–100.
- 2 Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945, hg. von Claus-Dieter Krohn, Darmstadt 1998, 415f.
- 3 VGA Wien, Adler-Archiv, 84/89.
- 4 Beppo Beyerl, Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Mein Brünn, in: Literatur und Kritik, November 2007, 19, 21.
- 5 Julius Deutsch, Ein weiter Weg, 226.
- 6 AdR, Wien, AA, K. 69. Berichte Mareks vom 21. Februar 1934.
- 7 Ebd., Bericht vom 24. Februar 1934.
- 8 Ebd., Bericht vom 4. März 1934; zu Marek: Herbert Steiner, Der erste österreichische Gesandte in Prag. Ferdinand Marek. Sein Schicksal in den Jahren 1938–1947, Archiv Akademie Věd České Republiky, Praha 1995; zur Emigration nach Brünn: Dora Müller, Drehscheibe Brünn. Deutsche und österreichische Emigranten, Brno 1997.
- 9 VGA Wien, ALÖS, K. 6, M. 1.
- 10 Julius Deutsch, Ein weiter Weg, 233.
- 11 VGA Wien, ALÖS, K. 6, M. 1; dazu: Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 26.
- 12 VGA Wien, Adler-Archiv, 84/69, Brief vom 4. Juli 1934.
- 13 Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 37–39.
- 14 VGA Wien, Adler-Archiv, Brief vom 4. Juli 1934 an Friedrich Adler.
- 15 Otto Bauer, Um den Namen der Partei, in: Arbeiter-Zeitung, 27. Mai 1934, Werkausgabe, 7. Bd., 522f.
- 16 VGA Wien, Adler-Archiv 84/70, Brief vom Juli 1934.
- 17 Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 33.
- 18 Otto Bauer, Zu einem zweiten Hainfeld!, in: Arbeiter-Zeitung, 8. Juli 1934, Werkausgabe, 7. Bd., 529.
- 19 Brief an Adler, 4. Juli 1934.
- 20 Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 41f. Text der Statuten, in: Widerstand und Verfolgung in Wien 1934–1945, hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, 1. Bd., Wien 1975, 31–33.
- 21 Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 82.
- 22 Karl R. Stadler, Opfer verlorener Zeiten. Geschichte der Schutzbund-Emigration 1934, Wien 1974; Barry McLoughlin u. a., Aufbruch – Hoffnung – Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925–1945, Wien 1997, 159–434.
- 23 AdR, Wien, AA, Bericht der Prager Gesandtschaft, 26. April 1934.

24 Ebd.

25 Zit. in: Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 147.

26 Ebd., 148.

27 AdR Wien, AA, Bericht vom 23. August, 24. Oktober, 18. Dezember, 1934.

28 Ebd., 9. Oktober 1934.

29 Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 113–124.

30 Ebd., 138f.; Martin K. Bachstein, *Die Sozialdemokratie in den Böhmischem Ländern bis zum Jahre 1938*, 98.

31 Otto Bauer, *Die illegale Partei*, Paris 1939, Werkausgabe, 4. Bd., 415.

32 Ebd., 512.

33 Ebd.

34 IISG Amsterdam, 3. Rolle. Seitz an Bauer, 24. März 1937.

35 Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 118; Bruno Kreisky, *Zwischen den Zeiten*, 337.

36 IISG Amsterdam, 1. Rolle, Bauer an Adler, 12. Februar 1937.

37 Ebd., 1. Rolle, Czernetz an Bauer, 4. Juli 1937.

38 Lexikon für Theologie und Kirche, 1. Bd., Freiburg 1993, 539.

39 Dan an Bauer, 3. März 1934, in: Fedor I. Dan und Otto Bauer. *Briefwechsel (1934–1938)* hg. von Hartmut Rüdiger Peter, Frankfurt/M. 1999, 50.

40 Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 197f.

41 Otto Leichter, Briefe ohne Antwort. Aufzeichnungen aus dem Pariser Exil für Käthe Leichter 1938–1939, hg. von Heinrich Berger u. a., Wien 2003, 222.

II. Die Revolutionären Sozialisten (RS) in der österreichischen Diktatur

1 Otto Bauer, *Die illegale Partei*, Werkausgabe, 4. Bd., 358; eine eindrucksvolle Schilderung der sibirischen Lager: Warlam Schalamow, Durch den Schnee. Erzählungen aus Kolyma I, Berlin 2007.

2 Otto Bauer, *Die illegale Partei*, 393.

3 Ebd., 399.

4 Ebd., 400.

5 Ebd., 402.

6 Ebd., 403.

7 Ernst Hanisch, Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts, Wien 2005.

8 Otto Bauer, *Die illegale Partei*, 404.

9 Ebd., 405.

10 Ebd., 460.

11 Ebd., 463.

12 Ebd., 464.

13 Ebd., 476.

14 Ebd., 483.

15 Ebd., 482.

16 Ebd., 507.

17 Otto Bauer, Die Kanonen des Februar, in: *Der Kampf*, 2(1935), 54.

18 Otto Bauer, Starhembergs Sturz, in: *Der Kampf*, 3(1936), 227.

- 19 Die illegale Partei, 361.
- 20 Otto Bauer, Die Diktatur des Klerikalismus, in: *Der Kampf* 3 (1936), 426.
- 21 Dazu: Ernst Hanisch, „Christlicher Ständestaat“ und autoritäre/faschistische Systeme, in: Mensch, Staat und Kirchen zwischen Alpen und Adria 1848–1938, hg. von Werner Drobisch u. a., Klagenfurt 2007, 177–182.
- 22 Otto Bauer, Kann Österreich noch gerettet werden?, in: *Der Kampf* 5 (1938), 83; Einheitsfront des Faschismus, in: *Der Kampf* 3 (1936), 302.
- 23 Die illegale Partei, 361, 421–432, 440, 566.
- 24 Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 75–82; Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 172 f.; Walter Wissnep, Wir kommen wieder! Eine Geschichte der Revolutionären Sozialisten Österreichs 1934–1938, Wien 1967, 61–64.
- 25 Otto Bauer, Voraussetzungen der Revolution, in: *Der Kampf*, 1 (1934), Werkausgabe 9. Bd., 420.
- 26 Otto Bauer, Voraussetzungen der Revolution, in: *Der Kampf*, 1 (1934), Werkausgabe 9. Bd., 419–421.
- 27 Ebd., 422.
- 28 Ebd., 424.
- 29 Ebd., 425–427; VGA Wien, ALÖS, K. 12.
- 30 Otto Bauer, Voraussetzungen der Revolution, in: *Der Kampf*, 1 (1934), Werkausgabe 9. Bd., 425 f.
- 31 Zusammenstellung in: Ernst Hanisch, Otto Bauers Theorie des „Austrofaschismus“.
- 32 VGA Wien, ALÖS, K. 6, M. 4, Korrespondenz Bauer mit Buttinger.
- 33 VGA Wien, Adler-Archiv 84/71, Bauer an Adler, 16. August 1934; dazu: Everhard Holtmann, Zwischen Unterdrückung und Befriedung. Sozialistische Arbeiterbewegung und autoritäres Regime in Österreich 1933–1938, Wien 1978, 193–197.
- 34 Arbeiter-Zeitung, 22. September 1934, Werkausgabe, 7. Bd., 536–542.
- 35 Ebd.
- 36 Heinrich Weber (= Otto Bauer), Die Wiener Konferenz, in: *Der Kampf*, 1 (1934), 193–197.
- 37 Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 100–108; ders., Falscher Verdacht und verborgener Verrat. Neue Forschungen zum Wiener Sozialistenprozeß 1936, in: Die Bewegung. Hundert Jahre Sozialdemokratie in Österreich, 443–452; zur Konferenz: Everhard Holtmann, Zwischen Unterdrückung und Befriedung, 197–201.
- 38 Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 243.
- 39 Ebd.
- 40 Ebd., 246.
- 41 VGA Wien, Bauer Teinachlass M. 2., Bauer an Deutsch, 2. Juli 1935.
- 42 Ebd., ALÖS, K 6, M. 4.
- 43 Abgedruckt bei Walter Wissnep, Wir kommen wieder! Eine Geschichte der Revolutionären Sozialisten Österreichs 1934–1938, Wien 1967, 96–101.
- 44 Gustav Richter (= Joseph Buttinger), Organisation und Politik der „Revolutionären Sozialisten“, in: *Der Kampf*, 2 (1935), 411.
- 45 Ebd., 421.
- 46 Ebd., 420.
- 47 Zit. in: Manfred Marschalek, Der Wiener Schutzbundprozeß 1935, in: Sozialistenprozesse. Politische Justiz in Österreich 1870–1936, hg. von Karl Stadler, Wien 1986, 417.

48 Ebd., 401 f.

49 Ebd., 421.

50 Otto Leichter, Zwischen zwei Diktaturen. Österreichs Revolutionäre Sozialisten 1934–1938, Wien 1968, 13.

51 IISG Amsterdam, Rolle 1.

52 Zit. in: Manfred Marschalek, Der Wiener Sozialistenprozeß 1936, 454.

53 Ebd., 441.

54 Ebd., 480.

55 IISG Amsterdam, Rolle 3, Sailer an Bauer, 14. Juli 1936, 21. September 1936.

56 Ebd., Rolle 4, Adler an Renner 1937, o. D.; Renner an Adler, 27. Juli 1937.

57 Ebd., Adler an Renner o. D., Renner an Adler, 3. August 1937.

58 Ebd.

59 Ebd. Briefwechsel Renner – Adler auch abgedruckt in: Jacques Hannak, Karl Renner und seine Zeit, 618–627.

60 Über sie: Gabriella Hauch, Schreiben über eine Fremde. Therese Schlesinger (1863–1940), in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 19(2008), 98–117.

61 IISG Amsterdam, Rolle 3, Therese Schlesinger an Bauer, 9. Juli 1936.

62 Ebd.

63 VGA Wien, ALÖS, K. 11.

64 Ebd., K. 12.

65 Ebd., Bernaschek an Bauer, 18. April 1935.

66 Ebd., K. 13. Bauer an Bernaschek, 26. Februar 1936.

67 Ebd.

68 Ebd., Bernaschek an Deutsch, 14. Juli 1936.

69 AdR Wien, AA, K. 72, Bericht vom 16. Juli 1935.

70 Ebd., K. 73, Bericht vom 21. Jänner 1936; IISG Amsterdam, Rolle 3, Bauer an Redlich, 12. Dezember 1935.

71 AdR Wien, AA, K. 74, Bericht vom 5. September 1936; 7. Oktober 1936.

72 Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 185.

73 AdR Wien, AA, K. 74, Bericht vom 21. Jänner 1937, 11. Februar 1937.

74 Ebd., 11. Februar 1937.

75 Ebd., Bericht vom 19. Februar 1937; Bericht vom 12. August 1937. Dort Beilage der Polizeidirektion Brünn vom 22. Juni 1937. Darin wird Bauer aufmerksam gemacht, wenn die AZ weiter nach Österreich transportiert werde, werde die ganze Emigration in die Slowakei verstreut.

76 VGA Wien, Adler-Archiv 84/89, Notiz von Otto Bauer.

77 Zit. in: Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 189.

78 IISG Amsterdam, Rolle 3, Bauer an Taub, 23. März 1937.

79 Zu Bauers Krankheit: VGA Wien, Adler-Archiv 84/89, Brief vom 5. Februar 1937; zum Konflikt Bauer-Buttinger: Otto Bauer, „Optimismus“ und „Pessimismus“ in der illegalen Bewegung, in: Der Kampf, 4 (1937), Werkausgabe, 9. Bd., 730–743; Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 457–468.

80 VGA Wien, Teinachlass Bauer, Mappe 2, Bauer an Antonin Hampl, 12. November 1936.

81 Ebd., Bauer an Arnold Steinbach (USA), 22. Oktober 1935.

82 Otto Bauer, Habsburg vor den Toren? In: Der Kampf 2 (1935), Werkausgabe, 9. Bd., 492–506.

83 Ebd., 493.

84 Ebd., 497. Dazu: Ernst Hanisch, *Der kranke Mann an der Donau. Marx und Engels über Österreich*, Wien 1978.

85 Otto Bauer, *Habsburg vor den Toren?*, 499.

86 Ebd., 502.

87 Ebd., 504.

88 Ebd., 505.

89 VGA Wien, ALÖS, K.12.

90 Ebd., K. 11.

91 IISG Amsterdam, 3. Rolle, Schorsch an Bauer, 21. März 1934.

92 VGA Wien, ALÖS, K. 10, M. 3.

93 VGA Wien, Organisationsarchiv Emigration, K. 3, M. 31.

94 IISG Amsterdam, Rolle 3, Bauer an Taub, 8. Jänner 1936; VGA Wien Organisationsarchiv Emigration, K. 3, M. 35, Adler an Schorsch, 22. April 1936; Schorsch an Adler 31. Jänner 1938.

95 Otto Leichter, *Österreichische Gewerkschaften im Untergrund*, Wien 1963; Paul Pasteur, *Unter dem Kruckenkreuz. Gewerkschaften und Gewerkschafterinnen in Österreich 1934–1938*, Innsbruck 2008, 72–80.

96 Paul Pasteur, *Unter dem Kruckenkreuz*, 55, 58.

97 Ebd., 91.

98 Otto Bauer, *Die illegale Partei*, Werkausgabe, 4. Bd., 446, 582.

99 Ebd., 560.

100 Everhard Holtmann, *Zwischen Unterdrückung und Befriedung*, 232–235; Paul Pasteur, *Unter dem Kruckenkreuz*, 183–190.

101 Otto Bauer, *Die illegale Partei*, 581.

102 Zit. in: Everhard Holtmann, *Zwischen Unterdrückung und Befriedung*, 234f.

103 Otto Leichter, *Österreichs freie Gewerkschaften*, 113–133.

104 IISG Amsterdam, Rolle 2, Bauer an Jaksch, 23. Februar 1938.

III. Für und wider den Kommunismus: international und national

1 Otto Bauer, *Zwischen zwei Weltkriegen?*, in: *Werkausgabe*, 4. Bd., 180–186.

2 Ebd., 186.

3 Ebd., 187.

4 Ebd., 190.

5 Ebd.

6 Ebd., 192.

7 Ebd., 193.

8 Ebd., 196.

9 Ebd., 197.

10 Ebd., 210–212.

11 Ebd., 214.

12 Ebd., 215.

13 Ebd., 216.

14 Die Internationale und der Krieg, Wien 1935, *Werkausgabe*, 4. Bd., 25–48.

15 Ebd., 38.

16 Ebd., 43.

17 Ebd., 39.

18 Otto Bauer, Zwischen zwei Weltkriegen?, in: Werkausgabe, 4. Bd., 224f.

19 Ebd., 227.

20 Vgl. dazu: Norbert Leser, Zwischen Reformismus und Bolschewismus.

21 Otto Bauer, Zwischen zwei Weltkriegen?, 253, 259.

22 Ebd., 286.

23 Otto Bauer, Der neue Kurs in der Sowjetunion, in: *Der Kampf* 2 (1935), Werkausgabe 9. Bd., 533.

24 Otto Bauer, Der Diktator in der Diktatur, in: *Der Kampf* 2 (1935), in: Werkausgabe, 9. Bd., 564.

25 Ebd.

26 Ebd., 567.

27 Vgl. Kapitel „Stimmen aus der alten Partei“.

28 Otto Bauer, Zwischen zwei Weltkriegen?, in: Werkausgabe, 4. Bd., 297f.

29 Ebd., 306.

30 Ebd., 307.

31 Ebd., 309.

32 Ebd., 306.

33 Ebd., 322.

34 Ebd., 323.

35 Ebd., 324.

36 Ebd.

37 Ebd.

38 Otto Bauer, Rechtsblock und Linksblock in der Internationale, in: *Der Kampf* 1 (1934), Werkausgabe, 452–463; dazu: Raimund Löw, Otto Bauer und die russische Revolution, 199–228.

39 Otto Bauer, Zwischen zwei Weltkriegen?, in: Werkausgabe, 4. Bd., 293.

40 IISG Amsterdam, Rolle 1, Friedrich Adler an Otto Bauer, 2. November 1934.

41 Dan und Bauer. Briefwechsel, 41. Dan an Luise Kautsky, 27. November 1932.

42 Geoff Eley, *Forging Democracy. The History of the Left in Europe, 1850–2000*, Oxford 2000, 261–277.

43 Otto Bauer, Der neue Kurs in der Sowjetunion, in: *Der Kampf* 2 (1935), Werkausgabe 9. Bd., 526–535.

44 Otto Bauer, Einheitsfront in der Weltpolitik, in: *Der Kampf* 2 (1935), Werkausgabe 9. Bd., 544–560.

45 Otto Bauer, Auf dem Weg zur sozialistischen Demokratie, in: *Der Kampf* 3 (1936), Werkausgabe 9. Bd., 637–651.

46 Ebd., 649.

47 Karl Schlögel, *Terror und Traum. Moskau 1937*, München 2008, 250–256.

48 IISG Amsterdam, Rolle 6, 13. September 1935, Kalendereintrag: über Fischer in Moskau: Barry McLoughlin u.a., *Aufbruch – Hoffnung – Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925–1945*, Wien 1997.

49 Dan und Bauer. Briefwechsel, 63–66.

50 Ebd., 63.

51 Ebd., 64.

52 Ebd., 67; Dan an Bauer, 17. September 1935.

53 Ebd., 75; Dan an Bauer, 30. September 1935.

54 IISG Amsterdam, Rolle 6, Kalendereintrag, 19.(?), 1935.

55 Ebd., Kalendereintrag, 5. und 6. Jänner 1936.

56 Ernst Fischer, Erinnerungen und Reflexionen, 340–349.

57 IISG Amsterdam, Rolle 6, Kalendereintrag, 20. Dezember 1935.

58 Karl Schlögel, Terror und Traum, 661–684.

59 IISG Amsterdam, Rolle 6, Kalendereintrag, 2. März 1936.

60 Ebd., Rolle 1, Bauer an Kathia Adler, 3. September 1936.

61 Ebd.

62 Ebd.

63 IISG Amsterdam, Rolle 3, Sonnenschein an Bauer, 31. August 1936, 3. September 1936.

64 Ebd., Bauer an Sonnenschein, 2. September 1936.

65 Vgl. Otto Bauers Rubrik „Aus der Sowjetunion“, in: Werkausgabe, 9. Bd., 899–1022; ausführlich dazu: Hans Schafranek, Zwischen Blocklogik und Antistalinismus. Die Ambivalenz sozialdemokratischer Kritik an den Moskauer Schauprozessen, in: Archiv 1994. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung 10 (1994), 38–65.

66 Dan und Bauer. Briefwechsel, Dan an Bauer, 12. August 1937, 145f.

67 Otto Bauer, Der Moskauer Prozeß, in: Arbeiter-Zeitung, 30. August 1936, Werkausgabe, 7. Bd., 549–552.

68 Otto Bauer, Grundsätzliches zu den Hinrichtungen in Moskau, in: Der Kampf 3 (1936), Werkausgabe, 9. Bd., 671–680.

69 Ebd., 675.

70 Karl Schlögel, Terror und Traum, 21.

71 Otto Bauer, Grundsätzliches zu den Hinrichtungen, 679.

72 Otto Bauer, Der Trotzkismus und die Trotzkistenprozesse, in: Der Kampf 4 (1937), Werkausgabe, 9. Bd., 714.

73 Otto Bauer, Das Gericht über die roten Generale, in: Der Kampf 4 (1937), Werkausgabe, 9. Bd., 748.

74 Ebd., 749.

75 Ebd., 751.

76 Ernst Fischer, Otto Bauers Schützenhilfe für die Sowjetunion, in: Rundschau, 17. September 1936, VGA Bauer-Teilnachlass, K. 2, M. 10.

77 IISG Amsterdam, Ernst Fischer an Bauer, 18. April 1934. Ich danke Hans Schafranek für die Überlassung der Kopie.

78 Ebd.

79 Otto Bauer, Das Wesen der Volksfront, in: Der Kampf 4 (1937), Werkausgabe, 9. Bd., 718.

80 Otto Bauer, Spanien und Österreich, in: Der Kampf 3 (1936), Werkausgabe, 9. Bd., 604–610.

81 Ebd., 605.

82 Ebd.

83 Otto Bauer, Kommunisten und Sozialisten in Österreich, in: Der Kampf 1 (1934), Werkausgabe 9. Bd., 395–414.

84 Barry McLoughlin u. a., Kommunismus in Österreich 1918–1938, Innsbruck 2009, 321.

85 Otto Bauer, Kommunisten und Sozialisten in Österreich, 406.

86 Otto Bauer an Michael Sieberer (Zbaraslaw), 5. März 1935, zit. In: Everhard Holtmann, Zwischen Unterdrückung und Befriedung, 216, Anm. 170.

87 Ebd., 208.

88 Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 295–311; Ernst Fischer, Erinnerungen, 314f.

89 VGA Wien, ALÖS, K. 6, M. 4. Amos an Erich, 20. Juni 1936.

90 Otto Bauer, Einheitsfront des Faschismus, in: Der Kampf 3 (1936), Werkausgabe, 9. Bd., 662f.

91 IISG Amsterdam, Rolle 2, Käthe Leichter an Otto Bauer, August 1936.

92 Barry McLoughlin u. a., Kommunismus, 362.

IV. Wird Hitler Europa beherrschen?

1 Otto Bauer, Der Faschismus, in: Der sozialistische Kampf, Nr. 16, Juli 1938, Werkausgabe, 9. Bd., 873–895.

2 Ebd., 875f.

3 Ebd., 876.

4 Ebd., 880.

5 Ebd., 884.

6 Ebd., 880, 891.

7 Ebd., 883.

8 Ebd., 884f.

9 Ebd., 886.

10 Ebd., 887.

11 Ebd., 893.

12 Ebd., 894.

13 Ebd., 888.

14 Zit. in: Barry McLoughlin u. a., Kommunismus in Österreich, 322.

15 Otto Bauer, Der Austrofaschismus nach dem Naziputsch, in: Der Kampf 1 (1934), Werkausgabe, 9. Bd., 414.

16 Ebd., 417.

17 Otto Bauer, Einheitsfront des Faschismus, in: Der Kampf 3 (1936), Werkausgabe, 9. Bd., 654; zum Juliabkommen: Gabriele Volansky, Pakt auf Zeit. Das Deutsch-Österreichische Juli-Abkommen 1936, Wien 2001.

18 Otto Bauer, Einheitsfront des Faschismus, 654.

19 Otto Bauer, Der Kampf gegen die Nazi in Österreich, in: Der Kampf 3 (1936), Werkausgabe, 9. Bd., 658.

20 Ebd.

21 Ebd., 659.

22 Ebd., 671.

23 Karl Peutel an Bauer, 28. Juni 1937. Bauer an Peutel, 30. Juni 1937. IISG Amsterdam, Rolle 3. Abgedruckt in: Für Spaniens Freiheit. Österreicher an der Seite der Spanischen Republik 1936–1939, hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1986, 272–277.

24 Ebd.; zum spanischen Bürgerkrieg: Antony Beevor, The Battle For Spain. The Spanish Civil War 1936–1939, London 2007. Hans Landauer, Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936–1939, Wien 2008², 177.

25 Otto Bauer, Der Kampf gegen die Nazi in Österreich, 668.

26 Otto Bauer, Kann Österreich noch gerettet werden?, in: *Der Kampf* 5 (1938), Werkausgabe, 9. Bd., 824–833.

27 Ebd., 824.

28 Ebd., 827.

29 Ebd., 828.

30 Ebd., 829.

31 Ebd., 830.

32 Ebd., 832f.

33 IISG Amsterdam, Rolle 1. Es wurde nach seinem Tod veröffentlicht: *Der sozialistische Kampf*, 1. Juli 1939.

34 Heinrich Weber (= Otto Bauer), *Der Nationalsozialismus und die Arbeiter*, in: IISG Amsterdam, Rolle 6.

35 Ebd.

36 Ebd.

37 Heinrich Weber (= Otto Bauer), *Österreichs Ende*, in: *Der Kampf* 5 (1938), Werkausgabe, 9. Bd., 837–842.

38 Ebd., 843.

39 Ebd., 844.

40 Otto Bauer, Nach der Annexion, in: *Der sozialistische Kampf*, Nr. 1, 2. Juli 1938, Werkausgabe, 9. Bd., 853.

41 Ebd., 854.

42 Ebd.

43 Zum Begriff „blinder Antifaschismus“: Hans Schafranek, Propaganda als Instrument politischer Disziplinierung. Stalinistische Provokationstechniken im deutschsprachigen Exil während der Moskauer Schauprozesse 1936–1938, in: *Journal for Intelligence. Propaganda and Security Studies*, 3 (2009), 54.

44 Otto Bauer, Nach der Annexion, 857.

45 Ebd., 855.

46 Walter Rauscher, Karl Renner. Ein österreichischer Mythos, Wien 1995, 297f.

47 VGA Wien, Bauer Nachlass, M. 2. Otto Bauer an Arnold Steinbach, 24. April 1938.

48 Otto Bauer, Nach der Annexion, 854f.

49 Bauer an Steinbach, 24. April 1938.

50 IISG Amsterdam, Rolle 2, Kurt Adler an Bauer, 18. Juni 1938.

51 IISG Amsterdam, Rolle 2, Kurt Adler an Bauer, 28. Juni 1938.

52 Ebd.

53 VGA Wien, Bauernnachlass, M. 2, Bauer an Steinbach, 24. April 1938.

54 Gustav Richter (= Joseph Buttinger), In der Nacht vor dem Zusammenbruch, in: *Der sozialistische Kampf*, 1 (1938), 2. Juni 1938.

55 Ebd., 21; Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 528.

56 Ebd., 532.

57 Otto Leichter, Otto Bauer, 146f.

58 Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 551–557; Manfred Marschalek, Untergrund und Exil, 232, 236f.

59 Ebd., 228; 232; Joseph Buttinger, Am Beispiel Österreichs, 547f.

60 Erich Hobsbawm, *Gefährliche Zeiten. Ein Leben im 20. Jahrhundert*, München 2002, 366; dazu: Ernst Schwager, *Österreichische Emigration in Frankreich 1938–1945*, Wien 1984.

61 Bericht von „Roman“, VGA Wien, Teinachlass Otto Bauer, M. 2; Otto Leichter, Otto Bauer, 13–15; Richard Berczeller, Otto Bauer, in: Norbert Leser, Richard Berczeller, *Als Zaungast der Politik. Österreichische Zeitgeschichte in Konfrontation*, Wien 1977, 140f.

62 Richard Berczeller, Otto Bauer, 140.

63 Ebd., 141.

64 Bericht von „Roman“.

65 Otto Leichter, Otto Bauer, 13.

66 Richard Berczeller, Otto Bauer, 140.

67 Die Gedenkreden, in: *Der sozialistische Kampf*, 16. Juli 1938.

68 Ebd.

69 Ebd.

70 Ebd.

Vierter Teil
Das ambivalente Erbe

I. Selektive Erinnerungspolitik

1 Karl R. Stadler, Adolf Schärf. Mensch, Politiker, Staatsmann, Wien 1982; Fritz Weber, *Der Kalte Krieg in der SPÖ. Koalitionswächter, Pragmatiker und Revolutionäre Sozialisten 1945–1950*, Wien 1986.

2 Maria Mesner, „Weil ein anfänglich sehr kleiner Kreis von Freunden unbirrt zusammengehalten“ hat ... Die Umorientierung der SPÖ unter Renner und Schärf, in: *Die Bewegung. Hundert Jahre Sozialdemokratie in Österreich*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1990, 476–486; Gertrude Enderle-Burcel, *Die österreichischen Parteien 1945–1955*, in: *Österreich 1945–1995*, hg. von Reinhard Sieder, Wien 1995, 80–85; Fritz Weber, *Die Angst der Parteiführung vor dem Klassenkampf. Die SPÖ 1945–1966*, in: *Auf dem Weg zur Staatspartei. Zur Geschichte und Politik der SPÖ seit 1945*, hg. von Peter Pelinka, Wien 1988, 11–22.

3 Derek Weber, Otto Bauer und die österreichische Arbeiterbewegung, Reform, Revolution und westlicher Marxismus, in: *Otto Bauer und der Austromarxismus. „Integraler Sozialismus“ und die heutige Linke*, hg. von Walter Baier, Berlin 2008, 93; Peter Hallama, Verbindende Ideologie. Zu den Beziehungen zwischen KPÖ und KSČ nach 1945, in: *Zeitgeschichte* 36 (2009), 106–128.

4 Rudolf G. Ardelt, Das „Problem“ Friedrich Adler, in: *Sozialdemokratie und „Anschluß“*, hg. von Helmut Konrad, Wien 1978, 71–87.

5 Adolf Schärf, *Österreichs Erneuerung 1945–1955. Das Erste Jahrzehnt der Zweiten Republik*, Wien 1955⁷, 196.

6 Arbeiter Zeitung, 10. Februar 1948.

7 Adolf Schärf, *Österreichische Erneuerung*, 198.

8 Adolf Schärf, *Erinnerungen aus meinem Leben*, Wien 1963, 140.

9 VGA Wien, Bauer-Teinachlass, K. 2, M.7. Friedrich Adler an den Parteivorstand, 17. Jänner 1948.

- 10 Aktionsprogramm der Sozialistischen Partei Österreichs, 1947, in: *Österreichische Partiprogramme 1868–1966*, 268–277.
- 11 Ebd., 268, 270.
- 12 Tony Judt, *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, München 2006, 87.
- 13 Aktionsprogramme, 271.
- 14 Otto Bauer, *Werkausgabe*, 1. Bd., 19.
- 15 Aktionsprogramme, 270.
- 16 Zit. in: Karl R. Stadler, Adolf Schärf, 330.
- 17 Ebd., 309. Renner an Schärf, 13. August 1947.
- 18 Ebd., 311. Schärf an Renner, 18. August 1947.
- 19 Josef Hindels, *Erinnerungen eines linken Sozialisten*, Wien 1996, 117; zu ihm: *Gegen den Strom. Festschrift zum 70. Geburtstag von Josef Hindels*, hg. von Michael Häupl, Wien 1986.
- 20 Zit. in: Karl R. Stadler, Adolf Schärf, 282.
- 21 Rosa Jochmann an Bruno Kreisky, 9. Oktober 1982, in: *Rosa Jochmann. Eine außergewöhnliche Frau 1901–1994*, in: *Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung. Dokumentation* 3/4 (2008), 35.
- 22 Alfred Gusenbauer, *Der Standard*, 5. Juli 2008.

II. Eine Welle der Bauer-Rezeption

- 1 Tony Judt, *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, 449.
- 2 Otto Bauer. Eine Auswahl aus seinem Lebenswerk, hg. von Julius Braunthal, Wien 1961; zur Bauer-Rezeption: Gerald Mozetič, *Die Gesellschaftstheorie des Austromarxismus. Geistesgeschichtliche Voraussetzungen, Methodologie und soziologisches Programm*, Darmstadt 1987, 3–13; Richard Saage, *Zur Rezeption und Aktualität des Austromarxismus. Das Beispiel Otto Bauer*, *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 57 (2009).
- 3 Otto Leichter, Otto Bauer. *Tragödie oder Triumph*, Wien 1970.
- 4 Ebd., 361–362.
- 5 Viktor Reimann, *Zu groß für Österreich. Seipel und Bauer im Kampf um die Erste Republik*, Wien 1968.
- 6 Ebd., 257, 285.
- 7 Norbert Leser, *Zwischen Reformismus und Bolschewismus. Der Austromarxismus als Theorie und Praxis*, Wien 1968.
- 8 Norbert Leser, *Zeitzeuge an Kreuzwegen. Autobiographische Bekenntnisse*, Wien 2003, 104.
- 9 Ebd.
- 10 Peter Kulemann, *Am Beispiel des Austromarxismus. Sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Österreich von Hainfeld bis zur Dollfuß-Diktatur*, Hamburg 1979.
- 11 Ebd., 31 f., 413 f.
- 12 Austromarxismus, hg. von Hans Jörg Sandkühler und Rafael de la Vega, Frankfurt/M. 1970.
- 13 Ebd., 13, 45, 47.
- 14 Austromarxistische Positionen, hg. von Gerald Mozetič, Wien 1983.
- 15 Zum Wort gemeldet: Otto Bauer, hg. von Heinz Fischer, Wien 1968.
- 16 Otto Bauer et la Revolution. Textes choisis, présentés et annotés par Yvon Bourdet, Paris 1968. Dazu: Otto Leichter, Otto Bauer – französisch, in: *Die Zukunft*, H. 23/34, 1968, 31–33.

17 Austro-Marxism, ed. by Tom Bottomore and Patrick Goode, Oxford 1978, 44.

18 Giacomo Marramao, *Austromarxismo e socialismo di sinistra fra le due guerre*, Mailand 1977.

19 Alexander Gerschenkron, *Economic Backwardness in Historical Perspective*, Cambridge Mass. 1962; in Auszügen auch aufgenommen in: *Geschichte und Ökonomie*, hg. von Hans-Ulrich Wehler, Köln 1973, 121–139.

20 Alexander Gerschenkron, *Die deutsche Demokratie und das deutsche Proletariat*, in: *Der Kampf*, 25. Bd., 1932; nachgedruckt in: *Austromarxistische Positionen*, hg. von Gerald Mozetič, 452, 454.

21 VGA Wien, L. 19, M. 41 A.

22 Dazu der Vortrag von Hugo Pepper bei der 15. Linzer Konferenz der Internationalen Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung 1979: Zur Otto-Bauer-Werkausgabe im Europa-Verlag, Wien, in: *Archiv. Mitteilungsblatt des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung* 21 (1981), 42–53.

23 Ebd., 45.

24 Ebd.

25 Otto Bauer und der „dritte Weg“. Die Wiederentdeckung des Austromarxismus durch Linkssozialisten und Eurokommunisten, hg. von Detlev Albers, Frankfurt/M. 1979, 7.

26 Ebd., 128.

27 Ebd., 130f.

28 Ebd., 132.

29 Otto Bauer: *Theorie und Politik*, hg. von Detlev Albers, Berlin 1985.

30 Ebd., 92f.

31 Otto Bauer (1881–1938). *Theorie und Praxis*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1985.

32 Ebd., Vorwort.

33 Theorie über den Faschismus, hg. von Ernst Nolte, Köln 1967.

34 Ebd., 23.

35 Ebd., 89.

36 Ebd.

37 Zusammenfassend: Gerhard Botz, Faschismustheorien Otto Bauers, in: Otto Bauer, hg. von Erich Fröschl, 161–192; Ernst Hanisch, Otto Bauers Theorie des „Austrofaschismus“, in: *Zeitgeschichte* 1 (1974), 251–263; Peter Pelinka, Die Faschismusanalyse Otto Bauers und der antifaschistische Abwehrkampf der SDAP, in: Otto Bauer: *Theorie und Praxis*, hg. von Detlev Albers, 56–64.

Quellen und Literatur

Unpublizierte Quellen

Israelitische Kulturgemeinde Wien, Matrikelamt, Trauungsbuch.
Rathaus Wien, Magistratsabteilung 61, Ein- und Ausbürgerungen.
Stadt- und Landesarchiv Wien. Bezirksgericht Döblin, Meldeamt, Landesgericht für Strafsache
1934.
Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis Amsterdam. Karl Kautsky-Nachlass, Otto
Bauer-Teilnachlass.
Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung Wien. Teilnachlass Otto Bauer. Adler-Archiv. Par-
teivorstand 1907-1934. Filmrollen des Bauer-Nachlasses aus dem Internationalen Institut für
Sozialgeschichte Amsterdam. Protokoll der Parteitage 1911-1933.
Kriegarchiv Wien. Qualifikationslisten, Hauptgrundbuch.
Matrikeledition der Universität Zürich.
Universitätsarchiv Wien. Nationale Otto Bauer, Prüfungs nachweise.
Bundespolizeidirektion Wien. Amtsbibliothek.
Archiv der Republik Wien. Außenamt, Berichte der österreichischen Gesandtschaft aus Prag
1934-1938.
Materialien aus dem Privatrecherchen von Ing. Stefan Kozelka, Wien.

Literatur

80 Jahre Justizpalastbrand. Recht und gesellschaftliche Konflikte, Innsbruck 2008.
Adelgasser Franz, The Roots of Communist Containment: American Food Aid in Austria and
Hungary after World War I, in: Contemporary Austrian Studies 3 (1995).
Adler Friedrich, Gedenkrede zum Tode Otto Bauer, in: Feuer- nicht Asche. Festschrift zum 25
jährigen Bestehen des Vereines für Geschichte der Arbeiterbewegung; Wien o.J.
Adler Max, Der Sozialismus und die Intellektuellen, Wien 1910, Neudruck: Max Adler, Ausge-
wählte Schriften, hg. von Alfred Pfabigan, Wien 1981.
Adler Max, Die Staatsauffassung des Marxismus, Wien 1922 (Neudruck 1964).
Adler Max, Kausalität und Teleologie im Streit um die Wissenschaft, Wien 1904.
Adler Max, Über den kritischen Begriff der Religion, in: Festschrift für Wilhelm Jerusalem zu sei-
nem 60. Geburtstag von Freunden, Verehrern und Schülern, Wien 1915. Neudruck: Max Adler,
Ausgewählte Schriften, hg. von Alfred Pfabigan u. a., Wien 1981.
Adler Max, Zur Diskussion des neuen Parteiprogramms, in: Der Kampf, 19. Bd., 1926.
Adler Victor Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky, Wien 1954.
Adler Victor, Aufsätze, Reden und Briefe, VIII Heft, Wien 1929.
Adressbuch Wien und Umgebung 1880, Wien 1880.
Agstner Rudolf, Abschied vom Ballhausplatz, in: Wiener Geschichtsblätter 60 (2005).
Albers Detlev Hg., Otto Bauer und der „dritte Weg“. Die Wiederentdeckung des Austromarxismus
durch Linkssozialisten und Eurokommunisten, Frankfurt/M. 1979.

Albers Detlev Hg., Otto Bauer: Theorie und Politik, Berlin 1985.

Allmayer-Beck Johann Christoph, Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft, in: Die Habsburgermonarchie 1848-1918, 5. Bd., hg. von Adam Wandruszka, Wien 1987.

Alt Peter-André, Franz Kafka. Der ewige Sohn. Eine Biographie, München 2005.

Amann Klaus, Robert Musil-Literatur und Politik, Reinbek 2007.

Amon Pavlina, Otto Bauer. Zur Aktualität des Austromarxismus, Frankfurt/M. 2010.

Anderson Benedict, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt/M., 1996.

Anzenberger Werner/Polaschek Martin F., Widerstand für die Demokratie, 12. Februar 1934, Graz 2004.

Ardelt Rudolf G., Das „Problem“ Friedrich Adler, in: Sozialdemokratie und „Anschluß“, hg. von Helmut Konrad, Wien 1978.

Ardelt Rudolf G., Das Linzer Programm der österreichischen Sozialdemokratie 1926, in: Die Bewegung lebt. 100 Jahre Linzer Sozialdemokratie, Linz 1988.

Ardelt Rudolf G., Die österreichische Sozialdemokratie und der Kriegsausbruch 1914. Die Krise einer Elite, in: Jahrbuch für Zeitgeschichte, Wien 1979.

Ardelt Rudolf G., Friedrich Adler, Probleme einer Persönlichkeitsentwicklung um die Jahrhundertwende, Wien 1984.

Ardelt Rudolf G., Vom Kampf um Bürgerrechte zum Burgfrieden. Studien zur Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie 1888-1917, Wien 1994.

Bachstein Martin K., Die Sozialdemokratie in den böhmischen Ländern bis zum Jahr 1938, in: Die Erste Tschechoslowakische Republik als multinationaler Parteienstaat, hg. von Karl Bosl, München 1979.

Bauer et la Revolution. Textes choisis, présentés et annotés par Yvon Bourdet, Paris 1968.

Bauer Helene, Die Interessenharmonie, der „gemeine Mann“ und ein besserer Herr, in: Arbeit und Wirtschaft 1 (1923). Nachdruck: Peter Goller, Helene Bauer gegen die neoliberal bürgerliche Ideologie von Ludwig von Mises (1923), in: Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft 4 (2005).

Bauer Helene, Ehe und soziale Schichtung, in: Der Kampf, 20. Bd., 1927.

Bauer Helene, Zur Frage der proletarischen Agrarpolitik, in: Der Kampf, 12. Bd., 1919.

Bauer Helene: Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich, hg. von Brigitta Keitnzel, Wien 2002.

Bauer Otto, Werkausgabe, 9. Bde., Wien 1975-1980.

Beckermann Ruth Hg., Die Mazzesinsel. Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918-1938, Wien 1984.

Beer Siegfried, Der „unmoralische“ Anschluß. Britische Österreichspolitik zwischen Containment and Appeasement 1931-1934, Wien 1988.

Beevor Antony, The Battle For Spain. The Spanish Civil War 1936-1939, London 2007.

Beller Stephen, Vienna and the Jews 1867-1938. A Cultural History, Cambridge 1989.

Berchtold Klaus Hg., Österreichische Parteiprogramme 1868-1966, Wien 1967.

Berchtold Klaus, Verfassungsgeschichte der Republik Österreich, 1. Bd., Wien 1998.

Berczeller Richard, Otto Bauer, in: Norbert Leser, Richard Berczeller, Als Zaungast der Politik. Österreichische Zeitgeschichte in Konfrontation, Wien 1977.

Berger Peter, Im Schatten der Diktatur: Die Finanzdiplomatie des Vertreters des Völkerbundes in Österreich. Rost van Tonningen 1931-1936, Wien 2000.

Beyerl Beppo, Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Mein Brünn, in: Literatur und Kritik, November 2007.

Bödeker Hans Erich, Biographie. Annäherung an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand, in: Biographie schreiben, hg. von dems., Göttingen 2003.

Böhm Joachim, Czernin, Adler und Stockholm. Über die Zusammenarbeit österreichischer Rechtssozialisten mit der Regierung im Jahre 1917, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 16 (1968).

Böhm-Bawerk Eugen von, Zum Abschluss des Marxschen Systems, in: Sozialwissenschaftliche Arbeiten. Festgabe für Karl Knies, hg. von Otto von Boenigk, Berlin 1896, 87–205. Nachdruck: Die Marx-Kritik der österreichischen Schule der Nationalökonomie, hg. von Horst Meixner, Giessen 1974, 47–132.

Bottomore Tom and Goode Patrick ed. by, Austro-Marxism, Oxford 1978.

Botz Gerhard u.a. Hg., Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19.Jahrhundert, Buchloe 1990.

Botz Gerhard, Austro-Marxist Interpretation of Fascism, in: Journal of Contemporary History 11 (1976).

Botz Gerhard, Faschismustheorien Otto Bauers, in: Otto Bauer, hg. von Erich Fröschl, Wien 1985.

Botz Gerhard, Genesis und Inhalt der Faschismustheorien Otto Bauers, in: International Review of Social History 19 (1974).

Botz Gerhard, Otto Bauer im Ersten Weltkrieg. Anmerkungen zum Brief Otto Bauers an Helene Bauer vom 6. Dezember 1914, in: Zukunft, H. 7., Juli 1978.

Bourdieu Pierre, Die biographische Illusion, in Bios 1990.

Boyer John W., Silent War and Bitter Peace. The Revolution of 1918 in Austria, in: Austrian History Yearbook 34 (2003).

Boyer John W., The End of an Old Regime: Visions of Political Reform in Late Imperial Austria, in: The Journal of Modern History 58 (1986).

Brauneder Wilhelm, Deutsch-Österreich 1918: Die Republik entsteht, Wien 2000.

Braunthal Julius, Auf der Suche nach dem Millennium, Wien 1964.

Braunthal Julius, Geschichte der Internationale, 2.Bd., Hannover 1963.

Braunthal Julius, Otto Bauer. Ein Lebensbild, in: Otto Bauer. Eine Auswahl aus seinem Lebenswerk, Wien 1961.

Braunthal Julius, Victor und Friedrich Adler. Zwei Generationen Arbeiterbewegung, Wien 1965.

Browning Christopher, Die Entfesselung der „Endlösung“. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939–1942, München 2003.

Bruckmüller Ernst u.a., Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert, 1. Bd., Wien 2002.

Bruckmüller Ernst, Patriotismus und Geschichtsunterricht. Lehrpläne und Lehrbücher als Instrument eines übernationalen Gesamtstaatsbewußtseins in den Gymnasien der späteren Habsburgermonarchie, in: Vilfanov Zbornik. In Memoriam Sergij Vilfan, hg. von Vincenc Rajšp u.a., Ljubljana 1999.

Bruckmüller Ernst, Sozialgeschichte Österreichs, München 1985.

Bruckmüller Ernst, Zur Entstehung der kulturellen Differenz. Fragmentarische Überlegungen zum Verhältnis von Nationalbewusstsein und Grundschulbildung im alten Österreich, in: Focus Austria. Vom Vielvölkerreich zum EU – Staat. Festschrift für Alfred Ableitinger, hg. von Siegfried Beer u.a., Graz 2003.

Brügel Ludwig, Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie, 5. Bd., Wien 1925.

Burz Ulfried, Von der Tücke im Detail: Der 4. März 1933 und die österreichische Zeitgeschichte-

forschung, in: Geschichte und Identität. Festschrift für Robert Kriechbaumer, hg. von Franz Schausberger, Wien 2008.

Buttinger Joseph, Am Beispiel Österreichs. Ein geschichtlicher Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung o.O. 1953 (Nachdruck 1972).

Buttinger Joseph, Ortswechsel. Die Geschichte meiner Jugend, Frankfurt/M. 1979.

Chaloupek Günther, Otto Bauers Theorie der Krise des Kapitalismus im Kontext der Zeit, in: Rationalisierung und Massenarbeitslosigkeit, Graz 2009.

Charle Christoph, Vordenker der Moderne, Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert, Frankfurt/M 1996.

Charmatz Richard, Lebensbilder aus der Geschichte Österreichs, Wien 1947.

Cohen Gary B., Education and Middle-Class Society in Imperial Austria 1848–1918, West Lafayette 1996.

Cohen Gary B., Neither Absolutism nor Anarchy: New Narratives on Society and Government in Late Imperial Austria, in: Austrian History Yearbook 29 (1998).

Corbin Alain, Auf den Spuren eines Unbekannten. Ein Historiker rekonstruiert ein ganz gewöhnliches Leben, Frankfurt/M. 1999.

Corino Karl, Robert Musil. Eine Biografie, Reinbeck 2003.

Csendes Peter u.a. Hg. ,Wien. Geschichte einer Stadt, 3.Bd., Wien 2006.

Czerwińska-Schupp Ewa, Otto Bauer. Studien zur sozial-politischen Philosophie, Frankfurt/Main 2005.

Dahrendorf Ralf, Versuchungen der Unfreiheit. Die Intellektuellen in Zeiten der Prüfung, München 2006.

Danneberg Robert, Ein Blick ins Innere der Wiener Arbeiterbewegung, in: Der Kampf, 7. Bd., 1914.

Deák István, Der k.(u.)k. Offizier 1948–1918, Wien 1991.

Decker Hannah S., Freud, Dora, and Vienna 1900, New York 1991.

Deutsch Julius, Der Bürgerkrieg in Österreich. Eine Darstellung von Mitkämpfern und Augenzeugen, Karlsbad 1934.

Deutsch Julius, Ein weiter Weg. Lebenserinnerungen, Wien 1960.

Deutsch Karl W., Nationalism and Social Communication. An Inquiring into the Foundation of Nationality, Cambridge 1966².

Doderer Heimito von, Die Dämonen, 1. Bd., München 1967.

Doderer Heimito von, Frühe Prosa, München 1995.

Dollfuß Eva, Mein Vater Hitlers erstes Opfer, Wien 1994.

Duczynska Ilona, Der demokratische Bolschewik. Zur Theorie und Praxis der Gewalt, München 1975.

Ebeling Richard M., Economie Calculation Under Socialism: Ludwig von Mises and His Predecessors, in: The Meaning of Ludwig Mises, ed. by Jeffrey M. Herbener, Kluwer Academic Publishers 1993.

Ebner Herwig, Erinnerungen an meine bewegte Kindheit (1928–1938), in: Focus Austria, Vom Vielvölkerreich zum Euro-Staat. Festschrift für Alfred Ableitinger zum 65. Geburtstag, hg. von Siegfried Beer u.a., Graz 2003.

Eigner Peter/Helige Andrea, Österreichische Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Wien 1999.

Eley Geoff, A Crooked Line. From Cultural History to the History of Society, Ann Arbor 2008.

Eley Geoff, *Forging Democracy. The History of the Left in Europe, 1850–2000*, Oxford 2000.

Ellenbogen Wilhelm, *Der Linzer Parteitag, Der Kampf*, 19. Bd., 1926.

Ellenbogen Wilhelm, *Wille und Intellekt: Otto Bauer*, in: Otto Bauer, *Werkausgabe*, 9. Bd.

Eminger Stefan, „Reichsbündler“, „Marienkinder“ und Bauernburschen. *Politischer Katholizismus und Jugend auf dem Dorf in der Zwischenkriegszeit*, in: *Politik vor Ort. Sinngebung in den ländlichen und kleinstädtischen Lebenswelten*, hg. von Hanns Haas, Innsbruck 2007.

Enderle-Burcel Gertrude, *Die österreichischen Parteien 1945–1955*, in: *Österreich 1945–1995*, hg. von Reinhard Sieder, Wien 1995.

Engelbrecht Helmut, *Grundzüge des Unterrichtwesens bezüglich der Volksschule (1869). Geschichte des österreichischen Bildungswesens*, 4. Bd., Wien 1986.

Etzemüller Thomas, *Die Romantik des Reißbretts. Social Engineering und demokratische Volksgemeinschaft in Schweden: Das Beispiel Alva und Gunnar Myrdal (1930–60)*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006).

Exner Gudrun, Peter Schimany, *Amtliche Statistik und Judenverfolgung. Die Volkszählung von 1939 in Österreich und die Erfassung der österreichischen Juden*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 32 (2006).

Fellner Fritz Hg., „Saint-Germain, im Sommer 1919“. Briefe Franz Kleins aus der Zeit seiner Mitwirkung in der österreichischen Friedensdelegation. Mai–August 1919, Salzburg 1977.

Fellner Fritz Hg., *Schicksalsjahre Österreichs 1908–1919. Das politische Tagebuch Josef Redlichs*, 2. Bd., Graz 1954.

Fellner Fritz, *Geschichtsschreibung und nationale Identität. Probleme und Leistungen der österreichischen Geschichtswissenschaft*, Wien 2002.

Fellner Günther, Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft Wien 1985.

Fischer Ernst, *Erinnerungen und Reflexionen*, Reinbek 1969.

Fischer Georg/Rosner Peter, *Politische Ökonomie und Wirtschaftspolitik im Austromarxismus*, Wien 1987.

Fischer Heinz Hg., *Texte zur österreichischen Verfassungsgeschichte*, Wien 1970.

Fischer Heinz, *Zum Wort gemeldet: Otto Bauer*, Wien 1968.

Fleischer Wolfgang, *Das verleugnete Leben. Die Biografie des Heimito von Doderer*, Wien 1996.

Freud Sigmund, *Bruchstück einer Hysterie-Analyse. Editorische Vorbemerkung*, in: ders., *Studienausgabe*, 6. Bd., Frankfurt/M. 1971.

Fritz Wolfgang, *Der Kopf des Asiaten Breitner. Politik und Ökonomie in Wien*, Wien 2000.

Fröschel Erich Hg., 4. März 1933. *Vom Verfassungsbruch zur Diktatur*, Wien 1984.

Fröschl Erich Hg., *Otto Bauer (1881–1938). Theorie und Praxis*, Wien 1985.

Für Spaniens Freiheit. Österreicher an der Seite der Spanischen Republik 1936–1939, hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1986.

Furet François, *Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert*, München 1996.

Gaisbauer Adolf, *Davidstern und Doppeladler. Zionismus und jüdischer Nationalismus in Österreich 1882–1918*, Wien 1988.

Gall Marie-Antoinette, John Maynard Keynes. *Leben-Werk-Epoche*, Stuttgart 2002.

Garamvölgyi Judit, *Otto Bauer zwischen Innen- und Außenpolitik*, in: *Politik und Gesellschaft im alten und neuen Österreich. Festschrift für Rudolf Neck zum 60. Geburtstag*, hg. von Isabella Ackerl, 2. kBd., Wien 1981.

Garamvölgyi Judit, *Betriebsräte und sozialer Wandel in Österreich 1919/1920*, Wien 1983.

Gay Peter, *Freud. Eine Biographie für unsere Zeit*. Frankfurt/M. 1989.

Gehler Michael, Tirol im 20. Jahrhundert. Vom Kronland zur Euroregion, Innsbruck 2008.

Gerschenkron Alexander, Die deutsche Demokratie und das deutsche Proletariat, in: *Der Kampf*, 25. Bd., 1932; nachgedruckt in: *Austromarxistische Positionen*, hg. von Gerald Mozetič.

Gerschenkron Alexander, *Economic Backwardness in Historical Perspective*, Cambridge Mass. 1962.

Gindely Anton, *Lehrbuch der Geschichte*, 3 Bde., bis 17 Auflagen.

Ginzburg Carlo, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, Frankfurt/M. 1979.

Glaser Ernst, Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Sozialismus, Wien 1981.

Godsey William D., Jr., *Aristocratic Redoubt. The Austrian-Hungarian Foreign Office in the Eve of the First World War*, West Lafayette 1999.

Goldinger Walter/Binder Dieter A., *Geschichte der Republik Österreich 1918–1938*, Wien 1992.

Goller Peter, *Österreichische Staatsrechtswissenschaft um 1900. Aus Briefen Edmund Bernatziks an Georg Jellinek (1891–1903)*, in: *Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs* 51 (2004).

Gombrich Ernst, *The Visual Art in Vienna Circa 1900. Reflections on the Jewish Catastrophe*, London 1997.

Goos Roderich, *Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges. Mit Ermächtigung des Leiters des Deutschösterreichischen Staatsamtes für Äußeres auf Grund aktenmäßiger Forschung*, Wien 1919.

Grass Martin, Die Stockholmer Konferenz 1917 in Schweden. Einige Aspekte, in: *Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung*, 23. Linzer Konferenz 1987, Wien 1988.

Grillparzer Franz, *Der Traum, ein Leben*, in: *Sämtliche Werke*, 5. Bd., Stuttgart 1872.

Gross Otto, *Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe*, Hamburg 2000.

Gulick Charles A., *Austria. From Habsburg to Hitler*, Vol. II, Berkeley 1948.

Gulick Charles A., *Österreich von Habsburg zu Hitler*, Wien 1976.

Günsche Karl Ludwig, Lantermann Klaus, *Kleine Geschichte der Sozialistischen Internationale*, Bonn 1977.

Gusenbauer Alfred, *Der Standard*, 5. Juli 2008.

Haas Hanns, *Die Vereinigten Staaten von Amerika und die alliierte Lebensmittelversorgung Österreichs im Winter 1918/19*, in: *Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs* 32 (1979).

Haas Hanns, *Österreich und die Alliierten 1918–1919*, in: *Saint-Germain 1919. Protokoll des Symposiums am 29. und 30. Mai 1979 in Wien*, hg. von Isabella Ackerl, Wien 1989.

Haas Hanns, *Otto Bauer als Außenpolitiker*, in: *Otto Bauer (1881–1938) Theorie und Praxis*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1985.

Haas Hanns, *Otto Bauer und der Anschluß 1918/1919*, in: *Sozialdemokratie und „Anschluß“*. Historische Wurzeln des Anschluß 1918 und 1938. Nachwirkungen, hg. von Helmut Konrad, Wien 1978.

Haas Karl, *Das Ende des Austromarxismus. Sozialdemokratische Politik 1933/34*, in: *Die Bewegung. Hundert Jahre Sozialdemokratie in Österreich*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1990.

Haas Karl, *Gegen den „Reformistischen Ministerialismus.“ Zur Haltung der österreichischen Sozialdemokratie in der Koalitionsfrage*, in: *Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag*, hg. von Rudolf G. Ardelt u.a., Wien 1985.

Habermas Jürgen, Ein avantgardistischer Spürsinn für Relevanzen, in *Der Standard*, 10. März 2006.

Hacohen Malachi Haim, Karl Popper. *The Formative Years 1902–1945. Politics and Philosophy in Interwar Vienna*, Cambridge 2000.

Hainisch Michael, *Die Landflucht. Ihr Wesen und ihre Bekämpfung im Rahmen der Agrarpolitik*, Jena 1924.

Hallama Peter, *Verbindende Ideologie. Zu den Beziehungen zwischen KPÖ und KSČ nach 1945*, in: *Zeitgeschichte* 36 (2009).

Hämmerle Christa, *Die Allgemeine Wehrpflicht in der multiethnischen Armee der Habsburgermonarchie*, in: *Journal of Modern European History*. 5 (2007).

Hänisch Dirk, *Wahlentwicklung und Wahlverhalten in der Ersten Republik*, in: *Handbuch der politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933*, Wien 1995.

Hanisch Ernst, „*Christlicher Ständestaat*“ und autoritäre/faschistische Systeme, in: *Mensch, Staat und Kirchen zwischen Alpen und Adria 1848–1938*, hg. von Werner Drobisch u. a., Klagenfurt 2007.

Hanisch Ernst, 1934: Ein Merkjahr der Geschichte Österreichs, in: *Widerstand als Bürgerpflicht*, hg. von Anita Ziegerhofer-Pretenthaler, Graz 2005.

Hanisch Ernst, *Das System und die Lebenswelt des Katholizismus*, in: *Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933*, hg. Emmerich Tálos, Wien 1995.

Hanisch Ernst, *Der kranke Mann an der Donau. Marx und Engels über Österreich*, Wien 1978.

Hanisch Ernst, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*, Wien 1994.

Hanisch Ernst, *Der Politische Katholizismus als ideologischer Träger des „Austrofaschismus“*, in: *Austrofaschismus. Politik-Ökonomie-Kultur 1933–1938*, hg. von Emmerich Tálos, Wien 2005⁵.

Hanisch Ernst, *Die Ideologie des Politischen Katholizismus in Österreich 1918–1938*, Wien 1977.

Hanisch Ernst, *Die Politik und die Landwirtschaft*, in: *Ernst Bruckmüller u. a., Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert*, 1. Bd., Wien 2002.

Hanisch Ernst, *Die Wiener Ringstraße. Zwei Pole, zwei Muster der österreichischen Kultur*, in: *Memoria Austriae*, 2. Bd., hg. von Emil Brix u. a., Wien 2005.

Hanisch Ernst, *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Wien 2005.

Hanisch Ernst, *Otto Bauer als Historiker*, in: *Otto Bauer*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1985.

Hanisch Ernst, *Otto Bauer*, in: *Deutsche Historiker*, 6. Bd., hg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1980.

Hanisch Ernst, *Otto Bauers Theorie des „Austrofaschismus“*, in: *Zeitgeschichte* 1 (1974).

Hanisch Ernst, *Peter Urbanitsch*, *Die Prägung der politischen Öffentlichkeit durch politische Strömungen*, in: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Bd. VIII/1, hg. von Helmut Rumpler, Wien 2006.

Hannak Jacques, *Karl Renner und seine Zeit. Versuch einer Biographie*, Wien 1965.

Hannak Jacques, *Männer und Taten. Zur Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung*, Wien 1963.

Hans Landauer, *Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936–1939*, Wien 2008².

Harmat Ulrike, *Ehe auf Widerruf? Der Konflikt um das Eherecht in Österreich 1918–1938*, Frankfurt/M. 1999.

Hartmann Gerhard, *Für Gott und Vaterland. Geschichte und Wirken des CV in Österreich*, Kevlaer 2006.

Hassinger Herbert, *Die Wirtschaftsgeschichte an Österreichs Hochschulen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, in: *Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift Friedrich Lütge*, hg. von Wilhelm Abel, Stuttgart 1966.

Hauch Gabriella, *Schreiben über eine Fremde. Therese Schlesinger (1863–1940)*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 19 (2008).

Hauch Gabriella, Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919–1933, Wien 1995.

Häupl Michael Hg., Gegen den Strom. Festschrift zum 70. Geburtstag von Josef Hindels, Wien 1986.

Haupt Georges, Der Kongreß fand nicht statt. Die Sozialistische Internationale 1914, Wien 1967.

Hautmann Hans, Die Sozialdemokratie in der „österreichischen Revolution“, in: Niederösterreich 1918 bis 1922, hg. von Willibald Rosner, St. Pölten 2007.

Hautmann Hans, Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924, Wien 1987.

Hayek Friedrich A., Das Mieterschutzproblem. Nationalökonomische Betrachtungen, Wien 1929.

Healy Maureen, Vienna and the Fall of the Habsburger Empire. Total War and Everyday Life in World War I, Cambridge 2004.

Herders Konversations-Lexikon, Bd. 8, Freiburg 1910.

Hilberg Raul, Die Vernichtung der europäischen Juden, 3. Bd., Frankfurt/M. 1990.

Hilferding Rudolf, Böhm-Bawerks Marx-Kritik, in: Marx-Studien. Blätter für Theorie und Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus, 1. Bd., hg. von Max Adler, Wien 1904.

Hilferding Rudolf, Das Finanzkapital. Ein Studie über die jüngste Entwicklung des Kapitalismus, Wien 1910.

Hindels Josef, Erinnerungen eines linken Sozialisten, Wien 1996.

Hirschfeld Gerhard Hg., Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2003.

Hobsbawm Eric J., Das imperiale Zeitalter 1875–1914, Frankfurt/M. 1995.

Hobsbawm Eric J., Nation und Nationalismus, Frankfurt/M., 1992.

Hobsbawm Eric, Age of Extremes. The Short Twentieth Century 1914–1991, London 1994.

Hobsbawm Erich, Gefährliche Zeiten. Ein Leben im 20. Jahrhundert, München 2002.

Hödl Klaus, Wiener Juden – jüdische Wiener. Identität, Gedächtnis und Performanz im 19. Jahrhundert, Innsbruck 2006.

Hölderlin Friedrich, Sämtliche Werke, Berlin 1958.

Holtmann Everhard, Sozialdemokratische Defensivpolitik vor dem 12. Februar 1934, in: Vom Justizpalast zum Heldenplatz. Studien und Dokumentationen 1927 bis 1938, hg. von Ludwig Jedlicka, Wien 1975.

Holtmann Everhard, Zwischen Unterdrückung und Befriedung. Sozialistische Arbeiterbewegung und autoritäres Regime in Österreich 1933–1938, Wien 1978.

Honegger Claudia Hg., Listen der Ohmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsfrauen, Frankfurt/M. 1981.

Horak Roman Hg., Metropole Wien. Texturen der Moderne, 2 Bde., Wien 2000.

Hruza Karel Hg., Österreichische Historiker 1900–1945, Wien 2008

Hübinger Gangolf, Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte, Göttingen 2006.

Hye Hans Peter, Das politische System in der Habsburgermonarchie, Praha 1998.

Jahoda Marie u.a., Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch, Frankfurt 1975 (zuerst 1933).

Jahrbuch der österreichischen Industrie und Compass 1911, hg. von Rudolf Hanel, Wien 1911.

Jászi Oscar, The Dissolution of the Habsburg Monarchy, Chicago 1929, Neudruck 1971.

Jetschgo Johannes Hg., Österreichische Industriegeschichte 1848 bis 1955. Die verpasste Chance, Wien 2004.

Jochmann Rosa, hg. von Maria Sporrer, Wien 1984.

Jochmann Rosa. Eine außergewöhnliche Frau 1901–1994, in: Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung. Dokumentation 3/4 (2008).

John Julius F., Deutsches Lesebuch, IV. Teil, Wien 1914.

Johnston William M., Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938, Wien 1974.

Judson Pieter M., Exclusive Revolutionaries. Liberal Politics, Social Experience, and National Identity in the Austrian Empire, 1848–1914, Ann Arbor 1997.

Judson Pieter M., Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria, Cambridge Mass. 2006.

Judson Pieter M., Nationalizing Rural Landscapes in Cisleithania 1880–1914, in: Creating The Other. Ethnic Conflict and Nationalism in Habsburg Central Europe, ed. by Nancy M. Wingfield, New York 2004.

Judt Tony, Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, München 2006.

Kane Leon, Robert Danneberg. Ein pragmatischer Idealist, Wien 1980.

Kann Robert A., Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie, 2. Bd., Graz 1964.

Kautsky Karl, Grenzen der Gewalt, Karlsbad 1934.

Kelsen Hans, Sozialismus und Staat. Eine Untersuchung der politischen Theorie des Marxismus, Leipzig 1923 (Neuauflage: Wien 1965).

Kisch Enoch Heinrich, Erlebtes u. Erstrebtes, in: Die Juden in Böhmen und Mähren, hg. von Wilma Iggers, München 1986.

Klemperer Clemens von, Ignaz Seipel. Staatsmann einer Krisenzeit, Graz 1976.

Klenner Fritz, Die österreichischen Gewerkschaften, 1. Bd., Wien 1951.

Kocka Jürgen, Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800, Bonn 1990.

Kókai Károly, Grünbergs Archiv, in: Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung, 5. Bd., hg. von Michael Benedikt, Wien 2005.

Kolakowski Leszek, Die Hauptströmungen des Marxismus, 2. Bd., München 1978.

Komlos John, Wirtschaftswachstum, biologischer Lebensstandard und regionale Konvergenz in der Habsburgermonarchie, 1850–1910: Eine anthropometrische Untersuchung, in: Erfahrung der Moderne. Festschrift für Roman Sandgruber zum 60. Geburtstag, hg. von Michael Pammer, Stuttgart 2007.

Konrad Helmut und Maderthaner Wolfgang Hg., „... der Rest ist Österreich“. Das Werden der Ersten Republik, 2 Bde., Wien 2008.

Konrad Helmut, Der 12. Februar 1934 in Österreich, in: Österreich 1934, hg. von Günther Schebeck, Wien 2004.

Konrad Helmut, Deutsch-Österreich: Gebremste Klassenbildung und importierte Arbeiterbewegung im Vielvölkerstaat, in: Europäische Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, hg. von Jürgen Kocka, Göttingen 1983.

Konrad Helmut, Nationalismus und Internationalismus. Die österreichische Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg, Wien 1976.

Kovacs Elisabeth Hg., Kaiser und König Karl I. (IV.) Politische Dokumente aus internationalen Archiven, Wien 2004, 2. Bd.

Kowalski Werner u. a., Geschichte der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (1923–1940), Berlin 1985.

Krätké Michael R., Über die Krise der Weltwirtschaft, Demokratie und Sozialismus. Eine unveröffentlichte Doktorarbeit, Wien 1933.

fentliche Untersuchung Otto Bauers über die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre, in: Otto Bauer und der Austromarxismus, hg. von Walter Baier, Berlin 2008.

Kraus Hans-Christof, Geschichte als Lebensgeschichte. Gegenwart und Zukunft der Biographie, in: Geschichte und Politik. Alte und neue Wege, hg. von dems., München 2007.

Kraus Karl, Worte in Versen, München 1959.

Kreisky Bruno, Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten, Berlin 1986.

Kriechbaumer Robert Hg., „Dieses Österreich retten“. Protokolle der Christlichsozialen. Parteitage der Ersten Republik, Wien 2006.

Krohn Claus-Dieter Hg., Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945, Darmstadt 1998.

Kroll Thomas, Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich 1945–1956, Köln 2007.

Kronenbitter Günther, „Krieg im Frieden“. Die Führung der k. u. k. Armee und die Großmachtspolitik Österreich-Ungarns 1906–1914, München 2003.

Kulemann Peter, Am Beispiel des Austromarxismus. Sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Österreich von Hainfeld bis zur Dollfuß-Diktatur, Hamburg 1979.

Kurth Peter, Im Schatten Victor Adlers. Die österreichische Sozialdemokratie zwischen Wahlrechtskampf und Revisionismusstreit (1889–1907), Husum 1998.

Kutos Paul, Russische Revolutionäre in Wien 1900–1917, Wien 1993.

Kykal Inez, Karl R. Stadler, Richard Bernaschek. Odysee eines Rebellen, Wien 1976.

Langewiesche Dieter, Zur Freizeit des Arbeiters. Bildungsbestrebungen und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der Ersten Republik, Stuttgart 1980.

Lanzer-Sillén Helena, Dr. Wanda Lanzer – die Gründerin des Abendgymnasiums, in: Jahresbericht des Bundesgymnasiums und Wirtschaftskundlichen Bundesrealgymnasiums für Berufstätige 2004/2005. Festschrift 80 Jahre Abendgymnasium.

Le Goff Jacques, Ludwig der Heilige, Stuttgart 2000.

Lederer Emil, Der Massenstaat. Gefahren der klassenlosen Gesellschaft, hg. Von Claus-Dieter Krohn, Graz 1995.

Leichter Käthe, Die beste Abwehr, in: Der Kampf, 26 Bd., 1933.

Leichter Käthe, Erfahrungen des österreichischen Sozialisierungsversuches, in: Der lebendige Marxismus. Festgabe zum 70. Geburtstag Karl Kautskys, Jena 1924.

Leichter Käthe, Leben und Werk, hg. von Herbert Steiner, Wien 1993.

Leichter Otto, Briefe ohne Antwort. Aufzeichnungen aus dem Pariser Exil für Käthe Leichter 1938–1939, hg. von Heinrich Berger u. a., Wien 2003.

Leichter Otto, Österreichische Gewerkschaften im Untergrund, Wien 1963.

Leichter Otto, Otto Bauer – französisch, in: Die Zukunft, H. 23/34, 1968.

Leichter Otto, Otto Bauer. Tragödie oder Triumph, Wien 1970.

Leichter Otto, Zwischen zwei Diktaturen. Österreichs Revolutionäre Sozialisten 1934–1938, Wien 1968.

Leidinger Hannes, „Der Einzug des Galgen und des Mordes“. Die parlamentarischen Stellungnahmen polnischer und ruthenischer Reichsratsabgeordneter zu den Massenhinrichtungen in Galizien 1914/15, in: Zeitgeschichte 33 (2006).

Leidinger Hannes, Moritz Verena, In russischer Gefangenschaft, Wien 2008.

Leidinger Hannes, Moritz Verena: Gefangenschaft Revolution Heimkehr. Die Bedeutung der Kriegsgefangenenproblematik für die Geschichte des Kommunismus in Mittel- und Osteuropa 1917–1920, Wien 2003.

Leidinger Hannes, Verena Moritz, Österreich-Ungarn und die Heimkehrer aus russischer Gefangenschaft im Jahr 1918, in: Österreich in Geschichte und Literatur 41 (1997).

Leo Trotzki, Mein Leben. Versuch einer Autobiographie, Frankfurt/M. 1974.

Leser Norbert Hg., 1927 als die Republik brannte. Von Schattendorf bis Wien, Wien 2001.

Leser Norbert, Der Sturz des Adlers. 120 Jahre österreichische Sozialdemokratie, Wien 2008.

Leser Norbert, Zeitzeuge an Kreuzwegen. Autobiographische Bekenntnisse, Wien 2003.

Leser Norbert, Zwischen Reformismus und Bolschewismus. Der Austromarxismus als Theorie und Praxis, Wien 1968.

Leube Kurt R. Hg., Die österreichische Schule der Nationalökonomie, 1. Bd., Von Menger bis Mises, Wien 1995.

Lexikon für Theologie und Kirche, 1. Bd., Freiburg 1993.

Lichtblau Albert Hg., Als hätten wir dazugehört. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie, Wien 1999.

Lipphardt Veronika/Kiran Klaus Paul, Neuverzauberung im Gestus der Wissenschaftlichkeit. Wissenspraktiken im 20. Jahrhundert am Beispiel menschlicher Diversität, in: Geschichte und Gesellschaft 33 (2008).

List Eveline, Mutterliebe und Geburtenkontrolle – Zwischen Psychoanalyse und Sozialismus. Die Geschichte der Magarethe Hilferding-Hönigsberg, Wien 2000.

Loewenfeld-Russ Hans, Im Kampf gegen den Hunger. Aus den Erinnerungen des Staatssekretärs für Volkernährung 1918–1920, hg. von Isabella Ackerl, Wien 1986.

Löw Raimund, Der Austromarxismus. Eine Autopsie, Frankfurt/M 1986.

Löw Raimund, Der Zerfall der „Kleinen Internationale“. Nationalitätenkonflikt in der Arbeiterbewegung des alten Österreich (1889–1914), Wien 1984.

Löw Raimund, Otto Bauer und die russische Revolution, Wien 1980.

Luft Robert, Übernationale Zusammenarbeit im Wiener Parlament, in: Der Reichstag von Kremsier 1848–1849 und die Tradition des Parlamentarismus in Mitteleuropa, Kremsier (Kroměříž) 1998.

Maderthaner Wolfgang Hg., „Der Führer bin ich selbst“. Engelbert Dollfuß-Benito Mussolini Briefwechsel, Wien 2004.

Maderthaner Wolfgang, Die Entwicklung der Organisationsstruktur der deutschen Sozialdemokratie in Österreich 1889 bis 1913, in: Sozialdemokratie und Habsburgerstaat, Wien 1988.

Maderthaner Wolfgang, Die Krise einer Kultur, in: Österreich 1934, hg. von Günther Scheffbeck, Wien 2004.

Maderthaner Wolfgang, Die Sozialdemokratie, in: Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918–1933, hg. von Emmerich Tálos, Wien 1995.

Maderthaner Wolfgang, Kultur Macht Geschichte. Studien zur Wiener Stadt kultur im 19. und 20. Jahrhundert, Wien 2005.

Maderthaner Wolfgang, Mattl Siegfried, „... den Straßenexzessen eine Ende machen“. Septembe runruhen und Arbeitermassenprozeß 1911, in: Sozialistenprozesse. Politische Justiz in Österreich 1870–1936, hg. von Karl R. Stadler, Wien 1986.

Maderthaner Wolfgang, Musner Lutz, Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900, Frankfurt/M. 1999.

Maderthaner Wolfgang, Musner Lutz, Die Logik der Transgression: Masse, Kultur und Politik im Wiener Fin de Siècle, in: Metropole Wien. Texturen der Moderne, hg. von Roman Horak u.a., 1. Bd., Wien 2000.

Maimann Helene Hg., *Die Kälte des Februar. Österreich 1933–1934*, Wien 1984.

Maitron Jean ed., *Dictionnaire biographique du Mouvement Ouvrier international*. Austriche, Paris 1971.

Marramao Giacomo, *Austromarxismo e socialismo di sinistra fra le due guerre*, Mailand 1977.

Marschalek Manfred, *Der Wiener Schutzbundprozeß 1935*, in: *Sozialistenprozesse. Politische Justiz in Österreich 1870–1936*, hg. von Karl Stadler, Wien 1986.

Marschalek Manfred, *Die papiergewordene Ambivalenz. Fritz Adler und die Teilung der Archive*, in: *Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung*, 1994.

Marschalek Manfred, *Falscher Verdacht und verborgener Verrat. Neue Forschungen zum Wiener Sozialistenprozeß 1936*, in: *Die Bewegung. Hundert Jahre Sozialdemokratie in Österreich*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1990.

Marschalek Manfred, *Untergrund und Exil. Österreichs Sozialisten zwischen 1934 und 1945*, Wien 1990.

März Eduard, *Joseph Alois Schumpeter – Forscher, Lehrer und Politiker*, Wien 1983.

März Eduard, *Österreichische Bankpolitik in der Zeit der großen Wende 1913–1923. Am Beispiel der Creditanstalt für Handel und Gewerbe*, Wien 1981.

Matsch Erwin Hg., *November 1918 auf dem Ballhausplatz. Erinnerungen Ludwigs Freiherrn von Flotow des letzten Chefs des österreichisch-ungarischen auswärtigen Dienstes 1895–1920*, Wien 1982.

Mautner Markhof Georg J. E., *Major Emil Fey. Heimwehrführer zwischen Bürgerkrieg, Dollfuß-Mord und Anschluß*, Graz 2004.

McLoughlin Barry u.a., *Aufbruch Hoffnung Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925–1945*, Wien 1997.

McLoughlin Barry u.a., *Kommunismus in Österreich 1918–1938*, Innsbruck 2009.

McLoughlin Barry, *Die Wehrpolitik der SDAPÖ 1923–1934*, in: *Der 12. Februar 1934. Ursache Fakten Folgen*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1984.

Mensch Michael, *Arbeiterexistenz in der Spätgründerzeit – Gewerkschaften und Lohnentwicklung in Österreich 1890–1914*, Wien 1984.

Mesner Maria, „Weil ein anfänglich sehr kleiner Kreis von Freunden unbeirrt zusammengehalten“ hat... Die Umorientierung der SPÖ unter Renner und Schärf, in: *Die Bewegung. Hundert Jahre Sozialdemokratie in Österreich*, hg. von Erich Fröschl, Wien 1990.

Metall Aladár Rudolf, *Hans Kelsen. Leben und Werk*, Wien 1969.

Meyers Konversations-Lexikon, Leipzig 1896, 12. Bd., 152.

Miller Susanne, *Das Ringen um „die einzige großdeutsche Republik“. Die Sozialdemokratie in Österreich und im Deutschen Reich zur Anschlußfrage 1918/19*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 11 (1971).

Mises Ludwig von, *Die Gemeinschaft. Untersuchungen über den Sozialismus*, Jena 1922.

Mises Ludwig von, *Erinnerungen von Ludwig v. Mises*, Stuttgart 1978.

Mises Ludwig von, *Liberalismus*, Jena 1927. Neuauflage: St. Augustin 2006⁴.

Mommsen Hans, *Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im Vielvölkerstaat: Das Ringen um die supranationale Integration der zisleithanischen Arbeiterbewegung (1867–1907)*, Wien 1963.

Mommsen Hans, Otto Bauer, Karl Renner und die sozialdemokratische Nationalitätenpolitik in Österreich 1905–1914, in: Ders., *Arbeiterbewegung und Nationale Frage*, Göttingen 1979.

Moritz Verena, Hannes Leidinger, Otto Bauer 1914–1919. Kriegsgefangenschaft und Heimkehr als Problem einer Biografie, in: *Wiener Gerichtblätter* 54 (1999), 1–21.

Mozetič Gerald Hg., *Austromarxistische Positionen*, Wien 1983.

Mozetič Gerald, *Gesellschaftstheorie des Austromarxismus. Geistesgeschichtliche Voraussetzungen, Methodologie und soziologisches Programm*, Darmstadt 1987.

Mühler Eduard, *Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung*, Düsseldorf 2005.

Müller Dora, *Drehscheibe Brünn. Deutsche und österreichische Emigranten*, Brno 1997.

Müller Reinhard, *Marienthal. Das Dorf – Die Arbeitslosen – Die Studie*, Innsbruck 2008.

Musil Robert, *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reimbek 1990.

Nachtigal Reinhard, *Die dänisch-österreichisch-ungarische Rotkreuzdelegierten in Rußland 1915–1918*, in: *Zeitgeschichte* 25 (1998).

Nachtigal Reinhard, *Kriegsgefangenschaft an der Ostfront 1914 bis 1918*, Frankfurt/M. 2005.

Nasaw David, *Introduction, Historians and Biography*. In: *The American Historical Review* 114 (2009).

Neck Rudolf Hg., *Die Ereignisse des 15. Juli 1927*, Wien 1979.

Neck Rudolf, *Arbeiterschaft und Staat im Ersten Weltkrieg 1914–1918*, 1. Bd., Wien 1968.

Nenning Günther, *Biografie (Carl Grünberg)*, in: *Archiv für Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung*, Indexband, Graz 1979.

Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung, hg. von Ute Fevert, Frankfurt/M. 2005.

Nipperdey Thomas, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, 1. Bd., München 1990.

Nolte Ernst Hg., *Theorien über den Faschismus*, Köln 1967.

Oberkofer Gerhard, *Zeisel Hans über das Rote Wien als historische Anomalie*, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft* Nr. 1. 2006.

Olah Franz, *Die Erinnerungen*, Wien 1995.

Orpheus im Exil. *Die Vertreibung der österreichischen Musik von 1938 bis 1945*, Wien 1995.

Ortmayr Norbert Hg., *Knechte. Autobiographische Dokumente und sozialhistorische Skizzen*, Wien 1992.

Österreichische Industriegeschichte. 1848 bis 1955. *Die verpasste Chance*, Wien 2004.

Otruba Gustav, *Der Anteil der Juden am Wirtschaftsleben der böhmischen Länder seit dem Beginn der Industrialisierung*, in: *Die Juden in den böhmischen Ländern*, hg. von Ferdinand Seibt, München 1983.

Overy Richard, *The Dictators. Hitler's Germany; Stalin's Russia*, Penguin Books 2005.

Pasteur Paul, *Unter dem Kruckenkreuz. Gewerkschaften und Gewerkschafterinnen in Österreich 1934–1938*, Innsbruck 2008.

Peball Kurt, *Die Kämpfe in Wien im Februar 1934*, Wien 1974.

Pelinka Peter, *Die Faschismusanalyse Otto Bauers und der anitfaschistische Abwehrkampf der SDAP*, in: *Otto Bauer: Theorie und Praxis*, hg. von Detlev Albers. Berlin 1985.

Pepper Hugo, *Zur Otto-Bauer-Werkausgabe im Europa-Verlag*, Wien, in: *Archiv. Mitteilungsblatt des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung* 21 (1981), 42–53.

Peter, Hartmut Rüdiger, Fedor I. Dan und Otto Bauer. *Briefwechsel (1934–1938)*, Frankfurt/M. 1999.

Pfabigan Alfred, *Das Konzept des austromarxistischen Intellektuellen*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 1 (1990).

Pfabigan Alfred, Karl Kraus und das Wien der Zwischenkriegszeit, in: *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit*, hg. von Norbert Leser, Wien 1981.

Piperger Alois, *Zu meiner Zeit. Ein Leben im Spiegel unseres Jahrhunderts*, Wien 1998.

Pokorný Jiří, Vereine und Parteien in den böhmischen Ländern, in: *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Bd VIII/1, Wien 2006.

Popper Karl R., *Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung*, Hamburg 1979.

Popper Karl R., *Das Elend des Historizismus*, Tübingen 1969.

Popper Karl R., *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, 2. Bd., Bern 1957.

Pulzer Peter G. J., *Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914*, Göttingen 2004².

Radkau Joachim, *Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens*, Wien 2005.

Raphael Lutz, *Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts*, in: *Geschichte u. Gesellschaft*, 226 (1996).

Rauchsteiner Manfried, *Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg*, Graz 1993.

Rauh-Kühne Cornelia, *Das Individuum und seine Geschichte. Konjunktur der Biographik*, in: *Neuerste Zeit. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch*, hg. Von Andreas Wirsching, München 2006.

Rauhff Ulrich, *Der große Lebenshunger. Erlösende Literatur: Das biografische Verlangen wächst*, in: *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, 4. März 1997.

Rauscher Walter, *Karl Renner. Ein österreichischer Mythos*, Wien 1995.

Redl Josef, *Agrargeschichte abseits der Geschichtswissenschaft. Karl Grünberg und die Historische Schule der Nationalökonomie*, in: *Agrargeschichte schreiben*, hg. von Ernst Bruckmüller u. a., Innsbruck 2004.

Redlich Joseph, *Österreichische Regierung und Verwaltung im Weltkrieg*, Wien 1925.

Reimann Viktor, *Zu Gross für Österreich. Seipel und Bauer im Kampf um die Erste Republik*, Wien 1968.

Renner Karl, *An der Wende zweier Zeiten. Lebenserinnerungen*, Wien 1946.

Renner Karl, *Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat*, Wien 1902.

Renner Karl, *Die soziale Funktion der Rechtsinstitute*, Wien 1904.

Renner Karl, *Österreichs Erneuerung. Politisch-programmatische Aufsätze*, 3 Bde., Wien 1916.

Renner Karl, *Zur österreichischen Nationalitätenfrage*, Wien 1899.

Rennhofer Friedrich, Ignaz Seipel. *Mensch und Staatsmann. Eine biographische Dokumentation*, Wien 1978.

Richter Gustav (=Joseph Buttinger), *Organisation und Politik der „Revolutionären Sozialisten“*, in: *Der Kampf*, 2 (1935).

Rojahn Jürgen u. a. Hg., *Marxismus und Demokratie. Karl Kautskys Bedeutung in der sozialistischen Arbeiterbewegung*, Frankfurt/M. 1992.

Rosdolsky Roman, *Archivalische Miszellen über O. Bauer*, in: *Internationale Review of Social History* 8 (1963).

Rösener Werner, *Einführung in die Agrargeschichte*, Darmstadt 1997.

Rosenmayr Leopold, *Überwältigung 1938. Frühes Erlebnis – späte Deutung*, Wien 2008.

Rossbacher Karlheinz, *Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle*, Wien 2003.

Rozenblit Marsha L., *Die Juden Wiens 1867–1914. Assimilation, Identität*, Wien 1989.

Rudé George, *Die Volksmassen in der Geschichte*, Frankfurt M. 1979.

Rumpler Helmut Hg., *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, Bd. VII, Bd. VIII, Wien 2000–2006.

Ryklin Michail, *Kommunismus als Religion. Die Intellektuellen und die Oktoberrevolution*, Frankfurt/M. 2008.

Saage Richard, *Wehrhafter Reformismus. Zur Körner – Rezeption Ilona Duczynskas*, in: *Neue Studien zur Arbeitergeschichte*, hg. von Helmut Konrad, 2. Bd., Wien 1984.

Saage Richard, *Zur Rezeption und Aktualität des Austromarxismus. Das Beispiel Otto Bauer*, *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 57 (2009).

Sander Günther, *Engagierte Wissenschaft. Austromarxistische Kulturstudien und Anfänge der britischen Cultural Studies*, Wien 2006.

Sandkühler Hans-Jörg und Rafael de la Verga, *Austromarxismus. Texte zu „Ideologie und Klassenkampf“*, Wien 1970.

Schafranek Hans, „*Die Führung waren wir selbst*“ – Militanz und Resignation im Februar 1934 am Beispiel Kaisermühlen, in: *Neuere Studien zur Arbeitergeschichte*, Wien 1984.

Schafranek Hans, *Propaganda als Instrument politischer Disziplinierung. Stalinistische Provokationstechniken im deutschsprachigen Exil während der Moskauer Schauprozesse 1936–1938*, in: *Journal for Intelligence. Propaganda and Security Studies*, 3 (2009).

Schafranek Hans, *Zwischen Blocklogik und Antistalinismus. Die Ambivalenz sozialdemokratischer Kritik an den Moskauer Schauprozessen*, in: *Archiv 1994. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung* 10 (1994).

Schalamow Warlam, *Durch den Schnee. Erzählungen aus Kolyma I*, Berlin 2007.

Schausberger Franz, *Letzte Chance für die Demokratie. Die Bildung der Regierung Dollfuß I im Mai 1932*, Wien 1993.

Schlegelmilch Arthur, *Die österreichische „Dezemberverfassung“ von 1867 als Kompromiß und Stabilitätssystem*, in: *Anzeiger der philosophisch - historischen Klasse* 137 (2002), 2. Halbbd. (Österreichische Akademie der Wissenschaften).

Schlögel Karl, *Terror und Traum. Moskau 1937*, München 2008.

Schmidl Erwin A., *Juden in der k. (u.)k. Armee 1788–1918*, Eisenstadt 1989.

Schneidmadl Heinrich, *Über Dollfuß zu Hitler. Ein Beitrag zur Geschichte des 12. Februar 1934. Wien 1964*.

Schnitzler Arthur, *Tagebuch 1917–1919*, hg. von Werner Welzig, Wien 1985.

Schnitzler Arthur, *Tagebuch 1920–1922*, hg. von Werner Welzig, Wien 1993.

Schöttler Peter, *Der Wahlrechtskampf der österreichischen Sozialdemokratie 1888/89 – 1897. Vom Hainfelder Einigungsparteitag bis zur Wahlrechtsreform Badenis und zum Einzug der ersten Sozialdemokraten in den Reichsrat*, Stuttgart 1986.

Schumpeter Joseph A., *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, München 1972³. (Englische Erstausgabe 1942).

Schwager Ernst, *Österreichische Emigration in Frankreich 1938–1945*, Wien 1984.

Semprún Jorge, *Was für ein schöner Sonntag!*, Frankfurt/M 1999.

Sirbik Heinrich von, *Metternich. Der Staatsmann und Mensch*, 2. Bde., München 1925.

Slezkine Yuri, *Paradoxe Moderne. Jüdische Alternativen zum Fin de Siècle*, Göttingen 2005.

Smaldone William, *Rudolf Hilferding. Tragödie eines deutschen Sozialdemokraten*, Stuttgart 2000.

Smith Antony D., *Nationalism and Modernism*, London 1998.

Sperber Manès, Die vergebliche Warnung. All das Vergangene ..., München 1979.

Spitzer Rudolf, Karl Seitz. Waisenknabe-Staatspräsident-Bürgermeister von Wien, Wien 1994.

Spitzmüller Alexander, „... und hat auch Ursach es zu lieben, Wien 1955.

Stadler Karl R., Adolf Schärf. Mensch, Politiker, Staatsmann, Wien 1982.

Stadler Karl R., Opfer verlorener Zeiten. Geschichte der Schutzbund-Emigration 1934, Wien 1974.

Stampf Michael, Die Anfänge des Mieterschutzes in Österreich, Wien 1995.

Steedman Carolyn, Master and Servant. Love and Labour in the English Industrial Age, Cambridge 2007.

Steiner Guenther, Wahre Demokratie? Transformation und Demokratieverständnis in der Ersten Republik Österreich und im Ständestaat Österreich 1918–1938, Frankfurt/M 2004.

Steiner Herbert, Der erste österreichische Gesandte in Prag. Ferdinand Marek. Sein Schicksal in den Jahren 1938–1947, Archiv Akademie Věd České Republiky, Praha 1995.

Steiner Herbert, Otto Bauer und die „Anschlußfrage“ 1918/19, in: Die Auflösung des Habsburgerreiches, hg. von Richard G. Plaschka u. a., Wien 1970.

Stiefel Dieter, Die Krise der Credit-Anstalt in den 1930er Jahren und ihre Folgen für das österreichische Bankensystem, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 19 (2008).

Stiefel Dieter, Die Sanierung und Konsolidierung der österreichischen Banken 1931 bis 1934, in: Bank Austria Creditanstalt. 150 Jahre österreichische Bankengeschichte im Zentrum Europas, hg. von Oliver Rathkolb, Wien 2005.

Stieg Gerald, Frucht des Feuers, Wien 1990.

Stölzl Christoph, Kafkas böses Böhmen. Zur Sozialgeschichte eines Prager Juden, München 1975.

Stourz Gerald, Probleme der Konfliktlösung in multiethnischen Staaten: Schlüsse aus der historischen Erfahrung Österreichs 1848 bis 1918, in: Staat und Nation in multi-ethnischen Gesellschaften, hg. von Erich Fröschl, Wien 1991.

Sturmthal Adolf, Zwei Leben. Erinnerungen eines österreichischen Internationalisten zwischen Österreich und den USA, Wien 1989.

Suppan Arnold Hg., Außenpolitische Dokumente der Republik Österreich 1918–1938 (ADÖ), 2 Bde., Wien 1993.

Suppan Arnold, Die Außenpolitik der ersten Tschechoslowakischen Republik aus Wiener Sicht, in: Edvard Beneš und die tschechoslowakische Außenpolitik 1918–1948, hg. von dems., Frankfurt/M. 2002.

Swanson John C., The Remants of the Habsburg Monarchy: The Shaping of Modern Austria and Hungary 1918–1922, New York 2001.

Szöllösi-Janze Magrit, Lebens-Geschichte, Wissenschafts-Geschichte. Vom Nutzen der Biografie für Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 23 (2000).

Szöllösi-Janze Magrit, Wissenschaftsgesellschaft in Deutschland. Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse, in: Geschichte und Gesellschaft, 30 (2004).

Thompson Edward P., Die englische Gesellschaft im 18. Jahrhundert: Klassenkampf ohne Klasse?, in: ders., Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts, hg. von Dieter Groh, Frankfurt/M. 1980.

Thompson Edward P., The Making of the English Working Class, Pelican Books 1977 (Erstdruck 1963).

Thumser Regina, Vertriebene Musiker. Schicksale und Netzwerke im Exil 1933–1945, gw. Diss. Salzburg 1998.

Tomo Shigeki, Eugen von Böhm-Bawerk. Ein großer österreichischer Nationalökonom zwischen Theorie und Praxis, Marburg 1994.

Tóth István György, Geschichte Ungarns, Budapest 2005.

Trebisch Oskar, Von direkter Demokratie. Erwägungen zum Parteiprogramm, in: Der Kampf 19. Bd., 1926.

Tupetz Theodor, Geschichte der österreichisch – ungarischen Monarchie. Verfassung und Staats- einrichtung derselben, Wien/Prag 1891.

Unfried Berthold, „Stockholm“ und „Zimmerwald“ in Österreich. Die deutsche Sozialdemokratie in Österreich und die „österreichische Internationale“ 1917/18, in: 23. Linzer Konferenz 1987, Wien 1988.

Unfried Berthold, Positionen der „Linken“ innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie während des 1. Weltkrieg, in: Neuere Studie zur Arbeitergeschichte, hg. von Helmut Konrad, 2. Bd., Wien 1984.

Unterhändler des Vertrauens. Aus den nachgelassenen Schriften von Sektionschef Dr. Richard Schüller, hg. von Jürgen Nautz, Wien 1990.

Vanry Frank (Franz Weinreb), Der Zaungast. Lebenserinnerungen, Wien 1983.

Venus Theodor, Kontinuitäten und Brüche in der sozialdemokratischen Tagespresse und im Journalismus 1938 bis 1945, in: Entnazifizierung zwischen politischen Anspruch, Parteienkonkurrenz und Kaltem Krieg. Das Beispiel der SPÖ, hg. von Maria Messner, Wien 2005.

Verosta Stephan, Joseph Schumpeter gegen das Zollbündnis der Donaumonarchie mit Deutschland und gegen die Anschlußpolitik Otto Bauers (1916–1919), in: Festschrift für Christian Broda, hg. von Michael Neider, Wien 1976.

Volansky Gabriele, Pakt auf Zeit. Das Deutsch-Österreichische Juli-Abkommen 1936, Wien 2001.

Vranicki Predrag, Geschichte des Marxismus, 1. Bd., Frankfurt/M. 1972.

Wadl Wilhelm, Liberalismus und soziale Frage in Österreich. Deutschliberale Reaktionen und Einflüsse auf die frühe österreichische Arbeiterbewegung (1867–1879), Wien 1987.

Wagner Wilhelm J., Bildatlas der österreichischen Zeitgeschichte 1918–1938, Wien 2007.

Wank Solomon, Pessimism in the Austrian Establishment at the Turn of the Century, in: The Mirror of History. Essays in Honor of Fritz Fellner, ed. by Solomon Wank, Santa Barbara 1988.

Wassermann Jakob, Mein Weg als Deutscher und Jude, Berlin 1921, Neuauflage, Frankfurt/M. 2005.

Weber Derek, Otto Bauer und die österreichische Arbeiterbewegung, Reform, Revolution und westlicher Marxismus, in: Otto Bauer und der Austromarxismus. „Integraler Sozialismus“ und die heutige Linke, hg. von Walter Baier, Berlin 2008.

Weber Fritz, Der Kalte Krieg in der SPÖ. Koalitionswächter, Pragmatiker und Revolutionäre Sozialisten 1945–1950, Wien 1986.

Weber Fritz, Die Angst der Parteiführung vor dem Klassenkampf. Die SPÖ 1945–1966, in: Auf dem Weg zur Staatspartei. Zur Geschichte und Politik der SPÖ seit 1945, hg. von Peter Peplinka, Wien 1988.

Weber Max Gesamtausgabe, I. Abteilung, Bd. 15, hg. von Wolfgang J. Mommsen, Tübinger 1984.

Weber-Felber Ulrike, Gewerkschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise. Die Freien Gewerkschaften und das Problem der Arbeitsbeschaffung, in: Der 12. Februar 1934, hg. von Erich Fröschl, Wien 1984.

Wehler Hans Ulrich, Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen, München 2001.

Wehler Hans-Ulrich, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 4. Bd., München 2003.

Weidenholzer Josef, Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“. Bildungs- und Kulturarbeit der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik, Wien 1981.

Weissel Erwin, Die Ohnmacht des Sieges. Arbeiterschaft und Sozialisierung nach dem Ersten Weltkrieg in Österreich, Wien 1976.

Welcker Johanna M., Zwischen Wirklichkeit und Traum. Die Stockholmer Friedenskonferenz von 1917, in: Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. 19. Linzer Konferenz 1983, Wien 1985.

Werner Reichmann, „Die Gezeiten der Wirtschaft“. Institutionalisierung und Methoden der Beobachtung wirtschaftlicher Zyklen in Österreich bis 1945, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 18 (2007).

White Hayden, Metahistory. Die historische Erfindungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt/M. 1994.

Who is Who in America 1976/77, Chicago 1977.

Widerstand und Verfolgung in Wien 1934–1945, hg. von Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, 1. Bd., Wien 1975.

Williamson Samuel R. Jr. / Ernest R. May, An Identity of Opinion: Historians and July 1914, in: The Journal of Modern History 79 (2007).

Windisch-Graetz Ludwig Prinz, Ein Kaiser kämpft für die Freiheit. So begann Ungarns Leidenschaft. Wien 1957.

Winkelbauer Thomas, Ständefreiheit und Fürstenmacht. Länder und Untertanen des Hauses Habsburg im Konfessionellen Zeitalter, 2. T., Wien 2003.

Winkler Günther, Die Rechtswissenschaft als empirische Sozialwissenschaft, Wien 1999.

Wisshaupt Walter, Wir kommen wieder! Eine Geschichte der Revolutionären Sozialisten Österreichs 1934–1938, Wien 1967.

Wistrich Robert S., Die Juden Wiens im Zeitalter Kaiser Franz Josephs, Wien 1999.

Wistrich Robert S., Socialism and the Jews. The Dilemma of Assimilation in Germany and Austria-Hungary, London 1982.

Wolfram Herwig, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung, Wien 1995.

Woynar Karl, Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit, Wien 1912².

Wurzer Georg, Die Kriegsgefangenen der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2005.

Zahra Tara, „Each nation only cares for its own“. Empire, Nation and Child Welfare Activism in Bohemian Lands. 1900–1918, in: The American Historical Review 111 (2006).

Zehetbauer Ernst, Die „E. F.“ und das Ende der alten Armee. Der Krieg der Reserveoffiziere Österreich-Ungarns 1914–1918, Staatsprüfungsarbeit am Institut für österreichische Geschichtsforschung, Wien 2000.

Zoith, Helge, „Student kommt vom Studieren!“ Zur Geschichte der sozialdemokratischen Studentenbewegung in Wien, Wien 1992.

Zweig Stefan, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Frankfurt/M. 1974.

Bildnachweis

Deutscher Kulturverband Region Brünn: Abb. 21, 22

Museum der Moderne Salzburg, Foto Bettina Salomon: Abb. 23

Sammlung Wilfried Daim, Wien: Abb. 10

Universität für angewandte Kunst Wien, Kunstsammlung und Archiv: Abb. 11

Verein zur Geschichte der Arbeiterbewegung: Abb. 1-9, 12-15, 17, 18, 24-26

Wien Museum: Abb. 16

Register

Abram, Simon 134
Ackermann, Manfred 318, 330
Adler, Ernst 20, 26, 28
Adler, Friedrich 36, 39, 54, 71, 79, 83, 88, 105, 114, 125, 132, 133, 138, 172, 179, 181, 202, 211, 215, 233, 245, 252, 256, 289, 291, 294, 315, 316, 318, 322, 324, 330, 333, 334, 338, 350, 367, 374, 380, 381, 382
Adler, Sigmund 68
Adler, Kathia 288, 353
Adler, Kurt Herbert 29, 371
Adler, Max 34, 52, 73, 74, 107, 114, 115, 117, 230, 233, 253
Adler, Victor 21, 23, 47–49, 60, 64, 68, 76, 78, 84–91, 104, 115, 117, 120, 121, 126, 128, 133, 134, 136, 139, 150, 166, 290, 348, 374, 382
Adorno, Theodor W. 67, 105
Aehrenthal, Aloys 148
Anderson, Benedict 97, 99
Andrássy, Gyula 148
Appelt, Rudolf 20
Ardelt, Rudolf G. 82, 83, 122
Austerlitz, Friedrich 82, 171, 233, 241, 253

Babák 315
Banner, Lois W. 10
Bauer-Chlumberg 37
Bauer, Helene (geschiedene Landau) 32, 35–38, 84–86, 91, 137, 187, 205, 223, 305, 321, 322, 374, 391
Bauer, Ida 19, 20, 25, 26, 36, 84, 371
Bauer, Ingrid 15
Bauer, Karl 20, 21, 30
Bauer, Katharina 19, 24
Bauer, Ludwig 20
Bauer, Philipp 19–26, 43
Bebel, August 60
Beller, Steven 56
Beneš, Edvard 281, 314, 315, 337
Berchtold, Leopold 148
Berchtold, Klaus 186

Berczeller, Richard 373f
Bergmann, Leopold 299
Bernaschek, Richard 205, 284, 288, 297–299, 296, 335, 336
Bermatzik, Edmund 71
Bethlen, István 162
Bibl, Victor 220
Blum, Léon 289, 350, 374, 382
Bögl, Hans 205
Böhm-Bawerk, Eugen von 67, 69–72
Bonaparte, Marie Louise 31
Bonaparte, Napoleon 31
Bottomore, Tom 390
Botz, Gerhard 242, 244, 392
Bourdet, Yvon 390
Bourdieu, Pierre 10, 106
Boyer, John W. 58, 60, 147
Branting, Hjalmar 88
Braudel, Fernand 98
Braun, Otto 288
Braun, Adolf 79, 115, 118, 125
Braunthal, Julius 21, 37, 64, 108, 121, 297
Breitner, Hugo 206
Broch, Hermann 23
Brockhausen, Karl 69
Brockway, Fenner A. 181
Brouckère, Louis de 375
Brückmüller, Ernst 213
Brügel, Fritz 333, 353
Bucharin, Nikolai 353
Buresch, Karl 358
Buttinger, Joseph 288, 99, 303, 313, 322, 331, 334, 338, 359, 360, 371, 372, 374

Charmatz, Richard 10
Cohen, Gary B. 58
Csáky, Moritz 58
Cuninghame, Thomas Montgomery 157
Czernin, Ottokar 87, 88, 90

Dahrendorf, Ralf 38, 107

Daladier, Édouard 341
 Damianitsch, Martin 75
 Dan 352, 354
 Dan, Lydia 89, 374
 Dan, Theodor 89, 322, 346, 350, 352, 354, 357, 374
 Danneberg, Robert 47, 50, 116, 202, 230, 274, 277, 288, 370, 289, 298
 Daubek 86
 Decker, Hannah S. 36
 Deutsch-Kramer, Maria 320
 Deutsch, Julius 30, 32, 34, 50, 125, 139, 202, 206, 242, 244, 250, 253, 289, 298, 294, 296, 299, 303–306, 315, 316, 319, 320, 321, 329, 331, 334, 336, 340, 372, 380, 382, 387
 Deutsch, Karl W. 97
 Dimitroff, Georgi 358
 Doderer, Heimito von 66, 244
 Dollfuß, Engelbert 21, 77, 84, 85, 125, 220, 278, 279, 280–283, 285, 287, 289, 291, 293, 296, 297, 304, 305, 307–309, 328, 338, 342, 364, 366, 369, 370, 385
 Dopsch, Alfons 188, 189, 220
 Ebner, Herwig 306
 Eckstein, Gustav 114
 Eifler, Alexander 294, 296, 333
 Eisenstein, Sergei 254
 Ellenbogen, Wilhelm 50, 129, 230, 233
 Ender, Otto 358
 Engels, Friedrich 74, 85, 97, 126, 158, 195, 262, 290, 320, 339, 369
 Erlach, Fischer von 210
 Fey, Emil 279, 296, 297, 309
 Fierlinger, Zdeněk 281, 305, 318, 337, 380
 Firnberg, Hertha 389
 Fischer, Ernst 52, 242, 243, 287, 290, 349, 350, 352, 353, 357, 359
 Fischer, Heinz 390
 Flotow, Ludwig Freiherr von 148, 150
 Ford, Henry 262
 Foucault, Michel 10
 Franco, General 365
 Franz, Joseph 31, 65
 Franzel, Emil 305
 Freud, Sigmund 19, 20, 22–25, 28, 29, 36, 224
 Friedjung, Heinrich 220
 Furet, François 107, 112
 Garamvölgyi, Judit 183
 Garbo, Greta 297
 Gay, Peter 25
 Gerber, Bernhard 137
 Gerber, Jeanette 137
 Gerber, Katharina 23
 Gerber, Leo 20
 Gerschenkron, Alexander 391
 Gindely, Anton 210
 Glöckel, Otto 206, 208, 210, 244
 Goethe, Johann W. 9, 11, 45, 95, 98
 Goff, Jacques Le 14, 59
 Goluchowski, Agenor 148
 Gomrich, Ernst 56
 Goode, Patrick 390
 Goos, Roderich 152
 Göring, Hermann 56
 Gotthein, Eberhard 22
 Grünberg, Carl 67, 68, 73, 99, 184, 221
 Grünwald, Max 35
 Grzesinski, Albert 288
 Gumplowicz, Felix 32
 Gumplowicz, Ludwig 32
 Gundlach, Gustav 291
 Gürler, Alfred 206
 Gusenbauer, Alfred 385
 Haas, Hans 392
 Habsburg, Otto von 339
 Hainisch, Michael 223
 Hamerling, Robert 63
 Hampl, Antonín 314, 339
 Hanisch, Christa 15
 Hanisch, Christof 15
 Hänisch, Dirk 203
 Hannak, Hilde 38
 Hannak, Jacques 39
 Hartmann, Ludo Moritz 73, 151, 154, 160
 Häupl, Michael 392
 Haupt, Stephan 151, 156
 Hayek, Friedrich A. 229, 257

Healy, Maureen 91
 Hegel, Georg Wilhelm 97
 Heinz, Karl 294, 341, 342
 Helmer, Oskar 230, 281, 291, 293, 379
 Hennet, Leopold 157
 Herkner, Heinrich 32
 Herzl, Theodor 40, 43
 Hilferding, Rudolf 34, 54, 69, 70, 74, 113, 114, 115, 124, 183
 Hindels, Josef 384
 Hitler, Adolf 282, 290, 292, 307–309, 324, 334, 339, 343, 346, 351, 354, 364, 372, 381
 Hobsbawm, Eric 97, 122, 257, 372
 Hodža, Milan 337
 Hofmann, Hilde 39
 Hölderlin, Friedrich 13
 Hoover, Herbert 263
 Horkheimer, Max 67
 Hötzendorf, Conrad von 75
 House, Oberst 156
 Hueber, Anton 230
 Inama-Sternegg, Karl Theodor 68
 Jahoda, Maria 359
 Jakoncig, Guido 278
 Jaksch, Wenzel 343
 Jalkotzy, Alois 297
 Jászi, Oscar 75
 Jaurès, Jean 82
 Jochmann, Rosa 299, 385
 Jodl, Friedrich 68
 Jonas, Franz 205
 Joseph II 221
 Judson, Pieter M. 58
 Judt, Tony 383, 387
 Kafka, Franz 53, 64
 Kant, Immanuel 95, 96, 98, 114, 115, 335
 Karl, Kaiser 87, 139
 Kaunitz, Wenzel Anton 148
 Kautsky, Benedikt 151, 220, 272
 Kautsky, Karl 22, 25, 69, 71, 87, 90, 91, 93, 97, 104, 105, 106, 117, 118, 121, 124, 125, 127, 128, 135, 151, 152, 156, 158, 161, 162, 168, 170, 171, 172, 181, 230, 289
 Kelsen, Hans 38, 54, 151, 153, 171, 199, 239, 240, 391
 Keynes, John Maynard 258, 260
 Kienböck, Viktor 278, 279
 Kinsky, Nora 87
 Klein, Franz 139, 151, 160, 163, 164
 König, Berhold 50
 Konrad, Helmut 392
 Korbel, Eduard 333
 Körner, Theodor 244, 250, 297
 Kraus, Karl 218
 Kreisky, Bruno 38, 39, 139, 220, 276, 299, 307, 334, 384, 385, 391, 392
 Kulemann, Peter 121, 390
 Kun, Béla 139, 174
 Lamprecht, Karl 97
 Landau, Helene 35, 91
 Landau, Leszek 33
 Landau, Max 33
 Landau, Wanda Janina 33, 34, 38
 Landau, Wladek 33
 Lazarsfeld, Paul F. 262, 390
 Lederer, Emil 69
 Leichter, Käthe 22, 42, 186, 187, 287, 360
 Leichter, Otto 14, 34, 38, 242, 323, 333, 372, 373, 374, 388
 Lenin 97, 319, 355
 Leser, Ludwig 13
 Leser, Norbert 13, 121, 273, 276, 384, 388, 390
 Lewis, Sinclair 263
 Lichtblau, Albert 15
 Liebknecht, Karl 82
 Loewenfeld-Russ, Hans 149, 155–157, 164
 Löw, Rudolf 294, 296
 Lueger, Karl 45, 49, 121, 140, 184, 238
 Mach, Ernst 114, 199
 Machlup, Fritz 67
 Maderthaner, Wolfgang 15, 244
 Maisel, Karl 205
 Mamorek, Hilde 321
 Mamorek, Schiller 321
 Mandelstam, Ossip 226
 Mantegazza, Paolo 28

Manuilski, Dimitri 352, 353
 Marek, Ferdinand 313–315, 320, 336, 337
 Maria Theresia 221
 Marmorek, Schiller 39
 Marramao, Giacomo 391
 Marschalek, Manfred 304
 Martow, Julius 89
 Marx, Karl 9, 11, 30, 45, 49, 51, 54, 65, 70, 95,
 98, 106, 108, 112, 113, 117, 125, 126, 158,
 195, 221, 253, 254, 262, 286, 320, 326
 März, Eduard 218, 272, 392
 Matzka, Manfred 392
 Mayr 297
 McCarthy, Joseph 380
 Meissner, Alfred 313
 Menger, Anton 67, 68
 Menger, Carl 67
 Metternich, Klemens 148
 Miklas, Wilhelm 369
 Mises, Ludwig von 69, 124, 187, 197, 229,
 257, 271
 Mommsen, Hans 120
 Mozetič, Gerald 390
 Musil, Robert 112, 151, 291
 Mussolini, Benito 285, 309
 Myrdal, Alva 275
 Myrdal, Gunner 275
 Nell-Breuning, Oswald 291
 Nietzsche, Friedrich 325
 Nolte, Ernst 393
 Novotry, Maria 37
 Novy, Franz 382
 Olah, Franz 299
 Oppenheimer, Leopold 20
 Paul, Ernst 305
 Pav, Hans 372
 Pelinka, Peter 392
 Pepper, Hugo 391
 Pernerstorfer, Engelbert 47, 124, 287
 Peutl, Karl 365
 Philippovich, Eugen 68, 69, 72, 267
 Phipps, Eric 281
 Pick, Josef 42
 Piperger, Alois 298
 Pius XI, Papst 291
 Plato 292
 Pleyl, Josef 305
 Pohl, Otto 151
 Pollak, Oskar 333, 372
 Popp, Adelheid 145, 230
 Popper, Helene 298
 Popper, Karl 178
 Pribram, Karl 147, 186
 Proft, Gabriele 133, 134
 Pulzer, Peter G. J. 40
 Raab, Julius 53
 Ramek, Rudolf 233
 Redlich, Josef 88, 160, 161, 171, 215
 Reich, Emil 68
 Reimann, Viktor 388
 Reisch, Richard 271
 Reither, Josef 358
 Renner, Karl 21, 34, 35, 47, 74, 76, 77, 80, 87,
 97, 101–103, 114, 115, 118, 126, 129, 134,
 135, 139, 147, 155, 162, 164, 170, 203, 230,
 233, 245, 250, 253, 274, 280, 284, 287, 299,
 334, 335, 340, 370, 379, 380, 384, 390, 391
 Reumann, Jakob 129
 Richter, Paul 230, 289
 Rintelen, Anton 278
 Robinson, Moritz 38
 Roosevelt, F. D. 263
 Rothschild, Louis 267, 270
 Rumpler, Helmut 58
 Saage, Richard 390
 Sailer Hans 331
 Sailer, Karl Hans 330, 334
 Sandkühler, Hans Jörg 115, 390
 Schärf, Adolf 379, 381, 382, 384
 Scharmer, Karl 290
 Schatz, Otto R. 207
 Schevenels, Walter 340, 341, 342
 Schiff, Walter 221
 Schiller, Friedrich 31, 45
 Schlegelmilch, Arthur 61

Schlesinger, Therese 335, 348
 Schmoller, Gustav 67
 Schneider, Ernst 278, 279
 Schneidmadl, Heinrich 289, 291
 Schnitzler, Arthur 41, 139, 171
 Schober, Johannes 242, 245, 252
 Schöpfer, Ämilian 227
 Schorsch, Johann 206, 270, 297–299, 340, 341, 342
 Schorske, Carl E. 58
 Schuhmeier, Franz 47, 121, 131, 132
 Schüller, Richard 151
 Schumpeter, Joseph 69, 170, 186
 Schuschnigg, Kurt 279, 303, 334–343, 337, 364, 367, 369, 370, 371, 380
 Schwarzenberg, Karl 31
 Seipel, Ignaz 14, 170, 184, 185, 197, 200, 201, 211, 214, 215, 218, 219, 227, 229, 239, 241, 243–248, 252, 255, 276, 388
 Seitz, Karl 37, 83, 84, 87, 131, 162, 164, 166, 206, 243, 244, 245, 279, 280, 289, 297, 298, 308, 321, 382
 Seliger, Josef 134
 Semprún, Jorge 116
 Seyss-Inquart, Arthur 367
 Sieghart, Rudolf 267, 270
 Sispela, Josef 294
 Slezkine, Yuri 42
 Šmeral, Bohumír 78
 Smith, Anthony D. 97
 Sonnenschein, Hugo 354
 Spann, Othmar 292
 Sperber, Manès 53
 Spitzmüller, Alexander 231
 Sprengnagel, Gerald 15
 Srbik, Heinrich von 188, 189, 190, 220
 Šrom 305
 Stalin 33, 97, 334, 348, 351, 352, 354
 Starhemberg, Ernst Rüdiger 309
 Stein, Lorenz von 67
 Steinbach, Arnold 29, 371
 Stern, Josef Luitpold 204
 Stiefel, Dieter 269
 Stourzh, Gerald 58, 60
 Strasser, Richard 340
 Stürgkh, Karl 88, 132, 172
 Taaffe, Eduard 338
 Tandler, Julius 206
 Taub, Friedrich 338
 Täubler, Alexander 91
 Taylor, F. W. 262
 Thompson, Edward P. 116
 Tonningen, Rost van 286
 Trebitsch, Oskar 233
 Trevelyan G. M. 207
 Troeltsch, Ernst 106
 Trotzki, Leo 33, 34, 106, 355, 356
 Tschajanow, Alexander 221
 Vaugoin, Carl 248, 252, 275
 Vega, Rafael de la 115, 390
 Vogelsang, Karl von 184
 Volkov, Shulamit 40
 Wallisch, Koloman 306, 307
 Walter, Franz 392
 Wandruszka, Adam 58
 Wank, Solomon 58
 Wassermann, Jakob 53
 Webb, Sidney 82
 Weber, Max 12, 22, 51, 97, 106, 111, 144, 182, 221, 264, 272, 336
 Wehler, Hans-Ulrich 67, 97
 Weidenhoffer, Emmanuel 53
 Weissel, Georg 307
 Wieser, Friedrich von 67, 69
 Windisch, Fritz 331
 Winkler, Franz 329
 Wistrich, Robert S. 48
 Wopfner, Hermann 220
 Zeinitzer, Mathias 293, 294
 Zelenka, Hans 25, 28
 Zetkin, Clara 393
 Zweig, Stefan 72
 Zyromski, Jean 346

